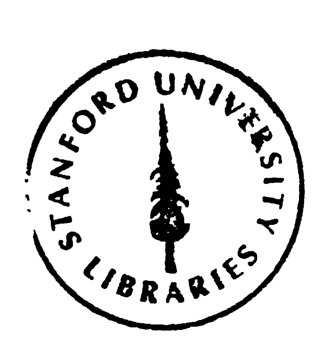





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Sir Adolf Richter

Lomnicz

Ausgewählte Schriftchen

vornehmlich historischen Inhalts

von

Alfred Dove.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1898.

Paul Heyse

in herzlich verehrender Freundschaft

zugeeignet.

Paul Heyse

in herzlich verehrender Freundschaft

zugeeignet.

Vorwort.

Im ersten Theil der nachstehenden Sammlung literarischer Kleinigkeiten habe ich einige Reden und Vorträge historischen Inhalts zusammengestellt, die, im ganzen von gleichem populär-wissenschaftlichen Charakter, doch einzeln je nach Bestimmung und Gelegenheit verschiedene Tonart wählen mußten. Die fünf Vorträge (I, 2, 3, 5, 6, 7), darunter zwei bisher ungedruckt (I, 2, 7), wurden vor gemischtem Publicum von höherer Bildung gehalten. Von den Reden wandten sich die auf Luther und die ältere auf Kaiser Wilhelm (I, 4, 9) an zahlreiche Zuhörer jeden Standes und Berufs; die übrigen (I, 1, 8, 10) dienten dagegen öffentlichen Festacten der Universität oder Akademie; der am meisten wissenschaftlich gefaßten (I, 1) habe ich die gelehrten Anmerkungen der früheren Sonderausgabe auch bei diesem neuen Abdruck belassen.

Schon von den Stücken des ersten Theils beschäftigt sich eins (I, 8) vornehmlich mit Leopold v. Ranke, seinem Andenken ist die zweite Abtheilung ausschließlich gewidmet. Sie enthält nicht alles, was ich über ihn geschrieben; aber manches schien mir der Wiederholung an sich nicht werth, anderes, wie meine Vorreden zu den letzten Bänden seiner sämmtlichen Werke und seiner Weltgeschichte, behält einen Sinn doch nur am ursprünglichen Ort. Wohl aber habe ich zwei bloße Veröffentlichungen — die Briefe Manteuffels und ein paar kleine Reliquien Ranke's selbst (II, 7, 6) — getrost mit aufgenommen; sie werden so auf die Dauer bequemer zugänglich und bieten dem Leser jedenfalls eine willkommene Abwechslung dar.

Aufsätze und Artikel der dritten Abtheilung schließen sich den beiden ersten Abschnitten ergänzend an. Sie betreffen theils geschichtliche Fragen und Momente selbst (III, 1—3, 18—22), theils streben sie nach einer Charakteristik verschiedener neuerer Historiker (III, 4—17). Die an die Spitze gestellte akademische Abhandlung zur Geschichte des deutschen Volksnamens nebst ihrem Nachtrag (III, 1, 2) ließ sich ihres gelehrten Gewandes nicht entkleiden; doch rechtfertigt ihr Gegenstand gewiß auch so

den Wunsch, sie einem weiteren Publicum vorzulegen. Die ungewöhnliche Kürze mancher Äußerung über einzelne Historiker — in Besprechungen, Nachrufen, Adressen — gereicht diesen Stücken hoffentlich eher zur Empfehlung, als zum Vorwurf. Mir wenigstens erschien es als langjährigem Herausgeber von Wochen- und Tageblättern stets als Pflicht, das Wesentliche nicht allein möglichst bald, sondern auch möglichst knapp zu sagen.

Meine journalistische Vergangenheit hat mir von jeher die Versuchung nahegebracht, auch über andere als historische Dinge gelegentlich das Wort zu ergreifen. Aus einer Menge derartiger literarischer Beiträge gebe ich im vierten Theil dieser Sammlung anhangsweise eine kleine Auswahl wieder. Es sind solche Stücke, die zu ihrer Zeit durch Inhalt oder Form ein lebhafteres Echo der Zustimmung hervorgerufen. In ihre Reihe hätten auch die ausführlichen Artikel über die Forsters und die Humboldts aus der Allgemeinen deutschen Biographie gehört; doch hat diese der Verleger der vorliegenden Sammlung, mein Freund Carl Geibel, schon vor Jahren als besonderes Büchlein erscheinen lassen.

Freiburg im Breisgau, im Juli 1898.

Alfred Dove.

[illegible]

I. [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]

II. [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]

III. [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible]

den Wunsch, sie einem weiteren Publicum vorzulegen. Die ungewöhnliche Kürze mancher Äußerung über einzelne Historiker — in Besprechungen, Nachrufen, Adressen — gereicht diesen Stücken hoffentlich eher zur Empfehlung, als zum Vorwurf. Mir wenigstens erschien es als langjährigem Herausgeber von Wochen- und Tageblättern stets als Pflicht, das Wesentliche nicht allein möglichst bald, sondern auch möglichst knapp zu sagen.

Meine journalistische Vergangenheit hat mir von jeher die Versuchung nahegebracht, auch über andere als historische Dinge gelegentlich das Wort zu ergreifen. Aus einer Menge derartiger literarischer Beiträge gebe ich im vierten Theil dieser Sammlung anhangsweise eine kleine Auswahl wieder. Es sind solche Stücke, die zu ihrer Zeit durch Inhalt oder Form ein lebhafteres Echo der Zustimmung hervorgerufen. In ihre Reihe hätten auch die ausführlichen Artikel über die Forsters und die Humboldts aus der Allgemeinen deutschen Biographie gehört; doch hat diese der Verleger der vorliegenden Sammlung, mein Freund Carl Geibel, schon vor Jahren als besonderes Büchlein erscheinen lassen.

Freiburg im Breisgau, im Juli 1898.

Alfred Dove.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Reden und Vorträge historischen Inhalts . . . . 1—149

1. Der Wiedereintritt des nationalen Princips in die Weltgeschichte (1890) 1
2. Kaiser Friedrich II. (1886) 20
3. Erinnerungen eines Bettelmönchs (1890) 36
4. Luthers Bedeutung für die Neuzeit überhaupt (1883). 53
5. Die Kinder des Winterkönigs (1889) 62
6. Maria Theresia im Anfang ihrer Regierung (1877). 82
7. Kaunitz (1898). 94
8. Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max (1895) . . 110
9. Königsfeier am Rhein (1886) 128
10. Kaiser Wilhelms geschichtliche Gestalt (1888). 138

II. Aufsätze und Veröffentlichungen zur Kenntniß Ranke's . . . 150—299

1. Ranke's Leben im Umriß (1888). 150
2. Über den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (1873) 186
3. Zur Begrüßung der Weltgeschichte Ranke's (1880) 192
4. Ranke's römische Geschichte (1881) 199
5. Ranke's Verhältniß zur Biographie (1895) 205
6. Mittheilungen zum Ranke-Jubiläum (1895) 227
7. Briefe Edwin Frhn. v. Manteuffels an Leopold v. Ranke (1896) 235

III. Geschichtliche Aufsätze und Artikel . . . . 300—425

1. Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens (1893) . 300
2. Das älteste Zeugniß für den Namen Deutsch (1895) 324
3. Die Säcularperioden in der deutschen Geschichte (1871). 333
4. Muratori's Bedeutung (1872). 341
5. Philipp Jaffé (1881). 353
6. Die amtliche Zeitgeschichtschreibung in Preußen (1890) 361
7. Johann Gustav Droysen (1878) 369
8. Der Prophet unseres Reichs (1871) 383
9. Treitschke's deutsche Geschichte (1879). 388
10. Gervinus † (1871). 393
11. An J. G. Droysen (1878) 396
12. Döllingers akademische Vorträge (1891). 398
13. Heinrich v. Treitschke † (1896) 400

Seite

14. Ernst Curtius † (1896) 403
15. Alfred v. Arneth † (1897) 404
16. Jacob Burckhardt † (1897) 407
17. An Theodor Mommsen (1897) 408
18. Der Einzug der Sieger in Berlin (1871) 409
19. Bismarcks literarische Größe (1891) 413
20. Zur Feier Großherzog Friedrichs von Baden (1892) 417
21. Zur Jubelfeier der Entdeckung Amerika's (1892) 419
22. Zum hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I. (1897) 421

IV. **Verschiedene literarische Beiträge** . . . . 426—554

1. Der neue Glaube nach David Strauß (1872) 426
2. Der Spiritismus in Leipzig (1878) 452
3. Peschels Stellung in der Geographie (1877) 467
4. Forster und Sömmerring (1878) 478
5. Humboldt und Gauß (1877) 487
6. Goethe unter den Naturforschern (1874) 495
7. Das Grab Schwerdtleins (1896) 502
8. Gustav Freytag (1879) 504
9. Salomon Hirzel (1880) 524
10. Michael Bernays † (1897) 527
11. Eine Akademie der deutschen Sprache (1874) 530
12. Das Problem der musikalischen Ästhetik (1873) 537
13. Brockhaus und Meyer (1896) 548

I.

Reden und Vorträge historischen Inhalts.

---

1. Der Wiedereintritt des nationalen Princips in die Weltgeschichte *).

König Friedrich Wilhelm III., zu dessen Gedächtniß wir uns heut abermals dankbar vereinigt finden, hat durch die Stiftung unserer Universität einen althistorischen Boden aufs neue geschichtlich ausgezeichnet. Es ist eine Stätte, dies Rheinland, reich an Erinnerungen, und man mag zweifeln, welche davon für die volle Anschauung des deutschen Wesens in seiner besonderen Entfaltung die wichtigsten seien. Für die Weltgeschichte jedoch, für den Gang der Entwicklung des menschlichen Gemeinlebens, worin auch die vaterländischen Geschicke wesentlich mit enthalten sind, haben die frühesten unter allen rheinischen Begebenheiten unstreitig am meisten zu bedeuten. Denn die Reichsgrenze der Cäsaren hatte nicht bloß einen räumlichen Werth, sie verlief sozusagen zwischen Alterthum und Neuzeit selbst. Der römische Wachtposten am Wall unseres Bonner Legionslagers behütete den Burgfrieden, dessen die lebensmüde erste Völkerwelt bedurfte, um die Erträge ihrer nationalen Arbeit in einen Schatz humaner Cultur zu verwandeln. In dem Glauben an die irdische Unzerstörbarkeit dieser allumfassenden Reichsordnung kam der Christ mit dem Heiden überein. Hinter dem Saume der jenseitigen Waldhöhen aber rüstete sich, noch ahnungslos, der frei gebliebene Germane, der Vorfahr des Franken, zum schweren Werke der Gründung einer zweiten Völkerwelt, die aus der zerschlagenen Form jener Reichsgenossenschaft den geistigen Inhalt zu bergen verstand und sich in ihrer wohlgegliederten Gestalt, wenn nicht für immer, so doch

*) Akademische Festrede zur Stiftungsfeier und Preisvertheilung in der Aula der Universität Bonn gehalten am 3. August 1890; besonders erschienen im Verlage von Emil Strauß in Bonn 1890 und mit dessen Erlaubniß hier abgedruckt.

bis heut bei lebendigen Kräften behauptet hat. Antik und modern — wie vielseitig sich auch sonst dieser große Gegensatz darstellen möge: für die universalhistorische Auffassung kann daran kaum etwas merkwürdiger sein, als dies Verschwinden und Wiedereintreten des nationalen Princips an der Scheide beider Weltalter. Es sei mir vergönnt, auf diese vielbesagende Erscheinung, die zumal in der Gegenwart niemand mit bloß antiquarischer Theilnahme betrachten wird, für kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken.

Ich will das eigentliche Gebiet des Alterthums nur flüchtig in einer allgemeinen Erörterung berühren. Im großen und ganzen trifft es sicher zu, was man öfters hervorgehoben, daß in der Natur der antiken Völkerverhältnisse selbst ein verhängnißvoller Zug zur Vernichtung ihrer Mannigfaltigkeit gelegen habe. Dieselbe Urwüchsigkeit, welche diese Nationen des ersten Wurfs zu einseitig großartiger Durchbildung ihres inneren Wesens und mithin zu Leistungen von höchster Eigenthümlichkeit auf dem einen oder anderen Felde menschlichen Thuns befähigte — der nämliche Umstand hat ihnen auch nach außen jene abstoßende Härte verliehen, wodurch ein Nebeneinanderbestehen in gegenseitiger Anerkennung verhindert ward. In unbedingt ausschließender Gesinnung setzten nicht bloß Juden und Griechen den Gojim oder den Barbaren, sondern jede Nation der Gesammtheit der übrigen das eigene Selbst entgegen; wie ja das Dasein einer nationalen Religion überall die Thatsache der unmittelbaren Beziehung des einzelnen Volksthums auf die Idee des Weltganzen in sich begriff. In gewissem Maße sind daher alle antiken Kämpfe, wo sie nicht Bürgerkriege waren, Religionskriege gewesen, von deren durchgreifender Wuth auch die neuere Geschichte zu erzählen weiß. Welch ein Nährboden überdies für den allezeit im Keime vorhandenen heroischen Eroberungstrieb! Indessen, so wahr dies alles ist, so reicht es doch keineswegs aus, den wirklichen Hergang zu erklären; hierzu bedarf es vornehmlich noch zweier Bemerkungen.

Die eine betrifft den successiven Verlauf der Entwicklung, aber auch des Verbrauchs der antiken Volkskraft und Staatsmacht vom Morgen- zum Abendlande hin. Man betont mit Recht, dem Alterthum habe der Gedanke des politischen Gleichgewichts gefehlt. Allein derselbe ist in modernen Tagen nicht etwa aus dem Christenthum erwachsen, welches neben der Menschenliebe auch die Gleichheit der Menschen lehrt und an dem Bestand einer Anzahl von Nationen durchaus kein Interesse nimmt — sein Ideal ist ja vielmehr: Ein Hirt und Eine Herde. Der Gedanke des Gleichgewichts entstammt auch nicht der Wissenschaft des sogenannten Völkerrechts, die zu ihren wenigen positiven Sätzen ausdrücklich das Recht der vollkommenen Eroberung zählt, eine Vielheit verschiedener Staaten einfach als gegeben voraussetzt und, während sie an dem Traumbild eines Bundesstaatsrechts aller Nationen arbeitet, am Geburtstag einer wirklichen Universalmonarchie ohne weiteres ihre Werkstatt schließen müßte. Der Gedanke des

Gleichgewichts war die Frucht der realen Politik, welche sich für das bereits vorhandene System der abendländischen Nationen von selbst ergab, als sie vor vierhundert Jahren ihre Kräfte anstatt des mittelalterlichen Zweikampfs im weiteren Kreise gemeinsamen Ringspiels messen lernten. Wie nun eine derartige Politik auch im Alterthum örtlich bisweilen zum Vorschein kam — etwa nach dem Abschluß der Kriege der Diadochen —, so hätte der Gedanke eines allgemeinen Gleichgewichts sich trotz alles antiken Nationalhasses erheben und durchsetzen können, wenn vom Euphrat und Nil bis zum Tiber und Rhein die Völker nicht nach, sondern neben einander zu geschichtlicher Größe emporgekommen wären. Indem das Gegentheil geschah, enthüllte sich dabei noch ein letztes, den Gang der Dinge unwiderruflich entscheidendes Moment: die einander entgegengesetzte Eigenart der beiden classischen Völker, welche gerade dadurch zu Einem Ende zusammenwirkten.

In jenem rohen Stile des religiös gefärbten Unterjochungs- und Vertilgungseifers hat in der That der Orient früh die Blüthe seiner Nationen wechselsweise gebrochen. Die Griechen aber haben im Aufblick zu ihren Göttern den Feind nur abgewehrt, um gleich darauf in einem Bürgerkrieg, unter dessen Motiven der innere Stammesunterschied neben dem Städteneid und dem Sondertrieb überhaupt bloß beiläufig erscheint, ihre nationale Macht mit eigener Hand für immer zu zerstören. Ihr Volksthum, das sie mit so wunderbarer Feinheit ausbilden und darstellen, ist ihnen stets vor allem der Inbegriff angestammter Cultur; sowohl im Gegensatz zu den Barbaren, denen sie, auch als sie von fremder Gewalt zur Eroberung fortgerissen worden, nur geistig zuleibe gehen, wie daheim, wo sie es nicht über sich vermögen, die Nationalität durch Politik zur wirklichen Nation zu verdichten. So jedoch halfen sie zugleich den Untergang des nationalen Princips in der übrigen Welt vollenden. Wie alle Versuche neuerer Zeit, die allgemeine Unabhängigkeit in Europa ernstlich zu bedrohen, von Karl V. bis zu Napoleon die Summe ihres Erfolgs hauptsächlich dem Umstande danken, daß Deutschland und Italien aus ihren mittelalterlichen Händeln in verkrüppelter nationaler Gestalt hervorgegangen — weshalb zu hoffen steht, daß es nun mit jener Gefahr vorüber sei: so war es die heillose Zerrüttung Griechenlands, was die Römer, anfangs wider Willen, den Weg zur Begründung einer wirklichen Weltherrschaft zu beschreiten antrieb. Nur freilich springt, wenn sie nicht ohne Zögern und Sträuben so unaufhaltsam ans Ziel gelangten, ihr innerer Beruf dazu desto schlagender hervor. An ihnen offenbart sich die eingeborene Consequenz, die schöpferische Beschränktheit antiker Voksnatur in der größten äußeren Wirkung; nirgend anderswo leuchtet sie unserem Verstande so durchdringend ein, nirgend sonst bleibt sie unserer Empfindung so unsäglich fremd. Die Erde nicht bloß zu betrachten, nein zu behandeln als einen um eine einzige Stadt geschlagenen Kreis, alles Privatleben im Netze der Rechtsgedanken einzufangen, alles

nationale zu verstaatlichen — es geschah nur einmal in der Welt, und die Welt, in der es möglich war, war selber anders als die unsere!

Vor der dienstwilligen Hoheit des griechischen Geistes beugten sich die Römer auch als Herren und beschränkten demnach die Ausdehnung ihrer eigenen Nationalität auf den Westen und Norden der ihnen zugänglichen Ländermasse. Ich schildere nicht, mit welchen Mitteln sie sich dort durch das Dickicht der Urstämme Bahn gebrochen; eine klug abgestufte Rechtsvertheilung ging mit der eintönig wiederholten Gewaltsamkeit Hand in Hand: während der Hellenismus umspült und unterwäscht, zertrümmert und zerstampft das Römerthum. Erst Orosius, der zu Anfang der umwälzenden Völkerwanderung seine christliche Weltgeschichte schrieb, hat für jenen grauenvollen Vorgang, für den allgemeinen Tod der Nationen, auf den das Leben des einzigen Rom gegründet ward, beredte Worte des Jammers gefunden*); doch dient auch seine Wehklage nur dem Lehrzweck eines theologischen Pessimismus. Die classisch-römische Literatur läßt dagegen keinen Funken echten Mitleids blicken. Das rhetorische Pathos, womit ihre Geschichtschreibung die unterliegenden Vaterlandsvertheidiger ausstattet, hilft einzig dazu, den Eindruck des immer gleichen Erfolgs auf den Leser durch ein dramatisch spannendes Motiv zu steigern. Auch Tacitus verkündet dem gallischen Aufstande gegenüber nicht minder entschieden, als einst Virgil, die historische Mission der römischen Politik, durch Niederhalten alles selbständigen Völkerlebens den universalen Frieden zu gewähren**).

Kein Wunder, sobald wir wahrnehmen, daß die siegreiche Macht sogar für sich selbst von eigentlich nationalen Gesichtspunkten weit entfernt ist. Das stolze Gemeingefühl der Römer trägt von vornherein staatsbürgerlichen Charakter, oder hat doch die Naturseite blutsverwandter Verbindung seit grauer Vorzeit in den Hintergrund gedrängt. Welch eine bezeichnende Abstraction liegt sogleich in der uralten Vertauschung des Wortes gens mit nomen: der leibhafte Stamm versteckt sich hinter den bloßen Namen, der ihn dem Verstande kenntlich macht! In der That hat Rom den eigenen Stamm, das nomen Latinum, so bald wie möglich außer und unter sich gestellt, um allmählich auch die Latinität als bloße Rechtsbezeichnung für ein Bürgerthum zweiter Classe auf die äußerste Fremde zu erstrecken. Auch der weitere Name Italien erschallt mit nationalem Beiklang allein als Schlachtruf gegen Rom empörter Bundesgenossen. Von einer eigenen römischen Nationalität endlich reden wohl Dichter und Antiquare; philo-

---

*) Hist. l. V praef.: quam feliciter Roma vincit, tam infeliciter quidquid extra Romam est vincitur . . . miserabilis vastatio multarum ac bene institutarum gentium . . . innumeri diversarum gentium populi diu ante liberi, tunc bello victi, patria abducti, pretio venditi, servitute dispersi etc.

**) Hist. IV, 74: nam pulsis, quod di prohibeant, Romanis quid aliud quam bella omnium inter se gentium existent? — Cf. Verg. Aen. VI, 851-54.

sophische Betrachtung rechnet auch das Römervolk der Gesammtheit der Nationen zu. Das wirkliche Leben aber kennt nur die Bürgergemeinde, den populus Romanus, als Träger der respublica, als Körper des Staats. Ja zu Cäsars Zeit begegnet uns als gebräuchliche Wendung der Umgangssprache geradezu der Gegensatz von cives und gentes*), der doch wohl auch der Benennung des praktischen jus gentium neben dem jus civile zugrunde liegt. Die Nationen gegenüber den Bürgern bedeuten das Ausland. Es sind die Nichtrömer, politische Gojim, Barbaren der Rechtsordnung; freilich nicht mit jüdischem Ekel fromm verwünscht, noch mit griechischem Dünkel wegen unverbesserlicher Plumpheit heimlich verspottet: vielmehr ausdrücklich dazu bestimmt, durch fortschreitende Zucht civilisirt, verbürgerlicht zu werden. Die exclusive Volksidee in der römischen Form, als Staatsgedanke, erscheint genau so weit auf die Außenwelt übertragbar, wie die Kraft, über diese zu siegen und zu herrschen, irgend reicht.

Diese Kraft nun fand endlich ihre von Gott gesetzte Schranke. Das Kaiserreich verzichtet im Gefühl beginnender Ermattung auf ein stetes Vordringen der völkerbezwingenden Waffen. Es verschanzt sich gegen den Rest nationaler Freiheit, den es seinem dumpfen Treiben überläßt, hinter Meer oder Wüste, Strom und Gebirge, theilweise buchstäblich hinter Wall und Graben; zu dem bewußten Zweck, im Innern der Riesenfestung des orbis Romanus die kriegerisch begonnene Civilisation sich in friedlicher Stille vollenden zu lassen. Man weiß, wie vollständig dieser Zweck erreicht worden ist, welch ein Feierabend der Weltgeschichte sich auf die weiten Provinzen erquickend niederließ. Allein auch das ist wohlbekannt, wie dabei fast die letzten Spuren wahrhaft volksthümlichen Daseins allenthalben verwischt wurden. Nicht bloß Iberer und Kelten büßten das ihre durch die gelingende Romanisirung ein: das römische Wesen selber zerging mehr und mehr in dieser Überanstrengung, wozu sich der fortdauernde Einfluß der mit orientalischen Giften versetzten spätgriechischen Cultur gesellte. Den Abschluß der ganzen Entwicklung bildet der Sieg des Christenthums. In seinem Ursprung als Religion wie alles Große tief national, jedoch in der erhöhten Gluth eines zerstoßenen Volksthums zu reinster Menschlichkeit geläutert und so nicht minder ewig und vorbildlich, als die edelsten Schöpfungen der classischen Nationen, verbindet es sich alsbald mit deren Geiste zu universaler Gestaltung: mit der griechischen Ideenwelt zur Theologie, mit dem römischen Reichsgedanken zur allgemeinen Kirche. Von der Nachblüthe dort der exacten, hier der Rechtswissenschaft abgesehen, geht alle noch übrige productive Denkkraft in die neue Erscheinung ein; was aber unendlich wichtiger ist: alle positiven Gefühle der Menge der Bevölkerung versammeln sich unter

*) Bell. Hispan. 17: petimusque, ut qualem te gentibus praestitisti, similem in civium deditione praestes. Et qualem, ait, gentibus me praestiti, similem in civium deditione praestabo.

ihre Flügel. Der Weltstaat, dürr und kalt, vermag mit seiner drückenden Geschäftigkeit sich auch für seine Wohlthaten keinen Dank mehr zu verdienen; er gilt für unentbehrlich, aber als ein nothwendiges Übel. In und neben ihm erwächst die Kirche, indem sie auf ein erlösendes Reich des Jenseits vertröstet, bereits an sich selbst zu einem geist- und gemüthvollen Reiche des Diesseits. Als Gottes Staat, wie sie Augustin definirt, ersetzt sie den verödeten irdischen schon vor dessen äußerem Untergang in den Herzen der Menschen. Daß jedoch sie allein auch das Völkerleben hätte verjüngen können, daß also in ihr der Aufschwung zur modernen Welt zu suchen sei, vermag der Universalhistoriker nimmermehr einzuräumen. Byzanz als die überlebende Hälfte des christlichen Römerreichs liefert durch seine Geschichte den Gegenbeweis. Und auch sonst war von inneren Umwandlungen der antiken Welt allein etwas wahrhaft Frisches und Neues niemals zu verhoffen. Das Provinzialkaiserthum des dritten Jahrhunderts ging als Werk momentaner militärisch-politischer Verlegenheiten rasch vorüber, da die einzelnen Reichslande als solche weder Trieb noch Plan, weder Kraft noch Muth zur Selbständigkeit besaßen. Durch Theilung der Verwaltung stellte sich die Einheit der Verfassung desto fester wieder her. Romanische Sprachen freilich mußten mit der Zeit so wie so aus örtlicher Lautdifferenz hervorgehen; was aber hätte man Sonderliches in ihnen zu sagen gehabt, wenn sie immer nur platte Dialekte abhängiger Landschaften geblieben wären? Nein: ohne die Völkerwanderung stand ein europäisches Reich der Mitte bevor, ein China, vielleicht mit gewissen amerikanischen Geberden.

Kaum anders sahen in der That die ersten Generationen der Kaiserzeit die Sache an. Der limes, die feste Reichsgrenze, erscheint ihnen ungefähr wie eine chinesische Mauer, durch deren Aufrichtung der römische Name — das Menschengeschlecht, wie man geradezu für die Bewohner der civilisirten Erde sagt — sich für immer räumlich auseinandergesetzt mit den staat- und rechtlosen gentes. Mit diesem Begriffe verschmilzt nunmehr der wirklichen Lage gemäß die von den Griechen herübergenommene Vorstellung uncultivirter Barbaren: gentes schlechthin bezeichnet jetzt das barbarische Ausland, das Völkerpack; gentilis, was zum Stammgesindel selbst oder zu dessen wüster Natur gehört. Wir sind gewohnt, aus Tacitus eine ganz andere Ansicht des gentilen Wesens, wenigstens bei den Germanen, herauszulesen. Seine Germania ist das malerische Prachtstück jener Ethnographie, die, von den Griechen mit echter Wißbegierde ausgebildet, der römischen Geschichtschreibung überhaupt zur schmückenden Beigabe wirksamer Darstellung diente. Die darüber ausgegossene Stimmung aber bezieht sich in Grund und Absicht auf die civilisirte Welt allein. Sie läßt sich mit der des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Auftreten Rousseau's vergleichen, als man mit der greisenhaften Selbstironie einer wiederum allzu weltbürgerlichen Überbildung für wilde Huronen zu schwärmen begann, oder

über den idyllischen Zustand der von Cook entdeckten Südseeinseln empfindsame Thränen vergoß. Allein mitten durch all das ergreifende Sittenlob, das die Germania der stammhaften Reinheit unserer Ahnen spendet, bricht antik römisch das grausame Gebet des Autors zu seinen Reichsgöttern hervor, daß die gentes immerdar fortfahren möchten, einander draußen in Wechselhaß zu zerfleischen *). Wenn dagegen in Wirklichkeit das Weltreich seinem Verhängniß dennoch nicht entrann, so hat gerade die Schöpfung des limes vielleicht am meisten dazu beigetragen.

Denn einer Rasse wie den Germanen gegenüber konnte von tiefgreifender und immerwährender Absperrung durch eine künstliche Scheidewand doch keine Rede sein. Der Versuch dazu erhöhte nur den Reiz und somit den äußeren Einfluß, welchen die dicht vor ihre Augen gerückte Culturwelt fördernd auf sie ausübte; während andererseits ihrer Masse gerade so die volksthümliche Frische schonend bewahrt und die Möglichkeit innerer Entwicklung bis zu einem gewissen Grade geschichtlicher Reife verliehen ward. Sehr vorsorglich suchte Jahrhunderte lang die Regierung des Weltreichs dem Feinde durch dessen eigene Kräfte zu begegnen, indem sie barbarische Individuen in beständig wachsender Anzahl den römischen Lagern einverleibte. Die Grenzsperre ward wie ein großartiges Wehr- und Schleusensystem gehandhabt, um den nöthigen Zufluß an frischem Blut in jedesmal unbedenklicher Stärke hereinströmen zu lassen. Man übersah jedoch dabei, daß dies nämliche System in umgekehrter Richtung ebenso geistig regulirend wirkte. Während in der allmählichen Barbarisirung des Heeres und indirect des Reichs in der That nur ein weiterer Fortschritt des alten Processes der völkerauflösenden Menschenmischung sich vollzog, bereitete sich im Schoße der gentilen Außenwelt in gleichem Zeitmaße der entscheidende Umschwung vor. Ein Augenblick trat ein, wo sich die Abwehr dem Andrang im ganzen nicht mehr gewachsen zeigte. Theils gerufen, theils zugelassen, theils hereingestürmt, bewegt sich seit Anfang des fünften Jahrhunderts im Innern des Reichs eine Vielheit fertiger germanischer Stämme umher, die — ein jeder in eigenthümlicher Haltung — dem erstaunten Weltbürger den unbekannten Anblick nationaler Selbständigkeit gewähren und, wiewohl nicht ohne Schwanken und Zaudern, doch zuguterletzt hier wie dort den vergessenen Gedanken einer auf das Volksthum gegründeten Staatenbildung ins Leben zurückführen.

Noch Orosius betrachtet — acht Jahre nach der Plünderung Roms durch Alarich — das Schauspiel der Einwanderung der Stämme mit sichtlichem Abscheu. Wie ihn auf der einen Seite das Weltreich lediglich als ein die allgemeine Kirche umschließendes Gefäß interessirt, so tröstet ihn auf der anderen allein die Erwägung, daß vielleicht nur so, durch ihren

*) Germ. 33: maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui etc.

Einbruch, diese Massen der Sueven, Vandalen, Burgunder zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit hätten gelangen können*). Durch ein sinnreiches Wortspiel der Geschichte waren auch die Gojim der Juden, die Barbaren der Religion, die Heiden, denen die Kirche die Grenzen ihres Reiches offen hält, im römischen Munde schlechtweg zu gentes geworden. So unterscheidet denn der spanische Priester an diesen „Völkern“: als Barbaren im Lande sind sie ihm ein Greuel; als Ungläubige, zur Bekehrung, heißt er sie willkommen. Schon ein Menschenalter später jedoch giebt uns sein gallischer Amtsbruder Salvianus von Marseille in der Schrift über die göttliche Regierung ein völlig anderes Bild von dem Eindruck, den die seit kurzem ringsum angesiedelten gentes**) auf die römischen Provinzialen machen. Salvian ist ein Tacitus im christlichen Predigerton, und man muß bei seinem Preise rauher Germanentugend die Absicht häuslicher Bußmahnung mit in Anschlag bringen. Immerhin entwirft er von jedem der Erobererstämme, wie Franken, Gothen, Vandalen, eine besondere Charakterschilderung***), sodaß man wirklich nationale Individualitäten vor sich hat. Er enthüllt uns ferner das Geheimniß der germanischen Überlegenheit, wenn er sagt, daß alle Barbaren, wofern sie nur ein und demselben Stamm und Könige zugehören, einander lieben, während fast alle Römer sich gegenseitig verfolgen †). Der Innigkeit des politisch zusammengehaltenen Stammverbandes steht das herzlose Wechselverhältniß der bloßen Staatsbürger im Weltreich gegenüber. Eine Stumpfheit der Gesinnung, die sich natürlich erst recht auch gegen den Staat selber kehrt. Gar viele, so lautet das merkwürdigste Bekenntniß Salvians, gar viele verlassen, um der quälenden Unbill der Reichsverwaltung zu entgehen, ihren Römerstand und fliehen freiwillig zu den Barbaren ††). Wir müssen hinzufügen, daß die letzteren damals noch sämmtlich Arianer oder Heiden waren. So erscheint bei der ersten näheren Berührung mit dem neu eingedrungenen Völkerwesen bereits der Anfang einer Selbstzersetzung des alten Staats, wodurch auch die Römer nach und nach wieder gentilisirt oder, wie wir sagen, zu bloßen Romanen werden mußten.

Indessen wenden wir uns zunächst der positiven Seite der Begebenheit, der germanischen selber zu. Jener Satz von dem mächtigen Gefühl des gentilen Zusammenhangs im Umkreise der einheitlichen Königsherrschaft enthält den Kern der uns beschäftigenden Thatsache. Für die Würdigung

*) Hist. V praef.; VII, 41, 8.

**) De gubern Dei VII, 37: nos in medio barbararum gentium sitos.

***) Ibid. IV, 67—68; VII, 63—64 etc.

† Ibid. V, 15: omnes se fere barbari, qui modo sunt unius gentis et regis, mutuo amant: omnes paene Romani se mutuo persequuntur. Cf. V, 57.

††) Ibid. V, 23: plerique, quibus Romanus status summo et splendori esse debuit et honori, ad hoc tamen Romanae iniquitatis crudelitate compulsi sunt, ut nolint esse Romani; etiam hi, qui ad barbaros non confugiunt etc.

des Königthums der Völkerwanderung ist es ziemlich gleichgültig, ob eine Obrigkeit dieses Namens oder solcher Art schon mehr oder weniger lange vorher bei den Vorfahren jener Stämme vorhanden war, oder ob dasselbe erst jetzt auf plötzlich erweiterter Bühne des historischen Lebens aus dem Drange der Umstände hervorging. Auf jeden Fall offenbart sich in ihm, wie es nunmehr vollführend und thatgewaltig auftritt, das nationale Princip der Politik mit voller geschichtlicher Energie. An zahllosen Stellen der lateinischen Berichte vom fünften bis ins achte Jahrhundert treffen wir die Begriffe rex und gens in der mannigfachsten Wechselbeziehung *). Ihre Verbindung gilt so sehr als unlöslich, daß der Wiederabgang des eigenen Königthums bei diesem oder jenem Stamm als Zeichen des Verlustes seiner unabhängigen Existenz dem Untergange des nationalen Wesens selber gleichgeachtet wird **). Man erinnert sich dabei sofort, daß die gothischen Ausdrücke für König, Königthum und Königreich unmittelbar von thiuda, dem heimischen Namen für die gens, den selbständig constituirten Volksstamm abgeleitet wurden, und daß auch bei den Westgermanen mehrfach sprachliche Spuren von der gleichen Auffassung des Königs als des nationalen Hauptes übrig sind. Solchen Aussagen der Quellen gegenüber bleibt es ein verfehltes Bemühen, den Ursprung des Königthums der Wanderzeit vielmehr in der Entlehnung römischer Amtstitel und -befugnisse, sei es militärischer oder civiler Natur, durch unternehmende germanische Abenteurer zu suchen, die erst dadurch über lose Gruppen von Volksgeschlechtern Herr geworden wären, um dann gleichsam aus nationalem Rohstoff den Stamm von obenher zu schaffen. Beinah mit demselben Rechte könnte man das dem germanischen sehr ähnlich geartete macedonische Königthum, dessen Kraft das persische Weltreich niederwarf, aus einer durch Alexander bei diesem Reiche gemachten Anleihe von orientalischen Staatsideen entspringen lassen. Die Wahrheit ist umgekehrt die, daß in beiden Fällen erst in und nach dem Kampfe das siegende nationale Princip in Gefahr gerieth, durch die enge Berührung mit dem besiegten der Kosmopolitie verfälscht und vernichtet zu werden. Während indeß Alexander in der That als Großherr des Morgenlandes in Babylon endete, hat das erobernde germanische Volkskönigthum, im ganzen genommen, das stammhafte Wesen seiner Herrschaft zu bewahren vermocht.

---

*) Beispiele von den Fortsetzern des Hieronymus bis zu Paulus Diakonus. Griechisch für rex gentis noch enger zusammengezogen: *φύλαρχος*, öfters bei Olympiodor, natürlich von *φῦλον*, nicht von *φυλή*; bei Agathias weitläufiger *ἡγεμών, ἄρχων, κρατήσας* 2c. in Verbindung mit *γένος* oder *τὸ ὁμόφυλον*, alles Umschreibung für „Stammesfürst".

**) Von den Herulern und Gepiden Paul. hist. Langob. I, 20; 27; von den Alanen Idat. ap. Roncall. II, 20; den Ostgothen Marcellin. com. ib. 332; den Sueven Iohan. Biclar. ib. 392; den Burgundern Prosp. Tir. ib. I, 754. Dagegen der proprius regulus als Beweis nationaler Fortdauer der von den Hunnen unterworfenen Ostgothen Jordan. Get. 249.

Wie schwer es ihm im einzelnen fiel, zeigt gleich anfangs die berühmte Erklärung, die uns Orosius aus dem Munde des Westgothenkönigs Athaulf überliefert *). Mein erster Gedanke, sagte der Schwager Alarichs, war der, den römischen Namen gänzlich auszulöschen, aus Romanien ein Gothien zu machen und mich selbst an Stelle des Kaisers zu setzen. Allein die Erfahrung hat mich belehrt, daß die zügellose Barbarei meiner Gothen ein Staatsleben unter Gesetzen nicht verträgt, und so will ich denn als Wiederhersteller und Erhalter des Römerreichs meinen Ruhm bei der Nachwelt suchen. Man sieht: es handelt sich ihm für sein Volk um ein Entweder-oder, alles oder nichts. Von der Idee des Weltreichs, wie sie einmal imponirend dasteht, kommt er nicht los. Er ist verwegen genug, von einem gothischen Erdkreis zu träumen; zur Entsagung gezwungen — denn zu solcher respublica taugten seine Gothen wirklich nicht — bescheidet er sich, daß der ganze Römerboden römisch bleibe. Erst nach längerer Zeit, im fernen provinzialen Westen — Athaulf selbst war auf der Wanderung in Italien, dem Herzen des Reichs, erhoben worden — hat sich die Politik seiner Nachfolger auf den nationalen Weg zurückgefunden.

Vorangegangen darin ist ihnen und anderen der Vandale Geiserich. Von ihm giebt selbst die neueste, ihrem Ausgangspunkte gemäß imperialistische Forschung Mommsens zu **), daß er seiner karthagischen Herrschaft auch grundsätzlich eine unabhängige Sonderstellung zu verschaffen wußte. Der zusammengehaltenen Ansiedlung seines Stammes entspricht sein herbes Regiment gegenüber den unterworfenen römischen Provinzialen. Wie er die Erbfolge durch ein frühestes fürstliches Hausgesetz regelt, so führt er staatsrechtlich eine selbständige Jahrzählung ein und durch. Mit dem Reich, in dessen Mitte er durch gewaltsame Eroberung Platz genommen, verhandelt er auch im Frieden nur auf gleich und gleich. Durchaus Barbar, hat er niemals eine Anwandlung verspürt, in den Schätzen der umliegenden Culturwelt etwas anderes zu erblicken, als eine gute Gelegenheit zu Raub und Beute. Selbst von germanischem Gemeingefühl ist er weit entfernt: er hat Attila gegen die Westgothen über den Rhein gerufen. Zuhause jedoch, in seinem eigenen gentilen Bezirk — und eben auf die feste Gründung eines, oder richtiger mehrerer solcher kam es an — hat er das erste neue Beispiel eines unbedingt nationalen Staatswesens gegeben. Erinnert dies durch seine vollkommene Rücksichtslosigkeit an die überwundenen Formen der früheren Antike, so hat es doch andererseits zu der Zeit und an dem Orte, wo es entstand, einen Zugang zur modernen Welt eröffnet. An sich ließ sich der vandalische Vorposten am Wüstensaum weder innerlich noch äußerlich behaupten; allein er hielt thatsächlich für seinesgleichen

*) Oros. hist. VII, 43.

**) Th. Mommsen, das römisch-germanische Herrscherjahr, Neues Archiv XVI, 62.

Wacht. Das abendländische Imperium ist im vergeblichen Ringen mit Geiserich zugrunde gegangen. Germanisch Afrika stand und fiel für die Zukunft eines germanischen Europa.

In jeder Hinsicht Geiserichs Gegentheil ist bekanntlich Theoderich der Große. Er macht mit jenem zweiten Vorsatze König Athaulfs vollen Ernst und erscheint sammt seinem Volk in Italien im Auftrag des Kaisers von Byzanz als Erneuerer und Verweser des Reichs im Occident. Vollständig erhält er im Bereiche seiner wirklichen Macht von Sicilien bis über die Alpen hinaus die antike Staatsverfassung aufrecht und regiert seine römischen Unterthanen, von denen seine Gesetzgebung den gothischen Mann als barbarus unterscheidet, in der That als kaiserlicher Stellvertreter. Durchblättern wir die schwülstigen Staatsschreiben, die sein ergebener Cassiodor in seinem Namen verfaßte, so zeigt sich auf den ersten Blick der gesammte Apparat der officiellen Redensarten des sinkenden imperium Romanum. Insbesondere wird der alte Gegensatz der bürgerlichen Gesellschaft im Reich gegen die gentes da draußen, die verdächtigen, wilden Stämme an der von Barbaren umschwärmten Donau, dem gentilis Danubius, schroff hervorgekehrt*). Der gentilitas, die nach Willkür lebt, steht die civilitas, dem propositum gentile das propositum civile, das Ideal eines gesetzlichen, gebildeten Lebens gegenüber. Ihm nachzutrachten ist die Aufgabe des Gothen, der vor dem Römer allerdings die virtus gentium, die barbarisch nationale Tapferkeit vorausbesitzt, während er durch jenes Streben nach Civilisation den Völkern der übrigen Germanenstaaten seinerseits zum Vorbilde dient**). Es leuchtet ein, daß auch in diesem künstlichen Zusammenspiel dem ostgothischen Stamm als solchem immerhin eine eigenthümliche Rolle zugedacht war, deren Durchführung freilich mit der Auflösung seines Wesens enden mußte. Indessen hat Theoderich selbst einen solchen Ausgang sicherlich weder gewollt, noch geahnt. Wie sein Eigenname den Beherrscher der Nation bedeutet, so wußte er mit der wärmsten Hingabe an die Idee des Weltreichs und seiner Cultur auch den höchsten eingeborenen Stolz auf sein Volksthum zu vereinen. Auf sein Geheiß und natürlich in seinem Sinne schrieb der nämliche Cassiodor die erste germanische Volksgeschichte, in welcher, wie der Auszug des Jordanes zeigt, neben dem Preise des Königshauses der Amaler auch von dem Ruhme des gothischen Stammes unendlich viel

*) Cassiodor. Variar. VII, 4: Gegensatz der Reichsbürger und der suspectae, ferae, agrestissimae gentes an der raetischen Grenze; VIII, 21: gentilis Danubius.

**) III, 17: gentilitas, quae ad libitum vivit; IX, 14: Gothorum laus est civilitas custodita; I, 46: per quos (Burgundia) propositum gentile deponit; III, 23: ut inter nationum consuetudinem perversam Gothorum possis demonstrare justitiam, qui sic semper fuerunt in laudis medio constituti, ut et Romanorum prudentiam caperent et virtutem gentium possiderent; . . . civile ibi plantare propositum. Vgl. I, 27; VII, 25 etc. etc.

zu lesen stand. Mit diesem starken gothischen Selbstgefühl aber verband Theoderich die Achtnng vor nationaler Unabhängigkeit überhaupt und gab derselben in seiner äußeren Politik einen von antiker Phrase nur wenig entstellten, sachlich entschieden modernen Ausdruck. In keinem seiner, sämmtlich der Sache des allgemeinen Friedens dienenden Schreiben an die übrigen Volkskönige inner= wie außerhalb des ehemaligen limes beruft er sich gebieterisch auf ein kaiserliches Statthalteramt. Er spricht zu ihnen im Namen des Völkerrechts und der guten internationalen Sitte; hier geht dem Begriffe gentes gewöhnlich jeder barbarische Beischmack ab*). Er verficht mit Worten wie mit Waffen gegen den Franken Chlodwig den Gedanken des Gleichgewichts, und es fällt ihm nicht ein, die westgothische Krone, die er Jahre lang als Vormund eines Enkels trägt, in ihrer Selbständigkeit im geringsten anzutasten. Daheim in seiner geistigen Neutralität zwischen nationalem Princip und Reichsidee ist er ein verfrühter Vorläufer Karls des Großen und ward in der That von diesem als solcher anerkannt. Nach außen dagegen, in vorwaltender Stellung zwischen anderen unabhängigen Gentilstaaten, die er durch dynastische Heirathen oder freundliche Unterhandlungen an sich zu knüpfen sucht, hat er sich eher in der Lage des späteren deutschen Kaiserthums befunden. Eben hierin leuchtet er der Zukunft deutlicher vor, als Geiserich, soweit er auch in der inneren Politik hinter dessen widerspruchsloser, einfach nationaler Haltung zurückgeblieben. Der ostgothische Stamm hat sich aus der unhaltbaren Situation, in die ihn Theoderichs phantastische Staatskunst gebracht, nur durch einen zwanzigjährigen Todeskampf herauswinden können; auch er fiel, wie der vandalische, als Opfer für eine glücklichere Völkerzeit.

Denn die äußere Macht des im Osten noch einmal gewaltig erstarkten Reichs, von deren Vordringen oder Zurückweichen die endgültige Entscheidung der inneren principiellen Frage abhing, erwies sich nach diesen Kämpfen dennoch als zu schwach, um auch das übrige Abendland wieder herbeizubringen. Sie vermochte sogar Italien selber nicht vor dem neuen Einbruch der Langobarden zu behüten, die nun auch am Po und Arno wie im ganzen Appennin mit vandalischer Entschlossenheit das antikaiserliche Regiment eines barbarischen Volksthums begründeten. Daß sich die Hoheit von Byzanz trotzdem an der Küste von Ravenna, Rom und Neapel

*) So z. B. Var. II, 41; III, 1—4; V, 43—44; VII, 33. — Leges gentium = Völkerrecht III, 3; internationaler Brauch: quod sibi gentilitas (hier = Völkerheit) communi remittere consuevit exemplo II, 41. Dagegen IV, 1—2: mos gentium von Fraukauf und Waffenleihe nicht ohne cassiodorische Ironie gesagt. — Die conjuratae gentes III, 1—3 sind die germanischen Nationen (Westgothen, Burgunder, Heruler, Warnen, Thüringer), die Theoderich mit seinen Ostgothen gegen die Franken Chlodwigs in einen Bund zu vereinigen sucht. Anders versteht es Mommsen im Sinne der von ihm adoptirten Theorie des conföderirten Gau= oder Geschlechterstaates: Ostgoth. Studien, N. Archiv XIV, 539 Anm. 2.

in drohender Nachbarschaft behauptete, verbitterte den grundsätzlichen Zwist nur um so mehr: für die langobardische Politik blieb die antike respublica der Feind vor der Thür und deshalb die Unterdrückung des römischen Wesens auch im Innern ein Lebensgebot. Und so trug auch in Spanien nichts so sehr zur völligen Befreiung des westgothischen Staates von jeder Rücksicht auf das Imperium bei, als daß es den Waffen Justinians doch noch eben gelungen war, vom südlichen Gestade der Halbinsel auf einige Jahrzehnte Besitz zu ergreifen. Die fränkische Monarchie endlich hatte bereits bei ihrem Emporkommen im nördlichen Gallien mit den Attributen des Römerthums nur gerade so weit gespielt, wie es zur schlauen Förderung ihrer eigenen Absichten nützlich schien. Seitdem aber war sie im Rücken der anderen Völkerstaaten im freien politischen Bunde mit Byzanz erst recht zum Gefühl unantastbarer Selbständigkeit aufgestiegen. In jedem dieser drei germanischen Königreiche stand die Wiege einer großen romanischen Nation; und man darf wohl fragen, wie die Möglichkeit dieser neuen Erscheinung eigentlich zu denken sei.

An allen drei Stellen besteht der gentile Staatsgedanke in alter Strenge, dabei jedoch in entwickelter Gestalt. Das angestammte Königthum und der von ihm beherrschte Stamm gehören einander; beiden zusammen aber gehört nunmehr überdies ein fest umgrenztes Landgebiet mit seinen übrigen, andersbürtigen Bewohnern. Im herkömmlichen Sinne bleiben die Merowinger allezeit reges Francorum; wie in Toledo Könige der Gothen walten, in Pavia mit Betonung Könige der gens der Langobarden. Dazu jedoch stellt sich uns ein regnum der Franken, Gothen, Langobarden dar, das heißt, wie öfters bestimmt hervorgehoben wird, ein Reich im Eigenthum dieses oder jenes Volks*). Verträge schließen König

*) Für die Franken vgl. Waitz, dtsch. Verfgs. II, 1[3], 137 f.; Greg. Tur. h. Fr. II, 36: ut Francorum dominatio possideat terram hanc; V praef.: bellorum civilium diversitates, quae Francorum gentem et regnum valde proterunt etc. — Für die Westgothen Dahn, Könige der Germanen VI[2], 87 und an vielen anderen Stellen. Doch verkennt dieser Forscher, dem wir sonst die erste wissenschaftlich genugthuende Schilderung der westgothischen Staatszustände verdanken, leider gerade die Bedeutung des absolut stehenden Ausdrucks gens, indem er denselben (86 Anm. 1) auf alle Staatsangehörigen, anstatt auf die herrschende gothische Nation allein bezieht. Er muß daher (514 A. 5) Wendungen der Toletaner Concilsbeschlüsse, wie: conjuratio Pauli contra gentem et patriam oder regnum gentis nostrae für „jedenfalls bedeutungslos“ oder „gedankenlos“ erklären, während sie, vom Gothenvolk als dem Inhaber des Reichs verstanden, durchaus zutreffend gebraucht sind. Die zahlreichen Stellen, wo der Volksname hinzugesetzt wird — z. B. corroboret Christi gloria regnum illius (König Sisinands) gentisque Gothorum in fide catholica, Dahn a. a. O. 441 A. 1 —, geben die richtige Auslegung an die Hand. — Rex gentis Langobardorum häufig in den Edicten der Könige Rothari, Grimoald, Liutprand, Ratchis, Aistolf: selbst die Herzoge von Benevent schreiben sich summus dux gentis Langob., Troya cod. dipl. III,

und Nation; Eroberungen werden zuhanden beider erworben*). Rex, gens et patria — König, Nation und Land — faßt das westgothische Gesetzbuch formelhaft zusammen, wo es sich um das Verbrechen des Hochverraths handelt. Gott erhalte der Gothen Stamm und Königreich bis ans Ende der Tage! ruft der neugekrönte Herrscher bei seiner Eidesleistung aus**). Wahrhaft verschwenderisch ist überhaupt in den Quellen jeder Art, wo der einfache Volksname genügen würde, ausdrücklich von der gens Gothorum, der Gut-thiuda, wie die heimische Sprache sagte, die Rede***). Auch die Langobarden aber beweisen bis in ihre spätesten unglücklichen Tage die gleiche rührende Unermüdlichkeit im Anrufen des Begriffs ihrer Nation†). Zeigt sich bei den Franken — entsprechend ihrem politischen Entgegenkommen gegenüber den Romanen — ein verhältnißmäßig spärlicher Gebrauch des Wortes gens††), so darf man daraus nicht etwa auf ein

---

88; 105; 108. Von draußen: Sisebutus rex Wisigothorum Adalvaldo regi gentis Langobardorum, Siseb. epp. Migne patr. Lat. LXXX, 372. Cf. Mar. Aventic. ad a 573.

*) Gesta reg. Francor. 15: habeas foedus et pacem cum Chlodoveo et gente Francorum; der Langobardenkönig Authari an den Merowinger Gunthram: nos subjecti atque fideles vobis gentique vestrae esse desideramus, Greg. Tur. h. Fr. X, 3. — Verträge zwischen Gothen und Franken — neben den Königen — s. Dahn a. a. O. VI², 494—95, wo nur wieder (vgl. die vorige Anmerkung) die Regel als Ausnahme behandelt wird. — Von der Eroberung des Suevenreiches Isidor. hist. de regb. Goth. 49: regnum (Suevorum Leovigildus) in jura gentis suae mira celeritate transmisit; Joh. Biclar. ap. Roncall. II, 392: Suevorum gentem, thesaurum et patriam (Leovigildus) suam in potestatem redigit et Gothorum provinciam facit; ebenso von byzantinischen Städten Isid l. l. 61; Joh. Biclar. p. 384.

**) Die Stellen des Gesetzbuches mit rex, gens, patria oder gens, patria, regnum, auch regia potestas, gens, patria u. s. w. verzeichnet Dahn a. a. O. 500 Anm. 9, 514 A. 5 u. 6, 600; der Schwur ebd. 87 A. 1.

***) Man wird die im gothischen Kalender überlieferte componirte Form Gut-thiuda, Gothstamm, geradezu als ständige Selbstbezeichnung wenigstens der Westgothen anstatt des einfachen Volksnamens fassen und demnach in dem überaus häufigen gens Gothorum eine Uebersetzung sehen dürfen. Charakteristisch besonders eine Inschrift aus den letzten Zeiten des Reiches: memor esto gentis Gothorum! bei Dahn a. a. O. 87 A. 1.

†) Capitula Adelchis principis v. 866, M. Germ. Leg. IV, 210: Gott hat einst Italiae regnum genti nostrae Langobardorum untergeben; ejusdem vero famosae gentis tunc gloria permanente subito Gallorum gens primatum et caput regni illius invasit; Karl unterwirft Italiae regnum gentemque Langobardorum suo imperio; eadem gente ad minima decidente Arechis suae gentis reliquias rexit; jetzt verwaltet Adelchis selbst ducatum ipsius reliquiarum gentis etc. Man sieht: die Langobarden haben ihr theod ebenso fleißig im Munde geführt, wie die Westgothen ihre thiuda.

††) Wohlverstanden: nur verhältnißmäßig; vgl. z. B. den Anfang der Gesta reg. Franc.: principium Francorum gentis et originem vel regum gesta

geringeres nationales Selbstbewußtsein schließen. Wer entsänne sich nicht jenes hochklingenden Prologs zum salischen Volksgesetz mit dem Hymnus auf das Frankenvolk*), das berühmte, von Gott gestiftete, tapfere, treue, kluge, schöne — und wie der Schwall der Beiwörter weiter rauscht —, dies Volk, das in seiner Kraft das harte Joch der Römer im Streit von seinem Nacken abgeworfen? Man begreift, mit welcher Begier es die von romanischer Schmeichelei erklügelte Fabel in seine Sage aufnahm, daß auch die Franken gleich den alten Römern selbst von den Helden Troja's entsprossen seien.

Dem gentilen Staat und der herrschenden Nation steht nun die ungeheure Mehrheit der Landesbevölkerung, persönlich frei, aber passiv untergeben gegenüber. Es sind die Romani, in den Augen der barbarischen Herren, deren natürlichen Stolz sie mit gebildeter Verachtung erwidern, von Haus aus eine bloße Nationalität, die jedoch unter Anerkennung ihres ererbten Privatrechts als solche geduldet wird**). Sie selbst sind jetzt gezwungen, sich praktisch ebenfalls in diesem Lichte anzusehen. Dem lästigen Reichsbürgerthum brauchen sie nun nicht mehr durch die Flucht zu den Barbaren zu entlaufen; diese Barbaren, in deren Hand sie — gern oder ungern — sind, haben dem Reichswesen hierzulande ein Ende bereitet. Was aber läßt sie trotzdem in dem neuen Zustand eine Zeit lang nur mit innerem Vorbehalte weilen und über die Grenze hinweg auf den alten Weltstaat dennoch mit Sehnsucht zurückblicken? Sie vermissen in ihrem Verhältniß zu den jetzigen Herren das, was ihnen im früheren Reich als die wahre Lebensgemeinschaft erschien: die in der Kirche gesetzmäßig geordnete Einheit des Glaubens und Empfindens. Dagegen sofort nach der Katholisirung der herrschenden germanischen gens geht das politische Denken der Romanen ohne Rest in dem Staatsverbande mit dieser auf, und der erste positive Schritt zu einer nationalen Einigung beider Theile ist geschehen.

So liegt uns wenigstens im fränkischen und westgothischen Reiche der Hergang deutlich vor Augen. Man lasse sich nicht dadurch irren, daß

---

proferamus, oder König Chilperich bei Greg. Tur. VI, 2: ego haec ad exornandam atque nobilitandam Francorum gentem feci u. dgl. m.

*) Gens Francorum inclita, auctore Deo condita, fortis in arma, firma in pacis foedere, profunda in consilio, corporea nobilis, incolumna candore, forma egregia, audax, velox et aspera etc.

**) Zur Angabe der romanischen Nationalität eines oder mehrerer Individuen dienen neben den häufigeren Worten natio und genus auch die Wendungen Romanae gentis oder de gente Romana; der Nominativ gens Romana oder Romanorum, der die Romanen in diesem oder jenem Reich als constituirte Nation bezeichnen würde, wird dagegen nie gebraucht. Höchstens collectiv heißt es in westgothischen Gesetzen: cunctae personae ac gentes nostro imperio subjugatae, oder gentes nostrae (L. Wisig. II, 1, 1; 1, 20), d. h. neben Gothen, Sueven, Basken auch Romanen.

die Universalgeschichtschreibung hier wie dort noch fortfährt, ihren Stoff chronologisch nach den byzantischen Kaiserregierungen einzutheilen. Es ist die kirchlich geweihte Überzeugung von der nothwendigen Dauer des römischen Reichs als der geweissagten letzten Weltmonarchie, was zu diesem idealen Schema der Betrachtung verleitet. Das lebendige Gefühl der geschichtlichen Wirklichkeit hat damit ebenso wenig zu thun, wie etwa das Gemüth der Preußen im Staate Friedrichs des Großen mit der Sitte der gleichzeitigen Göttinger Reichshistoriker, den Gang der deutschen Dinge überhaupt noch stets nach dem angeblichen Regensburger Regiment der Kaiser Franz oder Joseph zu bemessen. Die reale Auffassung spiegelt sich vielmehr in dem Wesen jener neuen germanischen Nationalgeschichten, die von der Hand romanischer Bischöfe, nicht mehr im Auftrage wie die Arbeit Cassiodors, sondern aus eigener Bewegung verfaßt, als ein Zoll der Bewunderung, ja der Liebe, den bekehrten Herrenvölkern dargebracht werden. Zerlegt man in der großen Frankengeschichte Gregors von Tours, wie in dem Büchlein Isidors von Sevilla über die Könige der Gothen, dem sich anonyme Stücke ähnlichen Inhalts anreihen *), die dem öffentlichen Leben zugewandte Gesinnung in ihre Elemente, so findet sich neben der Begeisterung für die rechtgläubige Kirche: warme Theilnahme an Freud und Leid des den Staat innehabenden germanischen Stammes, parteiische Abneigung gegen die in der Nachbarschaft herrschenden Völker **), keinerlei Hervorhebung des eigenen romanischen Wesens, dafür jedoch ein entschiedenes Interesse an dem heimathlichen Lande, hier ein gallischer, dort ein spanischer Particularismus oder mindestens Horizont ***), der natürlich frei von allen iberischen oder keltischen, in Wahrheit längst erloschenen Gefühlen ist. Es sind vielmehr in der trostlosen Öde des abendländischen Romanismus der letzten Kaiserzeit durch das belebende Beispiel des gentilen Sonderdaseins in den selbständigen Germanenreichen bei den alten Provinzialen neue landsmännisch-volksthümliche Regungen entstanden, die in dem Feuer des kirchlichen Enthusiasmus zur Verschmelzung mit dem Nationalbewußtsein des herrschenden Volkes fähig werden.

Sehr viel undeutlicher freilich tritt diese Erscheinung in Italien hervor. Es half den Langobarden nichts, daß in dem Titel ihrer Könige im achten

*) Das Elogium Hispaniae und die Recapitulatio in laudem Gothorum.

**) Bei Isidor gegen die Franken, bei Gregor noch lebhafter gegen Westgothen und Langobarden.

***) Hierin stehen umgekehrt die Spanier voran; vgl. Ebert, Gesch. der christl. latein. Literatur I, 556 f. Isidors eigener spanischer Horizont erhellt auch daraus, daß er es für nöthig hielt, der Gothengeschichte eine vandalische und suevische beizufügen. Selbst officiell erscheint im 7. Jahrhundert einmal regnum Hispaniae; s. Dahn a. a. O. VI², 87 A. 2.

Jahrhundert die Nation ausdrücklich als katholisch gerühmt wird*): sie mußten sich ihre Volksgeschichte selber schreiben; kein Romane hat damals Hand daran gelegt**). Man darf eben nicht vergessen, daß das Haupt der katholischen Kirche als werdender Landesfürst ihr bitterster politischer Gegner war und blieb. Von den endlosen, bisweilen abscheulichen Schmähungen, die das Papstthum jener Tage gegen die ganze langobardische gens als solche ausgestoßen***), mögen doch manche bei den Romanen Oberitaliens ein Echo gefunden haben. Da war es denn erst die fränkische Fremdherrschaft, was beide Theile sich für immer innig vereinigen ließ; wie auch in Spanien der Schlußstein der romanisch-gothischen Verbindung erst durch die Araber eingesetzt ward. Denn gemeinsamer Schmerz rückt die Massen, wie die Einzelnen, am dichtesten zusammen. Um so mehr jedoch muß man wieder das politische Talent der Franken bewundern, da ihnen das schwierige Werk aus freier Hand gelang. An der Seine nehmen die Romanen alsbald sogar den Namen Franci an und bilden in frühester Einheit der Kirche, wie Gleichheit im Staat mit den Eroberern die erste, bis auf den Rest der doppelten Sprache fertige romanische Nation†).

Es wäre verlockend, zu zeigen, wieviel auch zur Bildung der rein germanischen Völker, wo es nur darauf ankam, eine Anzahl verwandter

---

*) Liutprand: rex gentis felicissimae ac catholicae Deoque dilectae Langobardorum; Ratchis: genti nobis commissae, id est catholicae et Deo dilectae Lgbdor. . . . hujus gentis Lgbdor. princeps.

**) Eine Nationalgeschichte nach der Bekehrung schrieb nur Paulus. Secundus von Trient, der natürlich nicht Verfasser der origo gentis Lgbdor., vielmehr, soweit sich erkennen läßt, ein annalistischer Chronist in der Weise des Marius gewesen ist (vgl. L. Schmidt, älteste Gesch. der Langobarden S. 18), empfing indessen den Antrieb zu seinen Aufzeichnungen über die Langobardengeschichte wohl ebenfalls daher, daß er 603 den Prinzen Adaloald taufen und also die Hoffnung auf eine allgemeine Katholisirung fassen durfte (Paul h. Lg IV, 27).

***) S. den ganzen Codex Carolinus, besonders aber die berüchtigte Mahnung Papst Stephans IV. an Karl d. Gr., von dem Plane einer langobardischen Ehe abzulassen (Jaffé bibl. IV, 159): quae est enim talis desipientia . . . quod vestra praeclara Francorum gens, quae super omnes gentes enitet . . . perfida, quod absit, ac foetentissima Langobardorum gente polluatur, quae in numero gentium nequaquam computatur, de cujus natione et leprosorum genus oriri certum est.

†) Franci für die Bewohner Neustriens schon 727 bei dem (neustrischen) Verfasser der Gesta reg. Franc. regelmäßig, z. B. c. 40: Burgundiones et Austrasii cum Francis pace facta. Wie die Stelle lehrt, gilt dasselbe von dem Burgundernamen, der sogar schon bei Gregor von Tours bisweilen in provinzialem Sinne, Romanen und Germanen umfassend, vorkommt (h. Fr. IV, 42; VIII, 30). Sachlich wird diese früheste Verschmelzung im Rhonelande dadurch begründet, daß das Burgunderreich am frühesten seine Unabhängigkeit verlor, analog den Schicksalen Italiens und Spaniens. Von einer die Romanen einschließenden gens Francorum oder Burgundionum ist übrigens im 8. Jahrhundert noch nicht die Rede.

Stämme zu großen Staatskörpern zu verbinden, neben den härteren Mitteln der Politik jener geistige Rückstand des antiken Weltreichs, die christliche Kirche beigetragen. Der erste, der die kleinen germanischen gentes auf dem Boden Britanniens als eine einzige gens Anglorum benannt und behandelt hat, war der Leiter ihrer Bekehrung, Papst Gregor der Große. Anknüpfend an seinen Gedanken schrieb Beda die germanische Volksgeschichte der Insel als eine „Kirchengeschichte der englischen Nation", ein Jahrhundert, ehe deren staatliche Einigung ernstlich in Angriff genommen ward *). Und wiederum sind es päpstliche Schreiben an Bonifaz und Karl Martell, in denen zuerst von den rechtsrheinischen deutschen Stämmen, der Zukunft vorgreifend, als von Einer umfassenden gens Germaniae die Rede ist **). Indessen ich fürchte, die Langmuth Ihrer Theilnahme zu ermüden.

Genug: das Eis war gebrochen, und der Strom eines neuen Völkerlebens zog daher. Das zwiefältige Wiederauftauchen der Idee der Weltherrschaft im Mittelalter vermochte ihn nicht zu hemmen; denn Kaiserthum und Papstthum kreuzten zum Glück die beiden Schwerter im Kampfe mit einander. In unaufhörlichem Wettstreit ihren Kreis erweiternd, hat sich die heutige Völkergesellschaft historisch eingelebt. Ihr Gleichgewicht ward durch jeden Versuch, es zu zerstören, am Ende nur desto sicherer befestigt; auf den Trümmern einer neuen Cäsarenmacht hat unser Jahrhundert die Fahne des nationalen Princips erst recht entfaltet. Seine Geltung ist freilich durch die Interessen der Cultur beschränkt; am gentilis Danubius wird die Reichsidee in gemilderter Form noch lange friedenstiftend hausen müssen. Nur diejenigen modernen Völker, welche der Barbarei der Stammeszeiten arbeitsam entwachsen sind, genießen das Recht und haben zugleich die

*) Nach der populären Tradition (Beda, h. eccl. gentis Anglor. II, 1) hätte Gregor d. Gr. zufällig zuerst den Angelnamen kennen gelernt und dann auch auf Jüten und Sachsen in Britannien übertragen. In dem Kampfe, den bis zum Ausgang des 8. Jahrhunderts die Namen Angli und Saxones als Gesammtbezeichnungen mit einander führen, hat der erstere eben deshalb obgesiegt, weil er von Anfang an in der ecclesia gentis Anglorum (Beda III, 29) fixirt ward. Die sächsische Gründung des Einheitsstaates konnte daran nichts mehr ändern.

**) Gregor II. an Karl M. und Bonifaz 722—24, Gregor III. an den letzteren 732, s. Jaffé, bibl. III, 81; 86; 91. Bonifaz selber spricht stets, der Wirklichkeit gemäß, von den gentes Germaniae oder Germanicae. Insofern der Name Deutsch als Bezeichnung der einheitlichen Volkssprache der rechtsrheinischen Germanenstämme im Gegensatz zum Latein der Kirche aufkam, ein Bedürfniß dieser Art aber eben durch die Bekehrung geschaffen ward, ist der Vorgang dem englischen parallel. Die erste deutsche Nationalgeschichte aber geht, anders als in Britannien, vom politischen Gesichtspunkt aus. Widukind von Corvey schrieb sie in der Form einer Volksgeschichte der gens Saxonum als des herrschenden Stamms und näherte dadurch den Charakter seines Werkes mehr dem der fränkischen und langobardischen Historien, als dem der angelsächsischen Beda's; er hätte den deutschen Namen statt des sächsischen für seine Arbeit nicht brauchen können.

Pflicht unbedingter Selbständigkeit ihres staatlichen Lebens. Es sind Schwesternationen, Töchter einer bereits ausgebildeten Menschheit, zu der sie bescheidener aufblicken, als die Urvölker des Alterthums voreinst zur dunklen Natur. Auch sie schaffen immer noch aus sich selbst heraus; aber keine für sich, sondern alle für einander. Jede einzelne, die sich in ihrem Sonderdasein überhebt, fügt ihrem eigenen Wesen den größten Schaden zu; allein getrost darf auch eine jede sich sagen, daß sie mit der eigenen Unabhängigkeit zugleich die Freiheit aller übrigen vertheidigt.

Und so möchte ich denn schließen, wie ich angehoben: mit einer örtlichen Erinnerung. Von Napoleon haben wir einen Aufsatz übrig, den er am Abend des 6. November 1811 in Köln dictirt*). Er erwägt darin die Vortheile, die eine starke Befestigung der Stadt Bonn für seine Zwecke bieten würde, verwirft jedoch den Gedanken und entscheidet sich für Köln. Seine Seele brütete bereits über dem Plane des russischen Zugs, von dem er die völlige Bezwingung des Continents erhoffte. Auch die Festung Bonn hätte als Verstärkung einer inneren Hauptlinie der Bewahrung seiner Weltherrschaft dienen sollen. Auf die Ausrüstung Kölns hat auch das befreite Deutschland nicht verzichten dürfen. In Bonn aber legte Friedrich Wilhelm III. 1818 einen Waffenplatz des Geistes an, um den neu erworbenen Westen der Monarchie mit dem Osten durch gediegene Bildung innerlich zu verbinden. Jedoch, meine Herren Commilitonen, die versöhnende Macht der Studien reicht weiter, als das eigene Volksgebiet. Unter den gemeinsamen Arbeiten der Nationen ist die Wissenschaft die internationalste; an der Wahrheit ist nichts unübersetzbar. Wohlan denn, lernen Sie mit deutschem Fleiß und schaffen Sie dereinst zu deutscher Ehre! Aber vergessen Sie nicht, daß alle Facultäten im höchsten Sinne Humaniora treiben! Dahin zielen denn auch die friedlichen Wehrübungen der heutigen castra Bonnensia, über die mir nunmehr obliegt in römischer Zunge zu berichten. In ihr vernehmen wir jetzt nicht mehr das Commando völkerzertretender Legionen; sie dient uns hingegen zur Schulung eigener deutscher Gedanken und legt ehrwürdig Zeugniß ab für eine vielhundertjährige gemeinsame Vergangenheit unseres durch germanische Kraft verjüngten Erdtheils.

*) Note sur Cologne, Correspondance de Napoléon I. t. XXII nr. 18244.

2. Kaiser Friedrich II.*)

Der vierte August des Jahres 1215 war für Köln, damals die reichste und stolzeste Gemeinde Deutschlands, ein merkwürdiger Tag. Frühmorgens wurden Bann und Interdict aufgehoben, die der mächtige Papst Innocenz III. seit anderthalb Jahren über die Stadt verhängt, weil sie an Kaiser Otto IV. dem Welfen, dem früheren Schützling Roms, auch dann noch festhielt, als er von der Curie verworfen ward. Nachmittags aber ritt dessen triumphirender Gegner ein, der Staufer Friedrich II., ein zwanzigjähriger Jüngling von kaum mittlerem Wuchs, mit feingeschnittenem Antlitz, röthlich blond wie sein Großvater Barbarossa. Er kam von Aachen herüber, wo er jüngst zum deutschen Könige gekrönt worden; allerdings nur mit nachgemachten Insignien, denn die echten barg der besiegte Welf noch in trotzigem Gewahrsam. Im übrigen war jedoch die Weihe geziemend und stattlich vor sich gegangen; es hatte selbst an erbaulichen Momenten nicht gefehlt. Als nach der Messe Prediger vom Niederrhein in begeisterter Rede zum Kreuzzug aufmahnten, heftete, jedermann überraschend, Friedrich selbst, ohne daß es die Kirche gerade von ihm begehrt hätte, aus freier Dankbarkeit gegen Gott allen Fürsten voran das Zeichen des Gelübdes auf die Schulter. Und als hernach die einst von Barbarossa erhobenen Gebeine Karls des Großen in den neuen, von den Aachenern gestifteten, kostbaren Schrein, in dem sie noch heute ruhen, umgebettet wurden, da legte der junge König demüthig den Mantel ab, stieg aufs Gerüst und schlug mit eifriger und tüchtiger Hand die Nägel ein. Kein Wunder, daß er nun auch in Köln als rechtmäßiger Herrscher von Bürgerschaft und Geistlichkeit mit Zuruf und Gesang, mit Kränzen und Lampen, Reliquien und Kreuzen feierlich empfangen ward. Und sollte man nicht wirklich von Herzen frohlocken, sollten nicht Andacht und Huldigung Hand in Hand die Stunde begrüßen, wo Reich und Kirche vollkommen versöhnt über Vaterland und Welt ein blühendes Zeitalter heraufzuführen schienen? Auch verstand es Friedrich sehr wohl, den Erfolg, den er bisher weit mehr dem Glück, als der eigenen Kraft verdankte, durch Umsicht und Tact nachträglich zu verdienen. Was konnte den Kaufleuten der rheinischen Hauptstadt lieber sein, als daß er sofort den anwesenden Adel bewog, falsche Münzen und ungerechte Zölle abzuschwören und ehrlichen Landfrieden zu verheißen? Und so ward auch sonst jedem billigen Verlangen genuggethan, ja darüber hinaus der Habsucht der Großen, der Begehrlichkeit der Kleinen vollauf gespendet. Wie dankbar rühmte Walther von der Vogelweide, daß auch er, der arme Dichter, sich forthin an eigenem Feuer wärmen dürfe! Hatte noch jüngst Europa mitleidig lächelnd auf das Kind von Apulien geschaut, das vom fernen Süden

*) Vortrag gehalten im Gürzenich zu Köln 1886, bisher ungedruckt.

abenteuerlich heranzog, so tönte jetzt das Lied des Troubadours: Gott hat uns einen klugen und geschickten Arzt von Salern dahergesandt, der alle Übel und alle Mittel kennt und jeden heilt, wo es ihm gebricht!

Allein es ist mißlich, für den Arzt zu schwärmen, ehe die Cur vollendet ist. Ein Menschenalter später stand es um das Völkerleben, an welchem Friedrich II. seine Staatskunst ausgeübt, bedenklicher denn zuvor. Dieser bescheidene, freundliche, freigebige Jüngling enthüllte sich ungeahnt als ein seltsam großartiger, jedoch im höchsten Maß verhängnißvoller Mann. Gewiß hat er Lust an schaffendem Bemühen; aber seine Schöpfung artet in Zerstörung aus. Der Weltfriede des Reichs mit der Kirche liegt ihm wirklich am Herzen; dennoch muß er in dem erbittertsten aller Kriege, die je zwischen beiden getobt, seine Kraft verzehren. Am Ende seiner Laufbahn predigte Rom vielmehr gegen ihn das Kreuz und belohnte den Aufruhr seiner Unterthanen mit dem nämlichen Ablaß wie den Kampf um Jerusalem. Der Hohn des Schicksals hat ihn dazu verurtheilt, auch den idealen Überrest Karls des Großen, das länderbeherrschende Kaiserthum selber, auf ewig in den Sarg zu nageln. Und die deutsche Krone Friedrichs blieb auch hernach ein täuschender Zierath seines Hauptes; ja sein Thun und Lassen hat bewirkt, daß ein rechtes Königthum unter uns auf ein halbes Jahrtausend verloren ging. Von unzähligen gehaßt, verabscheut und verflucht, vielleicht von keinem einzigen wahrhaft geliebt, aufrichtig bewundert dagegen sogar vom Ingrimm der Feinde: so ist er innerlich einsam über die Erde dahingewandelt. Noch lange starrte die Sage des Volks mit träumerischem Staunen seinem unheimlichen Schatten nach; die weltrichtende Dichtung Dante's sprach seine gottlose Seele zürnend der Hölle zu. Die ruhig prüfende Geschichte verwaltet hier wie überall ein prosaisches Amt; welchen Umriß sie von seiner Gestalt bewahrt: auf diese Frage sei mir vergönnt eine kurze Antwort zu versuchen.

Daß der Mensch in sein Geschick, in die Arbeiten und Leiden seines Daseins hineingeboren wird: diese Wahrheit trifft für Friedrich II. in sinnenfälligster Weise zu. Er war der Sproß einer hochpolitischen Heirath, welche nicht für ihn allein zum äußersten Unsegen ausgeschlagen ist. Auf dem heiteren Gipfel seiner Tage, nachdem er dem langwierigen Streit mit dem Papstthum und den lombardischen Städten maßvoll entsagt, in Deutschland die welfische Macht aufs tiefste gebeugt, faßte Friedrich Barbarossa den Entschluß, seinen Sohn und Nachfolger Heinrich VI. durch Vermählung mit der elf Jahr älteren Constanze, der Erbtochter König Rogers, auch zum Herrn des normännischen Reichs von Sicilien und Unteritalien zu erheben. Den Traditionen des Kaiserthums gemäß, für dessen Walten es in der Vorstellung keine Schranke gab, mochte das als ein beneidenswerther Erfolg erscheinen; erwägt man hingegen die wirkliche Lage der Dinge, so stellt sich der vermeinte Fortschritt von Haus aus als ein Fehltritt dar. Denn in

Wahrheit reichte ja die Macht dieser germanischen Cäsaren des Mittelalters gerade nur so weit, wie das Übergewicht des von ihnen gelenkten deutschen Volks im Umkreis der Nachbarlande. Nicht ohne Anstrengung ließ sich da schon jetzt die Herrschaft über das doch in manchem Betracht verwandte Oberitalien behaupten; und mehr als eine heimische Aufgabe ward darüber, wo nicht versäumt, so doch hintangesetzt. Jenseits der römischen Landschaft aber betrat man eine ebenso fremde wie entlegene Welt. Erst von Neapel an entfaltet die südliche Natur ihre ganze Übermacht. Zudem bewegte sich dort ein buntes Menschengewühl in leidenschaftlicher Unruhe hin und her. Auf den Herrensitzen hausten die Rittergeschlechter der Normandie; gegenüber der Masse der Italiener im Binnenland trieben in den Städten am Meer byzantinische Griechen ihr Wesen; inmitten der Insel grollten, unterjocht aber nicht bezähmt, die vormaligen Gebieter, afrikanische Sarazenen. Die üppige Cultur verrieth in all ihrem Reiz die ungesunde Mischung. Selbst ihre edelsten Erzeugnisse, die Kirchen von Palermo und Monreale, befangen den historischen Sinn des Beschauers noch heute gleichsam mit schwülem Duft; es sind Gewächshäuser der Kunst, in denen die Baustile von Rom, Konstantinopel und Kairo, willkürlich componirt, ihre Blüthen phantastisch durch einander drängen. Durfte man erwarten, daß der Besitz eines solchen Reiches sich mit der Erfüllung deutscher Königspflichten vereinigen lasse? Heinrich VI. hat das während seines kurzen Lebens gerade noch vermocht. Mit Hülfe seiner Feldhauptleute vom Ritterstand bezwang er das widerspenstige Land und erstickte die wiederholte Empörung mit ausgesuchter Grausamkeit. Er gebot in der That als gefürchteter Herr von der Nordsee bis zur Syrte und dachte seinem einzigen, spät geborenen Sohne Friedrich dereinst die gleiche Rolle zu. Der Erbe Siciliens ward als kaum zweijähriges Kind zum künftigen deutschen Könige gewählt; zehn Monate später sollte er zum Behuf der Krönung zum erstenmal aus Welschland herübergebracht werden — da raffte den Vater ein Fieber des Südens jählings dahin. Mit zweiunddreißig Jahren, über ausschweifenden Entwürfen zu immer neuem Machtgewinne brütend, ward Heinrich VI. selber dem unausbleiblichen Rückschlag jener überspannten Staatskunst entzogen, der nun mit voller Wucht den unmündigen Friedrich traf.

Denn es gab noch eine Gewalt auf Erden, welche in der Abwendung deutscher Herrschaft von Neapel und Sicilien eine Lebensfrage für sich selbst erblickte. Das Papstthum hatte nicht umsonst das Schwert der normännischen Eroberer geweiht und ihren Staat als ein Lehen des heiligen Stuhls in Huld und Schutz genommen. Zum Entgelt erwarb es für all seine Kämpfe mit dem Kaiserthum an der Selbständigkeit des Throns von Palermo einen festen Rückhalt. Durch die Verbindung dieser beiden zu einem einzigen Regiment sah es jetzt die römische Unabhängigkeit tödtlich

umstrickt und betrachtete den Hingang Heinrichs VI. als Aufforderung, sich das würgende Gefühl einer ähnlichen Bedrängniß für immer vom Halse zu schaffen. Von Stund an ward der alte Hader um den Vorrang in der Welt in erster Linie in einen Streit um italienischen Boden verwandelt. Innocenz III., der in diesem Moment zum Nachfolger Petri erhoben ward, Hoherpriester und echter Politiker in einer Person, war der richtige Schütze für das gegebene Ziel. Er vollendete nicht bloß die unumschränkte Alleinherrschaft des römischen Bisthums innerhalb der Kirche; er griff zugleich in das Leben der Staaten tiefer und schärfer ein, sodaß gegenüber der Hierarchie, wie sie jetzt bestand, dem Kaiserthum nur ein bescheidener Raum zu bleiben schien. Direct aber trat er dem letzteren sofort in Italien entgegen, wobei ihm die reichsverrätherische Haltung deutscher Fürsten zustatten kam. Der Niederrhein, vom Kölner Erzbischof verleitet, fiel von der legitimen Sache des königlichen Knaben ab, um Otto IV. zu erwählen; die staufische Partei, die nunmehr ebenfalls der Führung eines Mannes bedurfte, erkor den Oheim Friedrichs, Philipp von Schwaben; ein zehnjähriger Bürgerkrieg in Deutschland, dem erst die Ermordung Philipps ein Ziel setzte, ließ dem Papste jenseit der Alpen freie Hand. Am liebsten hätte dort Innocenz dem deutschen Einfluß allenthalben ein Ende gemacht. Er zuerst hat mit nationaler Betonung von der Sache des gesammten Italiens gesprochen; ihm schwebte das Bild einer losen Einheit der Halbinsel unter päpstlicher Leitung vor. Was ihm wirklich gelang, war die Gründung eines erweiterten Kirchenstaats, der von Meer zu Meer hinüberreichend dem Kaiserthum den Weg gen Süden dauernd versperren sollte. Diesen Süden selber jedoch, das sicilische Reich, unterwarf die eigene Wittwe Heinrichs, Constanze, die den Gedanken ihres Gatten allzeit fremd gegenübergestanden, nicht allein aufs neue der römischen Lehnshoheit, sondern überdies einem ungewohnten Concordat; ja sie ernannte, als sie bereits nach Jahresfrist dem Gemahl im Tode folgte, zum obersten Regenten und Vormund ihres Söhnleins niemand anders, als Innocenz III. selbst.

So ward der Enkel Barbarossa's als vierjährige Waise zum Mündel und Vasallen des Papstes; er ward zugleich anstatt eines Deutschen zum Sicilianer. Die Ehe der Eltern, durch die Politik geschlossen, ward gleichsam nach ihrem Tode durch die Politik geschieden und das arme Kind der Mutterseite zugesprochen. Das arme Kind, so müssen wir Friedrich wohl nennen; denn niemals sind die holden Jahre des aufquellenden Gemüths einem Fürstensohne trauriger verlaufen. Der ferne Vormund hat sich allerdings redlich bemüht; allein selbst ein Innocenz war nicht im Stande, der furchtbaren Auflösung zu wehren, in die der einmal aus der Bahn gerissene Staat gerathen war. Die deutschen Capitäne Heinrichs fochten gegen dessen Erben weiter für eigenen Gewinn; französische Unternehmer, die der Papst wider sie aufbot, steigerten das Wirrsal; der ein-

heimische Adel spottete der Ohnmacht der Regierung; verheerend brachen die Araber aus ihren Bezirken hervor. Der Hof von Palermo selber ward ein Ringplatz ehrgeiziger Roheit und ränkevoller Tücke. Der junge König hat nicht bloß persönlich darben müssen; man hielt ihn sogar gefangen, um in seinem Namen zu gebieten. Die Summe dieser Erfahrungen hat seiner bildsamen Seele die tiefsten Spuren eingedrückt. An umfassenden Anlagen des Geistes hat ihn wohl keins unter allen regierenden Häuptern übertroffen. Er besaß die regste Sinnlichkeit, durchbohrenden Verstand, unersättliches Verlangen nach Anschauung und Einsicht, Genuß und Thätigkeit. Und der Übung solcher Gaben bot sich als erstes Object eine Welt der Zerrüttung und der Verworfenheit dar. Friedrich stand völlig allein: kein Verwandter, kein Freund, kein uneigennütziger Diener verrieth ihm das Dasein eines Herzens; von der Umgebung, die sich in Selbstsucht an ihn drängte, lehrte ihn ein jeder geflissentlich den anderen durchschauen. In solcher Schule ward er selbst zum frühreifen Realisten, zum kalten, klaren Rechner, frei von aller Illusion, die unerfreuliche ausgenommen, welche der Argwohn uns einflößt. Er kannte kaum ein inneres Vertrauen, es sei denn auf den eigenen Willen, keinen äußeren Verlaß, wenn nicht auf die Macht in seiner Hand. Je spärlicher ihm diese bisher trotz seines angeborenen Rechtes zugemessen war, desto heftiger und rücksichtsloser lernte er im stillen danach begehren. Vor der Welt dagegen ward ihm die klügste Besonnenheit zur anderen Natur. So beherzt und waffenkundig er war, hat er doch sein Lebelang die gewundenen Pfade behutsamer Unterhandlung der geraden Heerstraße kriegerischer Gewalt bei weitem vorgezogen. Auch so jedoch würde man ein bestimmtes Programm seiner gesammten Politik, eine Reihe tiefbegründeter, großer Zwecke vergebens bei ihm suchen; von Tag zu Tag, von einer Gelegenheit zur anderen rücken seine Pläne vor. Sein Verfahren erinnert an den ritterlichen Sport der Falkenzucht und -jagd, worüber er ein eigenes Lehrbuch voll raffinirter Kennerschaft geschrieben hat. Auch als Staatsmann trägt er geduldig den Falken verkappt auf der Faust; erst im Augenblick, wo ein beliebiges Vogelwild auffliegt, nimmt er dem gefiederten Jäger die Haube ab und wirft ihn in die Luft, damit er auf die erschrockene Beute stoße.

Auch für sein späteres Verhältniß zur Kirche wird man in den Erlebnissen seiner verkümmerten Jugend die Grundlage suchen dürfen. Kein Anzeichen freilich spricht dafür, daß er von vornherein mit dem Glauben an die Menschheit auch den an die Gottheit eingebüßt. Allein der weltüberschattende Bau der Hierarchie kehrte doch gerade ihm von Anfang an statt der religiösen vornehmlich die politische Seite zu. Was Innocenz für seinen Vasallen that, geschah das nicht im Grunde zum eigenen Vortheil des Lehnsherrn? Und da es überdies durchaus erfolglos blieb, war Friedrich weit entfernt, dem Papste besonderen Dank dafür zu wissen. Im

funfzehnten Jahre mündig gesprochen, erhielt er durch römische Fürsorge die mindestens zehn Jahr ältere Prinzessin Constanze von Arragon, Wittwe des Königs von Ungarn, zur ersten Gemahlin. Indeß der Hauptzweck dieser wenig anmüthenden Verbindung, mit spanischer Hülfe Ordnung im Lande zu schaffen, ward gänzlich verfehlt. Ein voreiliger Versuch des jungen Königs, an den einengenden Bestimmungen jenes Concordats zu rütteln, zog ihm einen herben Verweis des Papstes zu. Genug, er begriff, daß seine Person nur eine untergeordnete Figur in dessen universellem System bedeute. Er überzeugte sich tief von der ungeheuren Gewalt dieses Systems über Denken und Handeln der Menschen, er lernte die Kirche schätzen als den größten Organismus des öffentlichen Lebens; Sympathie oder Verehrung aber gewann sie ihm nicht ab. Auch die unverhoffte Wandlung seines Geschicks war nicht dazu angethan.

Kaiser Otto IV., den Innocenz als geborenen Gegner des staufischen Hauses und seiner italienischen Bestrebungen begünstigt hatte, nahm die letzteren, sobald er sich im Sattel fühlte, selber auf. Dem Banne trotzend, drang er im Namen des deutschen Reichs erobernd bis über Neapel vor; Sicilien stand ihm unvertheidigt offen. Dem bitter enttäuschten Papste blieb keine Wahl: in der Erkenntniß, daß allein die Erscheinung des letzten Sprößlings vom alten Herrscherstamm dem verwegenen Welfen Abbruch thun könne, gab er den Anträgen deutscher Fürsten und Ritter Gehör und billigte die Aufstellung Friedrichs zum Gegenkönig in Deutschland. Um die Selbständigkeit des südlichen Italiens auch dann noch zu sichern, sollte Friedrich nicht allein den Bestand des reformirten Kirchenstaats aufs bündigste gewährleisten, sondern auch den sicilischen Thron seinem eben geborenen Sohne Heinrich unter erneuter päpstlicher Lehnshoheit dauernd überlassen. Man begreift, daß der junge Fürst nur mit Widerstreben diesem Schachzug der römischen Politik gehorchte. Gewiß war an dem ganzen Unternehmen höchstens die persönliche Gefahr. Nach Norden zog ihn innerlich nichts; die Deutschen waren ihm daheim nur als rauflustige Feinde bekannt geworden; selbst ihre Sprache verstand er bis dahin schwerlich, so vieler anderer Zungen er mächtig war. Das Andenken an die Bestimmung seiner frühesten Kindheit ließ ihn kühl; von legitimistischen Einbildungen, von historischen Träumen war er frei. Wohl aber sah auch er die defensive Nothwendigkeit eines Angriffs ein; nur ein Sieg in Deutschland vermochte Sicilien selbst zu retten. So brach er denn auf, um in Rom zum ersten und letzten mal dem Lenker seines Schicksals ins Auge zu schauen; zu spät und zu kurz, als daß er von der vornehmen Gediegenheit im Wesen Innocenz' III. eine fesselnde Wirkung verspürt hätte. Er dankte officiell und beschwur, was man ihm vorschrieb; für die Zukunft mochte die Zukunft sorgen. Und gleich die Gegenwart hob und trug ihn von Glück zu Glück. Wir sind ihm bereits begegnet, wie er drei Jahr später

in Aachen am Ziele stand. Überdenkt man, wie wunderbar er dahin gelangte; wie er sich ohne Schatz und Heer von feindseliger Nachstellung umringt nach Deutschland durchschlich, sodaß seine Rettung öfters am Faden einer Stunde hing; wie ihm dann das Gold und die Waffen Frankreichs über Erwarten Bahn brachen; wie er nun unbestritten als deutscher König und berufener Kaiser den höchsten weltlichen Platz in der Christenheit einnahm, er, der noch jüngst in seinem Erbreich nicht hatte, da er sein gekröntes Haupt hinlege — erwägt man dies alles unbefangen; so wird man in jenem freiwilligen Kreuzzugsgelübde Friedrichs gewiß keinen Act berechnender Schlauheit oder gar gemeiner Heuchelei erblicken. Es war ihm vielleicht eben recht, auch einmal ohne päpstliches Geheiß dem Himmel etwas zu versprechen, und insofern mag ein leiser Zug von Selbstgefühl seinen plötzlichen Entschluß begleitet haben. Den wahren Antrieb aber gab sicherlich ein Schwung religiöser Dankempfindung, der auch ihn einmal unwillkürlich ergriff.

Doch ist diese vereinzelte enthusiastische Wallung rasch genug in das gerade Gegentheil umgeschlagen. In dem meisterhaften Spiele der Politik, welches Friedrich alsbald nach jenen Tagen von Aachen und Köln eröffnet, fällt eben seinem Kreuzzugsversprechen die sonderbarste Rolle zu. Papst Innocenz III. starb und erhielt in Honorius III. einen Nachfolger von gutmüthiger Mittelmäßigkeit, dessen einzige leitende Idee die Befreiung des heiligen Landes vom Joche der Ungläubigen bildete. Man kann denken, wie sehr ihm eine orientalische Heerfahrt König Friedrichs am Herzen lag. Allein dieser empfand im Gedränge näher liegender realer Aufgaben keine Neigung, sich mit der Ausführung seines Gelübdes irgend zu beeilen. So verstand er es denn nicht bloß, zwölf Jahre hindurch sich einen Aufschub nach dem anderen zu erwirken; nein, er bewog den milden Honorius auch, indem er ihn beständig in sehnsüchtiger Spannung erhielt, zur Genehmigung eines Schrittes, wodurch die von Innocenz so sorgsam geschaffene Ordnung der deutsch-italienischen Verhältnisse in der Hauptsache beseitigt ward: zur Genehmigung seiner Rückkehr auf den Thron von Palermo. Von unredlicher Täuschung dürfte man dabei nicht reden. Es war einzig die virtuose Übung jener besten Art von Diplomatie, welche mit überlegener Geisteskraft stets die sachlich einleuchtende Seite ihrer Absichten und Wünsche hervorzukehren weiß. Wie ließ sich ein glücklicher Kreuzzug verhoffen ohne Benutzung der altberühmten Seemacht Siciliens? Wie konnte man diese brauchen, ohne gründliche Reorganisation? Wie war an eine solche zu denken ohne den Sturz der Anarchie? Wie sollte der gelingen ohne das Eingreifen einer Männerhand? Was vermochte selbst die, wofern man ihr nicht Zeit gewährte, das Übel bei der Wurzel anzufassen? In der That: auch wir fühlen uns noch heute von dem Gewicht der Entschuldigungen und Forderungen Friedrichs betroffen. Hätte er

nur nicht durch eben diese Handlungsweise das historische Schicksal unseres Vaterlandes auf Jahrhunderte hinaus besiegelt!

Noch fünf Jahre brachte er nach jenem Kölner Einzug mit dem Abschluß des Bürgerkriegs und der Herstellung eines geordneten Zustandes im Norden der Alpen zu. Dann ging er zur Kaiserkrönung nach Rom und weiter nach Sicilien, um erst funfzehn Jahr später und auch da nur nothgedrungen zu kurzem Besuch den deutschen Boden wieder zu betreten. Man könnte meinen, es seien das doch bloß italienische Amtsreisen, wie die unserer früheren Herrscher, wenngleich von unerhörter Ausdehnung, gewesen. Doch nein: es handelt sich vielmehr um die bewußte Verlegung des Schwerpunktes der Reichsgewalt in den Süden, um die absichtliche Herabsetzung Deutschlands auf die Stufe eines dienstbaren Nebengebiets gegenüber der sicilischen Monarchie, die zur Grundlage des künftigen, wesentlich italienischen Kaiserthums bestimmt ward. Was Friedrich II. hierzu bewog, war gewiß nicht bloße Subjectivität im Urtheil über Land und Leute. Es ist wahr: er hatte ein Auge für die Schönheit seiner Heimath. Als er später Palästina kennen gelernt, soll er ausgerufen haben: der Gott der Juden habe sein Neapel und Palermo nie geschaut; sonst würde er von dem gelobten Lande nicht soviel Aufhebens machen! Aber die Pfalzen Barbarossa's lagen lieblich genug, um den Enkel die Trennung von seinen maurischen Schlössern mit dem Zauber ihrer Orangengärten und Wasserkünste verschmerzen zu lassen. Auch der deutschen Sitte stand er damals noch keineswegs so entfremdet gegenüber, wie hernach, als er wiederkam, starrend von Gold und Perlen, Purpur und Seide, gefolgt von Kamelen und Dromedaren, Leoparden und Affen, mit einem Troß von Sarazenen und anderem braunen Gelichter, und dagegen seinerseits an den Fürsten im Rheinland die geschmacklose Thorheit rügte, für die Geckenwirthschaft von Gauklern und Possenreißern Geld wegzuwerfen. Ich will ferner zwar nicht betonen, daß ihm während seines Jugendaufenthaltes bei uns jener blonde Enzo geboren ward, den er stets als sein rechtes Ebenbild besonders hochgehalten; denn von seinen zahlreichen ungesetzlichen Beziehungen scheint dies die einzige deutsche gewesen zu sein. Aber die Männer unseres Volks hat er wirklich nach Verdienst geschätzt. Unter ihnen fand er denn doch Charaktere, auf deren Treue sich bauen ließ. Von dem jungen deutschen Ritterorden wollte er allezeit zwei Brüder bei Hofe um sich sehen; der Hochmeister Hermann von Salza gefiel ihm in Wort und That und war lebenslang sein bestes Werkzeug in Staats- und Kirchensachen. Zur Eroberung Preußens gab ihm der Kaiser freudig die Vollmacht; der schwarze Adler, der über uns seine Fittiche schwingt, stammt direct aus dem Reichswappen Friedrichs II. Und so wäre noch mancher Edle von unserem Geblüt als dessen erprobter Gehülfe zu nennen; wie denn überhaupt von beschränkter Abneigung gegen irgendwelche

Nationalität bei diesem schlechthin universalen Kopfe gar keine Rede sein kann.

Es waren vielmehr jedenfalls Gründe politischer Natur, welche Friedrich zur Vernachlässigung Deutschlands drängten. Mit nüchternem Scharfblick ermaß er, daß ein starkes monarchisches Regiment, wozu er sein ganzes Wesen angelegt fühlte, in Sicilien mit einiger Anstrengung bald wieder herzustellen sei, bei uns dagegen nach den Ergebnissen des zwanzigjährigen Thronstreites ein ähnlicher Erfolg unsäglich schwierig. Er selber hatte sich, um emporzukommen, die Gunst der geistlichen und weltlichen Fürsten durch Gnaden und Bewilligungen theuer erkauft. In Streit oder Unterhandlung mit dieser mächtigsten Aristokratie der Welt seine Tage hinzubringen, lüstete ihn nicht; zumal da seine innere Abhängigkeit sich auch auf jedes äußere Unternehmen lähmend erstrecken mußte. So setzte er denn lieber seinen neunjährigen Heinrich unter fürstlicher Regentschaft zum deutschen Unterkönig ein, um selbst an dessen statt den unbeengten sicilischen Thron aufs neue zu besteigen. So kam er fernerhin jedem Wunsche des Fürstenstandes bereitwillig entgegen, sei es auf Kosten der städtischen Entwicklung, der er doch grundsätzlich durchaus nicht abhold war, sei es zum weiteren, unersetzlichen Schaden der Krone selbst. Durch solche Mittel hat er den guten Willen der deutschen Fürsten bezahlt, ihn bei seiner kaiserlichen Politik, besonders in Oberitalien, militärisch zu unterstützen. Denn eben in der kriegerischen Brauchbarkeit der tapferen Söhne des männerreichen Deutschlands, wie er sich ausdrückt, sah er den vornehmsten Nutzen seiner dortigen Herrscherwürde; mit sicilischem Gold und deutschen Truppen getraut er sich all seine kaiserlichen Entwürfe auszuführen. Es ist danach kaum zu viel gesagt, daß ihm unser Vaterland ungefähr so viel bedeutete, wie der Rheinbund einem Bonaparte. Ja die Landeshoheit, welche der sicilische Imperator des 13. Jahrhunderts den deutschen Kleinfürsten zusprach, um sie bei guter Laune zu erhalten, steht mit der Souveränetät, welche deren Nachkommen von dem corsischen Imperator des 19. Jahrhunderts zum Geschenk empfingen, in engstem Zusammenhang. Die politische Zersplitterung unseres Volks, die Napoleon zu vollenden gedachte, hat der staufische Friedrich II. rechtlich begründet. Das müssen wir vom nationalen Standpunkt aus als eine Versündigung an unserer Geschichte verdammen.

Der junge Kaiser selbst zog freilich zunächst mit stolzer Freude seiner ruhmvollsten Arbeit entgegen. Er nahm für die Leiden seiner Kindheit die königlichste Rache, indem er mit unbeugsamer und doch schonungsvoller Strenge seinem Erbland eine musterhafte Staatsordnung aufdrang. Jeder feudale Trotz ward gebrochen; die Zeit der Fehde, der Selbsthülfe war vorüber. Die Sarazenen der Insel wurden niedergekämpft und in Masse nach Apulien versetzt. In späteren Jahren, als der deutsche Zuzug nachließ und endlich ausblieb, hat diese mohammedanische Colonie von Lucera

ihrem Herrn eine fatalistisch todesverachtende Kerntruppe gestellt, und zugleich eine Leibwache, an der die Bannflüche der Kirche machtlos abprallten. Die Verfassung des Landes, die uns in einem Gesetzbuch und zahllosen Verordnungen vor Augen liegt, hat zu allen Zeiten Bewunderung erregt. Ein Theil des Verdienstes gebührt allerdings den normännischen Vorgängern Friedrichs; das Ganze, von ihm lebendig und folgerecht entwickelt, bildet mit seinen Vorzügen und Mängeln die verfrühte Erscheinung des ersten modernen Staats, seiner Form nach am ähnlichsten der absoluten Monarchie im siècle de Louis XIV. Auch Friedrich II. schaltet als unverantwortlicher Despot mit centraler Gewalt. Unter ihm wirkt eine abgestufte Schar von wohlgeschulten Beamten, in ihrer Befugniß genau begrenzt, auf Schritt und Tritt von unermüdlicher Aufsicht begleitet. Pünktliche Rechtspflege, stramme Polizei behüten Sicherheit und Wohlfahrt im Innern; nach außen steht ein besoldetes Heer, eine gerüstete Marine täglich bereit. Ein ausgebildetes System directer und indirecter Steuern führt dem Herrscher ungemeine Geldmittel zu. Handel und Gewerbe genießen wachsamer Pflege; die sinnreiche griechisch-arabische Industrie, jeder westlichen weit voran, blüht fort und fort. Eine Staatsuniversität wird in Neapel gestiftet; am Hofe zu Palermo versuchen sich einheimische Dichter, darunter der Kaiser selbst, als Nachahmer der Provenzalen zum erstenmal in italienischen Versen. Natürlich fehlen die Schattenseiten nicht: Staatsmonopolien und andere Finanzkünste, Vielschreiberei und Bevormundung, Concessionswesen, Examina, Studienzwang. Bescheidene Provinziallandtage, die bald wieder eingeschlafen sind, sollten lediglich die mißtrauische Controle der Beamten verschärfen. Die Erlasse der Obrigkeit reden durchweg die pomphafte Sprache von Versailles und sind von majestätischer Selbstberäucherung umwölkt. In der Sache weht hie und da sozusagen die frischere Luft von Sanssouci. Auch der staufische Friedrich läßt wenigstens den Muselmann und den Juden vollkommen nach seiner Façon selig werden. Er verbietet das Gottesurtheil im Proceß, nicht wie sein Vormund Innocenz, weil man den Herrn nicht versuchen darf, sondern als lächerlich und unzuverlässig, weil es der Begründung aus Natur und Vernunft entbehrt und die Wahrheit nicht an den Tag bringt.

Inmitten dieser Zustände bewegt sich Friedrich selbst mit unendlichem Behagen. An Rastlosigkeit und Schlagfertigkeit im Denken und Wollen, an Trieb und Geschick, das Größte wie das Kleinste zu erfassen und zu regeln, ist er seinem hohenzollerischen Namensvetter völlig gleich. Aber die Herrschaft ist ihm nicht, wie diesem, ein Gebot der Pflicht, ein entsagender Dienst, sondern ein wollüstiges Vergnügen. Er sonnt sich in seiner Macht, er spiegelt sich in seinem Fleiß, er wühlt in seinem Reichthum. Mit einem Wort: er fühlt wie ein orientalischer Fürst, und orientalisch erscheint er nicht minder in seinen Sitten. Auch hierin waren ihm seine mütter-

lichen Vorfahren vorangegangen; ihm selber kommt vielleicht noch eine andere Entschuldigung einigermaßen zugute. Auch seine zweite und dritte Ehe nämlich entsprangen politischen Motiven. Die Französin Isabella von Brienne mit dem Erbtitel von Jerusalem führte ihm Papst Honorius zu, um ihn durch ein neues persönliches Interesse zum Kreuzzug anzuspornen; Prinzeß Isabella von England erlas er sich selbst, als es galt, die Welfen dauerhaft zu versöhnen. Besonders die letztere hat er in seiner Weise verehrt; aber beide wurden von Eunuchen bewacht und sind jung im Kindbett gestorben. Daß nun der Kaiser daneben einer Menge anderer Damen seine schwer abzuweisende Huldigung darbrachte, hat ihm die lockere Zeit des Minnesangs nicht übelgenommen. Von seinen arabischen Sängerinnen und Tänzerinnen erzählte man höchstens mit Neugier wie von seinem Elefanten oder seiner Himmelsuhr. Daß er jedoch auf seinen Schlössern regelrechte Harems unterhielt, deren Insassen er als ökonomischer Sultan zu weiblicher Handarbeit anzuleiten befahl, das erregte doch allgemeinen Anstoß und hat ihm in der Zeit seiner kirchlichen Kämpfe schwer geschadet. In den Staat ließ er indeß diese Gesellschaft nicht hineinreden, wie unter den früheren Königen wohl geschah. Ja er blieb auch sonst für den Ernst des Lebens von all seinen Zügellosigkeiten unversehrt. Er ward früh kahl und allmählich beleibt; aber als er mit sechsundfunfzig Jahren einem Ruhranfall erlag, hatte er an seinen gefürchteten Seelenkräften, an Klarheit und Energie, noch kein Haarbreit eingebüßt.

Auch sein edelster Luxus, seine Wissenschaft, zeigt die örtlich überlieferte morgenländische Farbe. Mathematik, Naturkunde jederart und Philosophie sind seine Lieblingsfächer. Um die Anatomie der Vögel erwarb er sich originales Verdienst; noch Cuvier preist ihn als selbstarbeitenden Zoologen. Mit der lateinischen Übersetzung der Schriften des Aristoteles sammt ihren arabischen Commentaren, die er vornehmlich durch Juden besorgen ließ, kam er einem dringenden Bedürfniß des Jahrhunderts entgegen. In diesen Interessen steht er den größten Gelehrten der Zeit, einem Albertus Magnus z. B., auffallend nahe. Nur fiel ihm nicht etwa, wie diesem, ein, mit dem neuen geistigen Erwerb den herkömmlichen kirchlichen Ideenkreis feiner und reicher auszustatten. Im Gegentheil: er nährt seine Zweifelsucht, indem er mit zersetzender Kritik ins innerste Gewebe der menschlichen Vorstellungen eindringt; wir haben Proben davon in seiner Correspondenz mit orientalischen Denkern. Daneben befriedigt er seine Wißbegierde; er strebt nach empirischer Erkenntniß mannigfacher Thatsachen durch Beobachtung und Experiment. Selbst in der Caricatur der feindlichen Verleumdung erkennt man noch echte Züge seines Wesens. Man höre, was sich die Bettelmönche von ihm erzählen. Um die Ursprache zu ermitteln, gebot er, Säuglinge in stummer Umgebung aufzuziehen; um die Fortdauer der Seele handgreiflich zu widerlegen, ließ er einen Menschen in einem luftdichten Faß umkommen; zwei andere wurden

in seiner Gegenwart ausgeweidet, weil er feststellen wollte, ob Mittagschlaf oder starke Bewegung nach Tisch der Verdauung zuträglicher sei. Es bedarf kaum der Erläuterung, daß hier jedenfalls scherzhaft hingeworfene Probleme zu Mordgeschichten vergröbert sind. Auch die Sage vom Taucher, Schillerischen Angedenkens, ward ihm nicht unpassend aufgebürdet; nur schade, daß sie schon vorher von seinem Großvater Roger im Schwange war!

In kirchlich-politischen Fragen hütete sich der Kaiser auch einem Honorius gegenüber weislich vor jedem Conflict. Zur Ausrottung der Ketzerei, an der ihm persönlich der revolutionäre Geruch zuwider war, hat er der Curie bereitwillig den weltlichen Arm geliehen. Man sieht, es kam ihm nicht entfernt in den Sinn, den Bestand der Hierarchie im Namen öffentlicher Denkfreiheit zu erschüttern. Ein duldsames Nebeneinander von Papstthum und Kaiserthum war sein praktisches Ideal. Auch zur Ausführung des Kreuzzuges schickte er sich deshalb endlich an, nachdem er sich selbst einen letzten Termin gesetzt, nach dessen Versäumniß er unmittelbar der Excommunication verfallen wollte. Schon eingeschifft ward er indeß von einer Seuche ergriffen, die den Landgrafen von Thüringen an seiner Seite tödtete; gezwungen ging er ans Land zurück. Soeben hatte Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen, ein leicht aufbrausender Greis, dessen hitziger Eifer ebenso weit übers Ziel hinausschoß, wie die Nachgiebigkeit seines Vorgängers. Formell im Recht, that er Friedrich blindlings in den Bann. Und nun erlebte die Welt das merkwürdigste Schauspiel. Der aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßene Fürst unternahm den christlichen Feldzug nichtsdestoweniger und errang unter den größten Schwierigkeiten einen Erfolg, wie er seit funfzig Jahren allen Anstrengungen Europa's unter päpstlichem Segen nicht zutheil geworden. Gregor schleudert ihm Bann und Interdict in den Orient nach; die Glaubensgenossen drüben behandeln ihn fast wie einen Aussätzigen; nur die Deutschen, Hermann von Salza an der Spitze, stehen fest zu ihm. Den Mohammedanern aber begegnet er außer der altgewohnten Toleranz mit einer durch die verzerrte Lage gebotenen herablassenden Liebenswürdigkeit, welche sie selbst in die höchste Verwunderung versetzt. Durch geschickte Benutzung ihres inneren Zwistes erreicht er von den Erben Saladins die gütliche Herausgabe der berühmtesten Eroberung ihres Ahnherrn, Jerusalems und der übrigen heiligen Stätten. Er nimmt die Krone vom Altar der wiederbefreiten Grabeskirche und reitet ungegrüßt, unbedankt von dannen. Daß freilich auch der Moslem in zwei Moscheen der ihm kaum minder theuren Gottesstadt seine Andacht friedlich sollte verrichten dürfen, erklärte der christliche Patriarch für gänzlich unannehmbar. Friedrich hat den starrsinnigen Mann in seinem Palast zu Akkon belagern und ein paar Franciscaner, die von ihrer Hetzpredigt nicht abließen, von seinen Soldaten durchprügeln lassen. Dann fuhr er heim; der ironische Kreuzzug war zu Ende.

Noch stand dem Kaiser der Gang nach Canossa bevor, den ihm die Leidenschaft Gregors in einen Triumphzug verwandelte. Der Papst hatte sich zu einem kriegerischen Angriff auf das apulische Königreich hinreißen lassen; mit leichter Mühe besiegt, mußte er nun beim weltlichen Friedensschluß zugleich zum geistlichen die Hand bieten. Der Bann ward aufgehoben, die Kreuzfahrt und ihr Ergebniß kirchlich anerkannt; und fast neun Jahre lang hat sich Gregor, von Friedrich vorsichtig und gewandt behandelt, dem siegreichen Staufer scheu gefällig erzeigt. Er half ihm bei der Absetzung seines Sohnes. König Heinrich von Deutschland zog sich früh die Unzufriedenheit und den Tadel des Vaters zu. Sein Wandel war leichtfertig, sein Trachten nach Selbständigkeit dem Kaiser unbequem; er störte dessen diplomatisches Gespinnst und brachte Unsicherheit in das wohlerwogene Verhältniß zu den deutschen Fürsten. Einen unzuverlässigen Diener konnte Friedrich auch in der Person seines Erstgeborenen nicht brauchen. Gewarnt und bedroht, ward Heinrich rückfällig und endete als Empörer. Es war damals, daß Friedrich unsere Fluren wiedersah. Er erschien ohne Heer, mit Schätzen beladen, und alles neigte sich vor ihm. Der Verirrte verlor die Krone an den jüngeren Bruder Konrad. Man führte ihn gefangen in die festen Schlösser des Südens; bei einem neuen Wechsel der Haft hat er sich sieben Jahr später vom Rosse gestürzt und den ersehnten Tod gefunden. Kaiser Friedrich aber gab zu Mainz ein großes Landfriedensgesetz, an das man Jahrhunderte lang stets wieder angeknüpft hat: sein Abschiedsgeschenk an unsere Nation, ein schmerzliches Andenken seines Berufs und seiner Untreue. Zum Danke folgten die Fürsten noch einmal seiner Fahne; mit der vereinten Stärke Deutschlands und Siciliens schlug er das Heer der rebellischen Lombarden aufs Haupt: auch Oberitalien schien ihm zu Füßen zu liegen. Aus dem Kinde von Apulien war der gewaltige Mann des Zeitalters geworden. Es war, wie die Höhe, so die Wende seiner Bahn.

Denn kaum hatte der Mailänder Bund, durch die unbarmherzigen Bedingungen des Siegers zum hartnäckigsten Widerstande gereizt, den kaiserlichen Waffen den ersten Einhalt geboten, so fand der neunzigjährige Gregor den Muth zu einer zweiten, noch ungleich maßloseren Excommunication. Schon eine Zeitlang war über manche Beschwerde hin und her verhandelt worden, besonders über das Verhältniß von Staat und Kirche im Königreich Sicilien. Recht und Unrecht fand sich dabei auf beiden Seiten; doch waren es im ganzen wenig bedeutende Punkte, und weder Friedrich noch Gregor gewillt, es darin bis zum äußersten zu treiben. Unzweifelhaft lag der Grund für den plötzlichen Losbruch des Papstes ganz wo anders. Es ist die alte italienische Frage, die das Leben Friedrichs II. wie ein Schicksalsrahmen einfaßt; das Gespenst, das an seiner Wiege gestanden, stieg abermals vor ihm auf, um ihn fortan bis ins Grab zu geleiten.

Denn nur deswegen war die so listig von ihm durchgesetzte Wiedervereinigung der sicilischen mit der Kaiserkrone dem Papstthum bis jetzt erträglich erschienen, weil die lombardischen Städte alle die Jahre daher ihre aufsässige Unabhängigkeit behauptet hatten. In dem Augenblick, wo sie gänzlich unterlagen, wo Friedrichs Plan verwirklicht ward, den unbotmäßigen Norden der Halbinsel mit der straffen Staatsordnung seines Erblandes heimzusuchen — in diesem Augenblick war der römische Stuhl auf immer vor die Thüre der Weltherrschaft gesetzt. Gegen diese nah genug drohende Aussicht einer monarchischen Einigung der italienischen Nation, das ghibellinische Gegenbild der Wünsche Innocenz' III., entsandte Gregor IX. den feurigen Pfeil seines neuen Bannes.

Ihn beseelte dabei das Gefühl, daß mit der dämonischen Natur dieses Staufers ein innerer Friede niemals möglich sei, daß eine bodenlose Kluft die Gedanken desselben von den Idealen der Kirche scheide. Hatte er ihn ehedem der sträflichen Vorliebe für die Bekenner des Islam geziehen, so erhob er jetzt, um den Gegner zu vernichten, die Anklage völliger Irreligiosität. Als beweisbare Thatsache stellt er den Ausspruch Friedrichs hin, daß die ganze Welt von drei Schwindlern, Moses, Christus und Mohammed, betrogen worden. Friedrich hat demgegenüber ausführlich seine Rechtgläubigkeit bekannt, und der angekündigte Beweis für die plumpe Lästerung ist niemals erbracht worden. So viel jedoch muß man bei der Eigenart seines Geistes und den Fügungen seines Geschicks für äußerst wahrscheinlich halten, daß er mit dem Glauben an eine göttliche Offenbarung in der That gebrochen hatte. Reiner Atheismus war ihm jedenfalls wie dem gesammten Mittelalter fremd; seine astrologischen Neigungen deuten auf Anerkennung eines geheimen Weltzusammenhangs; allein wie weit ist es von da bis zu warmer Religion! Wir besitzen einen Brief von ihm an einen Getreuen aus Messina, dessen Sohn in einer seiner Schlachten geblieben war. Er rühmt die Hingebung des Gefallenen mit sinnvollen Worten und versichert dem Vater, daß dessen Gedächtniß in seinem Herzen fortleben werde — kein Hauch der Ahnung eines höheren Trostes!

Wie dem auch sei — mit funkelnder Entrüstung, auch seinerseits jeglicher Rücksicht entbunden, warf er sich in den Kampf. In seinem Hofrichter Peter von Vinea stand ihm ein Talent zur Seite, dessen schneidige Feder, dem Winke seines Herrn gehorsam, jede Blöße des Widersachers vor aller Augen unfehlbar zu treffen wußte. Bemerkenswerth ist an diesen Streitschriften vor allem das Bestreben, in den Übergriffen der Hierarchie eine gemeinsame Gefahr für die europäische Staatenwelt aufzudecken. So hoch Friedrich seine Kaiserwürde schätzt, er nimmt darum nirgend, wie noch sein Vater gethan, ein Recht der Oberhoheit über die anderen Könige in Anspruch. In moderner Weise behandelt er sie als Standesgenossen und beruft

sich einzig auf die Solidarität der monarchischen Interessen. Und man muß nicht denken, er habe damit des Eindrucks verfehlt. Selbst Ludwig IX. von Frankreich, ein Heiliger der Kirche, rührend fromm, Kreuzfahrer aus innerem Drang, hat ihm entschiedene Sympathie gewidmet. Auch die deutschen Fürsten wiesen zunächst jede Zumuthung des Papstes zurück. Inzwischen unterwarf der Kaiser fast den ganzen Kirchenstaat. Der uralte Papst, trotz alledem innerlich ungebeugt, berief ein Concil. Allein die genuesische Flotte, welche die geladenen Väter herbeiführte, fiel den Kaiserlichen in die Hände, und die Prälaten wanderten ins Gefängniß von Neapel. Das brach Gregor IX. das Herz. Zwei Jahre lang zauderten die Cardinäle mit der Wahl, und die Welt hielt den Athem an, des Ausgangs zu warten.

Friedrich II. schaute verlangend nach Frieden aus. Der Kampf als solcher war auch jetzt nicht sein Element. Glückliches Asien, schreibt er einmal seinem griechischen Eidam, dem Kaiser Vatatzes, beneidenswerthe Fürsten des Ostens, die das Schwert ihrer Unterthanen und die Anschläge der Pfaffen nicht zu fürchten haben! Wie war er froh, als der neue Papst, der den bedenklichen Namen Innocenz erkor, sich alsbald in Unterhandlungen einließ. An diesem Innocenz IV. aber, einem Fiesco von Genua, der neben großen Eigenschaften doch auch den argen Geist italienischen Bürgerzwistes in sich trug, sollte der Sicilianer seinen Meister finden. Plötzlich entfloh jener über Meer nach Lyon und setzte dort vor versammeltem Concil nach formlosem Proceß den Kaiser als meineidigen Ketzer und Tempelschänder von all seinen Ehren und Rechten ab. Ein englischer Zeitgenoß schildert uns Friedrich, wie er in Turin die Nachricht empfängt. Er läßt seine Schatztruhe bringen und öffnen: laß doch sehen, ob meine Kronen schon abhanden gekommen sind! Er greift eines von den sechs Diademen heraus, drückt es aufs Haupt und ruft mit wildem Blick: noch hab' ich sie und nur in blutigem Streite will ich sie verlieren! Die Scene, der historischen Dramen Shakespeare's würdig, wird so theatralisch nicht verlaufen sein; doch enthält sie die Summe der noch übrigen Begebenheit. In solcher Stimmung und Haltung hat Friedrich in fünfjährigem Ringen sein Ende gefunden.

Da Innocenz IV. ohne Wahl neben den geistlichen Waffen auch die allerweltlichsten ergriff, die europäischen Einkünfte des römischen Stuhls zum Armeebudget, die Kreuzpredigt zur Mobilmachung erniedrigte, so verdenken wir es Friedrich nicht, wenn auch er den Feind auf dessen eigenes Gebiet zu verfolgen suchte. Er rief nach einer geistlichen Reform, die den Klerus seiner weltlichen Güter entheben und der Kirche die ursprüngliche Reinheit wieder verleihen sollte. Allein wie wäre die Zeit für solche Dinge reif, wie nun gar der schwelgerische Freigeist befugt zu religiös motivirter Umwälzung gewesen? Desto kräftiger wirkte umgekehrt der Angriff des Papstes auf dem weltlichen Terrain. Aufs neue stürzte er Deutschland in

Revolution. Der Kaiser, der nordischen Streitkräfte gänzlich beraubt, sah sich gezwungen, die andere Quelle seiner Macht, die sicilischen Finanzen, bis fast zum Versiegen zu erschöpfen. Um die wankende Ergebenheit der Seinen zu befestigen, versucht er umsonst den Schrecken der Tyrannei. Verschwörungen schleichen bis dicht an seine Person; jener Peter von Vinea selbst ist als Mitschuldiger entlarvt und zur Strafe geblendet worden; vom Elend übermannt, zerstieß er sich an der Kerkerwand den Kopf. Kaum minder grauenhaft raste der offene Krieg, zumal in Oberitalien, hin und her. Es gab einen Moment, wo Friedrich seinem Ziel der Unterdrückung der lombardischen Freiheit nahestand; schon schickte er sich an, nach Lyon hinüberzuziehen, um Innocenz IV. wie einst Gregor den Frieden persönlich aus der Hand zu winden. Da brachten in seinem Rücken Verwandte des Papstes das straßenbeherrschende Parma zum Abfall. Friedrich kehrt um und umringt die unentbehrliche Feste Monate lang mit gesammelter Kraft. Sein Lager erwuchs zu einer förmlichen Gegenstadt, die er vorschnell Victoria taufte. Der nahen Uebergabe gewiß, ritt er fröhlich zur Falkenbeize ins Gebirge. Da fallen die Städter verzweifelt aus, überraschen und zersprengen des Kaisers Heer, erbeuten sein Serail und seinen Schatz, Reichssiegel, Scepter und Krone. Von diesem Schlage hat sich Friedrich äußerlich nicht erholt. Selbst von innerer Erschütterung nahm man Spuren an ihm wahr. Als ihn eines Tages ein armer Schelm mit der erlittenen Niederlage neckt, zuckt er seufzend zusammen und rächt sich nicht; wie man freilich auch aus helleren Tagen an ihm rühmt, daß er, wie selten witzige Despoten, Scherz vertrug. Unverwüstlich aber rüstet und kämpft er selbst jetzt noch fort, bis den Unüberwindlichen, wie man sagte, der Tod überwand. Auf dem Sterbebett ließ er sich, wohl zumeist um seiner Erben willen, jedoch ohne politische Concession, vom Erzbischof von Palermo absolviren. Papst Innocenz aber rief alle Himmel zum Jubel auf, daß der Hammer der Verfolgung zerbrochen sei.

Ein Bettelmönch aus Parma, der Friedrich von Angesicht gekannt, hat uns in seiner Chronik die Thaten und Unthaten des Staufers, wahre wie erdichtete, redselig aufgezählt. Er schildert seine glänzenden wie seine finsteren Gaben und meint zum Schluß: kurzum, wäre der Kaiser ein guter Katholik gewesen und hätte Gott und seine Kirche geliebt, er hätte kaum seinesgleichen in der Welt gehabt. Auch von anderem Standpunkt aus wird man in Friedrich II. eine schwer vergleichbare, durchaus eigenthümliche Erscheinung anerkennen. Allein zu den geschichtlichen Größen ersten Ranges zählt er nicht. Das sind nur solche Helden, die, gleichviel aus welchen Beweggründen und mit welchen Mitteln, das Thor der Zukunft aufstoßen und die Mitwelt in ein neues Dasein hinüberführen. Er aber hat höchstens ein Stück der Vergangenheit zugrunde gerichtet. Das Beste, was er positiv angestrebt: der Aufbau des modernen Staats und seine

Befreiung vom Joch einer priesterlichen Weltherrschaft, konnte beides dauerhaft erst viel später von nationaler Grundlage aus gelingen. Im Kriegsjahr 1870 hat uns ein deutscher Forscher dargethan, daß unter dem Kaiser, dessen Wiederkehr unser Volk erharrte, Jahrhunderte lang nicht Barbarossa, sondern Friedrich II. verstanden ward, bis ein moderner Irrthum den Großvater an die Stelle des Enkels setzte. Der Irrthum erklärt sich, weil er dem deutschen Bedürfniß besser entsprach als die Wahrheit. Auch wir würden heute den Geist des Kindes von Apulien nicht beschwören, wofern wir überhaupt den Trost des Vaterlandes noch in der Gruft der Berge zu suchen hätten und nicht vielmehr im Lichte des Tags im frohen Ernst unseres eigenen öffentlichen Lebens.

---

3. Erinnerungen eines Bettelmönchs*).

Am Weihnachtstage des Jahres 1222, kurz vor Tisch, ward ganz Oberitalien durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht. Das von Brescia hat man es genannt, weil dort die Mehrzahl der Gebäude mit tausenden von Bewohnern zugrunde ging. Der Bischof, dem Einsturze seiner Kammer knapp entronnen, entsagte zerknirscht zeitlebens dem Fleischgenuß. In den übrigen Städten kam man meist mit leichterem Schrecken und Stoßgebet davon; Wandschäden und Bußgedanken waren oberflächlich und schnell wieder übertüncht. Am Domplatz in Parma ragte der Neubau des Baptisteriums in die Luft; ein stämmiges Achteck mit reichen romanischen Portalen, darüber Galerien schlanker Marmorsäulen, im obersten Geschoß noch unvollendet. Dicht daneben im Hause des edlen Herrn Guido di Adamo befand sich dessen zweite Gemahlin Imelda mit den jüngeren Kindern allein. In blinder Angst, die Taufkapelle möchte über sie hereinbrechen, nahm sie rechts und links je ein Töchterlein unter den Arm und flüchtete bis in die Wohnung ihrer Eltern. In ihrer Verzweiflung hatte sie den einjährigen Sohn achtlos in der Wiege zurückgelassen. Der aufwachsende Knabe, dem sie das Geschichtchen oftmals liebevoll erzählte, ward der Mutter beinah ernstlich gram darüber; denn unter allen Umständen habe doch sein Geschlecht den Vorzug verdient. Das möchte gelten, hätte er sich hinterdrein als ein rechter Stammhalter erwiesen. Wie aber, wenn er die Hoffnung der Seinen aus frommer Selbstsucht in der Kutte des Franciscaners erstickte? Wie dem auch sei: die Nachwelt muß sich freuen, daß er nicht in den Windeln erschlagen ward; denn ihr hat er sich auch als Minorit merkwürdig zu machen ge-

*) Vortrag gehalten in Bonn 1890, gedruckt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1891.

wußt. Nicht durch wichtige Thaten, sondern als Darsteller seiner Zeit im Leben und Schreiben. Fra Salimbene von Parma, wie er im Orden hieß, Verfasser einer lateinischen Weltchronik, die erst in unseren Tagen bekannt geworden. Aus ihrem überreichen Inhalt will ich heute nur wenige memoirenhafte Züge zu einem historischen Genrebilde vereinigen *).

Erinnern wir uns zuvor der Lage zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Aus der Höhe betrachtet, schien die Entwicklung des Mittelalters dicht an ihr Ziel gelangt. Im Lateran waltete würdevoll Papst Innocenz III. Zwar Jerusalem heimzugewinnen, blieb ihm versagt, aber Konstantinopel ward in seinem Namen von lateinischen Rittern erobert. Im Abendlande lagen die mächtigsten Reiche dem geistlichen Oberherrn zu Füßen. Den Welfen, den er zum Kaiserthum erhoben, verwarf er wieder nach dem ersten Trotz; bescheiden stieg dafür nach seinem Willen, mit seinem Segen der junge Staufer Friedrich II. zum Throne auf. In der Kirche selbst war jeder Widerspruch örtlicher Gewalt verstummt; gefügig, huldigend versammelten sich weit über tausend Prälaten zum Concil, um das große System durch heilsame Beschlüsse zu befestigen. So verbot man in maßhaltender Abwehr die Stiftung neuer Orden; das Klosterleben sollte sich mit den ehedem anerkannten Regeln begnügen. Eine Satzung, welche bewies, daß der Blick des stolzen Lenkers der Menschen das tiefste Bedürfniß des Zeitalters übersah. War doch soeben, noch im verborgenen, von untenher eine überaus wirksame Neubildung des Mönchthums ins Dasein gerufen worden, in Zwillingsgestalt, wie so häufig bei socialen Geburten. Schon der Nachfolger Innocenz' III. hat mit Freuden die Bettelorden der Franciscaner und Dominicaner bestätigt, an denen die römische Hierarchie eine unverhoffte Stütze, das religiöse Volksleben bis zur Reformation sein thätigstes und ausdrucksvollstes Organ gewann.

Die älteren Orden, wie Benedictiner oder Cistercienser, hatten sich theils in rohen Zeiten, theils an den Grenzen der Culturwelt durch Bekehrung und Anbau, Unterricht und Sittigung echtes Verdienst erworben. Allein sie waren unter Güterlast ermattet und gehörten zudem durchaus dem Kreise des Landlebens an, in welchem sich das junge Europa seit der Völkerwanderung, halb adlig, halb bäuerlich, Jahrhunderte lang einförmig bewegte. Jetzt aber war durch den Weltverkehr der Kreuzzüge von Italien aus über den ganzen Westen hin das Städtewesen emporgekommen, in seinem Gefolge neue sociale Spaltungen und Gefahren. Erst in den Städten lernten Reichthum und Armuth einander unverwandt ins Auge

---

*) Die Chronik Salimbene's ist im Hinblick auf ihre Composition vor Jahren vom Verfasser dieser Zeilen wissenschaftlich untersucht worden. Mit ihrem lebendigen historischen Inhalt haben sich italienische, französische und deutsche Gelehrte wiederholt beschäftigt, zuletzt — vornehmlich in biographischer Richtung — Dr. Emil Michael S. J.: „Salimbene und seine Chronik; eine Studie" ꝛc. Innsbruck 1889.

schauen; ein Gegensatz, den die herrschende, selbst im Besitz verhärtete Priesterkirche nicht zu versöhnen vermochte. Wahrer Seelsorge beraubt, suchte das geringe Bürgervolk im Dunkel der Gassen seinen Halt in den verschrobenen und verworrenen Lehren morgenländischer Ketzerei, und mit Feuer und Schwert strebten Kirche und Staat den um sich greifenden Abfall aufzuhalten und zu rächen. Von dem Jammer dieses Schauspiels ergriffen, stiftete der Spanier Domingo zu Toulouse, um den Irrglauben mit den Waffen des Geistes zu bekämpfen, eine Genossenschaft der Prediger-brüder, für die er sodann einen Theil der Verfassung, vor allem den entscheidenden Grundsatz der Bettelarmuth von dem Orden der Minoriten herübernahm. Der Gründer des letzteren, der Italiener Francesco, Kaufmannssohn aus Assisi, erfaßte die Aufgabe der Zeit von der positiven Seite. Eine reine Seele, in der sich noch einmal, glühender denn je, Begeisterung für das urchristliche Ideal vollkommener Entsagung entzündete. Von der Mahnung des Evangeliums gerührt, wirft er plötzlich die Weltlust von sich, reißt durch das Beispiel herzlicher Demuth, fröhlicher Entbehrung, brüderlichen Erbarmens zur Nacheiferung hin und sendet die Anhänger nach Jüngerart je zwei und zwei, in brauner Kutte mit dem Strick umgürtet, hablos auf Bettelbrot angewiesen, den Hohen zur Buße, den Niederen zum Trost, auf Wanderschaft aus. Unglaublich rasch überschatteten beide Orden mit ihrer Verzweigung das weiteste Gebiet. Fast ausschließlich im Schoße der Städte schlugen sie ihren Wohnsitz auf und verwuchsen aufs engste mit dem bürgerlichen Leben, von dem Weltklerus, dem sie Erwerb und Ansehen schmälerten, vergeblich angefeindet. Unter einander nicht frei von Eifersucht, gingen sie doch im ganzen einverstanden Hand in Hand. Auch die Minderbrüder gaben sich, was bei den Dominicanern im Zweck der Stiftung lag, alsbald mit feinerer Bildung und Wissenschaft ab; wir treffen auch in ihren Reihen etliche der vornehmsten Geister des Jahrhunderts. Denn jeder Modeberuf pflegt über sein eigenes Wesen hinaus die mannigfaltigsten Talente anzulocken. Eine Fluth frommer Schenkungen führte auch den Franciscanern Geld und Gut in Menge zu, das man freilich mit Hülfe künstlicher Rechtsbegriffe nicht als Eigenthum des Ordens gelten ließ, und die Brüder, Priester wie Laien, lernten früh genug in ihren Conventen ein schlichtes Behagen kennen und schätzen. Doch hemmte der strenge Idealismus einer dem Vorbilde des Meisters getreuen Minderheit ungewöhnlich lange den Verfall der Zucht; um so leichter, als der Minorit mit dem Bettelsack der leutselige geistliche Vertraute des armen Volkes blieb. Auch dadurch ward die breite Popularität des Ordens verstärkt, daß sich ihm von Anfang an der weibliche der heiligen Clara, natürlich nicht zum Umherziehen, sondern zu ernster Abgeschiedenheit bestimmt, in städtischen Nonnenklöstern schwesterlich angeschlossen hatte.

Allgemein und gleichmäßig berührte die wunderlich großartige Erscheinung des Bettelmönchthums den römisch-christlichen Erdkreis; doch fiel ihr, zumal in der ersten Zeit, im oberen Italien, wohin sich auch Dominicus schließlich gewandt, noch eine besondere Rolle zu. Die Städte der Lombardei und Toscana's waren nicht bloß an Wohlstand und Üppigkeit denen der übrigen Lande weit voraus; sie hatten sich vielmehr dem deutschen Reiche gegenüber, während dies im Streit mit den Päpsten lag, auch eine beinah schrankenlose Freiheit der Selbstverwaltung im Innern, der Politik nach außen errungen. Die letztere aber kehrten sie in unaufhörlichen Fehden wider einander. Neid und Haß blickten von Kirchthurm zu Kirchthurm hinüber; mit den Feinden der Nachbarstadt fühlte man sich dagegen in argem Sinne verbunden. Fast wie auf dem Schachbrett, übereck, durchkreuzten sich so zwei Parteien von Communen, die sich in eigennütziger Anlehnung kaiserlich und päpstlich, oder, wie man seit Friedrich II. sagte, ghibellinisch und guelfisch hielten und nannten. Die stete Kriegslust hüben und drüben beruhte vornehmlich darauf, daß überall der Adel der Landschaft, germanischen Geblüts, freiwillig oder gezwungen von seinen Burgen in die Stadt gezogen war, wo er nun die erste Bürgerclasse bildete. Unvermeidlich dann, daß bei so streitbaren Aristokratien sich Zwist und Hader, endlich Kampf und Mord auch in den Ring der Mauern übertrug. Bald lief der Riß zwischen Guelfen und Ghibellinen durch die einzelnen Communen selbst hindurch; jedes Feld des Schachbretts zeigte sein eigenes Schwarz und Weiß, die einander wüthend zu verdrängen trachteten. Diese innere Zersetzung, die zu Aufständen des Volks und zum Sturze des Stadtadels, nicht selten auch zu rettender Tyrannei und zum Verlust der Freiheit führte, nahm erst im Laufe des 13. Jahrhunderts überhand. Doch gab es bereits zu Anfang desselben kein köstlicheres, selteneres Gut, als Frieden drinnen und draußen. Ihn zu predigen, Sühne zu stiften aber lag vor anderen den neuen Verkündern der alten frohen Botschaft ob, den Praktikern des christlich bürgerlichen Ausgleichs, den Bettelmönchen.

Dies ist die Welt, in die uns Fra Salimbene von Parma versetzt. Sein Vater, Guido di Adamo, entstammte einem Geschlecht, das früher Grenoni, Schnauzbärte, geheißen; also echte Langobarden, auch zu Italienern geworden noch von mannhaftem Aussehen. Unser Chronist zählt die ganze Blutsverwandtschaft auf, sammt den durch Heirath verbundenen vornehmen Häusern. Da sind Ritter, im Felde berühmt; Rechtsgelehrte die sich in Scharlach kleiden; Männer im Ehrenamt der Stadt; einige selbst literarisch thätig; freigebige Naturen von höflicher Sitte; schöne Frauen von stattlichem Wuchs, gesangeskundig. Solcher Umgebung war Herr Guido nicht unwerth; auch auf dem Lande begütert, wohlgestalt, tapfer; im Besitz des öffentlichen Vertrauens; kaisertreu, wie Parma überhaupt seit alters;

womit sich Gehorsam gegen die Kirche in ihrer Sphäre, achtbare Frömmigkeit in herkömmlichem Stil gar wohl vertrug Als junger Gatte in erster Ehe nahm er nach Innocenz' III. Aufruf mit anderen Lombarden das Kreuz; sein Streitroß war das schönste und beste beim ganzen Zug. Ängstlich forschten die Gefährten im gelobten Land bei Wahrsagern nach dem Stand ihres Hauswesens; Herr Guido allein verschmähte das und fand, ebenfalls als der einzige, bei der Rückkehr alles heil und in Ordnung. Daheim mit den geistlichen Nachbarn stand er gut; wie oft unterhielten sich der Bischof und er vom Fenster aus über den Domplatz hin! Vor der Pforte des Battistero ließ er eine neue Gruft bereiten, weil die alte an einer Capelle des Domes gefüllt war. Da gedachte er dereinst im Kreise dankbarer Erben auszuruhen; eine Hoffnung, die ihm noch bei Lebzeiten grausam zerstört ward.

Außer drei Töchtern, die sich standesgemäß vermählten, begrüßte Herr Guido drei Söhne, von denen jedoch der mittlere früh verstarb. Es blieben: ein Guido, nach dem Vater genannt, aus erster Ehe; aus zweiter, als jüngstes Kind, unser Erzähler; hochwillkommen, wie sein ursprünglicher Name Ognibene, alles Gute, anzeigt. Einer der größten Barone des Reichs Jerusalem, der an den Hof Kaiser Friedrichs reiste, Balian von Sidon, hob aus Freundschaft für den Vater vom Kreuzzug her das Kind aus der Taufe. Früh genoß der Knabe den grammatischen Unterricht, den seit dem Aufschwung der Rechtsstudien auch der Stadtjunker nicht entbehren mochte; eine sittliche Schule lag in der Luft des Hauses. Frau Imelda war in Fasten und Almosen geübt, bescheiden und sanft, schlug nie eine Magd; jeden Winter nahm sie irgend ein armes Weib vom Appennin aus Mitleid in Herberge. Neben ihr Herrn Guido's eigene Mutter, Ermengarda, bis ins hundertste Jahr unermüdlich in Ermahnung der Enkel. Selbst auf der Gasse gebrach es nicht an eingreifender Zucht. Weh dem Buben, der nach den mystischen Sculpturen an der Taufcapelle oder den Wandbildern am Dom einen Stein zu werfen wagte! Im Nu fuhr ein alter Patricier, mitten aus dem Gespräch in der Loggia am Bischofspalast, als freiwilliger Küster mit dem Leibriemen dazwischen. Ebendort vor der Front der Kathedrale sah man eine Reihe von Wurfgeschützen aufgestellt, Trophäen aus dem jüngsten Treffen mit Bologna. Denn in die unablässigen Fehden kam ein höherer Schwung, als Kaiser Friedrich, der nach dem Tode Innocenz' III. als Meister der Staatskunst von Erfolg zu Erfolg gestiegen, auch die abtrünnigen Lombarden seinem Gebot zu beugen beschloß. In dem ergebenen Parma hielt er eine Zeit lang Hof; noch neugieriger, als er selbst, ward von der Jugend sein Kriegselefant mit dem Bannerthurm begafft, dazu die Kamele des Trosses und die Falknerei. In dem Knaben Ognibene schlug eine Ader für die tragische Poesie der Städtekriege. Eines Tages erlitten die

Modenesen durch das Heer von Bologna eine Niederlage. Der Rechtsbeistand des Podestà von Parma, gebürtig aus der besiegten Stadt, warf sich aufs Pferd und sprengte jammernd durch die Straßen: „Ihr Herren Parmesen, auf, und helft euren Freunden und Brüdern von Modena!" Vergaß er in seiner Herzensangst, daß die Mannschaft von Parma mit dem Kaiser wider Mailand stritt? Nur Wehrlose waren daheim geblieben. Dem jungen Adamo schossen, indem er dies erwog, die Thränen aus den Augen.

Viel tiefer jedoch drang ihm in die Seele der Eindruck eines entgegengesetzten Vorgangs. Im Sommer 1233 lief durch ganz Oberitalien, von dem Dominicaner Johann von Vicenza angeregt, die schwärmerische Bewegung des sogenannten Hallelujah. Überall traten Bettelmönche sühnepredigend auf; um ihre Kanzeln auf den Plätzen sammelten sich die Bürgerschaften mit Kirchenfahnen, grünen Zweigen und brennenden Lichtern. Kinderchöre wiederholten andächtig die Psalmsprüche zum Lobe Gottes. Alle Feinde gaben sich den Friedenskuß. Man war, sagt unser Chronist, wie berauscht von himmlischer Liebe. Von der Mauer des Bischofshofes herab hat er, damals zwölfjährig, den Auftritten in Parma selber zugeschaut. Hier war der Hauptredner ein Minorit, Bruder Ghirard von Modena, noch ein persönlicher Vertrauter des heiligen Franz, ungelehrt, aber von einnehmender Würde. Mitten in seiner Ansprache verstummte er, zog die Capuze übers Haupt und fuhr nach langer Versunkenheit desto wirksamer fort. Es war allerdings, wie unser Freund später einsah, viel Gemachtes an dem ganzen Schauspiel; einige Mönche ließen sich sogar auf unechte Wunder ein. Um so begreiflicher, daß die heilsame Stimmung der Eintracht wie ein Sonnenblick im Sturm vorüberflog. Auch in Parma kam jener Fra Ghirardo, zum Schiedsrichter bestellt, mit seinem Geschäft nicht ganz zustande. Jedoch bei Einzelnen blieben unerwartete Spuren der ergreifenden Scenen zurück. Bisher hatten die hochmüthigen Parmesen von den Bettelorden wenig wissen wollen; jetzt ward das anders. Auf einmal ließ sich einer der reichsten Edlen, Bernardo Bafulo, ein namhafter Kriegsmann, gebunden an den Schweif seines Rosses, das einer seiner Leute ritt, durch die Stadt führen, während ein zweiter Knecht unter dem Rufe „haut den Räuber!" auf ihn losschlug. In der Halle von San Pietro plauderte wie gewöhnlich eine Gruppe von Rittern: „haut den Räuber!" stimmten sie herzhaft ein. Bernardo erhob sein Antlitz: „ihr habt Recht; wie ein Räuber hab' ich an Gott und meiner Seele gehandelt!" Erschüttert erkannten sie den Genossen. Gleich ihm traten zwei Geldhändler, Gebrüder, bei den Franciscanern ein, zahlten die Zinsen zurück und kleideten hunderte von Armen; mit der Börse am Hals ließ sich der eine durch die Gassen peitschen. Nicht lange, so folgte Ognibene's Stiefbruder Guido, der den Richterstand erkoren. Der Bischof, der ihn früher ausgezeichnet, sah ihn niemals wieder an. Seine

junge Frau, aus dem Hause Baratti, das vierzig Ritter stellte und sich rühmte, zur Sippe der großen Gräfin Mathilde von Canossa zu gehören, nahm den Schleier als Clarissin; Agnes, ihr einziges Kind, ward dem gleichen Schicksal gewidmet. Ognibene selbst genoß eine Weile der verdoppelten Liebe des Vaters. Da, in seinem siebzehnten Jahr, als der Ordensgeneral der Minoriten, Bruder Elias von Cortona, mit Botschaft vom Papste zum Kaiser durch Parma zog, ließ er sich heimlich, eines Donnerstag Abends im Februar, zur Aufnahme bei ihm melden.

Man erkennt die Stufenfolge: heiße Reue grauer Sünder, schwermüthige Zweifel in der Blüthe der Jahre, Einbildungskraft und Nachahmungstrieb eines halbwüchsigen Burschen, der die Prüfung des Lebens noch zu bestehen hat. Der Generalminister, im idealen Sinne des Stifters der allgemeine Diener der Brüder, saß, eine armenische Mütze auf dem Kopf, im Gastzimmer des Convents am Kaminfeuer auf einem Divan. Zum Erstaunen Ognibene's erhob er sich nicht, als der Podestà mit Gefolge eintrat, um ihm artig aufzuwarten. Elias von Cortona, schon zur Urzeit des Ordens neben Franciscus das weltmännisch praktische Talent, war jetzt auf dem Wege, durch herrische Centralisation und Finanzkünste, wie er sie für seine Prunkbauten in Assisi brauchte, das Minoritenwesen seiner Bestimmung zu entfremden. Als gute Diplomaten hatten Kaiser Friedrich und er einander schätzen gelernt. Auf das Fürwort Fra Ghirardo's, des Redners vom Hallelujah, gewährte er die Bitte des vornehmen Neulings. Ognibene, der bereits zu Hause glänzend gespeist, nahm doch von den Brüdern eine zweite, zur Aufmunterung erlesene Mahlzeit an. Rasch genug freilich kam der verabscheute Bauernkohl an die Reihe; der verwöhnte Schlingel hatte bisher selbst Fleisch, sobald es darin gekocht war, nicht anrühren mögen; es war das erste wirkliche Opfer, das er seinem Seelenheil brachte. Zum Aufenthalt während des Noviziats wies ihm der kluge General das Kloster in Fano an der adriatischen Küste an, weil daselbst sein Halbbruder Guido sich befand. Dort begann er das Studium der Bibel, worin er, wie seine Chronik beweist, zu seltener Festigkeit gediehen ist.

Im Spätherbst nahm Friedrich II. abermals in Parma Residenz, nach dem großen Sieg über Mailand im vorigen Jahre in diesem zum erstenmal vor Brescia ernstlich gescheitert; mehr als jemals galt es, die Seinen zusammenzuhalten. Der untröstliche Vater erwirkte daher ein Schreiben an den General, wodurch der Kaiser diesen, um die Seufzer seines getreuen Guido di Adamo zu stillen, bei seiner Huld aufforderte, den Entführten herauszugeben. Guido eilt damit nach Assisi, erhält von Elias einen Brief, welcher die Sache der freien Wahl des Novizen anheimstellt, und stürmt, von ein paar Rittern begleitet, weiter nach Fano. Die Mönche sprachen: „Da steht Euer Sohn, er ist alt genug; will er mit Euch gehen, in Gottes

Namen; aber zwingen können wir ihn nicht." Der Vater fragte; doch Ognibene sagte Nein. „Du kümmerst dich also nicht um den Gram deiner Eltern?" — Ognibene versetzte: „Der Herr spricht: wer Vater und Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth." — „Ihr habt mir den Jungen behext und berückt", rief Guido den Brüdern zu, „ich muß euch wieder beim Kaiser verklagen und beim General; aber laßt mich allein mit ihm reden, so wird er mir gehorchen." Die Zeugen traten ab, um hinter der Wand zu lauschen; die Brüder besorgt wegen des bösen Beispiels, das der Rücktritt des Novizen geben mußte. „Lieber Sohn", hub Guido wieder an, „glaube doch diesen Schmutzfinken nicht; komm mit mir: alles, was ich habe, will ich dir geben." Der Jüngling schüttelte den Kopf. Nochmals rief der Alte unter Thränen: „Was soll ich nun, Kind, deiner Mutter sagen, die sich unaufhörlich um dich härmt?" — „Sag' ihr: so spricht dein Sohn: Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr hat mich zu sich genommen." Da verzweifelte der Mann, warf sich vor Augen der herzueilenden Ritter und Mönche zu Boden und schrie: „Ich befehle dich tausend Teufeln, verfluchter Sohn, dich und deinen Bruder, der hier bei dir steckt und dich mit verführt hat. Mein Fluch sei mit euch ewiglich und überantworte euch den Geistern der Hölle!" Und außer sich vor Wuth ging er von dannen. Ognibene aber träumte die Nacht darauf, wie ihm die Madonna, thronend auf dem Altar, während er betend auf den Stufen lag, ihr lächelndes Kindlein zum Kusse reichte.

Da Herr Guido vor der Heimreise die Rathsdiener des Städtchens bestach, ja im nahen Ancona Schiffer zum Versuch des Seeraubes dang, so versetzten die Oberen aus Vorsicht die Gebrüder Adamo noch Toscana. Unterwegs geschah es, daß ein greiser Minorit über den Namen Ognibene's erschrak. „Alles Gute?" sagte er, „niemand ist gut, denn Gott allein. Salimbene solltest du heißen, Kind; denn dein Eintritt bei uns war ein guter Sprung!" Unser Freund ließ sich diese Umtaufe gern gefallen. In den acht Jahren, die er in der neuen Provinz zubrachte, empfing er nach abgelegtem Gelübde die ersten Weihen, versenkte sich in die Theologie und lernte mit Entzücken den mehrstimmigen Mensuralgesang, in dessen Ausbildung, mit der Hymnendichtung Hand in Hand, die italienischen Franciscaner sich damals besonders hervorthaten. Mittlerweile war die Haltung des Ordens durch ein Weltgeschick verändert worden. Eben als Fra Salimbene Toscana betrat, brach der alte Streit zwischen Reich und Kirche mit unerhörter Heftigkeit abermals aus. Ohne Zweifel kam es Gregor IX. bei der Excommunication Kaiser Friedrichs darauf an, die völlige Bezwingung der Lombarden und damit die staufische Einigung ganz Italiens politisch zu hintertreiben. Allein er stellte zugleich, auf Gerüchte hin, den Gegner als einen Frevler am Glauben dar und gab dem heiß entbrennenden Kampfe den Anschein eines Ringens von Licht und

Finsterniß. Wie hätten da die Minoriten schwanken dürfen? Der General Elias ward auf dem nächsten Capitel wegen seines regelwidrigen Gebarens abgesetzt und nahm seine Zuflucht zu dem gebannten Kaiser. Die Ghibellinen unter den Brüdern — oft die besten, wie Salimbene bezeugt — bekehrten sich, oder mußten an sich halten. Vorbei für lange Zeit war es mit der Friedenspredigt der Bettelmönche. Statt dessen bildeten sie für Rom ein Heer von emsigen Spürern und Treibern, das der Kaiser in seiner Gefährlichkeit zu würdigen wußte. Auch unser Chronist gerieth auf seinen Botengängen mehrmals in Haft; er hielt es für nöthig, eine Geheimschrift zu ersinnen. Doch gab es andere Sorgen für ihn von größerer Last.

Selbst in Pisa vermied er noch immer scheu die Gegend, in der die Kaufleute von Parma abzusteigen pflegten; denn er kannte den verlassenen Vater zu gut, um nicht immer neue Nachstellung zu befürchten. Da trat er einstmals auf der Bettelrunde mit dem Gefährten in einen Hof, wo das reizendste Schauspiel ihrer wartete. Ein saftiger Weinstock breitete sein Laubdach über den Raum; Leoparden und andere Thiere von jenseit der See waren rings in Käfigen zu schauen. Ein Chor schöner Knaben und Mädchen, in prächtigem Gewand, sang zur Cither und Laute wundervolle Lieder und begleitete sie mit anmuthigem Gebärdenspiel. Die jungen Mönche vergaßen ihren Spruch und rissen sich nach langem Staunen mit Mühe los. Indem sie herausschreiten, packt ein Unbekannter den träumerischen Salimbene mit den Schmähworten an: „Marsch, fort, du Lump! Viele Tagelöhner haben in deines Vaters Hause Brot und Fleisch; und du schleichst hier von Thür zu Thür, um die anzubetteln, die selbst nichts besitzen. Zur Stunde solltest du in Parma den Hengst durch die Straßen tummeln hinaus zum Turnier, den Fräuleins und den fröhlichen Gesellen zur Augenweide. Zehrt sich doch dein Vater vor Kummer auf, und deine Mutter möchte vor Sehnsucht an Gott verzweifeln.“ Der Gescholtene schlug den frechen Angriff mit einem Schauer von Bibelsprüchen ab. Des Abends jedoch fiel ihm beides, das liebliche Bild und der Vorwurf, schwer auf die Seele. Soll er also noch an die funfzig Jahr mit Erröthen um eine Gabe flehen? Es dünkt ihn ein endloser Weg und über seine Kräfte. Erst im Morgenschlummer beruhigt ihn eine neue Vision. Er geht, am Lungarno, mit dem Sack umher; da tritt Christus aus einer Thür und reicht ihm mit freundlichem Zuspruch ein Stück Brot; Maria und Joseph thun, wie er weiterzieht, desselbigen gleichen. Auf solche Weise bestand er den letzten Kampf. Von nun an wies er die fahrenden Spielleute und die übrigen Sendlinge Guido's ruhig ab. Selbst die Botschaft: „Euer Vater läßt grüßen und Euch sagen: einen einzigen Tag noch möcht' Euch die Mutter sehen; stirbt sie am anderen, so soll sie's wenig betrüben“ — selbst dies so tief in die bitterste Wehmuth getauchte Wort ist ihm am Herzen vorbeigeglitten.

Unsere Theilnahme sucht aufs neue den alten Herrn. In seinen Augen blitzte noch einmal ein Strahl der Hoffnung auf. Papst Gregor war gestorben; nach langer Vacanz ward der Genuese Sinibald Fiesco, Graf von Lavagna, gewählt, der sich den Namen Innocenz IV. beilegte. Der nun hatte manches Jahr als Domherr in Parma gelebt, drei Schwestern an dortige Edelleute vermählt; und der leibliche Vetter eines seiner Schwäger, Azo die Sanvitale, war Guido di Adamo's eigener Tochtermann. Was kein Kaiser vermocht, das konnte und wollte vielleicht der Papst. Salimbene meint, daß Innocenz nicht darauf eingegangen wäre; „er hätte mir", fügt er hinzu, „wahrscheinlich ein Bisthum verliehen oder sonst eine Würde zum Troste meines Vaters." Allein bevor es zu neuer Enttäuschung kam, ward der rastlose Greis in der Öde seines Erbbegräbnisses beigesetzt. „Ich nun, Fra Salimbene, und Guido, mein Bruder, haben unser Haus auf Erden beiderseits zerstört, um es im Himmelreich wieder aufzubauen. Dazu verhelfe uns, der da lebet und herrschet in Ewigkeit! Amen." So schrieb mit dem Dünkel des höheren Adels der Wiedergeburt unser Autor im Alter unter seinen Stammbaum.

Herrn Guido di Adamo traf der Tod auch in anderer Hinsicht zu rechter Stunde. Von Innocenz IV. erwartete mancher, vornehmlich auf Grund jener engen Beziehungen zum parmesischen Patriciat, eine versöhnliche Wendung im Streite mit dem Kaiser. Friedrich selbst war zum Frieden gern bereit. Allein mitten aus der Unterhandlung entwich der Papst übers Meer nach Lyon und setzte dort vor versammeltem Concil nach formlosem Proceß den Staufer als meineidigen Ketzer von all seinen Würden und Rechten ab. Der gewaltige Kampf erreichte die Höhe seiner Schrecken; um so mehr, da ihn Innocenz als echter Genuese, neben dem Aufwand aller kirchlichen Waffen, zugleich mit der rücksichtslosen Leidenschaft der Städtekriege führte. Eine Zeitlang dennoch siegreich, schickte sich der Kaiser an, den Todfeind jenseit der Alpen persönlich aufzusuchen. Da ereilt ihn in Turin die völlig überraschende Kunde, daß hinter ihm das allzeit getreue Parma abgefallen sei. Die Verwandten des Papstes hatten nach dem großen Bruch sammt ihren Freunden aus Furcht den Platz geräumt und schweiften, nunmehr als Guelfen, geächtet in der Fremde. Durch die Zerstörung ihrer Paläste gereizt, erspähten sie eine Gelegenheit zum Ueberfall, bewältigten nach kurzem Strauß in der Vorstadt die Gegner, die auf den Lärm halbtrunken von einem Hochzeitsmahl hinausgeritten, und bemeisterten sich, da die Menge ruhig blieb, ohne weiteres der Stadt. Um diese zu behaupten, flogen jetzt von allen Seiten die Parteigänger der Curie herbei; ein päpstlicher Legat übernahm den Oberbefehl. Nicht minder feurig sammelten sich die Kaiserlichen draußen um ihren Herrn, welcher, wie Salimbene sagt, in der Wuth einer Bärin, der man ihr Junges geraubt, die Belagerung begann. Unter den Ghibellinen von

Parma, die jetzt ihrerseits heimathlos zu Friedrichs Fahnen stießen, befand sich doch auch ein Neffe des Papstes und gerade der Sohn seiner Lieblingsschwester; vergebens bemühte sich Innocenz, seine Lehnstreue zu erschüttern. Gleich ihm erschien im Lager ein schöner und wehrhafter junger Mann, Meister Giovanni, wie ihn die Bürger zu nennen pflegten, ein Sprößling Guido di Adamo's aus der Wittwerzeit. Welch ein Schicksal, daß einzig in ihm die Gesinnung des Erzeugers weiterlebte; wie er denn nachmals im Ausland eine blühende Familie gegründet hat, leider ohne dem Namen Adamo wieder aufzuhelfen! Indem er jetzt freiwillig die Vaterstadt verließ, stahl sich zum anderen Thor mit entgegengesetztem Eifer ein fünfundzwanzigjähriger Minorit hinein, der vor kurzem von Pisa nach Cremona übergesiedelt; es war sein Halbbruder Fra Salimbene.

Sein Wiedersehen mit der Mutter hat unser Geschichtschreiber nicht geschildert. Doch hat er sicherlich volle Verzeihung erlangt; denn Imelda selbst faßte nun den Entschluß, im Orden der heiligen Clara Unterkunft zu suchen. Aufs lebhafteste ward indeß das Gemüth des Mönches bewegt durch den spannenden Anblick eines Kampfes, in welchem er treffend ein letztes, entscheidendes Duell zwischen Reich und Kirche zu erkennen glaubte. Es erfüllt ihn mit Stolz, daß es sein Parma ist, die Bühne seiner Kindheit, rechtzeitig der guten Sache geweiht, wo nun das Verhängniß seine Geister zusammenrafft. Man fühlt sich in ein christliches Troja versetzt, wenn er den Bittgang der Edelfrauen zum Dom beschreibt, wo sie der Madonna eine silberne Nachbildung der Stadt darbringen, alle Hauptgebäude deutlich erkennbar. Oder wenn er die Scharen der Feinde nach ihrer Lagerung herzählt, neben Italienern und Deutschen Griechen und Sarazenen; ihre Anführer: hier den wilden Ezzelin von Romano, des Teufels Ebenbild, wie Franciscus das des Herrn; dort den fröhlichen Held König Enzo, Friedrichs Lieblingssohn, auch nach seiner Meinung besser als alle Brüder. Wie schlau däucht ihn die List des geistlichen Leiters der Vertheidigung, der durch künstlich bestäubte Eilboten erdichtete Depeschen bringen läßt, um die zum Schmause geladenen Rathsherren bei getrostem Muth zu erhalten! Wie gräßlich dagegen, wenn der Kaiser jeden Morgen im dürren Kiesbett des Flusses ein paar guelfischen Gefangenen das Haupt abschlagen läßt!

Salimbene hatte Friedrich II. einst geliebt, und zwar gerade wegen jenes vergeblichen Versuchs, in sein eigenes Schicksal wohlwollend einzugreifen. Er kannte den Kaiser von Angesicht und fand ihn schön; ebenmäßig, wenn auch nicht hoch gewachsen. Er nennt ihn kühn und geistvoll, witzig und liederreich; liebenswürdig, wenn er bezaubern will, großmüthig bei gnädiger Laune. Zugleich aber gilt er ihm für tückisch und kalt, habsüchtig, wollüstig, ränkevoll und vor allem gottlos. Mit grausigem Behagen sammelt unser Chronist jedes Histörchen, das in den Mönchskreisen

umging von den Spöttereien des großen Ungläubigen über die heiligen Dinge, von dem Vorwitz seiner mit Aberglauben versetzten wissenschaftlichen Liebhabereien. Allein, was das schlimmste: war nicht dieser Mensch der listige Drache, der mit seinen Gesellen die Freiheit der Kirche, die Einheit der Gläubigen zu zerstören trachtete; er, der undankbare Pflegling und Zögling Roms; durch seinen Aufruhr der wahre Urheber aller Greuel dieses ewigen Kriegs? Schon sah man Felder und Weingärten wüst liegen; denn die Bauern flüchteten in die Städte und wagten nur um die Mauern her unterm Schirme der Waffen das Land zu bestellen. Wie das Wild und die Wölfe, so nahmen die Räuber zu; mit Zittern sah ein Wanderer den anderen des Weges kommen. Kein Wunder, wenn Salimbene mit innigstem Verlangen um den Sieg der Seinen flehte; ihn mit eigenen Augen zu schauen, war ihm nicht vergönnt.

In mitleidiger Absicht sandte der Provinzialminister im fünften Monat der Belagerung den hocherregten Bruder auf eine Studien- und Erholungsreise in die französischen Klöster. Fra Salimbene berührte Lyon und ward als frischer Zeuge des Kampfes um Parma am päpstlichen Hofe mit auszeichnender Neugier begrüßt. Er saß zwischen Cardinalnepoten und Patriarchen und antwortete mit einer Keckheit, als wären sie seinesgleichen. Papst Innocenz, der für seine Verwandten eine starke Vorliebe an den Tag legte, gewährte dem sehr entfernten Vetter huldvoll ein geheimes Gespräch, ertheilte ihm Generalabsolution, eine besondere Vollmacht zum Predigtamt und für Mutter Imelda eine schriftliche Billigung ihres Vorsatzes, Nonne zu werden. Ueber Frankreich berichtet unser Freund fast wie ein moderner Tourist. Von Paris sagt er mit malerischer Dunkelheit: „acht Tage war ich dort und sah vieles, was mir wohlgefiel“. Unerschöpflich wie der Wein von Champagne und Burgund sind seine eigenen ernst- und scherzhaften Anmerkungen darüber. Ganz Frankreich theilt er überhaupt in vier Wein- und ebensoviele Bierbezirke. Doch fiel ihm als mäßigem Südländer die Sitte des Zutrinkens beschwerlich. Die Franzosen fand er angenehm, sobald man ihre Einrichtungen lobte; unerträglich dagegen ihre hochmüthige Verachtung aller anderen Nationen, zumal der Engländer und Italiener. Nach einigen Schoppen redeten sie, als könnten sie die ganze Welt mit einem Schlage über den Haufen werfen. In Sens erlebt unser Autor den Einzug König Ludwigs IX., welcher eben seine erste Kreuzfahrt antritt. Die auf der Straße harrenden Bürgerfrauen und -töchter kamen ihm wie Dienstmädchen vor: „welch ein Flor von Damen würde bei solchem Anlaß in Pisa oder Bologna zu sehen sein!“ Er fügt zur Erklärung bei, daß in Frankreich der Adel auf dem Lande hause. Desto herrlicher erscheint Herr Ludwig selbst: groß, schlank, graziös, von engelmildem Antlitz. Er giebt den Minoriten ein Diner von Fastenspeisen, dessen überaus stattliches Menu Salimbene selbst nach vierzig Jahren den

Lesern seiner Chronik nicht vorenthalten mag. Nichts reicht an die vornehme Demuth, mit welcher der heilige König seine geliebten Franciscaner behandelt. Karl von Anjou begleitet seinen Bruder; der künftige Henker Konradins erscheint hier in der Jugend als ein Virtuos im Gebet. Es versteht sich, daß der rundreisende Mönch geweihte Stätten und Reliquien nicht außer Acht gelassen. Mit Vergnügen schläft er eine Sommernacht in der Bußgrotte der heiligen Magdalene. Im nahen Marseille sollte der auferweckte Lazarus als Bischof gewirkt und ein Buch hinterlassen haben, in dem er seine vorläufigen Beobachtungen über die Höllenstrafen niedergelegt. Salimbene, der eifrig danach forschte, erfuhr zu seinem Bedauern, daß es durch Fahrlässigkeit eines Küsters verbrannt sei.

Noch ganz andere Flüge jedoch ins Reich der Geheimnisse unternahm eben damals seine leichtbeschwingte Phantasie. Der Weissagungsglaube, welcher die Weltansicht des Mittelalters wie ein Höhenrauch überzieht, hatte sich derzeit in Italien, durch den Kriegsbrand genährt, ungemein verdichtet. Salimbene's Chronik wimmelt von Prophezeiungen, wie sie unter den gefeierten Namen der antiken Sibylle, des britischen Zauberers Merlin, oder Michele Scoto's, des Hof-Astrologen Kaiser Friedrichs, im Anschluß an die Wünsche des Moments ersonnen und in Umlauf gesetzt wurden. Von höherer Bedeutung war indeß allein der Gedankenkreis, der sich um die Lehren des Abtes Joachim von Fiore in Calabrien, gestorben unter Innocenz III., gebildet hatte. Aus dem Studium der Schrift, zumal der Apokalypse, hatte Joachim angesichts der Entartung der Zeit, ja der Kirche selbst, den Trost geschöpft, daß eine dritte, reinste Periode der Heilsentwicklung nahe bevorstehe. Auf die Weltalter des Vaters und des Sohnes sollte, anhebend mit dem Jahr 1260, das des heiligen Geistes folgen, mit ihm erst die selbst in der christlichen Ära nur halb verwirklichte Vollkommenheit. Die letzten Jahrzehnte vor der großen Schwelle wurden der Vorbereitung zugedacht: auf der einen Seite Entstehung neuer Orden, besonders eines von wahrhaft gottseligem Wandel, auf der anderen Zusammenrottung der bösen Mächte, Auftreten eines Antichrists oder mehrerer seines Zeichens. Man kann denken, wie bald die Franciscaner den schmeichelhaftesten Theil dieser Weissagungen auf sich beziehen lernten. In ihren italienischen Klöstern tauchten neue, Joachim untergeschobene Schriften auf, in denen dessen Ideen bestimmter und dreister ausgeführt wurden. Sie gipfelten in der „Einleitung ins ewige Evangelium", einem Werke des grübelnden Bruders Ghirardin, das der päpstlichen Verdammung nicht entging; der Autor büßte seine Hartnäckigkeit mit lebenslänglichem Kerker. Auch der Ordensgeneral Johannes von Parma, vierter Nachfolger des Elias, gehörte zur mystischen Richtung dieser „Spiritualen", die er insbesondere nach der praktischen Seite vertrat, durch Pflege der einfachen, altfranciscanischen Sitten. Der sinnige, herzgewinnende Mann,

der dem jüngeren Landsmann Salimbene damals in Frankreich mit wahrhaft väterlicher Wärme begegnete, hat später lieber sein Amt niedergelegt, als daß er die beseligenden Aussichten der joachitischen Grundsätze verleugnet hätte. Fra Salimbene selbst war weder zu dieser stillen Vertiefung angelegt, noch zu dem verwegenen Radicalismus Ghirardins, vor dessen Folgen er den ihm wohlbekannten Schwärmer persönlich gewarnt hat. Wenn er nichtsdestoweniger jetzt auf dem Rückwege durch die Provence von der feurigen Beredsamkeit eines dortigen Bruders für die Geheimlehre, um die er schon seit Jahren wußte, ganz gewonnen ward, so geschah es um des geistigen Reizes willen, welchen diese großartige Theosophie der Geschichte auf ihn ausübte. Sie löste ihm die Räthsel seiner Zeit.

Kaiser Friedrich II. war ohne Zweifel der Antichrist. Daher die dämonische Mischung abscheulicher und berückender Züge in seiner furchtbar prächtigen Erscheinung. Daher die grauenvollen Kämpfe, die seinen Thron wie Wetterwolken umgaben, das Entsetzen, das sich an seine Sohlen heftete, die Ruthe, die er über die Minoriten, die Vorboten der Welterneuerung im Geiste, zürnend schwang. Unser Freund hatte in Sens, als er krank im Bette lag, die Kunde vernommen, daß Friedrichs Heer vor Parma durch einen verzweifelten Ausfall vernichtend geschlagen sei; vor Freuden war er gesund geworden. Nun in Genua, wo er die Priesterweihe empfing, erfuhr er die zweite große Niederlage des Feindes: König Enzo saß als Gefangener in Bologna. In der Sacristei des Domes zu Parma wog Salimbene die Krone des Kaisers in seiner Hand, die mit dem gesammten Schatz in dessen Lager erbeutet worden. Man sollte meinen, er habe dem nahen Untergang Friedrichs ungeduldig entgegengeharrt. Weit gefehlt! Nach Ferrara versetzt, trifft ihn das Gerücht von dem Tode des Kaisers im fernen Apulien; er hält es für erlogen. Papst Innocenz kehrt triumphirend zurück, verweilt in Ferrara und spricht vom Balcon des Bischofspalastes mehr als einmal zum Volk über das rettende Ereigniß. Schaudernd hört ihm Salimbene zu. „Denn ich war Joachit und glaubte, erwartete, ja hoffte, daß Friedrich noch weit größere Unthaten vollbringen werde.“ Wie aber? Gab es nicht einen Spruch der Sibylle: „es wird heißen unter den Völkern: er lebt und lebet auch nicht?“ Fra Salimbene hielt dennoch an der Möglichkeit fest, daß der kaiserliche Antichrist vor dem Jahr der Entscheidung noch einmal hervorbreche; um so mehr, als seine höllischen Genossen, Ezzelin an der Spitze, den ghibellinischen Kampf gegen Gott und die Kirche mit immer ruchloserer Entschlossenheit weiterführten. Unser Freund sah diesen Streit von Ferrara aus dicht in der Nähe toben; doch will ich Sie mit dem Blutgeruch seiner Schilderung verschonen. Das Jahr 1260, das kritische der Joachiten, kam heran, und mit ihm in der That eine wunderbare Begebenheit: die erste der allgemeinen Geißlerfahrten, jener berühmten Gemüthsepidemien des späteren Mittelalters;

wie hernach durch die Schrecken der Pest, so diesmal unzweifelhaft angeregt durch die weit verbreitete mystische Überspannung. Aus der Nachbarschaft von Assisi ging die Bewegung aus; wie ein Adler zum Fraß, sagt Salimbene, flog sie durch die Lande. Von Stadt zu Stadt sah man fast nackt die ganze männliche Bevölkerung ziehen, jedes Alters und Standes, Priester und Mönche voran; mit inbrünstigem Gesang und verzücktem Geheul zergeißelten sie den Rücken. Unser Erzähler, seit kurzem in Modena, ward von einem Haufen aus dem Gebirge zum Anführer erkoren und auf weitem Umweg bis nach Parma geschleppt. Es war, ins Garstige übersetzt, ein neues Hallelujah. Auch diesmal Versöhnung, Wiedererstattung, Heimkehr der Verbannten; auch diesmal ein glühendes, blendendes, täuschendes Meteor. Das Jahr 1260 rauschte vorüber; rechte Jünger Joachims zogen die Weckuhr der Weissagung geduldig von neuem auf. Fra Salimbene dagegen beschloß bei sich, fortan nur zu glauben, was er selbst gesehen.

Nicht gerade buchstäblich diesem Vorsatz getreu, wohl aber in der ernüchterten Stimmung, die demselben zugrunde lag, hat unser Gewährsmann vom vierzigsten Jahr bis nah an das siebzigste sich ausgelebt. Nach außen kam er noch viel umher, in den Klöstern der Romagna, wie der Heimath. Innerlich aber hat sich sein Wesen allgemach gesetzt; mit reifer Erfahrung paart sich, ehedem künstlich unterdrückt, ein munteres Behagen. So hoch er das Bild seines heiligen Meisters verehrt, und zwar bereits auf dem Goldgrund der Legende — er schrieb eine Parallele zwischen Jesus und Franz, einen anderen Tractat über das abschreckende Beispiel des Generals Elias — so darf er doch selbst für ein Muster minoritischer Tugend durchaus nicht gelten. Die Wonne körperlicher Peinigung fühlt er nicht; beim Sommergottesdienst stört ihn die alltäglichste Landplage. Er ist ein Kenner und Schätzer edlen Getränks und noch immer, wie einst, ein Liebhaber guter Küche. Nach Jahr und Tagesdatum verzeichnet er den ersten Genuß eines neu erfundenen Leckergerichts; mit der lahmen Entschuldigung, er wolle nur zeigen, wie weit sich menschliche Feinschmeckerei seit der Urzeit verstiegen habe. Sein Ohr ergötzt neben Kirchengesang und Glockenton die weltlichste Musik; sein Auge Geräumigkeit und Stattlichkeit der Gebäude, wohlcultivirte Landschaft — alles echt italienisch. Dahin darf man auch die Achtung vor menschlicher Schönheit rechnen; unermüdlich preist er sie an Mann und Weib; aus seinen Beschreibungen erhellt, daß ihm Magerkeit entschieden für einen Mangel galt. Individueller berührt uns sein wahrhaft beneidenswerthes Talent für lebhafte Unterhaltung; denn selbst unter seinen Landsleuten hat er als Meister in ernster und komischer Erzählung wenige seinesgleichen. Oft genug überschreitet er dabei die Grenzen des Erlaubten und merkt es zu spät. Nach einer Reihe von Florentiner Schwänken der derbsten Art ruft er aus: „gelobt

sei Gott, daß er mich mit diesem Stoff hat zu Ende kommen lassen!" Boccaccio hüllt sich verlegen in die Capuze. Daß er mit dieser Gabe überall wohlgelitten war, begreift sich leicht; sanguinische Täuschung scheint es dagegen doch, wenn er in und außerm Orden eine Unzahl vertrauter Freunde nennt; verdächtig sind darunter zumal die von hohem Rang. Mit kindischer Eitelkeit berichtet er, daß er sich in der größten Nähe irgend eines Papstes befunden, und nicht bloß am ersten, nein auch am zweiten Tag; daß ein Erzbischof von Ravenna ihm beim Treppensteigen den Arm gereicht. Doch vergißt er auch minder hervorragende Beziehungen nicht. So heißt es von einer Kreuzpredigt gegen Ezzelin auf dem Markte zu Ferrara: „Auch der Jude Buongiorno wollte hören, was es gäbe; als guter Bekannter saß er neben mir."

Einer der Hauptvorwürfe seitens der neidischen Weltgeistlichkeit, zu deren Abwehr Salimbene's Zunge stets in Bereitschaft stand, war der, daß die Bettelmönche donnatori, Weiberfreunde seien. Unser Held beruft sich auf das mildere Frauenherz, bei dem, wer Almosen suche, selbstverständlich am häufigsten anklopfen müsse. Der Argwohn, ungerecht wie er sei, spiegle das schlechte Gewissen der Ankläger. Doch spricht er sich selber wohl einmal über weibliches Wesen etwas leichtfertig aus. Ein finsterer Cardinallegat erließ für Oberitalien eine Kleiderordnung. Bei Strafe verweigerter Absolution sollte jedes Frauenzimmer verschleiert gehen; die Schleppe, der Mode nach anderthalb Ellen lang, bis auf eine lächerliche Handbreit ganz verschwinden. Der erste Streich, meint unser Chronist, fuhr ganz in die Luft: aus feinstem Seidengewebe, mit Gold gestickt, stand der Schleier ihnen zehnmal so hübsch und verführerisch zu Gesicht. Das andere Gebot aber brachte sie zur Verzweiflung. „Fra Salimbene", sagte mir eine im Vertrauen: „Ihr müßt wissen, daß von allem, was ich anhabe, gerade die Schleppe mir das liebste ist." Das klingt wie ein Spaß; allein daneben finden sich Stellen von tiefstem Ernst. Unter all den namenlosen Scheußlichkeiten, die unser Autor erzählt, geht ihm keine so nahe, wie die mit ausgesuchter Bosheit erdachte, jedoch verhältnißmäßig schonende Beschimpfung edler Frauen und Töchter von Treviso durch das Ungeheuer Alberich von Romano. „Ach, welch ein Jammer", ruft er mitten in der Erzählung außer sich aus, „o Gott, schau darein! Du mußt helfen, du mußt helfen, mußt sie retten im Elend, in der Verlassenheit!" Wie beweglich malt er das Leid jener Damen von Pisa, die nach der unglücklichen Seeschlacht bei Meloria ihre theuren Gefangenen in Genua besuchen wollen und dort erfahren, daß ihrer viele im Kerker umgekommen und ins Meer geworfen sind! „Sie stürzten zu Boden, denn das Herz stand ihnen still; als ihnen endlich der Odem wiederkehrt, zerkratzen sie ihr Antlitz, raufen ihr Haar und schreien und weinen, bis ihnen die Stimme versagt und die Thränen ausgehen!" Man sieht: Salimbene

neigt sich, seiner Herkunft gemäß, den Frauen mit ritterlicher Theilnahme zu. Sehr merkwürdig, daß er selbst aus der Geschichte drei Lieblingsheldinnen, keine Helden, nennt; ja daß seine eigene historische Schriftstellerei in erster Linie ausdrücklich für seine Nichte Agnes bestimmt ist, die zur feingebildeten Nonne erwachsene Tochter seines Bruders. Als er schrieb, trug der junge Dante bereits Beatricens Angesicht im Herzen, mit dem Abglanz des Himmels mitten im Erdenwust. Der Zauber der Weiblichkeit, zwiefach groß in so haßerfüllten Tagen, konnte an dem Junker von Parma auch in der Kutte nicht verloren gehen.

Denn ein Junker blieb Fra Salimbene überhaupt. Wie mit Blindheit geschlagen gegenüber dem, was er selbst erzählt, versichert er mit dürren Worten: „durch Bürger und Bauern wird die Welt ruinirt, durch Ritter und Edle dagegen aufrechterhalten." Nichts ist ihm so widerwärtig, wie ein emporgekommener Mensch. Seiner eigenen Handlungsweise zutrotz beklagt er das Aussterben zahlreicher guter Familien. Man versteht ihn nur, sobald man erkennt, daß er als Franciscaner erst recht aristokratisch empfindet. Jeglichen Ruhm seines Ordens verkündet er mit echtem Standesstolz und beurtheilt die ganze übrige Welt am liebsten nach ihrem Verhältniß zu den Minoriten. So ist er gegen die Dominicaner zuweilen schadenfroh, wegwerfend gegen modernere Concurrenten, die schwindelhaften Gründer neuer, nachgeäffter Bettlergesellschaften. Rachsüchtig deckt er die Menschlichkeiten des Weltklerus auf; selbst mit den Päpsten springt er gröblich um, sobald sie es an Gunst und Artigkeit gegen den Orden ermangeln lassen. Er erlebte noch die Freude, den ersten Minoriten auf dem römischen Stuhle selbst zu sehen. Sonst schaut er dem Weltlauf jetzt mit größerem Gleichmuth zu. Alles Mißgeschick christlicher Waffen im Morgenland, die sicilische Vesper und Anjou's Niedergang, kurz jeden Verlust am Gebiete der Hierarchie, behandelt er mit historischer Gelassenheit. An den letzten Staufern erkennt er doch Rühmliches an, über Friedrich selber faßt er sich glimpflich dahin zusammen: „wofern er nur gut katholisch und Gott nebst seiner Kirche zugethan gewesen wäre, er hätte kaum seinesgleichen auf den Thronen der Welt gehabt." An Rudolf von Habsburg, dem Gönner der Minoriten, ermißt er, wie eigensüchtig die Päpste mit den deutschen Königen spielen. Dann und wann besucht er noch einen erweckten Mann, den prophetischen Schuster Asdente zu Parma ob der Brücke, der jedoch beim Weissagen hinzusetzt: „es scheint mir so, so verstehe ich das." Auch gilt es dabei nur einzelnen Vorfällen des Tages, nicht der Gestalt der Welt.

Nur eines blieb überaus traurig: der Fluch des endlosen Bürgerkriegs. Salimbene selbst hat als Schiedsmann Fehden geschlichtet, jedoch ohne Zuversicht. Denn er weiß jetzt, daß die Schuld an den Landsleuten selber liegt: „Die Lombarden", sagt er, „sind schlüpfrig wie die Aale." Ihre Verträge vergleicht er mit jenem Kinderspiel, wo die unten liegende

Hand sogleich wieder hervorgezogen und oben draufgeschlagen wird, bis ein allgemeines Gewirr dem Spiel ein Ende macht. Wie zwischen Mensch und Schlange, zwischen Hund und Wolf, besteht zwischen Pisa und Genua angeborene Feindschaft. Als böte das Meer den Schiffern nicht Raum genug, verstören sich wechselsweise diese beiden edlen Städte, aus denen uns Italienern die Fülle der Güter kommt. Aus dem vernichtenden Particularismus der hadernden Communen steigt dem betrübten Patrioten, dem Freunde der Volkssprache, der aufkommenden italienischen Poesie der nationale Gedanke auf. Einst bei Lyon begegnete Salimbene dem ersten franciscanischen Missionar, den Innocenz IV. zum Großherrn der Mongolen gesandt. Er schrieb sich von ihm einen Brief in sein Tagebuch ab, worin der Enkel Dschingischans den Papst wie einen dummen Jungen zurechtweist. Allein nicht darüber hält sich unser Freund in seiner Chronik auf, sondern über die Drohung einer tatarischen Invasion in „dies arme Italien." Er zählt die Barbareneinfälle seit den Gothen und Vandalen; „zum fünften und letzten wollen nun die Mongolen einbrechen; zum letzten — ja wäre es doch zum letzten mal!"

Von Reggio, wo er den größten Theil seines Geschichtswerkes niederschrieb, zog Fra Salimbene gegen Ende seiner Tage ins heute verschwundene Landkloster Montefalcone an den Vorhöhen des Appennin. Bergein, durch Kastaniengebüsch und immergrüne Eichen führt der Reitweg empor zu den Trümmern von Canossa. In der Ebene drunten sieht man im zitternden Sonnenduft die Thürme von Parma ragen. Dort oben, wo sein Bruder Guido begraben lag, hat auch unser Held vermuthlich die letzte Ruhestatt gefunden. Italien ist endlich von fremden Heeren frei; über seinen Städten waltet der Landfriede eines großen Staats. Die Tage der Bettelmönche sind dahin, der Zeiten des Geistes wartet die Welt bis heute.

---

4. Luthers Bedeutung für die Neuzeit überhaupt*).

Besäße jemand die Gabe, die Summe dessen gleichzeitig zu vernehmen, was während dieser festlichen Tage rings im protestantischen Deutschland laut wird: es müßte ihm vorkommen wie der vielgestaltige Ausbruch jener in einen Moment zusammengedrängten Freude, die uns ergreift beim unverhofften Wiedersehen eines theuren Verwandten und trauten Freundes, wenn er lange von uns getrennt gewesen. Die Erinnerung an die Eigenschaften, die uns ehedem an ihm lieb und werth geworden; der Dank für so manches köstliche Geschenk, das wir einst aus seiner Hand empfingen; der Stolz, ihn unser eigen nennen zu dürfen, und

*) Diese Ansprache vom 9. November 1883 wird hier mit Erlaubniß des Verlegers abgedruckt aus der Sammlung: „Luther-Vorträge gehalten zu Breslau aus Anlaß des 400jährigen Luther-Jubiläums. Breslau bei Wilh. Gottl. Korn, 1883."

das wohlthuende Gefühl, heut wieder einmal die Fülle seines Wesens in unmittelbarer Nähe zu genießen: das alles ringt sich ebenso jetzt unserem Luther gegenüber lebhaft und ungezwungen aus der Brust unseres evangelischen Volkes hervor, in zahllosen Tönen und dennoch im Einklang.

Wie aber? Ist denn auch in unserem Falle dieser frohen Begegnung wirklich eine Trennung voraufgegangen? Bedurfte es erst der glücklichen Schickung dieses Jubeljahrs, um uns die treuen Züge des gewaltigsten unserer Landsleute ins Gedächtniß heimzurufen? Und müßten wir dann am Ende befürchten, daß seine Erscheinung auch diesmal nur mit flüchtigem Gruß an uns vorüberwallen, daß nach dem Wiedersehen ein neuer Abschied kommen werde? Ein oberflächlicher Blick auf Vergangenheit und Gegenwart könnte leicht dazu verführen, diese Fragen trübselig zu bejahen.

Denn freilich: nicht jene Zeit allein, da der große Reformator noch leibhaftig unter seinem Volke wandelte, nein, auch das ganze Jahrhundert, welches auf seinen Hingang folgte, war, wie in der geschichtlichen Welt überhaupt, so zumal in Deutschland, schier einzig und allein von diesem Mann und seiner That erfüllt und durchdrungen. Damals hing in unzähligen unserer Bürger- und Bauernstuben sein Bildniß im Holzschnitt oder in kunstlosen Farben als einsamer Zierath an der Wand. Seine Bibel bildete oft auch in wohlhabenden Häusern der Städte das einzige Lesebuch; sie verstehen zu lernen, darin bestand der vornehmste Zweck der höheren, der ausschließliche der niederen Schulen. Luthers geistliche Lieder stimmte der Handwerksmeister an, sobald er Feierabend gemacht; beschaulich sang sie der fürstliche Reisige durch Feld und Wald vor sich her. Auf der irdenen Schüssel des Armen wie auf dem Prunkbecher des Reichen standen Wahlsprüche seiner Lehre geschrieben. Welcher Hausvater hätte versäumt, in der That, so wie er es anbefohlen, dem Gesinde seinen Katechismus einfältiglich vorzuhalten? Welche Mutter hätt' es nicht als Erfüllung ihres sehnlichsten Herzenswunsches willkommen geheißen, wenn der Sohn zum kirchlichen Berufe Neigung verrieth, und hätte nicht sorglich gespart in der Hoffnung, ihn dereinst zur Predigt des lauteren Gotteswort im Luthertalar die Kanzel besteigen zu sehen? Oder welche gute Tochter hätte gewagt, dem geliebten Manne, selbst von evangelischem Bekenntniß, zum Ehebunde die Hand zu reichen, bevor sie sich nicht die Gewißheit verschafft, daß auch er im Sacrament des Abendmahls der Erklärung des Doctor Martinus anhange, scharf und genau wie sie selber? Von solchen Dingen handelten nicht selten die Bürgermeister und Rathsherren in den Sälen des Stadthauses; daran erhitzte sich bisweilen unversehens das Gespräch beim Rundtrunk der Zünfte.

Für die Überzeugung jedoch, welche man so in friedlichen Tagen durch unablässige Übung in sich ausgebildet, waren Männer und Jünglinge stets bereit, im ernsten Kampfe, wenn's galt, ihr Leben einzusetzen.

Und solch ein Kampf durchtobte wirklich in jenem Zeitalter das Abendland von einem Gebiete zum anderen. Denn auch die abholden Gemüther, welche sich niemals der Stimme Luthers zu öffnen vermocht, wurden doch von dem Gedanken an ihn und sein Werk unaufhörlich verfolgt und gepeinigt. Wer hätte nicht mit Entsetzen sagen hören von dem grauenvollen Kriege, in welchem sich, einzig um der heiligen Sache der Reformation willen, unser Vaterland dreißig Jahre lang selbst zerfleischte? Gegen die Bedränger des Evangeliums eilte damals der Landmann vom verlassenen Pfluge der Werbetrommel nach; die Vertheidiger von Magdeburg begruben sich freiwillig unter den Trümmern ihrer Stadt, weil sie ihr Bekenntniß verloren wähnten; und als dem Retter des Protestantismus jubelte das gebeugte Volk dem glorreichen Schwedenkönige zu. Denn nicht der Ausländer und der anders Redende galt als Fremdling und Feind, sondern wer außerhalb der Glaubensgemeinschaft stand und der anders Betende.

Wie merkwürdig hat sich seitdem das Dasein unserer Nation in seinen Formen verwandelt! Eben unter den Schrecken dieses dreißigjährigen Krieges wuchs der große Kurfürst zum Gründer unseres preußischen Staates heran, des Staates, dem der Trieb und die Kraft innewohnte, nach und nach dem gesammten Vaterlande Freiheit und Einheit, Ehre und Größe wiederzubringen. Für diese höchsten weltlichen Güter haben unsere Krieger tapfer das Schwert geführt; für sie ist unsere Jugend gern gewillt, wenn es sein muß, abermals ins Feld zu rücken. Den Helden und Lenkern aber, die uns drinnen und draußen in Zucht und Macht das Reich errichtet haben, schlägt unser Herz in dankbarer Bewunderung entgegen; aus hundert Bildern strahlt uns ihr Antlitz an, jedes Zeitungsblatt verkündet ihre klangvollen Namen. Wir übrigen indeß sind insgemein auch in Friedenszeiten nicht etwa bloße Zuschauer des öffentlichen Lebens in Staat und Gesellschaft; wir rathen und wirken vielmehr eifrig mit bei allen Angelegenheiten der Rechtsordnung wie der Wohlfahrt. Darüber hadern wir unter einander und ergreifen für oder wider Partei; dahinaus späht unser Ehrgeiz, lauscht unser niemals schlummernder Erwerbssinn. Ein unendlicher Verkehr umwogt uns und schleudert uns selber unstet hin und her. Eine staunenerregende Erfindung, eine Eroberung unseres forschenden Geistes im Bereich der unterwürfigen Natur verdrängt die andere. Meinen wir nicht im Sausen der Eisenräder die rechte Losung der Gegenwart zu vernehmen; erblicken wir nicht in dem Dampf, der dem Schlot der Fabriken entströmt, gleichsam den lebendigen Odem des Jahrhunderts? Und wenn unsere Gedanken unterweilen einmal still bei sich einkehren zur Sammlung und Erholung: unwillkürlich greifen sie dann in den bunten Vorrath von Anschauungen und Kenntnissen, womit uns früh der mannigfaltige Unterricht unserer Schulen ausgestattet, womit uns später Handel und Wandel, eine unermüdliche Industrie und vor allem die zudringliche Dienstfertigkeit der

Presse versorgt. Fast unbewußt gleitet uns oft genug bald ein sinniger Vers unserer großen Dichter, bald der weise Ausspruch eines Denkers, bald das witzige Schlagwort eines Tagesschriftstellers über die Lippen.

Fürwahr! wenn man den Inhalt unserer Seele vorzüglich nach der Breite abmessen wollte, welche die Interessen der Politik, der Wirthschaft und der Bildung in ihr einnehmen, so könnte es scheinen, als bliebe für das schlichte Wesen unserer geläuterten Religion und somit für Luthers Andenken nur ein bescheidenes Eckplätzchen darin übrig. Oder wie viele andererseits bedächten heute noch lang, ja wie wenige begreifen auch nur ganz jene feinen und schwierigen Lehrunterschiede der einzelnen protestantischen Bekenntnißrichtungen, durch deren Widerstreit sich unsere Väter in die heftigste Gewissensangst versetzt fühlten? Anstelle des Zwistes ist die Einigung, anstelle der Leidenschaft der Gleichmuth getreten. Und obschon wir ferner unseren Brüdern von der römischen Kirche gegenüber den entschiedenen geistigen Gegensatz, in welchen uns die Reformation Luthers für immer zu ihnen gebracht, nach wie vor klar erkennen und warm empfinden, so ist es doch nicht unsere Wahl oder Lust, wenn dieser Gegensatz unter der bergenden Hülle so vieler und hoher Ideen und Thätigkeiten, die uns mit jenen Brüdern gemeinsam sind, geflissentlich ans Licht gezogen wird. Der grimmige Wechselhaß hat sich zu gegenseitiger Duldung abgekühlt; und wir wenigstens begehren nichts weiter, als daß die Volksgenossen der einen wie der anderen Confession, denen ehemals neben einander der Erdboden zu enge war, sich heut in gleicher Liebe zu demselben Vaterland innig verbunden fühlen.

Dem tiefen Eindruck solcher Contraste zwischen einst und jetzt wird sich niemand entziehen. Ebensowenig aber werden sie uns bei näherer Überlegung räthselhaft oder bedenklich erscheinen. Durch die Sendung Luthers war ja den Nationen, und in erster Linie natürlich der deutschen, eine Aufgabe von so unvergleichlicher Wucht und Bedeutung ins Gewissen gelegt worden, daß es keineswegs wundernimmt, wenn länger als ein volles Jahrhundert hindurch die gesammte Arbeit der Weltgeschichte dem einzigen Zwecke der religiösen Wiedergeburt der Christenheit gedient hat. Nur dadurch, daß sie mit jeder Faser ihres Wesens an dieser hinreißenden Bewegung theilnahmen, vermochten die Menschen jenes Zeitalters die furchtbaren Kämpfe zu bestehen, zu denen die Reformation wie jeder großartige Aufschwung im Völkerleben unausbleiblich den Anstoß gab. Luther selbst hat sich nicht verhehlt, daß er gleich seinem Herrn und Heilande nicht gekommen sei, Frieden zu bringen, sondern das Schwert; gerade darin sah er eine Bestätigung der Göttlichkeit seiner Sache. Denn er wußte gar wohl, weil er es zuvor in seinem mannhaften Herzen selber erfahren, daß Wahrheit und Freiheit auf Erden nicht ersessen und erträumt, sondern erstritten und errungen werden müssen. Alsdann jedoch haben jene Kämpfe

das ihnen bestimmte Ziel erreicht. Der Tod unserer Vorfahren, die für die Erhaltung des evangelischen Glaubens ihr Blut vergossen, ist verschlungen in den Sieg. Nach außen wissen wir heute Gott sei Dank den Bestand des Protestantismus fest versichert. Und selbst die Gegner, denen ihre Denkart vorschreibt, auch jetzt noch für seinen Untergang zu beten, erwarten solch ein Ergebniß vom regelmäßigen Lauf der Schicksale offenbar nicht mehr. Der Unglimpf, welcher jüngst aus ihren Reihen mit gesteigerter Bitterkeit auf das hehre Andenken Luthers gehäuft worden, gemahnt er nicht lebhaft an die Sitte roher Schiffer oder Fuhrleute, die, in je unschädlichere Ferne sie die eigene Fahrt von dem Gegenstand ihres Ärgers hinwegrafft, desto lauter und dreister ihre wüsten Schmähungen herübersenden?

Wir sehen also eben infolge der rühmlich einseitigen Anstrengungen der Vergangenheit unser Bekenntniß in eine Weltstellung gebracht, die uns zwar nimmermehr der Pflicht einer fortdauernden geistigen Rüstung, einer friedlichen Wachsamkeit enthebt, durch die uns jedoch daneben die edle Muße bereitet worden, auch den vielseitigen sonstigen Antrieben unseres Inneren fröhlich nachzugeben. Die Frage dürfen wir indeß bei einer rechten Feier Luthers dennoch nicht umgehen, ob wir denn auch in seinem Sinne diese Muße richtig angewandt. Wer freilich gedächte nicht alsbald mit Kummer und Sorge der mancherlei Schattenseiten unserer modernen Entwicklung, der socialen Übel, an deren Einschränkung zu arbeiten uns als dringende Pflicht am Herzen liegt? Nicht von ihnen jedoch kann in diesem Augenblick die Rede sein, sondern allein von jener Entwicklung im großen und ganzen, von der, ungeachtet aller Übelstände, kein einziger unter uns für wünschenswerth, ja nur für möglich hält, daß sie wieder rückgängig werde. Mit welcher Genugthuung bezeugen wir da getrost, daß mit vollem Recht die Geschichtskundigen Luthers ragende Gestalt an den Thorweg zur Neuzeit überhaupt zu versetzen pflegen, weil er auch uns noch zu allen Wohnräumen unseres Geistes den Zutritt gewiesen und die Schlüssel eingehändigt hat! Ja wohl: indem er die Befreiung unseres religiösen Lebens vollbrachte, hat er zugleich, mit einem Schlage, die Selbständigkeit unseres politischen und nationalen Daseins, sowie die Unabhängigkeit unserer sämmtlichen geistigen Bestrebungen begründet!

Wir wissen, daß er keine neue Religion geschaffen, daß er lediglich die alte in ihrer Reinheit wiederhergestellt. Allein eben hierin lag ohne weiteres das Werk der Erlösung auch für die übrigen eingeborenen Kräfte der menschlichen Natur. Denn das Christenthum, wie es in die Welt kam, war weit davon entfernt, allen Richtungen und Verzweigungen des irdischen Thuns und Treibens Maß und Ziel zu setzen. Gerade darum durfte es zum erstenmal den Anspruch erheben, eine Religion der ganzen Menschheit zu werden, weil es den Menschen in seiner einfachsten Gestalt,

im Kerne seines sittlichen Wesens, in seinen ewig gleichen Gemüthsbeziehungen zu Gott und den Mitmenschen zum Träger der Religion erhob. Das Recht und die Macht der Römer dagegen, wie die Wissenschaft und Kunst der Griechen ließen Jesus und Paulus ungestört an ihrem Ort. Sie geboten, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, und vermahnten zum Gehorsam gegen die Staatsgewalt. Sie verkündeten zwar den Armen an Geist die Seligkeit und offenbarten, daß alle Weisheit und Erkenntniß für unsere Gottes- und Menschenliebe nichts bedeute. Aber es fiel ihnen nicht ein, den Flügelschlag des erkennenden Geistes zu lähmen, sie gaben der menschlichen Denkkraft keinerlei Gesetz. In solcher Genügsamkeit unüberwindlich, erblühte die ursprüngliche Kirche als eine Genossenschaft freier und gleichberechtigter, im Beruf des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung aufgehender Gemüther.

Nun aber geschah ihr, daß sie hernach bis zur Unkenntlichkeit verändert und entstellt ward. Die römische Kirche des Mittelalters geberdete sich selbst als den wahren, den Umkreis der civilisirten Welt umfassenden Staat; der hochgeweihte Priesterstand mit seinen tausend Vorrechten bildete den Adel der erniedrigten Völker; der Papst trat auf als legitimer Oberherr aller Länder und Reiche. Ihm huldigten und zinsten sie; er hieß sie Krieg führen oder Frieden schließen; er setzte Könige und Fürsten ab und ein; er verschenkte die Inseln und theilte die Continente. Die weltlichen Ordnungen galten dagegen für den plumpen und garstigen Nothbehelf einer von Haus aus verdorbenen menschlichen Gesellschaft. Nur insoweit sie dem vermeinten Gottesreiche der Papstkirche gehorchten und dienten, fiel ein erborgter Schimmer von Berechtigung, ein matter Abglanz von Würde auf die gekrönten Häupter der Staaten. Und wo hätte sich eine Spur von Achtung finden sollen für die nationale Eigenart, wenn deren reinster Ausdruck, die lebendige Volkssprache, vom Cultus ausgeschlossen ward, gleich als wäre sie nicht hoffähig vorm Throne des Allmächtigen? Ward doch die Naturseite des Daseins überhaupt verschmäht als ein unreiner Zusatz zur Schöpfung Gottes: in den Kräften der Elemente witterte man den Spuk von Dämonen; die Ehe war ein Stand der Unvollkommenheit, die Freude eine Folie der Buße. Vor allem aber die Freiheit der Gedanken, der emporstrebende Drang nach unverkümmerter Erkenntniß, fand keinen Raum in einer so beschaffenen Welt. Ermittlung und Verbreitung der Wahrheit war gleichsam ein Münzregal der Kirche. Ein Lehrsatz, der nicht ihren Stempel trug, ward nicht allein als werthlos von der Hand gewiesen, sondern als Verbrechen des Geistes verfolgt und geahndet. Wehe dem, der dabei beharrte! Die Flamme des Scheiterhaufens war bereit, das für falsch erklärte Gepräge seiner selbständigen Meinung hinwegzuschmelzen.

Die ungeheure Last solcher Zustände hat unser Luther von der Menschheit abgewälzt. Doch wäre mit dem Ruhm einer bloß entfesselnden That

sein unvergängliches Verdienst um jegliches Staats- und Geistesleben nicht erschöpft. Allerdings war er selber kein Politiker und wollte keiner sein. Wohl dünkte ihn zuweilen, daß auch die Staats- und Rechtsverhältnisse seiner lieben Deutschen, die Regimente und Juristen, eines Luthers bedürften; allein er besorgte, klar wie er seine aufgeregte Zeit durchschaute, sie möchten statt dessen einen Thomas Münzer bekommen, einen Zerstörer statt des Neubegründers. So blieb er selbst ohne Schwanken seiner eigensten Bestimmung treu, rieth seinen Landsleuten, sich bei den politischen Schäden vor der Hand mit Stopf- und Flickwerk zu begnügen, und gab die Reichsreform einer Zukunft anheim, in der wir heute mit Stolz unsere Gegenwart wiedererkennen. Was aber uns gelang, rührt dennoch in tieferem Sinne her von ihm. Indem nämlich Luther statt der besonderen Weihe eines vorzugsweise geistlichen Priesterstandes vielmehr das allgemeine Priesterthum sämmtlicher Christen predigte, erkannte er zwischen geistlichem und weltlichem Amt durchweg nur noch den Unterschied einer äußeren Arbeitstheilung an und verlieh somit auch der weltlichen Obrigkeit die gleiche Weihe einer unmittelbar von Gott verordneten Einrichtung. Wie athmeten schon die Regenten jener Tage erleichtert auf, als ihnen diese höchste denkbare Rechtfertigung ihres Berufs beschert ward, in welchem gerade die besten unter ihnen nach der bisherigen kirchlichen Ansicht ein unheiliges, fast heidnisches Geschäft, eine Gefahr für ihre Seligkeit erblickt hatten! Aus derselben Quelle jedoch holten direct oder indirect auch die nachfolgenden Werkführer unseres nationalen Staatsbaues den belebenden Muth zu ihrem mühseligen Unternehmen. Und aus der nämlichen, auf den geheimsten Grund alles Daseins hinabdeutenden Anschauung quillt ebenso noch uns im stillen der beste Theil unserer politischen Gesinnung: unsere Hingabe an die Gemeinschaft des öffentlichen Lebens, unsere Begeisterung für die Ehre des Staats, unsere Scheu vor der Majestät seiner Gesetze. Mit einem Wort: das moderne Staatsgefühl ist in seinem Kern eine echt lutherische Empfindung. Und dennoch besteht hierin erst die Hälfte der politisch heilsamen Leistung unseres Helden.

Bedarf doch dies Staatsgefühl, so erhebend es ist, auch wiederum allezeit einer festen Begrenzung. Oder wohin wäre die Menschheit gerathen, wenn sich anstelle der gestürzten Allgewalt der Kirche der seinem Stoffe nach noch härter drückende Staat zu schlechthin unumschränkter Tyrannei erhoben hätte? Versuche dazu hat allerdings die Nachwelt Luthers mehr denn einmal erlebt; aber am wenigsten auf ihn durften sie, unausführbar wie sie waren, sich berufen. Denn aus dem nämlichen Grundsatz vom allgemeinen Priesterthum, woraus sich die Behauptung einer göttlichen Mission des weltlichen Amtes ergab, folgte ja noch ungleich näher die Anerkennung eines unverletzlichen Bezirks unbedingter Selbstbestimmung in der Person des geringsten Unterthanen. Schon der Aufschrift seines staat-

befreienden Büchleins von weltlicher Obrigkeit hat deshalb Luther alsbald die staatbeschränkende, menschenbefreiende Frage hinzugefügt: wie weit man dieser Obrigkeit Gehorsam schuldig sei. Daß die Seele, wie er dort beweist, nicht unter des Kaisers Gewalt stehe, das hatte freilich auch das Papstthum häufig eingeschärft. Allein das Papstthum forderte desto gewaltsamer die Seele unter seine Botmäßigkeit; erst Luther hat sie ihrem eigenen Scepter überantwortet. Indem er den Glauben des Einzelnen jedem Eingriff irgendwelcher Obrigkeit entzog, stellte er das erste und entscheidende Beispiel eines jener Grundrechte auf, welche geschrieben oder ungeschrieben unserer menschlichen Eigenthümlichkeit den nöthigen Schutz gewähren. Wer also heut in der persönlichen Freiheit des Einzelnen das unentbehrliche Seitenstück der Machtbefugnisse des Staats verehrt, der steht, er mag es wissen oder nicht, mit beiden Füßen auf dem Boden der Weltanschauung Luthers.

Und worin sonst stünden wir wohl nicht auf diesem Boden? Ist doch nicht minder alles das, was wir mit dem hohen Namen moderner Cultur belegen, nachdem seine Reformation den Bann des Mittelalters gebrochen, durch ihn zugleich positiv zu neuem Leben erweckt worden! Er hat von der Heimstatt unserer guten deutschen Sitte, von unserem Familienleben, den herabwürdigenden Schein eines ungeistlichen Gebarens hinweggenommen und dargethan, daß Ehrbarkeit und Unbefangenheit keine Widersprüche sind. Er hat die Entfaltung unseres Volksthums in Sprache und Literatur aufs reinste und nachhaltigste gefördert, indem er durch sein Bibelwort selbst der ungelehrten Menge zum Austausch der zartesten Empfindung wie der erhabensten Gedanken die Zunge gelöst. Kein Wunder daher, daß auch über den Liedern und Sprüchen unserer herrlichsten Dichter und Denker noch ein Mitklang lutherischer Gefühls- und Redeweise schwebt; gleichwie im Wald über Vogelgesang und Bienengesumm das Rauschen der Wipfel einherschallt als ein vernehmbares Zeugniß der frischen Luft, in welcher dies unzählige Leben fliegt und athmet. Und endlich, sollen wir den eigenthümlichsten und stärksten Grundzug der gesammten Geistesentwicklung der Gegenwart bezeichnen: jenes rücksichtslose Vordringen unserer Erkenntniß in die Wirklichkeit, sei es der Natur, sei es der Geschichte, worauf sowohl die Blüthe unseres Gewerbfleißes beruht wie die Reife der heutigen Wissenschaft, jenen zur äußersten Consequenz entschlossenen Muth selbständiger Forschung, Prüfung und Entscheidung, der infachen der Wahrheit von keinem anderen Richterstuhle weiß, als von dem der eigensten, innersten Überzeugung: wo ist der Genius, dessen Hauch in alledem deutlicher zu verspuren wäre, als der Luthers? Es war ein kühnes Wagestück, jenseits der Grenzen der bekannten Welt in den dunklen Ocean hinauszusteuern zur Enthüllung einer neuen Erdhälfte. Allein eine folgenreichere Kühnheit war's, dem Festlande der weltumfangenden Kirchenlehre den

Rücken zu kehren und das einsame Schifflein der nur von ihrem eigenen beherzten Glauben gelenkten Seele durchs Meer der Zweifel hinüberzuführen an den fernen Strand eines neu zu entdeckenden Heils. Es war eine große Handlung, der Überlieferung wie dem Sinnenschein zutrotz die kreisende Sonne für immer stillstehen zu heißen im Himmelsraum und den ruhenden Erdball hineinzurollen in den rastlosen Wirbel der Wandelsterne. Für die eigene Sphäre des Geistes jedoch war es eine wichtigere That, den noch niemals erschütterten Felsenbau römischer Vermessenheit mit fortzureißen in die geschichtliche Bewegung alles Menschlichen und in weiser Demuth allein dem unsäglich fernen und doch jedem Auge so freundlich winkenden Lichte der göttlichen Wahrheit unwandelbare Dauer einzuräumen. Von allen Erträgen der späteren Geistesarbeit, von dem vollen, durch sie erworbenen Schatz unserer technischen Cultur, gebührt es sich daher einen reichlichen Zehnten des Danks dem Gedächtnisse Luthers darzubringen.

Was freilich hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Es wäre ja denkbar, daß auch ohne die Erscheinung eines religiösen Reformators Staat und Bildung, im Laufe der neueren Jahrhunderte in sich selbst zu trotziger Kraft herangediehen, das Joch der unveränderten Kirche von sich abgeschüttelt hätten. Dann aber hätte vermuthlich das Menschengeschlecht mit der Kirchenherrschaft zugleich die milde Waltung der Religion verfehmt und verstoßen. Vor solchem Elend, vor der Vervielfältigung von Greueln, wie sie vereinzelt während der Umwälzungen im katholischen Frankreich vorgekommen, hat Luther seine Nachwelt brüderlich behütet und bewahrt. Die gehaltvollste und segensreichste aller seiner Gaben an die Neuzeit ist und bleibt, daß er unserer Religion mit der Einfalt und Unschuld ihrer evangelischen Urgestalt die Bürgschaft für ihre Unzerstörbarkeit zurückgegeben. Eine harmlos nach innen gewandte Kirche wie die unsere, welche keiner berechtigten Forderung des Staatsgefühls hinderlich in den Weg tritt, braucht auch vor keiner Staatsgewalt der Zukunft bang zu erzittern. Unser Christenthum des Herzens aber darf der modernen Geistesbildung die breite Oberfläche unserer Seele neidlos gönnen, da ihm deren unergründliche Tiefe wieder aufgethan und zum Vollbesitze verliehen worden. Die Erlebnisse unseres frommen Gemüths, ebenso greifbar und einleuchtend wie die Thatsachen unserer klaren Erkenntniß, haben von diesen keine Anfechtung zu befahren. Glaube und Wissen, durch die Reformation aus ihrer unersprießlichen Verwirrung gesondert, werden im Haushalt unserer Brust immerdar als Soll und Haben des Menschen einander gegenüberstehen.

So viel hat unser Luther für uns erwirkt. Und sollten wir nicht zum Schluß mit ernster Befriedigung wahrnehmen, daß seine Großthat zu nicht geringem Theil auch ihnen zugute kam, denen ihr Bekenntniß verwehrt, ihm diese Großthat zu verzeihen? Jene römische Kirche des Mittel-

alters, gegen die er auftrat, ist nicht mehr. In ihrer Allmacht lag, was an ihrem Wesen durchaus unerträglich war. Die Hälfte ihres Riesengebäudes hat Luther von ihr abgesprengt. Für den Rest hat Rom die Zügel seiner Hausordnung zwar noch straffer angezogen; allein es hat sich, zum Vortheil seiner Angehörigen, in die Nachbarschaft einer unabhängigen Außenwelt wenigstens praktisch fügen und einleben müssen. Selbst die Duldung ist ihm so in der Schule der Weltgeschichte zur Tugend der Nothwendigkeit geworden. In dieser Toleranz, durch deren wechselseitige Übung zu unserer Freude uns und unseren katholischen Volksgenossen ein dennoch gemeinsamer Genuß so mancher Lebensgüter der Neuzeit ermöglicht worden, in dieser, unter der Pflege protestantisch-deutscher Staatskunst erwachsenen Toleranz erkennen wir zuguterletzt noch eine weitere, jedenfalls heilsame Frucht jener evangelischen Glaubensfreiheit, welche Luther voreinst, allerdings in anderer, schönerer Hoffnung, unter uns gepflanzt.

Wenn er nun wiederkäme, so wie er leibte und lebte, der alte Volksheld im Siegeskranze des Geistes: im ersten Befremden würde er vielleicht auch gegen unser, nach außen immerhin abgeartetes Dasein und Wirken den streitbaren Scheltruf seiner Donnerstimme erdröhnen lassen. Sobald wir ihm aber die Überzeugung beigebracht, daß über dem Vielen, was wir uns zu schaffen machen, das Eine, was noth ist, nicht von uns aufgegeben worden: wie herzlich würde er mit der derben Gesundheit seines Wesens an allem theilnehmen, was irgend in unserem Streben und Ringen ehrlich und löblich ist! Weder er freilich wird uns wiederkehren, noch leider ein Mann seinesgleichen. Auch von ihm wird gelten, was wir in seiner Bibel von einer ihm ähnlichen Gestalt der grauen Vorzeit lesen: und es stund hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Mose, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht. Allein was braucht es einer leiblichen Wiederkunft, wofern wir seinen Geist fortleben lassen in unserer Treue, auf daß nach aber hundert Jahren die Enkel ebenso wie wir zu seinem leuchtenden Bilde sprechen können: du bist noch ganz und gar der unsere; sei uns tausendmal gegrüßt!

---

5. Die Kinder des Winterkönigs *).

Der historischen Darstellung ist es so wenig wie der Poesie vergönnt, das Gleichzeitige wirksam zur Anschauung zu bringen. In natürlichem

*) Vortrag gehalten in Düsseldorf 1889, gedruckt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891. Das Thema ward 1840 von Söltl in seinem Buch über Elisabeth Stuart breit und schwach behandelt, 1845 von Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz im Vorbeigehen kräftig gestreift. Es heute wieder aufzugreifen,

Flusse gleitet die Erzählung vom Vater auf Sohn und Enkel herab; die Erscheinung der Geschwister jedoch, wie sie neben und mit einander da sind, spiegelt sich in ihr nur unvollkommen wieder. Ein einziger Blick umfaßt auf dem Gemälde van Dycks die Kinder Karls I. von England und ahnt inmitten der Einheit dieser blutsverwandten Schar eine Mannigfaltigkeit keimender Beziehungen, möglicher Schicksale. Ein einziger Blick ermißt an den marmornen Söhnen und Töchtern der Niobe das grausame Verhängniß, dem sie, wie verschieden auch immer an Streben und Gemüth, nichtsdestominder gemeinsam erliegen. Besäßen Worte diesen Zauber bildender Kunst, so sollten Sie heut eine Gruppe von Brüdern und Schwestern vor sich sehen, die jene beiden Compositionen gewissermaßen vereinigte: fürstliche Sprößlinge aus den Tagen van Dycks, sehr ähnlich den Kindern König Karls und in der That deren leibliche Vettern und Cousinen; zugleich aber insgesammt getroffen vom Lose moderner Niobiden, in dem milderen Sinne zu verstehen, daß eine Überhebung der Eltern so oder so an ihrem Leben und Denken heimgesucht wird. Statt dessen bleibt mir, auf das Nacheinander der Rede beschränkt, nichts anderes übrig, als Sie zwischen einer Anzahl merkwürdiger Einzelgestalten und -geschichten hin- und herzuführen; ungefähr wie ein alter Castellan vor jedem Bildniß im Saale sein Sprüchlein auffagt, die lebendige Verbindung des Ganzen hingegen dem Geiste des Besuchers überläßt. Zuvörderst aber pflegt er — und auch dem entrinnen Sie leider nicht — ein paar wohlbekannte Thatsachen zur Einleitung vorauszuschicken.

Es war eine Handlung der Politik, d. h. dem Charakter der Zeit gemäß religiöser Politik, daß Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz sich im Februar 1613 zu London mit der Enkelin Maria Stuarts, Prinzeß Elisabeth, Tochter König Jakobs I. von Großbritannien, vermählte. Im Augenblick der höchsten Spannung der confessionellen Gegensätze, die für Europa einen Glaubenskrieg, allgemeiner und heftiger als alle früheren, befürchten ließ, suchte der katholischen Weltverbrüderung gegenüber auch der Protestantismus seine Kräfte enger zusammenzuschließen. In dieser Absicht hatten die Räthe des Pfalzgrafen ihren Herrn als das geborene Haupt der deutschen Reformirten zu jener Heirath angeregt, die denn aus dem nämlichen Grunde von der großen Mehrheit der englischen Nation mit populärem Jubel begrüßt ward. Auch das junge Paar begegnete einander in dem gleichen, durch sorgfältige Erziehung befestigten Ernst der Bekenntnißtreue; vor der Hand aber lagen ihnen andere Dinge näher am Herzen. Beide sechzehnjährig, von stattlicher Schönheit, zum Frohsinn geneigt, im

---

wird dem Historiker durch eine ganze Reihe urkundlicher Publicationen nahegelegt, vor allem der Memoiren und Briefwechsel der Herzogin, später Kurfürstin Sophie von Hannover und ihres Bruders Karl Ludwig von der Pfalz.

Besitz einer mehr als bloß angemessenen Bildung; hierin freilich Elisabeth weit überlegen, wie überhaupt bedeutender an Geist, entschiedeneren Willens, dafür wieder Friedrich wärmer und weicher im Gefühl: so wurden sie einander sogleich aufs innigste zugethan und begannen in Unschuld, allerdings in der prunkenden Weise jener Tage, das Leben zu genießen. Wer hätte sich nicht von der Terrasse zu Heidelberg an dem erlesensten Blick über deutschen Boden abendlich erquickt? Wohlan: die Terrasse selbst, der weite Garten, der Bergwand abgerungen, und vom Schlosse wenigstens der jüngste Bau, sind ein Denkmal dieses fürstlichen Zeitvertreibs. Wäre nur Friedrich, der hierfür allein geschaffen war, nicht bloß sechs glänzende Jahre hindurch, sondern immer bei solchen Künsten geblieben!

Kein Wunder zwar, jedoch noch weniger zu entschuldigen, daß, als der religiöse Kampf, zunächst in Böhmen, wirklich ausbrach, der leichtblütige Pfalzgraf sich verleiten ließ, aus der Hand der dort gegen Habsburg aufgestandenen Protestanten die revolutionäre Krone des Landes anzunehmen. Mit Unrecht hat man den Ehrgeiz der Königstochter Elisabeth dafür besonders verantwortlich machen wollen. Wohl aber spielte, bei den Wählern so gut wie bei dem Erkorenen selbst, entscheidend mit die nur leider trügerische Rechnung auf das nahe Familienverhältniß zu Jakob von England, von welchem niemand glauben mochte, daß er Tochter und Eidam, mit ihnen die Sache der deutschen Protestanten, so schmählich, wie er zeitlebens that, im Stiche lassen werde. Indessen auch hiervon abgesehen, war Friedrichs böhmisches Unterfangen von vornherein heillos verfehlt; sein nach längerem Schwanken gefaßter Entschluß das fatalistische Zugreifen begehrlicher Schwäche, die er vergebens durch die Einbildung eines göttlichen Rufes zu beschönigen suchte. Denn gerade je größer der weltgeschichtliche Gedanke war, den er ins Werk richten zu müssen vermeinte, desto gewisser hätte es dazu einer Thatkraft bedurft, wie sie kaum jemand in geringerem Grade besaß, als er, ein so sanftmüthiger, bequemer, zierlich auftretender Herr. Nach kurzem Schwelgen, mehr in der Pracht als der Macht, nach einjährigem ungeschickten Regiment, genügte eine einzige Schlacht, am weißen Berge bei Prag, an der Friedrich nicht einmal persönlich theilnahm, um ihn von dem angemaßten Thron herabzustürzen. Als Winterkönig — ein Schneemann ohne Dauer — verspottet, warf er sich mit der muthigeren, aber ebenso hülflosen Gattin in die Flucht; hinterdrein das Verderben unsres Vaterlands, voll unersättlicher Gier nach Gut und Blut die Furie des dreißigjährigen Krieges.

Geächtet, seiner Kurwürde, seiner Erblande beraubt, schlug Friedrich als Gast der niederländischen Generalstaaten, zur Seite des verwandten Hauses der Oranier, im Haag sein kümmerliches Hoflager auf; für den Sommer bot das kleine Rhenen weiter landein ein Jagdschloß zum be-

scheidenen Wohnsitz dar. Unaufhörlich tobte draußen der Streit, für den die pfälzische Sache, die Frage der Wiedereinsetzung des Vertriebenen, bald als Grund, bald als Vorwand diente; der Pfalzgraf selbst, unkriegerisch und mittellos wie er war, vermochte trotz aller unruhigen Bewegung keinen wahrhaft eingreifenden Antheil daran zu nehmen. Als endlich der langersehnte Held erschien und das Glück zu den evangelischen Fahnen zurückrief, schloß sich der Winterkönig in aufflackernder Hoffnung seinem Siegeszuge an. Allein Gustav Adolf fiel, bevor er seinem Schützling genuggethan. Zu Mainz auf dem Krankenlager traf diesen die schlimme Kunde, die er nicht überstand. Er starb, in solchem Augenblick kaum beachtet, fern von den Seinen, erst sechsunddreißigjährig; zwölf Jahre waren seit der Prager Schlacht verflossen. Alle die trüben Tage daher war Friedrich sich wesentlich gleich geblieben: ohne ernsten Trieb, geschweige denn höheren Schwung; durch keine Bedrängniß, keine Enttäuschung abgestumpft gegen harmloses Vergnügen und allerhand Eitelkeit; hingegen fromm und geduldig in seiner Art, unerschütterlich in den Lehren seiner Kirche; von der hingebendsten Treue gegen die fast angebetete, stärker beseelte Frau. Auch die scharfzüngigsten seiner Kinder erlauben sich keine Anspielung auf die leidigen Früchte seiner politischen Unzulänglichkeit, ohne daneben seiner schönen Herzenseigenschaften zu gedenken: allzu zärtliche Liebe gegen die eigene Nachkommenschaft, diese Pfälzer Schwäche wie sie es nennen, betrachten sie aus Erfahrung als ein Erbtheil von ihm. Auch das Gemeingefühl der Geschwister selbst, wie es sich trotz aller Reibungen und Spaltungen des Lebens erhielt, ist auf diesen Vatersegen, den einzigen, aber kräftigen zurückzuführen.

Von dreizehn Kindern waren übrigens drei dem Vater im Tode vorausgeeilt; zwei noch im zartesten Alter, unvermißt; desto tiefer betrauert der älteste, wie es heißt, besonders wohlgerathene Sohn, der im funfzehnten Lebensjahr jählings endete. Um die von den Holländern erbeutete spanische Silberflotte zu schauen, unternahm der Pfalzgraf mit ihm die Wasserfahrt nach Amsterdam. Ein Zusammenstoß brachte das Schiff auf dem Harlemer Meer zum Sinken; Friedrich selbst ward gerettet; vor seinen Augen, mit dem Rufe: „zuhülfe, Vater!" ertrank der Knabe. Auch der jüngste Sohn, Gustav, auf den Namen des Schwedenkönigs getauft, den Friedrich nicht mehr zu Gesichte bekam, starb früh dahin, gequält und verzehrt von einem angeborenen schmerzhaften Leiden. Die übrigen neun, fünf Söhne, vier Töchter, wuchsen gesund und schmuck heran und machten viel und lange von sich reden. Edle Gestalten von ebenmäßigem Gliederbau; im Antlitz etwas von dem warmen Saft des Pfälzer Typus, wovon auch der große Kurfürst von Brandenburg, dessen Mutter eine Schwester des Winterkönigs war, sein Theil empfangen; überwiegend jedoch die vornehm gestreckten

Züge, die hoch überwölbten, phantasievoll leuchtenden, erlebnißreichen Augen des schottischen Herrschergeschlechts. *)

Den Antrag ihres Bruders, König Karls I., als Wittwe nach England zurückzusiedeln, lehnte Elisabeth Stuart dankend ab. Die Muttersprache des nachgiebigen Gatten zu lernen hatte sie sich nie bemüht; allein ein öffentliches Ärgerniß wollte sie nicht geben: sie habe sich einmal nach Deutschland vermählt und müsse dessen Sitte beobachten. So führte sie denn, indeß der allgemeine Krieg unabsehbar fortwüthete, den Hofhalt der Verbannung unter wachsenden Schwierigkeiten selbständig fort. „Wir schmausten reicher als Kleopatra", scherzt eine der Töchter, „wir verschluckten lauter Perlen und Diamanten". Trotzdem gerieth die Königin tief und tiefer in Schulden, doch verlor sie darüber niemals ihre stolze Gelassenheit. Den Hochmuth, welcher zuweilen aus den Wohlthaten der regierenden holländischen Kaufleute sprach, wußte sie durch den würdevollen Ton ihrer Annahme geschickt zu überbieten. Sehr begreiflich, wenn jetzt überhaupt die kühleren, ja die härteren Seiten ihres Wesens in den Vordergrund traten. Nach der Mode der Zeit und des Landes betrieb sie mit Virtuosität die Blumenzucht, mit ausschweifender Leidenschaft dagegen die Jagd. Überall erscheint sie mehr huldigenswerth, als liebenswürdig. Die Mehrzahl der eigenen Kinder, gemüthlich durch den Vater verwöhnt, hat sich zu ihr kein volles Herz gefaßt. Sie fanden die Liebe der Mutter durch die geruhende Hoheit der Königin gedämpft und haben in kritischen Stunden die zahlreichen Äffchen und Hunde Ihrer Majestät um die Zeichen anscheinend vertrauterer Gunst beneidet.

Für Erziehung und Unterricht der jungen Herrschaften war einige Meilen vom Haag entfernt in dem stilleren, bürgerlichen Leyden, am Sitze der besten aller damaligen Universitäten, ein eigener Hofstaat eingerichtet. Auch hier in den Formen ein noch immer königlicher Zuschnitt, verbrämt mit Edelleuten, Ehrendamen nebst dem übrigen Troß: erst nach neun gegenseitigen Verbeugungen ließ sich die kleine Gesellschaft zu Tische nieder. Die Arbeit begann am frühesten Morgen mit der strengsten calvinischen Heilslehre; den langen Heidelberger Katechismus wußten die Kinder auswendig, bevor sie ihn irgend verstanden. Beim Ankleiden wurden kurze Verse gelernt; alsdann löste Stunden lang ein Präceptor den anderen ab, bis die Erlösung in Gestalt des Tanzmeisters hereinhüpfte. Selbst bei Tafel gaben Sonntags ein paar Geistliche, Mittwochs zwei Professoren

*) Die Bildnisse der Geschwister sind einzeln über Schlösser und Galerien Englands und des Continents zerstreut; am besten versammelt findet man sie in der Cumberland-Galerie zu Hannover nebst dem Welfen- und dem Familienmuseum in Herrenhausen: Ergänzungen dazu, aber in schlechten Exemplaren, bietet besonders die im Heidelberger Schlosse untergebrachte Sammlung.

der Hochschule, in wechselnder Auswahl geladen, zu erbaulicher oder gediegener Unterhaltung Gelegenheit.

Das klingt beinahe wie eine Satire; doch ist der Vorgang sachlich wie persönlich wohl zu verstehen. Ueber die Rolle der confessionellen Theologie wird sich niemand verwundern; ihre Stimme sprach damals aus dem Donner der Schlachten; Pfalz-Böhmen war in ihrem Dienst gefallen und hoffte zu ihrer Ehre wieder aufzustehen. Allein die guten Zeiten waren vorbei, wo neben der Pflege kirchlicher Gedanken der deutsche Fürst sich darauf beschränken durfte, wie Gustav Adolf einmal sagt, sein Bierchen in Ruhe zu trinken. Bereits berührten einander zwei verschiedene Perioden des Geistes in den Lüften: hinter dem Zeitalter der ausschließenden Glaubenssysteme, das soeben in einem Anfall von Raserei den geräuschvollsten historischen Selbstmord beging, erschien noch schüchtern ein junges der aufblühenden modernen Wissenschaft. Die Alterthumskunde ging methodisch zur Sache über; Mathematik und Naturforschung entfalteten ihre massive, nie wieder zu überwindende Kraft; zu den kühnsten Meinungen und Forderungen erhob sich, auch die Rechtslehre mit sich fortreißend, die Philosophie. Im freien Niederland, dem Zufluchtsorte nicht bloß der Fürsten, sondern auch der Denker, fand die neue Bildung den ersten Grund unter ihren Füßen. Die Kinder des Winterkönigs waren naiv, wie ihresgleichen. Sie spielten oft mit einander, sagt ein alter Bericht, als ob sie auf der Reise nach der lieben Pfalz wären und unterwegs in den Wirthshäusern einkehrten. Allein sie besaßen reichlich Verstand und Wißbegier und entsprachen dem Zweck des mit dem Nachdenken der Verbannung entworfenen Erziehungsplanes der Eltern. Wie sie mit Kopf und Herz zwischen den beiden Ideenwelten des Jahrhunderts zurecht kommen würden: das zu entscheiden, war Sache der Lebenslose.

An Geist und Seele genugsam zugestutzt, ward das junge Volk von Leyden nach und nach in den Haag versetzt, um dort oder in Rhenen den feineren Schliff des hochgeborenen Menschen zu empfangen. Da gesellte sich denn zur Wissenschaft die Kunst: es waren die goldenen Tage der niederländischen Malerei. Gerhard Honthorst, der Mann der Nachtstücke, wie ihn die Italiener nannten, übernahm die Unterweisung; und auch für Zeichnen und Malen offenbarte sich bei einigen der Geschwister eine ungewöhnliche Gabe. Natürlich ward darüber der Musik, des Guitarrenspiels und Gesanges nicht vergessen. Was soll ich sagen von der Übung in allen Cultursprachen, die sich bei dem internationalen Treiben im Herzen der herrschenden Seemacht von selbst verstand? Oder von den Exercitien der Brüder in den Waffen, der Schwestern in jener weiblichen Wehr des Tactes und der Lebensart? Wie hätte man immer schwermüthig sein können, zumal bei so schöner Gelegenheit zu Lustbarkeiten? Es gab Neckereien und Galanterien, Versmachen und Theaterspiel, Promenaden im Putz unter den Bäumen

des Voorhout, oder Wasserpartien auf der Treckschuyte in bürgerlicher Verkleidung; zur großen Enttäuschung manches zuversichtlichen Stutzers, wenn die hübschen Mädchen hernach in der wartenden Hofkutsche verschwanden. Heitere Tage, — nur allzu kurz; denn unaufhaltsam, wie ein Wolkenzug am Himmel, stieg unterdeß die praktische Frage auf, wie und wo allmählich ein Unterkommen zu beschaffen sei.

Zwar für einen der Söhne Friedrichs V. stand der Zweck des Daseins fest. Karl Ludwig, nunmehr der älteste, noch in Heidelberg geboren, lebte und webte in dem Gedanken, nicht etwa Böhmen, wovon keine Rede mehr war, wohl aber Kurpfalz als sein Erbgut von Gottes und Rechts wegen wiederzuerlangen. Doch wie klar das Ziel, so dunkel der hinanführende Weg. Aus dem einen wie dem anderen ergiebt sich die Entwicklung des Jünglings, das Wesen des Manns: Karl Ludwig ward in jedem Betracht der Politiker der Familie. Wir werden ihn noch als ausübenden Staatsmann schätzen lernen; seine ohnmächtigen Anfänge zeigen dagegen ein unerquickliches Bild. Daheim zur Engherzigkeit verurtheilt — denn sein Interesse stellte wirklich das des Hauses dar — entschlägt er sich der Rücksicht auf die Bedürfnisse der Mutter, die abweichenden Wünsche der jüngeren Geschwister. Draußen geht sein ganzes Streben auf Selbständigkeit; an tausend Ketten hängt sein Gelingen von fremdem Willen ab. Das einzige Glückspiel des Mannes ist damals der Krieg; er ist arm an Neigung und Befähigung zu den Waffen. Wie mußte da nicht der zweite Bruder, persönlich ungebunden und im Besitz des wichtigsten Talents, den älteren geraume Zeit hindurch verdunkeln! Es ist Prinz Ruprecht, mit dem Kaisernamen des Pfälzer Geschlechts geziert, geboren auf dem Prager Hradschin als das einzige Königskind, der Liebling der Mutter, Soldat von Beruf; Rupert der Cavalier, wie er den Engländern heißt; ein bildschöner, genialer Mensch, von phantastischem Reiz der Erscheinung und des Wandels.

Mit britischem Gelde, das man für die Söhne der noch immer verehrten Prinzeß Royal gern zusammenschoß, unternahmen die Brüder eine eigene Rüstung und Schilderhebung zwischen Ems und Weser. Allein ihre geringe Macht ward theils erdrückt, theils zersprengt; Ruprecht fiel tapfer fechtend in kaiserliche Gefangenschaft, minder rühmlich entkam mit genauer Noth Karl Ludwig. Noch einmal durch England unterstützt, gedachte dieser die siegreiche, durch des Führers Tod verwaiste Armee Herzog Bernhards von Weimar für sich anzuwerben; indessen Cardinal Richelieu, der für Frankreich das gleiche bezweckt, läßt ihn auf der Durchreise greifen und treulos festhalten, bis die Gelegenheit vorüber. Außerstande, wieder im Felde aufzutreten, ergiebt er sich einer mühseligen, aber ebenso fruchtlosen Diplomatie, mit der ich Ihre Geduld verschone. Begleiten wir lieber Ruprecht, der in ritterlicher Haft zu Linz von Bekehrungsversuchen

und mancherlei Lockungen umsonst umschmeichelt, zuletzt, nachdem er dem Kaiser Urfehde gelobt, die Freiheit erhielt, worauf er sich nach London wandte.

Hier nun fand er ganz Britannien in heftiger Revolution, am Vorabend eines Bürgerkriegs von doppelter Natur. König und Parlament, die Anhänger der Hochkirche und die Vertheidiger eines reineren, lebendigeren Protestantismus erhoben wider einander die Waffen. Prinz Ruprecht hat keinen Augenblick in der Wahl der Partei geschwankt. Die Puritaner gaben ihm nicht mit Unrecht zu verstehen, daß ihre Sache der religiösen Idee nach die alte seines eigenen Hauses sei. Selbst politisch war er mit dem Verhalten Karls I. durchaus nicht ganz zufrieden: den Arm in die Seite gestemmt, hat er dem Oheim mit militärischer Grobheit die bittersten Wahrheiten ins Gesicht gesagt. Allein sein Schwert gehörte dem Könige und der Dynastie. Er selbst an der Spitze der adligen Cavaliere hat die ersten Schläge gegen die Rundköpfe gethan; ihm dankte man die meisten, wie die größten Erfolge des königlichen Heeres. Mit gleichem Eifer beim kecken Streifzug und raschen Ueberfall, wie bei der dröhnenden, wuchtigen, niederrennenden Attacke — heut ein Pappenheim, morgen ein Johann von Werth — verpflanzte er freilich auch die Gewaltthätigkeit des festländischen Streits auf die bürgerlich verwöhnte Insel: englische Wörterbücher merken ihn als ältesten Gewährsmann für den ursprünglich deutschen Ausdruck „plündern" an. Auch war mit dem Schwung eines feurigen Reitergenerals dem sinkenden Namen Stuart nicht für immer emporzuhelfen. In den offenen Schlachten der späteren Zeit warf Ruprecht wohl einen Flügel des Feindes zu Boden; aber Cromwell stellte den Schaden wieder her und entschied den Tag. Dort der Ritter aus der Fremde, die Antriebe persönlicher Treue und Standesehre, kühner Anprall, Erfolg im Theilgefecht: hier der nationale Held, die massenbeherrschenden Ideen der Religion und des Landesrechts, nachhaltige Kraft, Gesammtsieg, Behauptung der Wahlstatt.

Sehr auffallend nun, daß unterdeß Karl Ludwig in London, d. h. im Lager der Gegner, sich eingefunden; ja daß ihm das Parlament ein Jahrgehalt gab zum Entgelt, wie es hieß, seiner guten Gesinnung für die populäre Sache. Von englischen Historikern wird das zuweilen so ausgelegt, als habe der Prinz mit der Niederträchtigkeit etwa eines Orleans für sich selbst nach der Krone geschielt. Und doch war es weiter nichts, als der Zwang seiner eigenen politischen Lage. Was Ruprecht nicht kümmerte, war für ihn entscheidend: auf England stand seine Hoffnung für die Pfalz, die nicht bei den Puritanern als solchen allein, sondern auch beim Parlament überhaupt jederzeit die größere Sympathie gefunden. Durch die Thorheit seines Vaters hatte Karl Ludwig sein Erbland eingebüßt; sollte er die Aussicht auf Wiedererwerb in den Wind schlagen um

der Thorheit seines Oheims willen? Dann freilich, als dieser das Blutgerüst bestieg, war auch zwischen ihm und dessen Mördern kein Bund mehr möglich. Er ging nach dem Haag, um der Mutter persönlich den entsetzlichen Ausgang zu verkünden, und beschied sich selbst, jeder ferneren Hülfe bar, die beschränkte Wiedereinsetzung, die ihm der eben geschlossene westfälische Friede bot, mit Ergebung in das Unabänderliche anzunehmen.

Während Ruprecht den älteren Bruder, wenn auch nicht mit gezücktem Degen, sich gegenüber sah, stand ihm ein jüngerer längst als guter Kamerad unzertrennlich an der Seite. Prinz Moritz war von Kindesbeinen an im Aufblick zu ihm herangewachsen; er zog ihm nach in den englischen Krieg, befehligte als der nächste unter ihm und folgte ihm jetzt als sein Viceadmiral auf die See zu neuen Thaten. Denn Ruprecht gab mit dem Könige das Königthum nicht auf; er schwang sich vom Roß ins Boot, um als Führer des royalistisch gesinnten Restes der Flotte den Strauß mit der parlamentarischen Marine fortzusetzen. Und so haben sich denn beide Prinzen noch Jahre lang mit abnehmender Macht, aber unverwüstlicher Lust in allen Gewässern umhergetummelt, auch den Seeraub an britischem Gute keineswegs verschmäht. Von den irischen Gestaden verscheucht, in den Häfen Portugals und Spaniens nicht mehr sicher, eine Zeitlang an der Küste von Guinea auf der Lauer, erblickte man sie zum letzten mal vereint in den westindischen Regionen. Dort erfaßte sie ein Wirbelsturm, in dem Moritz, vom Bruder abgetrieben, mit seinem Schiffe einsam unterging. Einer der Menschen ohne Wiege, ohne Sarg: geboren auf der Flucht der Mutter im unwirthlichen Küstrin — ein wildfremdes Meer schlug über ihm zusammen.

Für Elisabeth Stuart war nicht dieser der verlorene Sohn; die beiden jüngsten hatten ihr schon vordem noch tieferes Herzeleid bereitet. Eduard und Philipp suchten Beschäftigung in Paris. Hier flatterte jener der Anna von Gonzaga-Nevers ins Garn, in dieser Epoche der Fronde, dem dichtesten Gewirr von Intriguen des französischen Adels beiderlei Geschlechts, der gewandtesten aller Ränkespinnerinnen. Die heimliche Ehe, aufseiten der Dame nicht die erste ihrer Art, fand bei Hofe Gnade nur unter der Bedingung kirchlichen Übertritts. Eduard schwur seinen Glauben zugunsten des römischen ab, und ein Wehgeschrei hallte durch das Haus des Winterkönigs. Der Renegat ist nicht alt, aber glücklich geworden, soweit er das verstand: in behaglicher Lage während der bunten Zeiten Mazarins, gleichsam zu Füßen seiner alles eher als langweiligen Frau an den Netzen ihres ferneren Verschwörens, Ehestiftens und Bekehrens ein und die andere Masche mitzuknüpfen beflissen. Ein wohlwollender Lebemann, stets einen nicht gerade kostspieligen Scherz auf den Lippen; die Geschwister wenigstens vermochten ihm nicht lange ernstlich zu zürnen.

Damals jedoch bestand Karl Ludwig darauf, daß Philipp, der jüngste,

sofort die geistig ansteckende Luft verlasse. Der Jüngling kehrte nach dem Haag zurück und bekam dort Händel mit einem Herrn v. Epinay, einem zweideutigen Franzosen, der bei der Königin von Böhmen eine weitgehende Gunst genoß und sie zum Verdrusse der Töchter anmaßend verwerthete. Philipp, von jeher brüderlich leicht erregt, stellt ihn zur Vergeltung eines heimtückischen Anfalls plötzlich vor die Klinge und sticht ihn am hellen Mittag auf offenem Markt im aufgedrungenen Zweikampf nieder. Dem entflohenen Prinzen rief die Mutter eine grimmige Verstoßung nach. Er nahm in Brüssel spanische Dienste, in denen ihn wenige Jahre darauf an der Spitze seines Reiterregiments eine französische Kugel sühnend durchbohrte. Nicht oft, aber freundlich taucht sein Schatten im Andenken der überlebenden Geschwister auf.

Indeß das europäische Publicum, damals so gut wie heut auf das Seltsame besonders erpicht, sich von den Abenteuern der pfälzischen Prinzen unterhielt, hatten unter den Prinzessinnen wenigstens die beiden ältesten in kaum minderem Maß die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Elisabeth, noch ein Pfälzer Kind, aber während und nach der böhmischen Episode unter der Obhut der Großmutter, einer Tochter Wilhelms des Schweigsamen von Oranien, im brandenburgischen Crossen ernst erzogen, bildete mit Luise Hollandine, dem Erstling des Haager Asyls, fast in allem ein wundersam von einander abstechendes Paar. Elisabeth, dunkel und feurig, nahm an den Freuden der Jugend anfangs gerne theil; eine Königsheirath, mit Wladislaw von Polen, schlug sie mit funfzehn Jahren doch nur deshalb aus, weil ihr der gewünschte Bekenntnißwechsel unmöglich sei. Lebhafter Ärger über eine bisweilen geröthete, sonst so schöne Nase beweist zur Genüge, daß sie eigentlich kein Blaustrumpf war. Jedoch ein tiefes Verlangen nach Erkenntniß trieb sie zu unabläſsigen Studien an; von allen Kindern des Winterkönigs hat sie jene hohe Schule gehaltvoller Bildung am besten benutzt. Die Geschwister sahen an ihr zumeist die Gelehrsamkeit, sie spotteten ihrer Zerstreutheit und gaben ihr den Spitznamen der Griechin. Die Gelehrten selber erkannten dahinter wahre Wissenschaft; sie erstaunten, daß sie mathematische Einsicht mit Sprach- und Literaturkunde zu vereinen vermöge; über beide hinaus erhob sie sich dann in die freiesten Regionen selbständiger Gedanken. Als Schülerin und Freundin des Descartes, der ihr sein Hauptwerk begeistert widmete, auf ihre Forderung andere schrieb, sich bei allen durch ihre stets den Kern berührende Kritik lebendig gefördert fühlte, ist sie für immer mit der Geschichte der neueren Philosophie verwachsen.

Luise Hollandine, mit welcher sich der große Kurfürst als Leydener Student, man muß doch sagen: zum Glück nur beinah verlobte, war ein bei weitem umgänglicheres und dennoch sehr eigenthümliches Geschöpf: unwiderstehlich lustig und trotz der ausgesprochensten Zwanglosigkeit all-

gemein beliebt. Verglichen die wenigst hübsche von den Schwestern, behandelte sie auch ihren Anzug mit genialer Nachlässigkeit*). Übersah sie vielleicht als Malerin, daß der weibliche Schönheitssinn zur Leinwand noch ein näheres Verhältniß, als das durch den Pinsel auszudrückende, besitzt? Hierfür soll sie freilich ein tüchtiges Talent empfangen haben; sie traf die Leute, heißt es, ohne daß sie ihr zum Bildniß saßen. Von den zahlreichen Gemälden allerart, die sie fleißig bis ins höchste Alter angefertigt und verschenkt, mögen sich manche wohl hie und da, wenn auch größtentheils ungetauft, noch als Holländer im allgemeinen am Leben befinden**). Doch sind sie schwerlich ebenso anziehend, wie die meist erst jüngst entdeckten, von der Schreiberin selbst bescheiden geheim gehaltenen philosophischen Briefe Elisabeths an Descartes.

Was ist der unvergängliche Reiz an dem sonst verwelkten System dieses Führers der modernen Idealisten? Daß es uns anspricht als der dramatische Monolog des unverzagten Menschengeistes. „Ich zweifle an allem, doch halt! — ich zweifle — ich denke — also bin ich!" Der vom Leben doch nur gelinde geschüttelte Edelmann, Jesuitenschüler, Reisender, Offizier — er stritt am weißen Berg unter den Feinden des Winterkönigs — gewann so im Frieden seiner holländischen Einsiedelei die Gewißheit seiner selbst, und alsbald mit muthigem Sprung die seiner Welt und seines Gottes wieder. Elisabeth von der Pfalz hatte schwerer zu leiden, gründlicher zu zweifeln. Gespenstisch, grauenvoll unfaßbar geht das rastlose Geschick ihres Hauses in ihrem Haupte um. Jeder folgende Schlag, der Abfall ihres Eduard, die Blutschuld des armen Philipp, enthüllt ihr deutlicher die nach allem Grübeln nur tiefer und weiter gähnende Kluft zwischen Gott und Natur, Leib und Seele, Freiheit, Nothwendigkeit. Wehmüthig lächelnd, mit unbefriedigtem Dank empfängt sie die gutgläubigen Trostsprüche ihres tapferen väterlichen Berathers. Eigens für sie entwirft er seine Abhandlung über die Leidenschaften; sie weiß besser Bescheid um die durch bloße Messung nicht zu heilenden Fieberzustände des Gemüths. Er empfiehlt ihr Seneca's Briefe über das Glück — und sie findet ein, wo nicht hohles, doch umschweifendes Gerede. Wohl aber nimmt sie die politische Lehre des Machiavell gegen ihn in Schutz; denn auf haltbare

---

*) So berichtet die Schwester Sophie, die ihr sonst von Herzen zugethan ist; die zahlreichen Bildnisse Luise Hollandine's, von Honthorst, Hannemann, Hülsmann u. a., zeigen sie natürlich in gewählter, bisweilen romantischer Toilette.

**) Mir ist nur eines bekannt: Selbstporträt, lebensgroßes Kniestück, in der Äbtissinnentracht, in der Cumberland-Galerie zu Hannover. Die Echtheit ist unzweifelhaft, da sie in ihrer Abtei fern von allen anderen Künstlern lebte; es ist dasselbe Gesicht, wie auf den früheren Bildern von fremder Hand, nur ernster und ruhiger, was bei Selbstporträts gewöhnlich. Man erkennt zugleich die Schule Honthorsts, nur daß seine immer ziemlich leere Manier hier noch trockener erscheint.

Gründung ziele die ruchlose Methode seines Fürsten. Die halbe Gewaltthat des unklugen Ehrgeizes — sie spielt auf Vater und Oheim an — verletze nicht minder, als die ganze; sie bringe das größere Elend über die Welt, sie erzeuge die endlosen Kriege.

Für eine Tochter von diesem Schlag war im Thierpark der Winterkönigin nicht der rechte Platz. Descartes empfahl seine unvergleichliche Pfalzgräfin an Christine von Schweden, erregte jedoch nichts anderes als Neid und Eifersucht. Nach jenem Bruche der Mutter mit dem jüngsten Sohn verließ die Prinzessin freiwillig deren Hof und fand, ihrer Kindheit eingedenk, bei den Brandenburger Verwandten eine Zeit lang äußere und innere Unterkunft. Luise Hollandine hielt noch eine Reihe von Jahren lachend und malend aus; dagegen schieden die beiden jüngsten, Henriette und Sophie, verhältnißmäßig früh von Hause. Von Henrietten erfahren wir, daß sie die schönste war: aschblond mit schwarzen Brauen, rosig, von reinster Form. Ihr Vergnügen bestand in Handarbeit und Zuckerbäckerei, wie man sieht: in jeder Weise dazu angethan, fand sie wirklich einen Mann, an Sigismund Rakoczy, Fürsten von Siebenbürgen. Schwester Elisabeth, fremden Glückes froh, redete eifrig zu; Karl Ludwig schalt, für eine so schlechte Partie sei die Reise zu weit. Henriette brauchte die Reise nur einmal zu unternehmen; die Botschaft allein fand den Weg zurück, daß die blühende Frau, wenige Monat vermählt, mit fünfundzwanzig Jahren gestorben sei.

Sophie, die jüngste, zu hohen Dingen bestimmt, ein Aschenbrödel der Geschichte, kam als zwölftes Kind, wie sie selber meint: als ein Gegenstand der Verlegenheit auf die Welt. Man hat ihr sogar den Vornamen durchs Los gewählt, da die zahlungsfähigen Pathen sämmtlich vergriffen schienen. Sie galt anfangs für garstig, aber drollig und aufgeweckt. Die herausfordernden Späße der Hausfreunde beantwortete sie nach Wunsch, schlagfertig, zuweilen schnöde. Mit Hülfe der Schwestern ward sie sittig und gesetzt; trieb Musik, jedoch maßvoll, niemandem zuleide. Zwischen braunen Locken guckte sie mit schelmischen Augen scharf in die Welt. Nicht lange, so sagte man, daß sie dereinst noch alle anderen übertreffen könne. Besonders betonten das die herübergeflüchteten Lords, die dem Prinzen von Wales, später Karl II., durch ihre Hand die protestantisch-populären Gefühle daheim wieder zuzuwenden wünschten. Sophie durchschaute die lockere Gesinnung des Vetters schon damals klar; dennoch hätte sie zu dem Antrag eines Königs von England, selbst vorderhand im Exil, gewiß nicht nein gesagt. Jedoch nicht dies war der Weg, den das Schicksal ihren Nachkommen zum Throne von Britannien bahnen wollte. Als der Antrag ausblieb, nicht aber das Geschwätz, war sie froh — an der Mutter hing sie von Haus aus nicht — in dem endlich wieder erworbenen Heidelberg bei dem ältesten Bruder ein Obdach zu erlangen.

Tiefer hat Deutschland nie historisch aufgeathmet, als in den Tagen von 1648. Wer beschreibt uns das Gefühl der Menschen, als die Glocken einander zuriefen, daß der Friede endlich, wirklich geschlossen sei? Wer will es tadeln, wenn es tausenden für die Summe aller Staatsweisheit galt, die unschätzbare Gabe zu bewahren, zu verwerthen?

„Das drückt uns niemand besser in unsre Seel' und Herz hinein,
Denn ihr zerstörten Schlösser und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder und dürre wüste Haid;
Ihr Gräber voller Leichen und tapfrem Heldenschweiß
Der Helden, derer gleichen auf Erden man nicht weiß."

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz zählte nicht zu den wenigen Überlebenden dieser Kriegshelden der dreißig Jahre; wohl aber war er der Mann, eine dreißigjährige Friedensarbeit auf sich zu nehmen, bei deren Durchführung ebenfalls tapferer Heldenschweiß zu vergießen war. In dieser Hinsicht läßt er sich wohl seinem großen Vetter von Brandenburg an die Seite setzen. Mit ungeduldiger Freude bricht seine lange gehemmte, still gesammelte Thatkraft schöpferisch hervor. Ein beständiger Liebhaber der Morgenröthe, wie er selbst bekennt; er tadelt an Heidelberg, daß die umgebenden Höhen ihm den vollen Anblick dieser ewig frischen Schönheit verkümmern. Ein geborener Gebieter, dessen einsichtiger, wenngleich strenger Befehl vertrauensvollen Gehorsam findet. So ward er der Wiederhersteller seines zerrütteten und verödeten, allerdings auch von der Natur mit innerer Heilkraft sonderlich ausgerüsteten Landes. Bald genug durfte man jenes Riesenfaß im Schloßkeller aufzimmern und festlich füllen sehen; nicht zum erneuerten Dienst der vordem so übel berüchtigten Pfälzer Schwelgerei, die der mäßige Fürst nicht um sich litt; vielmehr, wie die fröhlichen Reime der Inschrift ansagen, als ein Denkmal des Siegs, durch den der menschliche Fleiß den herrlichen rheinischen Boden von neuem unterwarf.

Über Korn und Wein ward die Nahrung der Seele nicht versäumt. Gerade im Schul- und Kirchenwesen erwarb sich Karl Ludwig das eigenthümlichste seiner Herrscherverdienste. Seine Briefe zeigen ihn als belesen und kenntnißreich; mit Vergnügen sieht man es, wenn er einen Ausspruch Falstaffs citirt. Zum Wiedergründer der Heidelberger Universität war er innerlich wie äußerlich berufen. Die Bibliothek, vom Feind als Räubergeschenk nach Rom gestiftet, gelang es ihm leider nicht zurückzuerhalten; so war er denn statt der Bücher auf Männer angewiesen und bedacht. Dem schärfsten historisch-politischen Denker der Epoche, Samuel Pufendorf, hat er den ersten aller Lehrstühle des Naturrechts eigens eingerichtet. Selbst den tiefsinnigen Spinoza sucht er, freilich vergebens, als Lehrer zu gewinnen, unter der einzigen, unerläßlichen Bedingung, daß der ungläubige Philosoph und Bibelkritiker die öffentlich anerkannte Religion nicht zu stören unter-

nehme. Denn Freiheit und Duldung galt diesem hellblickenden Fürsten in geistlichen Dingen als die geschichtliche Losung seiner Zeit; von den Unterscheidungslehren weislich absehend, erhob er sich zu dem praktisch-politischen Wunsch nach einem allgemeinen Christenthum. Welch ein Ärgerniß freilich noch für die zähe Welt, daß er die Mitglieder wunderlicher Secten als harmlose Colonisten willkommen hieß; daß er in Mannheim der heiligen Eintracht eine Kirche baute, bestimmt für den Gottesdienst aller christlichen Parteien! Drei Kreuze zierten den Einen Thurm; bei der Weihe bestiegen Calvinist, Lutheraner, Katholik nach einander die Kanzel. In dieser Kirche wollte dereinst der Erbe des Winterkönigs, der Enterbte vom weißen Berge selber ruhen.

Nach außen stand er mit dem alten Feinde Österreich gut; der Kaiser nannte ihn wohlwollend: „Mein politischer Kurfürst." Die Reichshändel mit den Nachbarn wollten so viel nicht besagen. Allein das Zeitalter Ludwigs XIV. zog herauf und mit ihm für Deutschland neue traurige Prüfungen. Wie gerne wäre Karl Ludwig, zumal als Herr eines so vorgeschobenen, zerrissenen Gebiets, trotz echter nationaler Empfindung auch jetzt neutral geblieben! Seine Tochter, die berühmte Liselotte, deren männliches Wesen und ursprünglicher Geist in so vielen Stücken an den Vater gemahnt, ward an den Herzog von Orleans vermählt, als ein Opferlamm der Politik — umsonst! Karl Ludwig mußte seine blühenden Dörfer abermals auflodern sehen. Mit Zähneknirschen hat er deshalb Turenne zum Zweikampf herausgefordert. Denn er war ein abgehetzter Mann von entzündlicher Leidenschaft, früh mager und — unter der Perücke — kahl, mit Adlernase und glühenden Augen. Als einst beim Wahltag in Frankfurt der bayerische Gesandte Dr. Oechsle das Andenken des armen Winterkönigs beleidigte, warf ihm Karl Ludwig im Kreise der hocherschrockenen Kurfürsten ohne weiteres das Tintfaß an den Kopf. Man versteht es, daß er sich einst bei der Mutter für den hitzigen Philipp dringend um Begnadigung verwandte.

Diese Leidenschaftlichkeit hat ihm sein Haus zerstört. Seiner ersten Gemahlin, Charlotte von Hessen-Kassel, kam er entgegen, liebebedürftig wie sein Vater, doch nicht dienend wie der, sondern herrisch, auch hier den gewohnten Gehorsam heischend. Sie aber war launisch und schwer zu lenken, wie man ihm vorausgesagt. Ich schweige von den widerwärtigen Begebenheiten, den peinlichen Auftritten, wovon Mit- und Nachwelt nur zuviel erfuhr. Karl Ludwig warf seine Augen auf das sanfte Hoffräulein Luise v. Degenfeld; ließ sich von Charlotte scheiden, vermählte sich mit Luise zur linken Hand, nannte sie Raugräfin, ward überaus glücklich, blieb ihr unwandelbar treu und, mit einiger Tyrannei, jederzeit aufs innigste ergeben. Aus der ebenbürtigen Ehe aber war außer Liselotte nur ein einziger Sohn vorhanden, welcher selber keinen bekam. Die vielen kleinen

Raugrafen waren nicht erbfähig. Der Nachfolger selbst überlebte Karl Ludwig nur kurze Zeit. Ludwig XIV. überfiel darauf heuchlerisch im Namen der Herzogin von Orleans das Land. Nun erst standen die Dörfer, die Städte reihenweis in Flammen, ward das Heidelberger Schloß der Natur in die Arme gesprengt; Liselotte weinte die Nächte durch, und Karl Ludwig drehte sich im Grabe um. Fremde Seitenlinien, katholisch, unduldsam, verschwenderisch, sind gefolgt und auch vergangen. Kurpfalz, einst des Winterkönigs Mutter, dann das Kind seines Sohns, lebt heute nur im Jägerliebe weiter.

Man fragt nach Eduards Kindern — er hatte nur ein paar Töchter; und daß Ruprecht nicht freite, war gewissermaßen Karl Ludwigs Schuld. Dieser nämlich zeigte sich auch nach seiner Wiederherstellung gegen Mutter und Geschwister karg und spröde. Die Schwestern Elisabeth und Sophie, die nichts kosteten, nahm er gastlich bei sich auf. Sophie, mit deren Weltklugheit er sich leicht verstand, gewann an ihm einen wahren Vater; zum Dank vollendete sie später im eigenen Haus die Erziehung seiner Liselotte. Mit Elisabeth, die im Gegensatz zu der jüngeren Schwester für die guten Seiten der unliebenswürdigen Schwägerin eintrat, kam Karl Ludwig eben deshalb schlechter zurecht; nicht ungern sah er die Griechin wieder von dannen ziehen. Von der Rückkehr aber der Mutter in die Pfalz, wo ihr durch Vermächtniß des Gatten ein stattliches Witthum zugewiesen war, hat der Sohn keinen Augenblick etwas wissen wollen. Ich sollte nicht meinen: aus bloßer Lieblosigkeit. Oder wer war ihm lieber, als seine zahlreichen Kinder von der Degenfeld? In erschütternden Tönen klagt er, wenn ihm dies oder jenes von ihnen entrissen wird. Und doch, wiewohl er sein Lebelang davon sprach, seinen Sohn und Nachfolger durch Vertrag zu sicherem Unterhalt der Stiefgeschwister zu verpflichten, hat er nichts dergleichen über sein Regentenherz gebracht: das Wohl des so mühsam emporgebrachten Staats stand ihm dennoch höher. Eng genug mußten sich daher die wackeren Raugräfinnen als alte Jungfern durchs Leben zwängen. Einen Hofhalt aber im Stile der Königin von Böhmen vermochte das wiedererstarkende Land in der That noch lange nicht zu tragen; so kam es, daß Karl Ludwig die alternde Mutter Jahr für Jahr im unlösbaren Ring ihrer Holländer Gläubiger stecken ließ. Mittlerweile war Ruprecht von seinen Meerfahrten nach Paris gekehrt: er zog ein wie ein alter Conquistador, mit Indianern und Negern, Affen und Papageien. Als er seine Seeräuberschätze aufgezehrt, lag Elisabeth Stuart ihrem Liebling an, durch Heirath sich und ihr selbst eine Ruhestatt zu verschaffen. Allein zu fürstlicher Ehe gehörten Land und Leute. Um eine Abtretung zu fordern, ging Ruprecht in die Pfalz; Karl Ludwig, ihm auszuweichen, auf die Reise. Am Thor des Schlosses zu Heidelberg ward dem Bruder des Landesherrn auf dessen Befehl von den Wachtleuten der Einlaß verweigert. Held Ruprecht riß

sich den Hut vom Haupt und schwur unter Thränen des Zorns einen theuren Eid, nie wieder die Heimatherde zu betreten. Abermals griff er zum Schwert und diente dem Kaiser wider die Schweden.

Eben damals entfloh der Winterkönigin das letzte Kind. Plötzlich und heimlich ging die sechsunddreißigjährige Luise Hollandine nach Frankreich, vollzog mit Bruder Eduards Beistand, der vermuthlich mit seiner geschäftigen Frau das Ganze angesponnen, ihren Übertritt und ward dem ansehnlichen, schön gelegenen Kloster Maubuisson als Äbtissin vorgesetzt. Als Beweggrund hat sie selber den unleidlichen Zwang des höfischen Betragens angegeben. Der äußeren Regel ihres neuen Standes unterwarf sie sich leichter, in späteren Jahren sogar mit anerkannter Strenge. Daneben blieb ihr zur Ungenirtheit Raum genug. Daß sie diese sogar in sittlicher Hinsicht im höchsten Maße geübt, ja sich selber dessen cynisch berühmt habe, diese Behauptung französischer Tradition findet in den brieflichen Quellen keine Bestätigung; ich möchte darin eher die Spur einer spaßhaften Aufschneiderei, wodurch sie die Leute zum besten hielt, erkennen. Beglaubigt ist, daß sie hochgeschürzt allein durchs Haus und den großen, obstreichen Garten lief, eine taube Nonne als Aufwärterin vorzog, um ihrer Zunge keine Gewalt anthun zu müssen, und dem häufigen hohen Besuch gegenüber stets die alte possirliche Freundlichkeit bewährte. Bis zur Mitte der Achtzig kerngesund, nur zuletzt stockdürr, keiner Brille bedürftig, beharrte sie lebenslänglich unverdrossen bei der Malerei, bevölkerte zumal die Kirchen der Gegend mit Bildern, und verscheuchte die Langeweile der nächtlichen Andachten durch ein träumerisches Studium des Licht- und Schattenspiels. Gerhard Honthorst, der Mann mit den Nachtstücken, konnte mit dieser Schülerin zufrieden sein.

Auch Elisabeth sollte als Äbtissin, jedoch als evangelische, enden. Der große Kurfürst erwirkte der von ihm hochgeschätzten Cousine die im kleinen fürstliche Stellung an der Spitze des uralten, unter seinem Schutze stehenden Stiftes Herford in Westfalen. Die gelehrte Prinzessin ward eine gute Verwalterin; jeden Samstag saß sie persönlich zu Gericht. Ihr Geist aber hatte sich vom hohen Wissen zum starken Glauben hinübergewandt. Nicht in der Orthodoxie, vielmehr in der lebendigen Mystik jener Tage fand sie endlich den lange vergebens gesuchten Frieden. Hier war mehr, denn Descartes. Mit offenen Armen nahm sie die schwärmerische Secte der Labadisten bei sich auf; vertheidigte sie, die mancherlei Ärgerniß gab, mit tapferem Trotz gegen Rath und Bürger von Herford, ja gegen die Reichsgerichte selbst. Auch die Quäker haben bei ihr vorgesprochen; William Penn widmet ihrer demüthigen und doch großartigen Haltung den wärmsten Nachruf. In den Zeitläuften sah sie, zum Gespött Sophie's, die Weissagung Daniels in Erfüllung gehen. Die Unbilden, die ihr Gebiet von den Truppen Ludwigs XIV. litt, begrüßte sie, unter bitterem Gelächter Karl

Ludwigs, als eine wohlthätige Züchtigung von Gottes Hand. Nach und nach ging ihre Zerstreutheit in Abwesenheit der Gedanken über. In den Abgrund des Ewigen noch wie einst, aber nun getrost, hineinstarrend ist sie etwas über sechzigjährig entschlafen.

Auch der Königin von Böhmen selbst — man vernimmt es erleichtert — war ein Abendriß von blassem Gold im Gewölk ihres Lebenshimmels aufbehalten. Karl II. kehrte auf den Thron von England zurück und berief seinen Vetter Ruprecht ehrenvoll hinüber. Das Parlament, dem Hause Stuart reuig wieder zugewandt, bewilligte die Mittel, Elisabeth freizukaufen. Lord Craven, der seit Jahrzehnten mit britischer Beharrlichkeit alles, was er besaß und vermochte, für sie aufgeboten, übergab ihr ein stilles, aber prächtiges Haus vor den Thoren Londons. Dort ist sie ein Jahr darauf, draußen fast unbemerkt, dreißig Jahr nach des Winterkönigs Tod in den Armen Ruprechts verschieden.

Vor Ruprecht öffnete sich noch einmal eine stolze Bahn. Als Admiral, nun der ganzen, wieder einigen Nation durfte er die englische Flotte gegenüber den größten Seehelden der Zeit, den Holländern Tromp und de Ruyter mit Auszeichnung commandiren. Nicht minder namhaft wußte er sich durch friedliche Geschäftigkeit zu machen. Er führte die Erfindung eines hessischen Offiziers, die Schabkunst, in England, wo sie ihre Blüthe erleben sollte, ein, vervollkommnete sie selbst und übte sich mit Erfolg auch in den älteren Weisen des Kupferstichs. Unermüdlich und glücklich war er in physikalischen und chemischen Versuchen, in mechanischen Arbeiten, insbesondere zur Verbesserung der Schußwaffen. Sein Andenken bewahren: das Prinzenmetall, ein von ihm zusammengesetztes, lange beliebtes Messing, und die Ruprechtstropfen, nicht zum Einnehmen, sondern Glasthränen eigener Art, ein Spielzeug von physikalisch lehrreicher Bedeutung. Wenn der König oder wer sonst ihm als Topfgucker sein Laboratorium im Windsorcastle betrat, so erzeugte er gern einen chemischen Höllengestank, den er selbst aus Gewohnheit vertrug, daß sie hustend und schimpfend davoneilten. Ueberhaupt war er oftmals bärbeißig gestimmt; er verwarf seines Vetters politische Abhängigkeit von Frankreich laut und derb. Immer aber blieb er vornehm und hochgesinnt; seine leutselige Hülfe riefen alte Soldaten und Matrosen nicht vergebens an. Er ruht im Westminster, in der Capelle König Heinrichs VII., seiner Mutter zur Seite, nach seiner Thaten und seines Herzens Verdienst.

In Rupert dem Cavalier, der in der britischen Geschichte wohl den gleichen Rang, wie sein älterer Bruder in der deutschen bekleidet, hat England seinen historischen Einsatz in die pfälzische Ehe zurückerlangt. Noch aber war ihm darüber hinaus ein unschätzbar wichtiger Gewinn beschieden. Sophie, anmuthig herangeblüht, verlobte sich in Heidelberg mit Georg Wilhelm von Hannover, der mit zwei Brüdern das Herzogthum

Braunschweig-Lüneburg getheilt. Der Bräutigam stürzte sich noch einmal zum Abschied toll in den Freudenrausch des Carnevals von Venedig; verfiel in Krankheit, Kummer, Verzweiflung und bat einen vierten, erblosen Bruder, Ernst August, an seiner Stelle die Braut zum Altar zu führen. Er selber gelobte Ehelosigkeit und somit für künftig den Anfall seines Landes. Ernst August war der Prinzessin nicht unbekannt; sie hatte seine männliche Gewandtheit beim Tanz, beim Guitarrenspiel seine feine Hand bewundert. Aufs tiefste beleidigt, aber stumm vor Stolz, bequemte sie sich zu dem Tausch, den sie nicht zu bereuen hatte. „Ich hatte beschlossen", sagt sie, „ihn zu lieben, und war hoch erfreut, ihn liebenswürdig zu finden." An Verwicklungen hat es freilich auch fürderhin nicht gefehlt. In Georg Wilhelm, bei welchem das junge Paar eine Zeit lang ohne eigenen Sitz zugaste weilte, erwachte die alte Leidenschaft mit Gewalt; er machte der Schwägerin neben ihrem eifersüchtigen Gemahl das Leben sauer. Man half ihm zu einer Verbindung mit der schönen Französin Eleonore v. Olbreuse. Allein das Mittel wirkte zu stark: Georg Wilhelm ruhte nicht eher, als bis er die unebenbürtige Frau ohne Rücksicht auf den alten Vertrag zur fürstlichen Gemahlin erhoben sah. Das einzige Kind der Olbreuse, Sophie Dorothea, konnte leicht das Gebiet des Vaters trotz neuer Versicherung in fremde Hände spielen. Vorbeugend führte sie deshalb Ernst August dem ältesten seiner Söhne zu. Man begreift, daß Herzogin Sophie der Schwiegertochter nicht eben ermuthigend entgegenkam. Die Ehe ward unglücklich; ein vereitelter Fluchtversuch der jungen Frau, bei dem der handreichende Graf Königsmark vom Erdboden verschwand, bewirkte Scheidung und ewige Verbannung der Prinzeß auf ein Schloß in der Lüneburger Heide. Man wittert den Geruch einer ganzen Leihbibliothek von schlechten historischen Romanen.

Worauf es uns ankommt, ist allein die Entwicklung der Pfälzerin Sophie. Äußerlich kam sie ununterbrochen empor. Ernst August beerbte alle Brüder für sich und seine Linie; Hannover, nun erst von Gewicht, erlangte durch ihn die Kurwürde. Im Schlosse zu Herrenhausen waltete Kurfürstin Sophie, anerkannt in der Welt als das, was sie war, die klügste der weiblichen Zeitgenossen. Anlage von Natur hatte die passende Schule des Lebens gefunden. Um gleich ihre besten Seiten vorauszunehmen, so besaß sie für viele der Ihrigen ein warmes Herz. Auf ihre beinah kindliche Schwesterliebe zu Karl Ludwig ist bereits hingedeutet; Liselotte sah mit rührender Erkenntlichkeit zu ihr empor; den armen Raugräfinnen hat sie nach Kräften zartsinnig ausgeholfen. Ihrem Gatten blieb sie auch innerlich treu und litt darunter, daß er nicht desgleichen that. Für ihre Kinder hegte sie die Pfälzer Schwäche; es war ihr nicht recht, daß Ernst August durch Einführung des Erstgeburtsrechts die jüngeren Söhne außer Erbfolge setzte. Wie dann drei von ihnen gegen Türken und Franzosen blieben, hat Sophie wahrhaft mütterlich gejammert. Beim frühen Tode

der einzigen, ihr über alles theuren Tochter Sophie Charlotte verging sie eine Zeitlang fast vor Gram. Sie war wohlthätig, aufrichtig, furchtlos offen. Im übrigen aber erscheint sie in erschreckendem Maße klar und kühl. In ihren Briefen und Memoiren ergießt sich ein unendlicher Sprühregen witziger Spötterei über Gott und die Welt. Sie verachtet, wie Luise Hollandine, jede Form; wiewohl sie jede mit treffendem Verstand beobachtet. Sie ist skeptisch gesinnt, wie Elisabeth in der Jugend; aber sie vermißt dabei nichts, dieser gauklerische Guckkasten des Daseins macht ihr gerade Spaß. Auch sie verfügt über einen philosophischen Freund und Verehrer: es ist Leibniz, der alles weiß und versteht; viel zu geistreich auch er, um mit seinen Ideen bitteren Ernst zu machen. Hofmann von Neigung und Übung, ist er trefflich mit ihr ausgekommen; ihre Gespräche bildeten jedenfalls die gescheiteste Unterhaltung jener Zeit. Sophie fand es nicht übel, daß er unter ihrem Protectorat seine bekannten Unterhandlungen über Wiedervereinigung der Kirchen in Scene setzte; sei doch die wahre Religion ursprünglich ebenfalls durch eine Frau in die Welt gekommen. Wären Luther und Calvin nicht gewesen, so wären wir alle katholisch, meinte sie. Zum Übertritt hatte sie selbst natürlich nicht die mindeste Lust; wohl aber schob sie die Einsegnung ihrer Tochter hinaus, um der Verlobung die Entscheidung über das Bekenntniß anheimzustellen. Naturen wie dieser steht das höhere Alter gut: die Klugheit gewinnt im Einrunzeln den Anschein der Weisheit. Sophie lebte gern und deshalb mit innerer und äußerer Schonung absichtlich lange. Den Ärzten hat sie freilich so wenig wie den Geistlichen getraut. Ihre Hausapotheke bestand vornehmlich aus Geduld. „Die Zeit wird es lehren," ist ihr Lieblingsspruch. „Man muß sich schicken in den Lauf der Natur; unser Herrgott wird für mich nichts Neues machen."

Von Politik hielt sie sich zuhause ziemlich fern. Weder Ernst August, noch sein Sohn Georg ließ in dieser Beziehung mit sich scherzen. Vielen Antheil nahm sie an den Dingen in Berlin, seitdem ihre Tochter, später ihre Enkelin, von den ersten preußischen Königen heimgeführt worden. Den großen Kurfürsten hat sie niemals leiden mögen; dieser Vetter war ihr zu glorreich und zu ernst. Sein Tod verursachte ihr eine kleine Bewegung des pfälzischen Geblüts; auch fand sie es hübsch, wie er sich gegen ihre Sophie Charlotte sterbend entschuldigte, daß er vor der Schwiegertochter die Mütze aufbehalten müsse. Die Hauptsache aber war, daß der Alte aufs anständigste Platz gemacht — nach ihrem Sinn eine große Änderung zum Besseren. Als Sophie Charlotte bei ihrem schwachen Gatten Friedrich den Sturz des tüchtigen Ministers Danckelmann durchgesetzt, schrieb ihr die Mutter erfreut: „nun wird man wissen, daß du noch andere Dinge verstehst, als Clavier zu spielen." An dem Enkel Friedrich Wilhelm I. versuchte sie Gott sei Dank vergeblich alle Erziehungs-

kunst. Die ersten Zähne des kleinen Friedrichs des Großen wurden ihr noch feierlich angezeigt; sie hoffte dringend, die Doctoren möchten ihn zu Jahren kommen lassen. In diesem Kind, ihrem Urenkel beiderseits, erschienen unleugbar Adern ihres Wesens; ihre Briefe lesen sich wie seine Tischreden, verlegt auf die Stunde des Kaffees oder Thees. Doch war das bei ihm nur ein Beisatz zu echter Größe.

Nun aber geschah, daß ihr die Aussicht auf den Thron von Großbritannien eröffnet ward. Ihr Vetter Jakob II. hatte durch seine Bekehrung zur römischen Kirche für sich und seine männliche Descendenz die Krone verspielt. Seine protestantischen Töchter entbehrten ausdauernder Nachkommenschaft; Königin Anna, die jüngere, sah siebzehn Kinder kommen und gehen. Die Zeit der Religionskriege war längst dahin; aber England bedurfte für seinen Lebensfrieden eines Herrschergeschlechts von dem Bekenntniß der Nation. In der weiten Welt war allein Sophie von Hannover zugleich eine Stuart, glückliche Mutter und reformirt. Über unzählige näher berechtigte, katholische Köpfe hinweg ward die laue Protestantin vom Parlament gesetzlich als Anna's Nachfolgerin bezeichnet. Wie vor alters als Mädchen im Haag, ward sie nun durch britische Gäste mit vielverheißender Huldigung umringt. Sie erblickte darin ironisch eine unproductive Ausgabe von beiden Seiten. Ihre Nichte Anna sei freilich nicht gesund; aber krachende Wagen gehen langsam, sage man in Holland. Verwittwet, hochbetagt, die letzte ihres Stamms — auch Luise von Maubuisson hatte den Pinsel weggelegt — begehrte Sophie für sich selber den Königstitel höchstens auf den Grabstein. Da beredeten sie die Whigs, bei den immer noch zweifelhaften Umständen müsse wenigstens einer der Familie drüben Fuß zu fassen suchen. Sie erbat für ihren Enkel die Einberufung auf den ihm längst bewilligten Sitz im Oberhaus. Königin Anna sah darin eine kränkende Anspielung auf die Zukunft und erwiderte der Tante abschlägig durch einen groben Brief. Kurfürstin Sophie empfand diese Demüthigung aufs tiefste; man hörte sie sagen: das werde ihr ans Leben gehen. Die jüngste, die klügste der Niobiden spürte den Schicksalspfeil in ihrer Brust. Zwei Tage darauf lustwandelte sie, rüstig wie sonst, im Herrenhäuser Garten. Ein feiner Regen begann wie spöttisch vom Himmel herabzurieseln. Indem sie sich umwandte, rührte sie der Schlag; augenblicklich, ohne ein Wort, verschied sie auf dem Rasen. Nach der Hochzeit der Eltern im hundertundzweiten Jahr. Sie starb — wenn man ihr mit der eigenen Bosheit heimleuchten darf — an einer zurückgetretenen Tactlosigkeit; der erste falsche Tritt in mehr als dreiundachtzig Jahren brachte sie auf der obersten Stufe zum Thron zu jähem Fall. Zwei Monate später war Königin Anna todt, und Georg, der Sohn Sophiens, empfing die Krone.

Unendliche Betrachtungen ließen sich historisch hieran knüpfen; für uns hat heute nur der eine Gedanke Werth: die Kinder des Winterkönigs, groß und klein, waren alle wieder zu ihrem Vater versammelt.

---

6. Maria Theresia im Anfang ihrer Regierung *).

Von den Frauen, die sich einen Namen erworben in der allgemeinen Geschichte, haben die einen gerade als Frauen eine mächtige Wirkung auf ihre Zeit und damit für alle Zeiten ausgeübt, sei es durch weibliche Reize oder durch weibliche Tugenden, wie etwa Maria Stuart oder Königin Luise; andere haben umgekehrt eben dadurch Ruhm und Nachruhm gewonnen, daß sie, dem natürlichen Kreis ihres Daseins vom Geschick enthoben, eines Männeramtes mit männlicher, ja bisweilen mit übermännlicher Kraft gewaltet; das ist die Leistung einer Elisabeth von England oder der Zarin Katharina. Die hohe Frau aber, auf die ich heut für einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit lenke, Maria Theresia, nimmt eine eigenthümliche Mittelstellung ein, welche vielleicht die größte Bewunderung verdient: echt weibliches Wesen liebenswürdigster Art hat sie immerdar verbunden mit einer Herrscherarbeit, die so schwierig kein Mann ihres Hauses je überkommen, so glücklich keiner vollbracht hat. Vierzig Jahre währt dies merkwürdige historische Schauspiel, dessen Heldin, indem sie ihre Männerrolle glänzend durchführt, doch in unzähligen reizvollen Durchblicken ihre weibliche Natur und Empfindung verräth; in keinem Moment jedoch treten die Contraste und Conflicte, die in einer solchen Aufgabe nothwendig liegen, anziehender hervor, niemals erscheint in deren Lösung Maria Theresia so großartig, als im Anfang ihrer Regierung. Ja nicht nur den Höhepunkt, fast die Summe sogar wenigstens ihres inneren Lebens, um dessen Schilderung es uns allein zu thun ist, stellen eben jene frühesten, drangsalreichen Tage deutlich dar, insofern zu den wichtigsten Gedanken und Entschlüssen ihrer reiferen Herrscherjahre eben damals in die Seele der jungen Fürstin der Same geworfen ward. Wie kam nun, fragen wir, soviel Schicksal und Erlebniß in so kurze Zeit und auf Ein edles Haupt zusammen?

Nicht dem Mars, sondern der Venus, so rühmte man seit Jahrhunderten im Sprichwort, verdankte das Haus Habsburg seine Größe: nicht durch Kriegs- oder Staatskunst sowohl als durch glückliche Familienverbindungen seiner Herrscher war Österreich herangewachsen. Da sah es nun aus wie ein vergeltender Spott der Geschichte, daß ein fürstliches Familienereigniß, die Aussicht nämlich auf das Erlöschen des Manns-

*) Vortrag gehalten im Musiksaal der Universität zu Breslau 1877, gedruckt in der Wochenschrift Im Neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1877.

stammes der Habsburger genügte, das ganze mächtige Reich mit Auflösung und Verderben zu bedrohen. Und doch war das nur die natürliche Folge der Regierungsweise dieser Familie, die es niemals verstanden hatte, all jene Mitgiften und Erbschaften, jenen mannigfachen Glückserwerb an Land und Leuten in die starke Einheit eines echten Staates zusammenzufassen. Noch unter dem Vater Maria Theresia's, Kaiser Karl VI., hatten die zahlreichen, so bunt bevölkerten Herrschaften und Gebiete der weiten Monarchie keine andere Verbindung als in der schwerfälligen Person des Monarchen; durch nichts also ward ihnen gemeinsam eine sichere Zukunft verbürgt, als durch die Fortdauer der Dynastie, deren männliche Linie jedoch, die bisher allein erbberechtigt gewesen, eben mit Karl VI. selber auszusterben im Begriff stand. Es war daher keine bloß hausväterliche, vielmehr eine wahrhaft landesväterliche Handlung, von deren Erfolg nichts geringeres als die Existenz Österreichs abhing, wenn dieser Fürst durch sein berühmtes Hausgesetz, die feierlich sogenannte pragmatische Sanction, für den Nothfall auch seiner ältesten Tochter das Recht der Erbfolge in dem untheilbaren und unverletzbaren Ganzen seines Reiches zusprach. So ward der Erzherzogin Therese, wie sie in der Jugend einfach hieß, in die Wiege schon eine große politische Bestimmung gelegt: Österreichs Erhaltung sollte den Inhalt ihres Lebens bilden, eine rein conservative, also recht weibliche Aufgabe, und vielleicht, wie man hoffen mochte, ohne jede heroische Anstrengung zu lösen. Daß es deren doch im höchsten Maße bedurfte, daß es statt der Erhaltung Österreichs vielmehr seine Rettung und Neugründung galt, war zumeist die eigene Schuld Karls VI.

Denn das wollte noch wenig besagen, daß er die Tochter zur Thronfolgerin ernannte, er hätte ihr auch das Reich in einer Verfassung hinterlassen müssen, in der es kommenden Stürmen Trotz zu bieten vermochte. Statt dessen begnügte sich Karl im Innern der Monarchie damit, sein Hausgesetz von den Ständen der verschiedenen Kronlande anerkennen zu lassen. Die fünfjährige Therese empfing den Handkuß der Huldigung als künftige Gebieterin aller Provinzen; dies lose Bündel von Provinzen aber endlich an das Centrum einer einzigen Regierung zu knüpfen, sie damit praktisch an gemeinsames Handeln und Leiden zu gewöhnen, versäumte man auch jetzt noch. Nach außen dann wenigstens sich fest zu machen durch imposante finanzielle und militärische Rüstung, rieth dringend der große Feldherr und Minister Prinz Eugen; der Kaiser indeß schlug einen anderen, leider höchst verkehrten Weg ein. In der Überzeugung, für die sich in der That manches sagen ließ, daß der unversehrte Bestand der österreichischen Macht auch für die Sicherheit Deutschlands und für das europäische Gleichgewicht unentbehrlich sei, erwarb er in fast zwanzigjährigem Bemühen das Versprechen der Garantie seines geliebten Hausgesetzes nach und nach beinah von sämmtlichen großen und kleinen Staaten des Erd-

theils. Allein damit war nicht nur gegen zukünftige Gefahren keine wirksame Abwehr geschaffen — denn niemals wurden Verträge eifriger geschlossen und dreister gebrochen als in jenen Tagen, sodaß kein Politiker in solchen Garantien mehr erblickte als beschriebene Stücke Pergament —; weit schlimmer noch war, daß Karl VI., um so werthlose Zusagen zu erhalten, unvortheilhafte Bündnisse einging, die ihn in unglückliche Kriege stürzten; sodaß am Ende die Monarchie, deren ungeschmälerte und ungeschwächte Dauer er gerade zu befestigen strebte, nach außen verkleinert durch den Verlust ganzer Königreiche, im Innern materiell und moralisch zerrüttet der großen Krisis entgegenging.

Stand es nun so übel um die Erbschaft, die Maria Theresia antreten und behaupten sollte, so hatte Karl überdies nichts gethan, die Tochter auf ihren schwierigen Beruf persönlich irgend vorzubereiten. Für die gewöhnliche Laufbahn einer Prinzessin mochten Unterricht und Erziehung ausreichen, wie sie Erzherzogin Therese erhielt; Sprachen, Musik und Tanz erlernte sie sogar bis zu hoher Vollkommenheit, auf der Liebhaberbühne des Hofes entzückte sie alle Welt durch Gesang und Spiel; auch im Scheibenschießen befriedigte sie die strengen Anforderungen der maßlos jagdlustigen Eltern. In Bezug auf die Staatsgeschäfte aber ließ sie der Vater geflissentlich in völliger Unkenntniß. Nicht als hätte ihn dazu die landläufige Eifersucht des Regenten gegen seinen Nachfolger bewogen; nein, im Gegentheil: die nie ganz erlöschende Hoffnung, daß es zur Thronfolge der Erzherzogin überhaupt nicht zu kommen brauche. Gerade in seinen letzten Jahren erweckte die zunehmende Kränklichkeit seiner Gemahlin Elisabeth von Braunschweig, die ihn dann doch um zehn Jahr überlebt hat, in Karl VI. die trügerische Aussicht auf eine eigene zweite Ehe und somit auf die mögliche Erscheinung des schmerzlich vermißten Sohnes. Erzherzogin Therese nun empfand schon damals bitter die politische Unmündigkeit, in der sie der Vater befangen hielt. Das Bewußtsein ihrer Bestimmung hatte sie früh mit dem Herrscherstolz ihres Hauses erfüllt: sie sah den Kaiser fast nur als den Verwalter ihres dereinstigen Besitzes an und gewahrte dessen wachsenden Ruin in den letzten unglücklichen Jahren mit Betrübniß; aber sie erfuhr nur wie der schlichteste Unterthan, was ins Publicum drang, das Unglück selbst und die Klagen darüber; nach den Ursachen zu forschen hinderte sie kindliche Scheu; ängstlich hütete sie sich vor allem, was der mindesten Regiersucht hätte gleichen können.

Eins aber — und das ist vielleicht überhaupt das größte Verdienst Karls VI., der im Hause untadelhaft lebte — eins blieb der aufblühenden Kaisertochter unverkümmert: die freie Entfaltung der rein menschlichen Seiten ihres Wesens. Anfangs trat auch an ihr der Habsburger Erbcharakter sichtlich hervor: blaß und zart, zeigte sie gemessene, fast ernste Haltung: allmählich aber artet sie mehr nach der einst gepriesenen Mutter

hinüber; wie sie zunahm an Gestalt und Farbe, ward ihre Würde durch Anmuth überwogen, Strahlen von Temperament und Geist erfreuen ihre Umgebung. Was zu dieser Entwicklung am meisten beitrug, war natürlich eine glückliche Liebe. Wieviel hochpolitische Anträge auch geschehen mochten, Karl VI. nahm den Schwiegersohn nach persönlicher Wahl; der junge Franz Stephan von Lothringen hatte, schön und gutherzig wie er war, während er am Wiener Hofe heranwuchs, die Neigung der Eltern und der Tochter zugleich gewonnen. Politisch empfahl doch auch ihn, gerade daß er unbedeutend war, von den Talenten eines achtbaren Rentiers, bescheiden und lässig genug etwa für den Mann einer Primadonna: eben das — gleichsam hinter den Coulissen der Weltbühne — sollte er ja vorstellen. Keine anlockende Bahn; gleich am Eingang muß er sein Stammland aufgeben gegen das fremde Toscana; dann plagt ihn ein Weilchen doch eine Art Ehrgeiz, aber er hat wenig Glück im Felde wie im Rathe. Bald zieht er sich gern in die häusliche Stellung zurück, die von Anfang bis zu Ende seinen wahren Ruhm ausmacht: den unverächtlichen Ruhm, einer Maria Theresia die Gesundheit und Fülle des Herzens erhalten zu haben, deren sie zu ihrem weiblichen Heldenthum allzeit bedurfte. In der That, ob sie nun als getreueste Braut ihrem vielgeliebten Bräutigam in naiven Billets ein neckisches Adieu Meusl, Adieu caro viso zuruft; ob sie später einmal die Zeilen an eine Freundin behaglich klagend schließt: viermal von neuem beginnend, sechs Kinder und den Kaiser im Zimmer, hab' ich schreiben müssen, man merkt's dem Briefe an; oder ob sie endlich nach seinem Tode jeden Augenblick ihrer Gemeinschaft in Freud' und Leid mit unermüdlicher Rührung zurückruft — immer hat man das gleiche gemüthvolle Bild vor Augen; man begreift, daß an einem Herzen so ohne allen Bruch und Sprung Schlag und Stoß äußeren Schicksals matt abprallen mußten.

Von den sechzehn Kindern dieser Ehe nun sollte Kaiser Karl VI. drei noch selber erblicken; nie aber sind schuldlose Mägdlein beim Eintritt in unsere unhöfliche Welt mürrischer empfangen worden, als diese Enkelinnen von ihrem Großvater. Gewiß mußte ja die Geburt eines männlichen Enkels den bevorstehenden Erbgang ungemein erleichtern; doch möchte man beinah Karl VI. selber anklagen, daß er nicht die paar Monat bis an jenes tröstliche Ereigniß noch ausgedauert. Eben der unmäßige Gram über sein genealogisches Mißgeschick, mehr vielleicht als Jammer und Schande des Türkenkriegs, zehrte heimlich sein Leben auf. Kaum fünfundfunfzig Jahr alt, plötzlich zum ersten und letztenmal erkrankt, gravitätisch und devot wie ein echter Sproß vom Stamm Habsburg, aber mit tiefem Herzeleid als der letzte Mann seines Hauses fuhr er in die Grube.

Maria Theresia durfte dem Vater in seiner Scheidestunde nicht nahe sein; aus Rücksicht auf Gegenwart und Zukunft der Dynastie hatte der

Sterbende selbst es verbeten. Die Regentenpflichten indeß duldeten keine Schonung; sie bezwang alles körperliche Leid und empfing noch am Todestage des Kaisers unterm Thronhimmel stehend die Minister, die sie in freier Rede unter häufigen Thränen, tief ergriffen und ergreifend, in ihren Ämtern bestätigte. Sofort trat sie als Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich die Herrschaft an; am folgenden Tage schon saß sie der geheimen Conferenz vor, die dreiundzwanzigjährige Fürstin umringt von Räthen, unter denen der jüngste den Siebzigen nahestand. Was sie da in den ersten Sitzungen erfuhr, war dazu angethan, auch ein hartes Männerherz erbeben zu machen. An Geldmitteln waren nur etliche tausend Gulden in den Kassen zur Hand, der Credit des Reiches lag hoffnungslos am Boden; der Armee, die kaum zur Hälfte vollzählig weit über die Lande zerstreut war, gebrach's nach so viel kläglichen Feldzügen ebenso an Muth wie an Ausrüstung. Den östlichen Provinzen hatte der Türkenkrieg die Pest hinterlassen; und während dort die Magyaren ungestüm nach ihren alten Freiheiten riefen, zeigte sich der Pöbel der Hauptstadt, durch Theuerung erbittert, zaumlos und schwierig; rächend erhob sich das Landvolk gegen den Wildstand des verstorbenen Kaisers. Ja plötzlich flog durch die Massen der Wahn, als sei mit Karls VI. jähem Tode alle Regierung überhaupt aufgelöst, bis der Kurfürst von Bayern herbeikommen werde, das Reich in Besitz zu nehmen. Und wirklich schickte sich der soeben an, in gutem Glauben an sein eigenes Recht und im Vertrauen auf vielfache Sympathien in den österreichischen Landen wie auf die mächtige Gunst des französischen Hofes, die gesammte Erbschaft Maria Theresia's für sich selbst zu verlangen. Die bayerischen Ansprüche aber mußten andere wecken; bedenklich zögerte bereits hie und da das Ausland, allen Verträgen und Garantien zutrotz, mit der Anerkennung der Königin. Kurzum, wohin man blickte: alles sah, wie Maria Theresia selber sagt, einem allgemeinen baldigen Verfall und Zerrüttung gleich.

Und dabei nun das bange Gefühl ihrer eigenen Unerfahrenheit! Was blieb ihr übrig als die sittliche Besinnung auf ihre Pflicht? Hierzu aber fand sie allerdings in einer reinen und starken Seele, der einzigen Ausstattung, die sie ihrem hohen Amte zubrachte, die nöthige Kraft. Sie beschloß sogleich, sich von allen Nebenabsichten, von Eitelkeit, Ehrgeiz und anderen störenden Affecten in häufiger Selbstprüfung durchaus zu befreien und einzig und allein ruhig und standhaft die ihr obliegenden Staatsgeschäfte zu übernehmen. Nicht mir selbst, sondern dem Publico allein bin ich zugehörig: diese Wahrheit hielt sie fortan sich täglich vor Augen — eine Auffassung ihres Berufs, die dem berühmten Ausspruch ihres großen Gegners Friedrich nahe genug kommt, daß der Fürst nichts sei als oberster Diener des Staates. Nur nehmen die Gedanken Maria Theresia's doch alsbald eine eigenthümlich ablenkende Wendung, wenn sie alles Weitere

mit harmloser Zuversicht Gott anheimstellt, dessen Allmacht sie ohne ihr Zuthun noch Verlangen zu diesem Stande auserwählt, der also, fügt sie naiv hinzu, sie auch würdig zu machen habe, seinen Auftrag zu vollziehen und dergestalt seinen Schutz für sich und ihre Unterthanen zu verdienen. Wem Gott ein Amt verleiht, dem beschert er den Verstand dazu, — dies Volkswort, das die weite Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit im öffentlichen Leben mit leichtem Scherze gebrechlich überbrückt, tritt uns bei solchem Bekenntniß unwillkürlich auf die Lippen. Wie alle Glaubenssätze jedoch trägt auch dieser für das handelnde Leben an sich gar wenig aus: war die zähe Natur ihrer Habsburger Ahnherren durch ähnliche Vorstellungen nur in ihrer beharrlichen Trägheit bestärkt worden, so entnahm dagegen der rührige Eifer Maria Theresia's dem unbedingten Vertrauen auf die Hülfe des Himmels nur einen neuen Antrieb zu kräftig mitwirkendem Fleiß, zu Arbeit und Sorgfalt für Staat und Gemeinwohl.

Unverzüglich begann sie damit; sie nahm sich vor, die eigene Unwissenheit nirgend zu verstecken, einen jeden in seinem Departement anzuhören und sich so überall recht zu informiren. Da stieß sie auf eine neue unerwartete Schwierigkeit: die Rathschläge ihrer greisen Minister erwiesen sich im ganzen wie im einzelnen als unvereinbar mit einander. Es waren sämmtlich alte und erlebte Männer, wie sie sich ausdrückt, die unzweifelhaft ihre Meriten hatten, auch schien jeder einzelne ehrlich zu denken; nur zusammen wollten sie sich nicht verstehen. Maria Theresia gerieth in Unruhe und Verwirrung; sie fühlte, wie sie, wider ihren Charakter, unentschieden und argwöhnisch ward. Wem sollte sie eher folgen, dem Hofkanzler Grafen Sinzendorff, dessen politisches Talent ihr imponirte, dem sie jedoch, habgierig und genußsüchtig wie er war, mit dem Scharfsinn des Frauenherzens ein lauteres Zutrauen stets versagen mußte? Oder dem Finanzminister Starhemberg, der, ein gerader Deutscher, persönlich ehrwürdig, an umfassender Einsicht doch jenem bei weitem nicht gleichkam? Dann wieder gab sie wohl, in der guten Absicht, sich als eine wahre Mutter aller ihr untergebenen Nationen zu zeigen, den abweichenden Ideen des Grafen Kinsky Gehör, der mit Leidenschaft für die Sonderinteressen seiner böhmischen Provinzen eintrat, bis sie betroffen die verderbliche Einseitigkeit seiner Ziele wahrnahm. Und so ging's fort bei den übrigen: war es Ambition und Eifersucht, waren es tiefere Gründe? die Einheit der Richtung, deren man so dringend bedurfte, war einmal in diesem Ministerium nicht herzustellen.

Hätte Maria Theresia in dieser peinlichen Lage doch an ihrem Gemahl auch im Staate dieselbe Stütze gefunden, die er ihr im Hause so treulich gewährte! Er wich damals nicht von ihrer Seite, ja sie ernannte ihn feierlich zum Mitregenten; allein das geschah nur, um ihm den Weg zur Kaiserkrone zu bahnen, die — an einen männlichen Träger gebunden —

nur so dem Hause Österreich erhalten werden konnte. Im Ernste durfte sie nicht daran denken, das Regiment mit dem geliebten Manne zu theilen, an dem sie hervorragende politische Begabung erst mit dem umflorten Auge der Wittwe zu entdecken vermeint hat. Und ähnlich stand es mit anderen Vertrauenspersonen, die in der Stellung von Cabinetssecretären oder Oberst-hofmeistern der Königin in ihren Privatangelegenheiten mit Rath und Ermahnung gewissenhaft und freundlich an die Hand gingen. Wie dankbar rühmt sie einem unter ihnen, dem Grafen Tarouca, nach, daß er sie — was so nöthig sei und doch so selten — zur Erkenntniß ihrer Fehler angeleitet! Für die Staatssachen aber war leider auch bei so unschätzbaren Berathern nicht unmittelbar Auskunft zu holen. Da fand Maria Theresia, was sie brauchte, gerade wo sie es fast am wenigsten verhofft hatte.

Johann Christoph Bartenstein, der Sohn eines Straßburger Professors, hatte sich als Convertit am Wiener Hof emporgedient. Als geheimer Staatssecretär der Vermittler zwischen dem Kaiser und seinen Ministern, ward er der einflußreichste Beamte Karls VI.; in ihm vermuthete jedermann die Seele jener Politik, die mit so unwillkommenen Ergebnissen abgeschlossen. Kein Wunder, daß ihn Maria Theresia kalt empfing, als er nach ihrer Thronbesteigung im Bewußtsein seiner Unbeliebtheit um Entlassung bat. Jetzt sei nicht der Augenblick abzudanken, herrschte sie ihn an; er solle sich bemühen, soviel Gutes zu thun, als er vermöge; Böses zu verüben, werde sie ihn schon zu hindern wissen. Seiner Herkunft gemäß war er pedantisch, weitschweifig, ohne Schliff, aber unvergleichlich an Arbeitskraft und Kunde der Geschäfte; ein Funfziger, gereift und doch noch frisch; der einzige, der die junge Königin über die öffentlichen Dinge zu belehren verstand, ohne sie durch den Ton der Überlegenheit zu verletzen. Wie manche Beschämung hat er ihr durch schriftliche Vorbereitung auf das Conseil erspart! Sein politisches System war nicht frei von schweren Irrthümern, aber es war doch ein System, fest sogar bis zur Starrheit; ein Stab, auf den gelehnt Maria Theresia ruhig auf eigenen Füßen stehen konnte. So kam's, daß Bartenstein bei ihr der Vorläufer der Haugwitz und Kaunitz ward, die ihn freilich an Geist beträchtlich überragen, der erste ihrer leitenden und doch niemals dominirenden Staatsmänner. Ihm aber als dem zuverlässigen Gefährten der schwersten Stunden bewahrte sie das wärmste Andenken: ich muß ihm, schreibt sie, die Justiz leisten, daß ihm allein schuldig die Erhaltung dieser Monarchie; ohne seiner wäre alles zu Grund gegangen.

Was ihm aber kläglich mißlang, war die Ausgleichung der Differenzen im Ministerium; im Gegentheil: die Königin sah sich dort immer tiefer in Labyrinth und Finsterniß gezogen. Fragt man nun, warum sie nicht einfach den Knoten zerhieb durch einen raschen Wechsel der Personen, so ertheilt sie darauf eine zwiefache Antwort, eine weibliche, möchte man

sagen, mit dem Herzen und eine männliche mit dem Verstande. Die erste lautet: sie wollte lieber selbst leiden, als gewaltsame Entschließungen treffen, die der Ehre und dem Rufe anderer Nachtheil brächten; es waren doch, sagt sie gutmüthig, am Ende bloße Particularungemächlichkeiten für mich; sollte sie deshalb bejahrte und verdiente Leute mit sonst unverschuldeter Ungnade strafen? Sie faßte sich daher in Geduld, bis Gott selber einen Strich machen würde mit Absterbung aller; was denn auch nach wenigen Jahren glücklich eintraf. Hat man allein diese Motivirung im Auge, so erscheint allerdings in Maria Theresia hier einmal, nur in graziöserem Gewande, die beschauliche Indolenz ihrer Väter; in Wahrheit aber erhob sie in ihrer merkwürdigen Doppelnatur sich niemals höher über die ganze thörichte Erbweisheit ihres Hauses hinaus, als da sie auf jenen Ministerwechsel scheinbar schwächlich verzichtete. Denn mit genialer Anschauung erkannte sie bald, was selbst der Klugheit Bartensteins verborgen blieb, daß nicht in den Personen, sondern in der Einrichtung an sich die Wurzeln des Übels lagen. Woran die Regierung krankte, das war nichts anderes, als der herkömmliche Widerstreit der Ämter und Verwaltungskreise selbst, der Particularismus der Provinzen und ihrer Stände und Vorstände. So ging denn dem bedrängten Geiste der jungen Königin wunderbar schnell der heilende Gedanke der Staatseinheit auf, die mindestens alle Gebiete diesseits der Leitha beherrschend umfassen sollte, die deutschen wie die slavischen Lande, in deren selbständigem Gegensatz Maria Theresia den verderblichsten aller Schäden erblickte. Die Ausführung dieses Gedankens aber, die eine Hälfte ihres königlichen Tagewerkes, mußte sie auf eine Zeit versparen, wo das Dasein ihres Reiches wenigstens der von außen andringenden Gefahr entronnen wäre.

Damit nun hatte es einen Augenblick den tröstlichsten Anschein gehabt. Durch den Tod Karls VI. waren doch auch die Feinde Österreichs überrascht worden. Nachdem man also die bayerischen Forderungen in Wien nicht ungeschickt widerlegt, schien vorderhand nichts weiter zu befürchten. Man stand im Spätherbst; gelang es, sich den Winter über einigermaßen zu rüsten, so konnte man im nächsten Jahre schlimmstenfalls selbst einen französischen Angriff bestehen. Mittlerweile aber gewöhnte sich vielleicht die Welt an die Thatsache dieses Frauenregiments. Im eigenen Lande geschah das rasch genug durch die bezaubernde Macht der Persönlichkeit Maria Theresia's; Schönheit und Güte eroberten ihr im Fluge alle Herzen. Ja selbst ins Ausland hinüber drangen Theilnahme und Begeisterung für die unerhörte Erscheinung der Majestät in so holdseligen Formen. Gelehrte Publicisten schrieben mit umständlicher Galanterie von den Vorzügen des Weibes vor dem Mann im allgemeinen; sie wiesen darauf hin, daß der einzige große Staat, der den Frauen kein Kronrecht einräume, der französische, eben dadurch einst an den Rand des Untergangs

gerathen und zuletzt wieder nur durch die Hand eines Frauenzimmers, des Mädchens von Orleans, erlöst sei. So oder ähnlich sprach die öffentliche Meinung; wer aber möchte je aus ihren Äußerungen Heil oder Unheil weissagen? Gerade jetzt, wo ihre Lage soviel günstiger aussah, trat an Maria Theresia urplötzlich der Ernst des Schicksals heran.

Friedrich II. von Preußen streckte die eine Hand begehrend nach Schlesien aus, mit der anderen bot er der Königin seine kampfbereite Macht zum Schutze gegen jedermann, der ihre Thronfolge, ihren Staat sonst anzufechten wagen würde. Unzählige Zeitgenossen schon haben es Maria Theresia als politischen Fehler angerechnet, daß sie auf den Antrag des Königs nicht einging, welcher kühn und entschlossen die Landschaften, die er für sich ansprach, zugleich militärisch in Besitz nahm. Ja die Mehrzahl ihrer eigenen Minister sah die Königin, wie sie bitter klagt, durch des Gegners süße Worte und kräftige Versprechungen irre gemacht. Mit einer kleinen Abtretung meinten sie den großen Gewinn der preußischen Hülfe wohlfeil erkauft; und vor allem, sollte man nicht, gern oder ungern, geschehen lassen, was man zu hindern gar nicht vermochte? Maria Theresia, einzig von Bartenstein und Starhemberg unterstützt, verwarf unbedingt jegliche Concession. So oft ihr Gemahl, der Friedrich persönlich gewogen war, bei den Unterhandlungen mit den preußischen Gesandten sich deren Anträgen irgendwie zu nähern schien, klopfte die Königin, die im Nebenzimmer aufmerksam zuhörte, gebieterisch an die Thür und machte der Audienz ein Ende. Gestehen wir ein: auf ihrem Standpunkt konnte sie nicht anders handeln. Das Hausgesetz des Vaters, das sie zur Herrschaft berufen, hatte die Untheilbarkeit des Reiches proclamirt; auf diesem Princip beruhte ihre ganze Stellung; durch die geringste Verletzung desselben hätte sie sich selber alles Halts beraubt, die übrigen Widersacher und Anmaßer gleichsam ermuthigend zu neuen Ansprüchen herbeigeladen. Von den älteren Rechten, auf die sich König Friedrich demgegenüber berief, war ihr niemals gesagt worden; und auch jetzt versuchte gewiß keiner ihrer Räthe, ihr den Glauben zu benehmen, daß sie eitel Vorwand seien für eine ehrsüchtig andringende Macht. Der bewaffnete Einfall in ihre Länder vor aller Abrede erschien ihr vollends als ein beispielloser Gewaltact; recht aus der Seele war es ihr gesprochen, wenn Bartensteins Noten in die Welt hinaus jammerten: alle Bande der menschlichen Gemeinschaft habe Friedrich zerrissen!

Ja sie begnügte sich in ihrem Innern keineswegs mit der moralischen Verurtheilung der Handlungen des Gegners: echt weiblich antwortete sie darauf in tiefstem Herzen mit persönlicher Leidenschaft: sie haßte Friedrich, obwohl sie das ausdrücklich leugnet, mit voller, warmer Energie. Der schneidende Zug seiner entschieden norddeutschen, ketzerischen Art mußte ihr ohnedies widersagen; wie er sie nun so ungereizt überfiel und dadurch, so

schien es, zu allen anderen Angriffen erst das Zeichen gab, begann sie in ihm die wahre Incarnation ihres widrigen Schicksals überhaupt zu sehen. Die rücksichtslose Weise, in der er dann, um ihrer Rache voranzueilen, noch mehrmals kriegerisch gegen sie losbrach, galt ihr schlechthin für Meineid und Tücke; immerdar war ihr sein falscher Charakter ein Gegenstand des Abscheus. Wie innig hat sie bedauert, daß ihr körperlicher Zustand ihr allezeit verbot, persönlich gegen ihn zu Pferde zu steigen; war sie doch überzeugt, daß ihren armen Erblanden nichts unglückseligeres geschehen könne, als in seine Hände zu fallen, — türkische Eroberung hätte sie ein glimpflicheres Los gedäucht! Während das Unglück Karl Alberts von Bayern, der ihr doch alles rauben wollte, sie nicht ohne Theilnahme ließ, während ihr das Winterelend der feindlichen Truppen, der Franzosen, ja der Preußen selber zuherzen ging, hat sie mit Friedrichs Person allein keinen Funken Mitleid gefühlt, weil Er, sagt sie höchst unchristlich, niemalen Erbarmen gezeigt hat. Man sieht: das gar zu gute Gemüth, dessen sie sich gelegentlich anklagt, mit dem sie allen alles Gute zu thun und von allen alles Gute zu denken gewohnt sei, entbehrte doch nicht ganz jener tüchtigen Inconsequenz, durch welche die lebendigen Menschen der Geschichte sich von den schönen Kunstfiguren der Dichtung — ich weiß nicht, ob nicht doch zu ihrem Vortheil — unterscheiden.

Seit jener böse Feind gegen sie aufgestanden, schienen die guten Tage von Maria Theresia für immer Abschied genommen zu haben. Der unbändige Jubel, mit dem das Wiener Volk die Geburt des Thronerben Joseph begrüßte, mochte das einbalsamirte Herz Kaiser Karls VI. in der Lorettocapelle bei den Augustinerbarfüßern wohlthätig erschüttern; die arme Mutter aber mußte die schwere Bedrängniß des Reichs nun erst als doppelte Last empfinden. Und kaum hatten vier Wochen nachher die preußischen Waffen das mühsam aufgebrachte einzige Heer der Königin aus dem Felde geschlagen, so stürzte wie über ein angeschossenes Wild die Meute der Bayern, Sachsen, Franzosen und Spanier über Österreich her. Die erhabene Resignation nun, zu der sich Maria Theresia in diesen Nöthen hindurchläuterte, darf unmittelbar neben die classische Haltung gestellt werden, die Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege bewährte, als über sein einsames Haupt die Stunden der Vergeltung dahinzogen. Gestützt auf den unerschütterlichen Glauben an ihre göttliche Berufung, beharrte sie standhaft in der Erfüllung ihrer Pflicht, alle Hülfsmittel, die noch irgend aufzutreiben wären, besonnen anzuwenden. Dabei aber gewann sie eine solche Gemüthsruhe und geistige Gelassenheit, daß ihr die eigenen Begebenheiten völlig wie fremde vorkamen. Ohne Trauer, ja mit Freuden und Vergnügen wäre sie jederzeit ins stille Privatleben oder, was vielleicht noch empfindlicher gewesen wäre, zur bescheidenen Großherzogin von Toscana herabgestiegen und hätte ganz Österreich ihren Feinden ein-

geräumt, wenn sie geglaubt hätte, dadurch ihrer Schuldigkeit nachzukommen. Und so lieb ich auch, betheuert sie, meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß ich keinen Fleiß, Kummer, Sorge noch Arbeit für sie spare, so hätt' ich ihnen doch meiner Länder allgemeines Beste allzeit vorgezogen, wär' ich in meinem Gewissen überzeugt gewesen, daß ich meinen Platz verlassen dürfte oder daß meiner Länder Wohlstand dies erheischte; indem ich sothaner Länder allgemeine und erste Mutter bin.

In so herrlich gefaßter Stimmung rief Maria Theresia in ihrem täglichen Gebete den Beistand des Himmels nur unter der Bedingung für sich an, daß ihre Sache droben für die gerechtere gelte; und peinlich lange schien das Gottesurtheil des Erfolgs das bessere Recht der Feinde zu verkünden. Sie hatte nach Preßburg ihre Zuflucht genommen, aber auch bei ihren Ungarn fand sie nicht sogleich die feurige Hingabe der Nation, auf die sie hoffte. In langen und zähen Verhandlungen vielmehr erstritt sich das staatskluge Reitervolk zuvor jene unabhängige Sonderverfassung, die Maria Theresia bei all ihrer Neigung zu einigenden Formen stets so achtungsvoll aufrecht erhalten hat, daß man schon damals von einem Österreich-Ungarn hätte reden können. Dann erst, am Ziele seiner eigenen Wünsche, gelobte der ritterliche Adel der Magyaren, von den Thränen der Königin und dem Ausdruck gekränkter Unschuld in ihrem Antlitz wild entzückt, Blut und Leben für sie und ihre Kinder einzusetzen. Noch ehe aber dies rettende Aufgebot sich nur versammeln, geschweige denn für sie ins Feld rücken konnte, erschien für Maria Theresia dort in Preßburg der trübste Tag ihres öffentlichen Lebens. Es war tief im November, ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung etwa; eine üble Zeitung war der anderen gefolgt: ganz Schlesien, Böhmen, Mähren und halb Österreich lag in Feindes Hand; weder Truppen, noch Geld, noch Proviant waren für den Moment zu beschaffen. In der Conferenz, die im Hause des Primas unterm Vorsitz der Königin tagte, riethen die Minister offen, den Frieden ungesäumt mit Abtretung aller verlorenen Gebiete zu erkaufen. Hätte damals, ruft Bartenstein noch nach zwanzig Jahren voller Entsetzen aus, hätte damals jemand von Hoffnung auf glücklichen Ausgang gesprochen, verlacht wäre er worden! Auch Maria Theresia sprach von solcher Hoffnung nicht, aber still und aufrecht saß sie auch damals unverzagt, am Steuer gleichsam, wie jener König Karl der Ballade im Seesturm unter den wehklagenden Paladinen.

Wer so viel schwerem Geschick entgegen mit angestrengtem Stolz das Haupt emporgetragen, der senkt es gern wie ermüdet in freiwilliger Demuth, wenn endlich die ersehnte Stunde schlägt. Maria Theresia begrüßte in ihrer Rettung ein augenscheinliches Mirakel, das auf ihre Nachkommen herabreichend auch diese zu ewiger Dankbarkeit verpflichte. Nun glaubte sie auch zu verstehen, warum der Allmächtige all ihre früheren unver-

schuldeten Leiden zugelassen: es geschah, sagt sie, um jedermann, besonders aber mir zu weisen, daß von ihm allein mein Heil gekommen ist. Indem sie aber in herzlicher Frömmigkeit vergangene Wunder verehrte, trachtete sie mit verständigem Eifer, künftige, die denn doch am Ende ausbleiben konnten, von Haus aus überflüssig zu machen. Den Krieg führte sie mit Ernst nur, so lange sie noch hoffen mochte, dem Preußenkönige die schlesische Beute wieder zu entreißen. Als sie diese Hoffnung fürs erste vereitelt sah, wandte sie ihr ganzes Bemühen dem inneren Ausbau ihrer Monarchie zu, der Aufrichtung jener concentrirten Staatsgewalt, die ihr nun zwiefach unentbehrlich schien. Denn so gewiß sie spätere Kämpfe mit dem boshaften und gefährlichen preußischen Nachbar voraussah, ja so gewiß sie ihm selber künftige Heimsuchung zudachte, damit sie dereinst das ganze Österreich wieder beisammen hätte, in dessen Herrschaft sie hineingeboren worden: so klar begriff sie, daß sie zuvor die Kräfte ihres Reichs entwickeln müsse, bis sie ebenbürtig erschienen denen eines Feindes, der alles, wie sie fast mit Neid bemerkt, in steter Bereitschaft und in solcher Verfassung bei sich habe, daß, was er irgend wolle, nicht nur befolgt, sondern aufs schleunigste befolgt werde. Und so erhielt auch das längst geplante großartige Reformwerk, das sie nun rüstig in Angriff nahm, eine gewisse persönliche Färbung des Wetteifers mit dem argen Manne, dem einzigen Zeitgenossen, der ihrer Bewunderung werth war und den sie doch — das war einmal ihr Schicksal — nur mit Ingrimm bewundern konnte.

Ein Jahrzehnt bevor beide zum Throne gelangten, hatte einst derselbe Prinz Friedrich sich erboten, der Erzherzogin Therese seine Hand zu reichen und so an ihrer Seite der Erhaltung Österreichs seinen Arm zu leihen. Ein kecker Jugendgedanke, den er doch nur hinwarf, um der unbequemen Heirath zu entgehen, die ihm der strenge Wille des Vaters aufzwang; aus tausend Gründen war seine Verwirklichung unmöglich. In einer höheren Region jedoch der Thaten und des Ruhmes hat hernach der Geist der Geschichte beide Heldengestalten zusammengesprochen, den Schöpfer des neuen Deutschlands mit der Wiederherstellerin von Österreich; zweier Mächte, die wie Friedrich und Maria Theresia selbst, wie sehr sie auch einander abstoßen mögen, dennoch historisch eng und dauerhaft verbunden sind. Wie sollten da nicht wir im Schlesien Friedrichs des Großen, die wir heute freilich das Mitleid Maria Theresia's mit unserem Lose mit ablehnendem Danke lächelnd erwidern, wie sollten wir nicht hier gerade mit besonderem Wohlgefallen bei dem liebenswürdigen Bilde einer Fürstin verweilen dürfen, die sich einst auch als dieses Landes allgemeine und erste Mutter schmerzlich gefühlt; die aber weit über diese örtliche Erinnerung hinaus und allen theuer bleibt als eine der edelsten Zierden der schöneren Hälfte unserer nationalen Geschichte, der Geschichte der deutschen Frauen?

7. Kaunitz *).

Im Juni 1730 ward dem achtzehnjährigen Kronprinzen Friedrich von Preußen, während er mit seinem Vater als Gast im sächsischen Lustlager zu Radewitz weilte, aus der Menge der Neugierigen, die das prachtvolle Schauspiel herbeigelockt, ein Leipziger Student der Rechte vorgestellt — ein Jahr älter als er, über mittelgroß, schlank, mit länglichem Antlitz und hellblickenden blauen Augen. Es war Graf Wenzel von Kaunitz-Rietberg, geboren in Wien, aus alt tschechischem, aber längst zum Deutschthum übergegangenem Geschlecht — Sohn des Landeshauptmanns von Mähren, Herrn zu Austerlitz, und der Erbin des westfälischen Rietberg, einer willensstarken Frau, in deren Adern das Blut ostfriesischer Häuptlinge floß. Die höfliche Begegnung glich unzähligen anderen — kein Anzeichen sprach dafür, kein Vorgefühl verrieth, daß hier, wie zwei Ringer vorm Kampf um die Meisterschaft, der Held des Jahrhunderts und sein begabtester Widersacher einander auf der Weltbühne begrüßten.

Der Prinz sah noch nicht nach künftigem Heldenthum aus: sittlich unreif, auf Lebensgenuß bedacht, ohne Theilnahme für die schöpferische Herrscherarbeit des Vaters und zur Vergeltung selbst bei diesem Fest in der Fremde rücksichtslos mißhandelt, sann er heimlich auf jenen tolldreisten Fluchtversuch, der ihn unverhofft auf den rauhen Pfad der Pflicht — die Bedingung aller echten Größe — geführt hat. Dem jungen Kaunitz lag die Lust zu Abenteuern fern; ein nüchterner Kopf, früh selbstbewußt, ging er methodisch seinen Weg zum Ziel, das nach dem Herkommen in der Familie der höhere Staatsdienst bildete. Es entsprach dem freieren Hauch der Zeit, daß er außer Wien auch protestantische Universitäten besuchte, nach Leipzig das holländische Leyden. Er machte solide Studien, um sie dann auf Reisen in England, Frankreich und Italien durch Welt- und Menschenkunde zu ergänzen. Der herrschenden französischen Cultur ward er ebenso wie Prinz Friedrich zugethan; jedoch von politischer Hinneigung konnte dabei keine Rede sein. Der damaligen Schulwissenschaft galt es ja für ausgemacht, daß die ganze moderne Geschichte sich vornehmlich um den Gegensatz der habsburgischen und der französischen Monarchie bewege. Gegen Frankreichs Übermacht und Übermuth hatte dann in den Tagen Ludwigs XIV. Österreich Schutz und Halt in der sogenannten großen Allianz, d. h. vor allem im Bunde mit England gefunden. Das Andenken hieran lebte für Kaunitz in der häuslichen Tradition: in diesem Verhältniß hatte sein Großvater als gewiegter Diplomat unter Kaiser Leopold einen geachteten Namen erworben. In den Reihen der großen

*) Vortrag gehalten im großherzoglichen Schlosse zu Karlsruhe 1898, bisher ungedruckt.

Allianz aber fochten einst auch die tapferen Truppen des Hauses Brandenburg. Und König Friedrich Wilhelm I. fühlte von Herzen kaiserlich; eben jetzt, zur Zeit jenes Lagers von Radewitz, warb er im Reich für die Erbfolge Maria Theresia's. Ein erstarkendes Preußen schien demnach die ruhige Zukunft Österreichs desto sicherer zu verbürgen. Kurz: ein Zeitalter schlesisch-deutscher Kriege lag für den jungen Kaunitz so gut wie für jedermann unter dem Horizont.

Ein Jahrzehnt ging ins Land, und das Unerwartete geschah. Friedrich II., kaum auf dem Thron, ersah die weltgeschichtliche Gelegenheit zur Eroberung Schlesiens. Durchaus selbständig führte er Preußen wider Österreich ins Feld, aber zur Deckung und Förderung seines Unternehmens entzündete und schürte er daneben einen allgemeinen Krieg, in dem noch einmal das Haus Bourbon, jetzt mit Preußen Hand in Hand, dem Rest der großen Allianz gegenüberstand. Auch als Bundesgenosse jedoch nahm Friedrich eine freie, stolze Haltung an: von Frankreich lässig unterstützt, schloß er zweimal behenden Griffs auf britisches Fürwort seinen Sonderfrieden. Freund und Feind erfuhren so deutlich an sich selbst, daß im alten Europa eine neue Großmacht aufgetaucht.

Mitten im Kriege hatte der König dem Jugendbekannten gefällige Rücksicht erzeigt: Kaunitzens Güter in Mähren wurden geflissentlich verschont, ihm selbst der erbetene Paß nach Rietberg gnädig bewilligt. Dagegen fand sein vermeinter Anspruch auf Theile von Ostfriesland keine Beachtung, als Friedrich beim Ausgang des dortigen Fürstenstamms als Anwärter vom Ganzen Besitz ergriff. In den Vorzimmern jener Zeit hat man hieraus mit Unrecht ein Motiv der Erbitterung für Kaunitz abgeleitet; in Wahrheit hat ihn weder Gunst noch Ungunst sonderlich erregt: von Privatleidenschaft blieb er im staatsmännischen Walten völlig frei. Von Maria Theresia's Scharfblick sofort nach seinem Talent gewürdigt und emporgezogen, hatte er inzwischen seine Sporen als Diplomat verdient; aber nicht in den neuen, preußisch-schlesischen Fragen, sondern auf den Schauplätzen im Süden und Westen, anscheinend ganz im alten Stil. Als Gesandtem in Turin, als bevollmächtigtem Minister in Brüssel machten ihm ausschließlich die bourbonischen Feindseligkeiten zu schaffen. Wie sein Großvater einst zu Ryßwick, so schloß er zu Aachen an Englands Seite für Österreich Frieden mit Frankreich. Daß er dabei mit dem herrischen Eigenwillen der alliirten Macht ärgerlicher zusammenstieß, als mit der klugen Festigkeit des bisherigen Feindes, war ebenfalls nicht ungewöhnlich; als persönliche Erfahrung trug es indessen gewiß zur Entwicklung seiner umwälzenden Entwürfe bei.

Diese Entwürfe nun legte er bald nach der Rückkehr von Aachen in einem Gutachten dar, wie es die Kaiserin über die künftig zu befolgende Politik von jedem ihrer Conferenzminister einzeln forderte. Das fühlten

alle, daß die gewaltige Erhebung Preußens auf Kosten Österreichs ein bedenkliches Ereigniß sei; auch in den deutschen Reichsverhältnissen spürte man es täglich an der Abnahme des kaiserlichen Ansehens. Allein im ganzen hatte doch die Monarchie die Stürme des Erbfolgekriegs mit verjüngten Kräften rühmlich überstanden; dank vor allem der herzhaften Ausdauer Maria Theresia's selbst. Und schon hatte sie Hand angelegt an eine Reform des Heerwesens, der Verwaltung und Finanz, um die innere Überlegenheit Preußens möglichst auszugleichen. Es fragte sich nur, wo für neue Nothfälle die unentbehrliche äußere Stütze zu suchen sei. Die Mehrzahl der Minister erblickte diese nach wie vor in England, wie wenig man auch mit dessen Nachsicht Preußen gegenüber zufrieden war; gegen Frankreich, den Erbfeind seit Jahrhunderten, der noch jüngst die Zertrümmerung Habsburgs angestrebt, konnte doch nur die britische Welt- und Geldmacht Hülfe leisten. Also Festhalten am alten System auch in der neuen Lage; Vorsicht und Besonnenheit, Ruhe nach allen Seiten! Nur der jüngste der Staatsmänner wies auf ein entgegengesetztes Ziel; er allein empfand den Umschwung der Dinge in seinem ganzen Ernst: eben deshalb war er dafür, sich ihm nicht ohne weiteres blind zu unterwerfen.

Graf Kaunitz sieht den jetzigen Zustand als unhaltbar an. Ihm ist Preußen im Besitze Schlesiens weitaus der gefährlichste Feind, jederzeit im Stande, Österreich den Stoß ins Herz zu versetzen. Und Friedrich wird zu neuen Angriffen schreiten, weil er sich sagen muß, daß Österreich den Verlust Schlesiens nie verwinden, auf seine Rückeroberung nie verzichten kann. Warum es nicht verzichten könnte, verschweigt uns Kaunitz, doch hat er dabei jedenfalls jene grell geschilderte Gefahr der bedrohlichen Aufstellung Preußens im Sinn; und so beschreiben seine Gedanken einen verhängnißvollen Kreis, aus dem es keinen Ausweg giebt, als die durchschlagende Überwältigung der einen oder der anderen Macht — oder, wie Kaunitz nachmals die urkräftigste seiner Denkschriften beginnt: „richtig ist, daß Preußen muß übern Haufen geworfen werden, wann das durchlauchtigste Erzhaus aufrecht stehen soll!“

Es gilt also früher oder später einen über das Dasein entscheidenden Kampf, der natürlich nur bei sicherer Aussicht auf Erfolg zu wagen ist, wie sie einzig eine übermächtige Coalition gewähren kann. Mit Rußland hatte Maria Theresia schon insgeheim Allianz gegen Friedrich geschlossen; auf Rußland allein mag Kaunitz indessen nicht bauen, weil ein Personenwechsel dort jeden Augenblick alles umwandeln kann. Von England ist kein offensiver Beistand gegen Preußen zu erwarten, was der Wiener Minister den Briten gar nicht übelnimmt — denn es ist sein Grundsatz, sich stets in die Seele des anderen zu versetzen und niemandem etwas zuzumuthen, was wider sein Interesse läuft. Es bleibt somit Frankreich, ohnehin am wichtigsten als die stärkste continentale Macht. Von hohem Werth wäre

schon seine Neutralität, da die Streitkräfte Österreichs dann ungetheilt sich auf Preußen stürzen könnten; wieviel mehr noch würde seine Mitwirkung bedeuten! Daß es überaus schwer halten werde, Frankreich zu Österreich herüberzuziehen, verhehlt sich Kaunitz nicht; seiner Kühnheit genügt, daß es nicht durchaus unmöglich scheint. Die säculare Gewohnheit der Erbfeindschaft schlägt er in unbefangen realpolitischem Geiste nicht allzu hoch an. Allein, so ungebunden Friedrich mit den Franzosen umgesprungen war, aus der Allianz mit Preußen zieht auch Frankreich ungemeinen Vortheil; nur durch directen, handgreiflichen Gewinn würde es also zur Trennung von jenem oder gar zur Theilnahme an seiner Bezwingung zu bewegen sein. Aber, was bei den Engländern ausgeschlossen ist: den Franzosen könnte Österreich gar wohl verlockende Preise bieten, sei es in Italien oder zumal in Belgien; diese Vorwerke der Hausmacht kommen mit Schlesien verglichen für die Monarchie nicht in Betracht. Man erinnert sich hier, daß auch Friedrich einst seine Ansprüche auf rheinisches Gebiet für die Aussicht auf schlesischen Erwerb in Kauf gegeben, daß er in seinen Memoiren für ruheliebende Staaten den Bund mit England, für unternehmende den mit Frankreich natürlich genannt hatte.

Was Kaunitz empfahl, war das Programm des siebenjährigen Krieges. Kein Zweifel, daß die Kaiserin es schon damals mit innigem Wohlgefallen las; doch entschied sie nach dem Vorschlag der Mehrheit für das Beharren beim alten System, das auch Kaunitz selbstverständlich bis zum günstigen Moment nicht aufzugeben gedachte. Bald darauf aber ernennt sie ihn zum Botschafter in Paris, mit dem Auftrag, in erster Linie Zutrauen zu Österreich zu erwecken, in zweiter behutsam das Ansehen Preußens zu erschüttern. Kaunitz gewann in der That durch seine vornehm verbindliche, von jeder Intrigue freie Haltung das Wohlwollen des Königs und der Marquise von Pompadour, er lernte selber den französischen Boden gründlich kennen; allein die preußischen Beziehungen vermochte er nicht im mindesten zu lockern. Auch durch Krankheit mürbe gemacht, warf er da einmal in neuer Überlegung die Frage auf, ob es nicht doch das vernünftigste wäre, Schlesien gleich älteren Verlusten zu vergessen, König Friedrich darüber zu beruhigen und Preußen zum Besten Österreichs vielmehr auf die englische Seite zu ziehen. Es war die zaghafte Anwandlung eines Augenblicks; sie beweist immerhin, daß sein großer Plan nicht auf der fixen Idee eines Schwärmers oder Doctrinärs, sondern auf der genialen Anschauung eines praktischen Politikers beruhte. Maria Theresia deutete sein Schwanken als ein Zeichen seiner Gewissenhaftigkeit; sie berief ihn nach dritthalb Jahren zurück, an die Spitze der auswärtigen Geschäfte.

Zweiundvierzigjährig übernahm Graf Kaunitz das auf sein Verlangen einheitlich neu organisirte Amt des Staatskanzlers, das er vier Jahrzehnte hindurch in hohem Stil — solange Maria Theresia allein gebot, mit

faſt unumſchränkter Autorität — verwaltet hat. Geduldig nimmt er noch eine Weile den alten friedlichen Curs, bis der Ausbruch des Krieges der Weſtmächte um Amerika die erſehnte Möglichkeit einer vordringenden Unterhandlung herbeiführt. Ein Jahr lang tummelt ſich die europäiſche Diplomatie in wunderlichem Carouſſel; Kaunitz allein erreicht dabei vollkommen ſeinen Zweck. Indem er Rußland feſthält, England fahren läßt, umwirbt und verführt er Frankreich mit einer Geſchicklichkeit, die darum nicht minder meiſterhaft erſcheint, weil ſie durch falſch berechnete oder gewagte Schritte Friedrichs weſentlich gefördert ward. Daß Friedrich in dem Wahn, ſo auch Rußland zu feſſeln, Englands dargebotene Hand ergriff, verſchaffte Kaunitz die franzöſiſche Defenſivallianz; in eine offenſive ließ ſich dieſe erſt verwandeln, als der König, ſeines politiſchen Irrthums gewahr, in militäriſcher Erwägung durch den Einfall in Sachſen den Knoten heroiſch zerhieb. Nie hat diplomatiſche Kunſt für ſich einen größeren Triumph gefeiert; aber auch niemals wurden ihrer Leiſtungsfähigkeit ſo deutlich Grenzen geſteckt von urſprünglicheren Gewalten der Geſchichte.

An Kaunitz lag es nicht, daß Friedrichs heldenmüthige Standhaftigkeit nicht dennoch ſchließlich überwunden ward. Seinem Andenken fällt nicht bloß der Urſprung des neuen Krieges in Deutſchland zur Laſt; er trägt auch vor anderen die Schuld, daß der Krieg zum ſiebenjährigen wurde. Nicht als hätte er nicht einen günſtigen Ausgang ſchnell herbeigewünſcht und verhofft. Mit raſtloſem Eifer nahm er ſich auch der militäriſchen Leitung an und redete allzeit durchgreifenden Handlungen das Wort: der entſchloſſene Laudon ward ſein Liebling unter den Generalen. Ebenſo eindringlich aber predigt er daheim wie bei den Verbündeten Beharrlichkeit; er blieb bis ans Ende die Seele der furchtbaren Allianz. Jedoch die Alliirten gingen zum Theil unlenkſam ihres Wegs; in den ſchwachen Leiſtungen der Franzoſen kam eine Fäulniß des bourboniſchen Staatsweſens an den Tag, die auch Kaunitz überraſchte; und zuletzt trat mit dem Thronwechſel in Rußland der ausſchlaggebende Zufall ein, auf den der Staatskanzler von dorther vorlängſt gefaßt geweſen. Die Ermordung des neuen Zaren belebte noch einmal ſeine Zuverſicht — ſo ſtoiſch würdevoll er ſich ſonſt geberdete, bei dieſer Botſchaft ſchrie er vor Freuden cyniſch auf —, doch das Trugbild entſchwand: der Friede blieb unvermeidlich.

Als Friedrich in Sachſen einfiel, dachte ihm Kaunitz mit Gottes Hülfe das Schickſal Heinrichs des Löwen zu; ſtatt deſſen war nun erſt recht der große Friedrich aus ihm geworden, und Kaunitz fand ſich darein, ihn dies bis zum letzten Athemzug bleiben zu laſſen. Denn als nicht richtig hatte ſich zugleich der Satz erwieſen, daß Preußen übern Haufen geworfen werden müſſe, ſolle das durchlauchtigſte Erzhaus aufrecht ſtehen. Öſterreich war

abgeschlagen, aber darum keineswegs besiegt; auch seine Heere brachten, anders als die französischen, frischen Lorbeer heim. Vor allem aber — und dies war des Kanzlers eigenstes Verdienst — wie beträchtlich erhöht war die Geltung des Kaiserstaats in der Welt! Im alten System blieb ihm stets unter Englands drückender Vormundschaft der zweite Rang; in der neuen, mehr als halb Europa umfassenden Allianz nahm er unverkennbar die leitende Stellung ein. Diese großartige Position ward freilich nach dem Frieden wesentlich eingeschränkt. England, von Preußen abgefallen, hatte sich isolirt; Friedrich suchte und fand Ersatz in einer allerdings lästigen Verbindung mit Rußland. Der Staatskanzler hielt hingegen seinen Bund mit Frankreich wie ein Kleinod fest — dies Werk der Vorsehung, wie er mit selbstgefälliger Demuth sagte. Es ergab sich daraus das veränderte politische Programm eines sorglich überwachten Gleichgewichts zwischen Österreich und Preußen. Der friedliche Wettlauf um künftigen Vorrang an Macht ward dadurch nicht ausgeschlossen, sondern beiderseits zur Pflicht. Wozu er führen könne, ließ Kaunitz dahingestellt: alors comme alors ward zum Wahlspruch für sein praktisches Verhalten.

Tüchtige Feinde pflegen einander mit Ingrimm hochzuschätzen. König Friedrich nennt Kaunitz, als er leitender Minister wird, einen ganzen Mann; verwegen und toll findet er später sein diplomatisches Treiben, aber bald erkennt er mit unwilligem Erstaunen an, daß der chimärische Hochmuth des Österreichers den politischen Dilettantismus der Franzosen führen wird, wohin er will. Als der Staatskanzler zwischen den Schlachten von Prag und Kollin bei Daun im Lager weilt, sähe ihn der König gern von seinen Husaren abgefangen; und diesmal ward die Grafschaft Rietberg wiederholt mit Contributionen heimgesucht. Nach dem Tage von Leuthen warnt Kaunitz den großen Fürsten, wie er sich ausdrückt, eigenhändig vor einem angeblich drohenden Attentat; Friedrich läßt ihm durch Finckenstein mit treffender Spitze erwidern: Mordversuche verabscheue das aufgeklärte Jahrhundert; hätte es nur auch die Bitterkeit unanständiger Federn gemildert, die sich oft in Staatsschriften die beleidigendsten Ausfälle gegen große Fürsten erlaubten! Nach dem Überfall bei Hochkirch verwünscht der Held in parodirten Versen Racine's den Baalspfaffen Kaunitz, der die schlimme Königin Athalie lenkt; in noch trüberen Tagen jedoch, unterm Eindruck von Kunersdorf und Maxen, bezeichnet er ihn neben dem getreuen Helfer Pitt als den einzigen guten Minister in einer an großen Gestalten armen Zeit. „Dieser Mann, so nichtig in seinen Privatneigungen und so tief in den Geschäften,“ heißt es von ihm in der Geschichte des Kriegs, die der König nach dem Frieden schrieb; gleichzeitig spricht dieser auch sonst mit Hochachtung, ja mit Bewunderung von der Bedeutung seines Bedrängers — für unmöglich hält er es nicht, daß ein solcher Mann nun ein ehrliches Einvernehmen mit Preußen suchen werde.

Fürst Kaunitz — diesen Rang erhielt er zwei Jahr nach dem Friedensschluß — Fürst Kaunitz sonnte sich auf dem Gipfel einsamen Selbstgefühls als der größte Staatsmann aller Zeiten. Ohne jeden naiven Zug, ohne einen Funken von Humor wie er war, äußert sich dieser sein Dünkel in öder Feierlichkeit. Er sprach, meist französisch, bedächtig und bestimmt, oder trug vielmehr vor, denn er litt keine Unterbrechung. In steifer Haltung, bis ins höchste Alter kerzengerad, blickt er dabei in die Höhe oder unbeweglich vor sich hin. Seine zahllosen Staatsschriften athmen die gleiche stolze Sicherheit, Sachkunde, triftige Logik, trockenes Feuer. Bisweilen von schlagender Wucht, sodaß der Kaiserin wohl beim Lesen der Kopfschmerz vergeht, leiden sie häufig an ermüdender Umständlichkeit: die politische Mechanik — denn alles dreht sich schließlich um die Macht — schwelgt in lückenlos strengen, erschöpfenden Beweisen. Zierath ist spärlich angebracht: historische Beispiele, Sentenzen etwa des Tacitus, psychologische Wahrheiten, schwunglos, aber niemals platt. Zur Freude am eigenen Verstand gesellt sich moralische Selbstbespiegelung: Österreich ist rechtschaffen, Kaunitz tugendhaft; Verschweigen ist nothwendig, Beschönigen erlaubt; grobe, nackte Lügen sind dagegen schlechterdings zu meiden. Mit Friedrichs ungenirter Verschlagenheit möchte des Fürsten pharisäische Ehrbarkeit nicht tauschen. In hochpolitischen Dingen von unverwüstlicher Arbeitskraft, verschleppt der Kanzler übrigens die geringeren Geschäfte, die er doch nicht anderen Händen überlassen mag. Denn trotz pedantischer Ordnungsliebe vertrödelt er die Zeit: erst nach 11 Uhr ist er mit seiner stutzerhaften Toilette fertig. Rücksichten kennt er nicht: über Hoftracht und Etikette setzt er sich hinweg, nimmt an Festen nicht Theil, macht oder erwidert keinen Besuch: bei Einladungen zu Tisch läßt er stundenlang auf sich warten.

Kaunitzens Gemahlin, eine Starhemberg, war nach dreizehnjähriger Ehe jung gestorben, ein Jahr bevor er sich als Botschafter nach Paris begab. Seitdem behütet ihn selbst die stete Sorge um seine werthe Person, um seine Gesundheit und um sein Vergnügen. In der Jugend war er in der That nicht selten krank oder glaubte es wenigstens zu sein; nun unterwirft er sich aus Todesfurcht einer Lebensweise, die selbst im Kreise der Sonderlinge ihresgleichen sucht. Seine Kleidung, Nahrung, Bewegung wird mit [illegible] [illegible]

frischer Blatternarben wegen nicht vor sich ließ, erfreute sich später seiner Kenner- und Gönnerschaft. Mit Literatur und Aufklärung, wie mit allerhand Luxusartikeln, versorgt ihn Paris; das französische Theater in Wien steht unter seiner wärmsten Protection — umsonst ermahnt ihn die Kaiserin, diese nicht auch auf die weiblichen Zierden der Bühne zu erstrecken. Auch im Salon läßt er sich übrigens noch am ehesten zur Damenwelt herab. Religiös theilt er den Deismus Voltaire's und liest die Encyklopädie; doch hält er es für geziemend, den kirchlichen Pflichten im allgemeinen nachzukommen. Er entschuldigt bei Maria Theresia sein Fernbleiben von der Procession und hat ihr sogar eine Beichtbescheinigung eingeschickt, worüber sich die hohe Frau wahrhaft mütterlich freute.

Seine schrullenhafte Anmaßung nahm natürlich mit dem Alter zu. Die Lacher, die Tadler, die Neider verstummten allmählich und bequemten sich. Man verehrt ihn unbedingt; während er sich um niemand kümmert, richtet sich alles nach ihm. Nicht allein die übrigen Mitglieder des Erzhauses machen im Gartenpalast der Vorstadt Mariahilf ihre Aufwartung: auch die späteren Regenten sprechen persönlich beim Minister vor, nicht umgekehrt. Selbst dem Papste Pius VI. blieb nichts anderes übrig, als er sich in Wien um den Ausgleich des Kirchenstreits mit Joseph II. bemühte. Fürst Kaunitz, der sich als Vertreter der Unabhängigkeit des Staates fühlte, ging ihm nicht entgegen, er begrüßte ihn ohne Kniebeugung oder Handkuß ganz wie seinesgleichen. Als Pius sein Haupt bedeckt, setzt auch der Staatskanzler den Hut wieder auf und führt den Gast in seiner Gemäldegalerie umher; aber die kirchlichen Anliegen des Papstes berührt er trotzig mit keiner Silbe. Gewiß, auch die Richelieu und Mazarin nahmen in einer Ruhepause des Königthums eine ähnlich überragende Stellung ein; doch in Kaunitz verkörpert sich neben tauglichen Herrschern der Begriff des leitenden Staatsmannes in ausgesprochener Verzerrung. Und welch ein Abstand bleibt nicht doch zwischen seinem Betragen und dem des großen Zeitgenossen Pitt! Auch dieser gefällt sich leider nicht bloß im Parlament in theatralischer Pose; bei Kaunitz artet der Hochmuth aus in kindische Eitelkeit und erbärmliche Angst um Erhaltung seines kostbaren Daseins.

Die natürliche Anlage zu so häßlichen Erscheinungen ward durch Maria Theresia's verwöhnende Liebenswürdigkeit entwickelt. Als sie Kaunitz zum Kanzler bestellte, sah sie über seine wohlbekannten Schwächen lächelnd hinweg; sie ertrug und schonte sie dann mit weiblicher Feinheit und Geduld. Unermüdlich überhäuft sie ihn mit Lob und Dank, begütigt streichelnd seine Empfindlichkeit und verweigert ihm zart und warm die aus gekränktem Ehrgeiz erbetene Entlassung. Tactvoll verleugnet sie doch dabei die Herrin nie, und so hat auch er ihr persönliche Hingebung aufrichtig gewidmet. Das ward ihm um so leichter, als sie sich in der Sache

fast ohne Ausnahme seinem einleuchtenden Rathe fügte. Und zwar geschah dies keineswegs bloß in den auswärtigen Angelegenheiten. Auch an den Fragen der Verfassung und Verwaltung, der Finanz und Wirthschaft, der Gesetzgebung und der geistigen Cultur ward ihm überall eingreifender, meist entscheidender Antheil verstattet. So gebührt ihm auch um den inneren Ausbau der theresianischen Monarchie ein wesentliches Verdienst. Auch nach dieser Richtung bestand zwischen dem Minister und der Kaiserin von Haus aus eine Verwandtschaft der Gesinnung: sie strebten beide, was bei den verwickelten Verhältnissen der österreichischen Lande einzig richtig war, nach maßvoller Centralisirung, pflegender Reform. Voreilig nahm Maria Theresia als Wittwe den jungen Joseph zum Mitregenten an, und alsbald offenbarte sich zwischen Mutter und Sohn die entschiedenste, beiden schmerzliche Differenz. Theoretisch neigte Fürst Kaunitz vielfach eher Joseph zu, als Praktiker aber stand er in inneren Angelegenheiten stets auf seiten der Kaiserin. Nur zugunsten der kirchlichen Befugnisse des Staats und besonders in Sachen der Toleranz hätte auch der Kanzler lebhafteren Fortschritt gern gesehen; allein er geduldete sich aus Pietät für den Glauben der Monarchin.

Sein eigentliches Fach blieb freilich immer die hohe Politik, und neue Aufgaben ließen nicht lange auf sich warten. Im Kampf der deutschen Großmächte hatte sich Frankreich tief erschöpft: insofern wirkte Kaunitzens Diplomatie mit Friedrichs Schwert unwillkürlich zusammen. Auf der anderen Seite jedoch brach der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich Rußlands Einfluß freie Bahn, und Katharina's Ehrsucht beeilte sich, diese zu beschreiten. Mit Unbehagen sah Friedrich ihr Vordringen in Polen, mit Sorge Kaunitz ihre Siege über die Türkei — die alten Feinde streckten einander die Hand entgegen. Einen ersten Manöverbesuch Josephs erwiderte Friedrich im September 1770 zu Neustadt in Mähren. Diesmal war auch Kaunitz zugegen als Leiter der Politik, der junge Kaiser trat neben ihm bescheiden in den Hintergrund. Vierzig Jahr nach dem Lustlager zu Radewitz trafen so der leichtfertige Prinz und der strebsame Student als großer König und weltberühmter Staatsmann zum zweiten und letztenmal persönlich zusammen. Im Kampf um die Meisterschaft hatte der König mit Aufbietung aller Kraft den Preis errungen; auch der Unterlegene aber fühlte sich unsäglich glorreich. Friedrich trug weiße Uniform — eine neue Erfindung internationaler Artigkeit —, zu seiner Linken nahm bei Tafel der hagere Kaunitz Platz, in schwarzem Phantasiecostüm und berechnet verjüngender Perücke. Der König führte wie immer sprühend die Unterhaltung; allein auch Kaunitz ergriff zuweilen gewandt das Wort und hielt es fest — wie die Österreicher sich schmeichelten: zu Friedrichs unangenehmer Überraschung. Kaiser Joseph fand mit Befriedigung, daß der Kanzler mehr wisse, als der König.

Bei weitem merkwürdiger verlief die politische Conferenz, die man Tags darauf unter vier Augen mit einander hielt. Fürst Kaunitz trat auf als précepteur des ministres de ce siècle et des siècles futurs, wie er sich in einem seiner letzten Dictate selbst charakterisirt. „Wenn ich wäre wie meine Vorgänger und Zeitgenossen in der Politik," begann er mit unwiderstehlichem Drang zur Selbstberäucherung, „so würde ich abwarten, aufhorchen und auszuforschen suchen." Statt dessen bat er den König, zunächst ohne Zwischenbemerkung anzuhören, was er ihm mit gewohnter Wahrhaftigkeit und angeborenem Freimuth über den Standpunkt Österreichs gegenüber der Welt überhaupt und Preußen insbesondere darzulegen wünsche. Friedrich müsse ja vor allem Vertrauen fassen zu der Einsicht und Redlichkeit der Wiener Politik; Kaunitz denke zu groß von ihm, um zu befürchten, daß er von diesen für ihn allein bestimmten Mittheilungen üblen Gebrauch machen werde. Was dieser hochtrabenden Einleitung folgte, war durchaus gediegen und gescheit. Beide Mächte sollten zum Zweck eines friedlichen Gleichgewichts bei ihrer besonderen Allianz, hier mit Frankreich, dort mit Rußland, beharren und einander nicht darin zu stören suchen. Einen förmlichen Vertrag hielt Kaunitz nicht für angezeigt; zum Ersatz — und hier verfällt er sogleich wieder in die Rolle des politischen Übermenschen — zum Ersatz habe er zehn allgemeine Grundsätze zur Richtschnur für ein gegenseitig loyales Verhalten zu Papier gebracht. Er las dem Könige diese zehn Gebote vor; er selber nannte das Blatt einen politischen Katechismus.

Der sarkastische König zeigte sich ganz entzückt. Er sprang auf und umarmte den Meister: Kaunitz habe allemal Recht mit ihm. Wiederholt bat er um Abschrift des Katechismus, damit er ihn auf seinem Schreibtisch immer vor Augen habe. Das Gespräch nahm jedoch zumeist eine praktische Wendung auf den vorliegenden Fall. Kaunitz erklärte, Österreich dürfe eine Festsetzung der Russen an der unteren Donau nicht dulden, eher müsse es zu den Waffen greifen; doch denkt er, der König werde seiner Alliirten Halt zu gebieten wissen. In Friedrichs Interesse lag dies ganz gewiß; denn als Bundesgenoß Katharina's mußte auch er gegen Österreich ins Feld rücken: ein neuer allgemeiner Krieg schien zu drohen, den er so gut wie Kaunitz zu vermeiden trachtete. Und so nahm man sich denn den Versuch gemeinsamer Friedensvermittlung im Orient ernstlich vor. Über des Königs geistreich springende Art, seine leicht hingeworfenen Ideen schüttelte der systematische Kanzler hinterher geringschätzig den Kopf; angesichts der steifen Pedanterie, der seltsamen Arroganz des Fürsten mußte Friedrich zuweilen ein Lächeln unterdrücken. Allein die Sache, die beide im Auge hatten, ließ sie über persönliches Befremden hinwegsehen; zufrieden — wie sie meinten: in wirklicher Eintracht — schieden sie von einander.

Indessen es war, als liefe jeder Versuch, Österreich und Preußen innerlich auszusöhnen, in jenem Zeitalter wider die Natur der Menschen und der Dinge. Die einzige namhafte Handlung, bei der Friedrich und Kaunitz in der That zusammenwirkten, war die erste polnische Theilung, jener bedenkliche Ausweg aus der Kriegsgefahr, auf den des Königs unerschrockene Genialität den zaudernden Staatskanzler zu drängen wußte. Zu der unbedingten sittlichen Verwerfung einer so formlosen Gewaltpolitik, wie sie Maria Theresia ausgesprochen hat, erhob sich Kaunitz nicht. Er beklagte aufrichtig, daß die frühesten Übergriffe in Polen gegen seinen Rath gerade von seiten Österreichs geschehen seien — in ihnen kündigte sich der unruhige Ehrgeiz Kaiser Josephs an, den Friedrich schon bei der ersten Begegnung klar durchschaut hatte. Nachdem jedoch Friedrich so eine Handhabe für seine Absichten gewonnen, hielt es auch Kaunitz für seine Pflicht, nach Kräften mitzuthun. Allein soviel auch dabei für Österreich herausgeschlagen ward: ein Geschäft wie die polnische Theilung war nicht dazu angethan, die Sympathie zwischen den Unternehmern zu erhöhen oder auch nur zu erhalten. Verhandlung und Durchführung erzeugten Verdruß und Argwohn, Neid und Eifersucht. Binnen kurzem erblickten König und Staatskanzler wieder jeder im anderen den böswilligsten Feind, das Interesse Preußens und Österreichs in vollkommenem Gegensatz. Wie vor Jahren sprach Kaunitz von einem künftigen Krieg um die Obermacht, in dem man das Schwert nicht einstecken werde, ehe denn einer von beiden zugrunde gerichtet sei. Gemäßigter ließ sich Friedrich im Sinne der Vertheidigung vernehmen: Preußens Herrscher müssen ganz Nerv sein, oder sie sind verloren!

Der Krieg, wie ihn Kaunitz voraussagte, hat bis heute nicht stattgefunden. Neunzig Jahr später, 1866, schlug man um die Obermacht; aber nicht um die in der Welt, sondern die in Deutschland, neben dem für das Erzhaus abermals Raum blieb, sich europäisch zu behaupten. Friedrichs zuversichtlicher Gedanke, der die unabhängige Machtstellung Preußens schuf, hat die schwersten Prüfungen der Geschichte glänzend bestanden; der leitende Grundsatz des Fürsten Kaunitz, daß die Entwicklung Preußens mit dem Dasein Österreichs unvereinbar sei, hat sich als übertrieben und schief herausgestellt — deshalb gebührt ihm neben Friedrich auch als Staatsmann erst der zweite Platz: er zeigt sich ungleich mehr vom Gesichtskreis seiner Zeit, seiner eigenen Erlebnisse befangen.

Von national bestimmten Zielen wußte freilich auch der große König noch nichts; wenn ihn Kaunitz einmal als eine Art Gegenkaiser bezeichnet hat, so traf er das Richtige: Friedrich kam es nur darauf an, eine gefährliche Ausdehnung der österreichischen Macht auch im Reiche zu verhindern. In solcher Absicht zog er eben damals von neuem den Degen, um Bayern vor der Annexion durch Joseph zu bewahren. Durch Joseph, denn mehr

noch als bei der polnischen Theilung war dieser auch jetzt das treibende Element in der jüngsten Wiener Politik. Maria Theresia, hinfällig und gebeugt, war außer sich über das gewagte, rechtlich überaus schlecht begründete Unternehmen; ihre Aufgabe, die sich nun zu Ende neigte, hatte in der Erhaltung des habsburgischen Erbes bestanden — nur darum ließ sie sich einst zum rächenden Angriff auf Friedrich bereit finden, weil ihr Schlesien als unveräußerlicher Bestandtheil jenes Erbes galt. Kaunitzens historische Rolle hatte den Sinn eines activen Rückschlags gegen Preußens Erhebung überhaupt; allein stets ging er dabei mit genialer Besinnung seinen eigenen Weg. In Joseph dagegen erscheint der wetteifernde Nachahmer aus der folgenden Generation. Wie er im Innern den alten Fritz zum Vorbild nimmt, straffe Staatseinheit und aufgeklärten Absolutismus auf ungeeignetem Boden anzupflanzen strebt, so trachtet er draußen dem Ruhm des jungen Friedrich nach: er möchte die Grenzen ausdehnen, jenachdem durch directe Eroberung.

Den alten Plan, Österreich gelegentlich durch Bayern abzurunden, wodurch das Schicksal Süddeutschlands überhaupt besiegelt worden wäre, diesen Plan trug Kaunitz selbstverständlich ebenfalls im Sinn; schon eine Anzahl von Denkschriften aus seiner ersten Gesandtenzeit hatte denselben Gegenstand betroffen. Allein wohlweislich warnte er jetzt vor einer militärischen Invasion; durch Unterhandlung wünscht er das Mögliche zu erreichen. Joseph dagegen setzte nach Friedrichs schlesischem Muster den bewaffneten Einbruch durch, und hieraus entsprang die kriegerische Verwicklung. Nicht gerade im Feld, wo es zu wenig mehr als bloßen Demonstrationen kam, aber in der Sache selbst erlitt Österreich eine Niederlage. Mit Mühe vermochte der Staatskanzler im Frieden einen geringen Vortheil nach der bayerischen Seite hin zu retten. Die Kaiserin, die sich wehmüthig der Tage entsann, wo der Fürst und sie zusammen eine, wenn nicht immer erfolgreiche, so doch allzeit ehrenvolle Staatskunst ausgeübt, nannte den Frieden dankbar nicht das gloriosefte, doch gewiß das penibelste und für die Monarchie nützlichste seiner vielen großen Werke. Als sie bald darauf starb, begnügte sich Kaunitz kühl mit dem Lobe ihrer Politik, das nach seiner Weise ein kaum verhülltes Selbstlob war. Eben deshalb hätte er zu tieferer Trauer Grund gehabt: die Zeit ungestörter, wahrhaft originaler Amtsführung war seit dem Hingang der gütigen Herrin vollends für ihn vorbei.

„Bleiben Sie mein Freund, seien Sie meine Stütze, mein Führer!“ — mit diesen Worten zeigte der Kaiser dem Kanzler den Tod der Mutter an; und an Freiheit und Ehre genoß Fürst Kaunitz im Jahrzehnt der Alleinherrschaft Josephs mehr denn zuvor. Die gesuchte Schlichtheit, die fieberhafte Geschäftigkeit des Kaisers enthielt an sich eine stumme Kritik der entgegengesetzten Eigenschaften des Fürsten, aber er ließ ihn darin

unbehelligt. An den diplomatischen Empfangsabenden des Kanzlers, wo dieser im Lehnstuhl mit erhabener Ruhe seinen Thee schlürfte, mischte sich Joseph unscheinbar unter die anwesende Gesellschaft. Kaunitz ging nie mehr zu Hof; seit der Kaiser krank vom Türkenfeldzug wiederkam, haben sie die letzten zwei Jahre durch nur noch brieflich mit einander verkehrt. Nichtsdestoweniger blieb der Kanzler an allem Wichtigen betheiligt; er behielt eine hohe, aber selten mehr wirklich maßgebende Autorität. Zumal im Innern stürmte Joseph in wohlmeinender Verblendung eigenwillig seine Bahn hinab, die statt zur ersehnten einheitlichen Allgewalt bis fast zur Auflösung der monarchischen Staatsordnung führte. „In welchen Zustand hat despotische Verranntheit diese schöne Monarchie gebracht!" klagt Kaunitz hinterdrein; es tröstet ihn, daß alles Unheil, wie die Welt wisse, von dem geringen Gewicht herrühre, das man auf seinen Rath, seine offenen Vorstellungen gelegt.

Von selbst ward auf solche Weise zugleich die auswärtige Politik geschädigt; um so mehr, als sich Josephs Temperament auch hier in ungeduldigen Zuckungen bewegte. Um Schritt zu halten, stimmte der sonst so umsichtige Kaunitz seinen Ton diplomatischer Energie bisweilen zu gebieterischer Grobheit hinauf. „Der Kaiser will nicht mehr von den Barrieren reden hören," fuhr er den holländischen Gesandten an, „sie existiren nicht mehr. Jeder Tractat erlischt von selbst, wenn die Umstände aufhören, die ihn hervorgebracht." Natürlich hatte man bald mehr als eine Demüthigung zu verzeichnen. Die europäische Stellung Österreichs schien zwar noch einmal äußerst umfassend. Aus eigenem Entschluß hatte Joseph sich Katharina schmeichelnd an den Hals geworfen; unter Kaunitzens Leitung ward daraus eine neue russische Allianz. Da die französische noch fortwährte, sah es so aus, als habe man das jetzt völlig vereinzelte Preußen in eine Lage, schlimmer als beim siebenjährigen Krieg, versetzt. Aber Josephs Dreibund glich dem alten des Staatskanzlers innerlich nur wenig. Im Osten beutete Katharina die neue Freundschaft geschickt für ihre Zwecke aus; im Westen war Frankreich ohnmächtig und verhielt sich lau. Als Österreich wiederum die Hand nach Bayern ausstreckte, um es, diesmal nach Kaunitzens diplomatischem Recept, für Belgien einzutauschen, bedurfte Friedrich nicht einmal mehr eines kriegerischen Gegenschlags. Er schloß mit den kleineren Reichsgenossen seinen deutschen Fürstenbund; selbst der hohe Klerus ward durch Josephs Willkür und Begehrlichkeit unter den Schirm des Ketzers von Sanssouci getrieben. Der Kaiser wich abermals zurück, und der alte Reichsrebell schied im Glanz eines nationalen Erhalters.

Man hat sich erzählt, doch ist es historisch nicht bezeugt, Fürst Kaunitz sei bei der Kunde vom Tode Friedrichs in die Worte ausgebrochen: „wann wird je wieder ein solcher Herrscher die Krone adeln?" Weder Inhalt noch

Form dieses Ausrufs verräth des Staatskanzlers Art. Er hatte den großen Gegner persönlich überlebt; aber am Leben blieb, was er eigentlich bestritten: dessen Schöpfung. Gerade die jüngsten Ereignisse trugen von neuem dazu bei, seinen Groll gegen Preußen womöglich noch zu verschärfen. Einen schwungvollen Einfall des Kaisers, die beiden deutschen Mächte nun durch ein inniges Bündniß zu vereinigen, das sie zu Schiedsrichtern in Europa machen und ihnen erlauben würde, alle Kraft auf die friedliche Entwicklung ihrer Völker zu verwenden — diesen Vorschlag wies Kaunitz daher in ausführlicher Darlegung als ein phantastisches Traumbild herb zurück. Wohl mit Recht: auf dem Boden der damaligen, von Tag zu Tag äußerlicher rechnenden Gleichgewichts- oder ehrlicher gesagt: Vergrößerungspolitik war ein dauerhaftes Verständniß eingelebter Feinde gewiß nicht zu erwarten. Sprach sich doch gleichzeitig in Berlin Friedrichs alter Minister Hertzberg dem sanguinischen Friedrich Wilhelm II. gegenüber ebenso abmahnend wie Kaunitz aus. Die Epoche für neue Gestaltungen war noch nicht erschienen; kurz darauf freilich klopfte sie — von Frankreich her — vernehmlich an die Thür.

Dem Scheitern der Pläne Josephs sah der Staatskanzler ernst, aber in gelassener Haltung zu; denn er fühlte sich noch Mannes genug, das Schiff, wie er sagt, mit Anstrengung wieder flott zu machen. Der rührende Abschiedsbrief des sterbenden Monarchen, der sich so früh hingebend aufgezehrt, hat den fast achtzigjährigen Egoisten in seiner Versteinerung doch einen Augenblick erschüttert. Auch an sich selbst aber, wenn auch nur im Gebiete seiner Ideen, mußte Kaunitz zuletzt eine tragische Wendung erfahren. Wer über ein Menschenalter wirksam durchs Leben geht, begegnet in irgend einer Gestalt der Nemesis.

Das höchste Pathos der Seele des Kanzlers bildete sein Preußenhaß. Die größte Freude jedoch empfand er beim Gedanken an seine französische Allianz. Unzähligemal hat er ihren Segen für Österreich von allen Seiten mit Vaterstolz beleuchtet. Daß Frankreich weit weniger Vortheil von ihr habe, räumte er im stillen ein; desto emsiger arbeitete er an ihrer Aufrechterhaltung. Vereint mit der Kaiserin und mit Joseph suchte auch er die arme Marie Antoinette, das lebendige Unterpfand der Allianz, zu Österreichs einseitigen Zwecken politisch zu mißbrauchen. Mit Zorn und Verachtung sah er den inneren Verfall der französischen Monarchie. „Wenn bei uns so scheußlich schlecht regiert würde," schreibt er achtzehn Jahr vorm Ausbruch der Revolution, „würd' ich davonlaufen, soweit mich meine Beine trügen." Trotzdem erklärt er noch elf Jahr später öffentlich: „Unsere Verbindung ist die Folge eines festen und wohlbedachten Systems, nicht für kurze Zeit, sondern für ein Jahrhundert und länger geschaffen. Wäre je ein Minister, in Wien oder in Versailles, so unglaublich thöricht, sie zerreißen zu wollen, so würd' es ihm nicht gelingen — man würde ihn

ins Tollhaus sperren." Ein ironisches Schicksal spottete solcher Vermessenheit. Bald kam es in Frankreich nicht mehr auf Ministerweisheit an; wahnsinnige Erregung befiel die Masse des Volks, und der schrillste Laut im Geheul war der Wuthschrei wider die Österreicherin. Die Allianz, nicht so ganz mit Unrecht verflucht, fiel nicht bloß zu Boden, sondern ward in fanatischen Haß gegen Wien verkehrt. Fürst Kaunitz fühlte sich ins Herz seiner Politik getroffen.

Der ersten Enttäuschung folgte eine zweite auf dem Fuß. Josephs Bruder und Nachfolger Leopold, der im übrigen im Einklang mit dem Kanzler die zerrüttete Staatsordnung klug wiederherstellte, vollzog zur Sicherung eine Annäherung an Preußen; angesichts der französischen Umwälzung ward daraus eine förmliche Allianz. Fürst Kaunitz, der mit der alten Wegwerfung von Preußen sprach, bot seine Entlassung an und vermochte es dennoch über sich, zu bleiben. Mehr und mehr kamen in dem neuen Verhältniß jüngere Kräfte neben ihm empor; Eine schwierige Aufgabe fiel noch ganz ihm selber zu: dem verwilderten Frankreich gegenüber das Wort zu führen. An einen Krieg gegen die Revolution dachte er so wenig wie der besonnene Leopold. So meisterhaft er in mannigfachen Aufzeichnungen die Hohlheit der Ideen von 1789 kritisirt, so erkennt er doch den Franzosen das Recht zu, ihre Verfassung beliebig zu gestalten. Nur um den internationalen Verträgen Achtung, der königlichen Familie Freiheit und Würde wiederzuverschaffen, gilt ihm eine gemessene Kundgebung des Willens der übrigen Mächte für erlaubt. Von ihr verhofft er eine einschüchternde Wirkung; hernach hätte er auch mit einem constitutionell, aber haltbar geordneten Frankreich gern die alte Freundschaft wieder angeknüpft. Aber seine wie immer hochtönende Sprache erhitzte nur die nationale Aufwallung in Paris, und der Krieg brach dennoch unaufhaltsam aus.

Franz II., Leopolds Sohn, dessen Kaiserwahl, die letzte im alten Reich, auch die letzte diplomatische Arbeit des Fürsten Kaunitz gewesen ist, ließ sich unter solchen Umständen tiefer mit Preußen ein. Während der monarchische Kreuzzug gegen die Champagne vorrückte, berieth man gleichzeitig über eine zweite polnische Theilung. An dem einen wie dem anderen mochte der greise Staatsmann keinen Antheil nehmen. Dem Feldzug nach Frankreich weissagte er richtig seinen Mißerfolg; durch die Vernichtung Polens, dessen Bestand ihm für Österreich nothwendig schien, wollte er seine Amtsführung nicht beflecken. Mit gnädigem Zögern ward dem Einundachtziger nach funfzig Dienstjahren, vierzig im Kanzleramt, der dringend verlangte Abschied endlich bewilligt.

Zwei Jahr später ist Kaunitz an Entkräftung gestorben, bis ans Ende in politischen Actenstücken wühlend, ungebrochen in seinen Ideen wie in seinem Stolz. Seine Zeit war vollkommen vorüber; bald genug — und

seine Gruft in der schönen Pfarrkirche, die er selber zu Austerlitz erbaut, ward vom Donner der Dreikaiserschlacht umdröhnt, die der Erbe der französischen Revolution gegen Österreich und Rußland schlug und gewann — die Verbündeten des siebenjährigen Kriegs in tödtlicher Entzweiung!

Kaunitzens Söhne, die er früh in Ämter brachte, haben keine Bedeutung erlangt. Besser setzte ihn eine Reihe diplomatischer Zöglinge fort, denen er, wenn sie gut einschlugen, eine gewisse Zärtlichkeit zu erkennen gab. Metternich führte ein Jahr nach dem Tode des europäischen Kutschers, wie man den alten Fürsten scherzend hieß, dessen Enkelin heim; unmittelbar gehört er jedoch seiner Schule nicht mehr an.

Mit Gestalten von dämonischer Geistes- und Willenskraft, wie sie das 17. und 19. Jahrhundert in Richelieu und Bismarck hervorgebracht, läßt sich der Staatsmann des 18., Kaunitz, nicht vergleichen. Jene haben, während sie mit ebenbürtigem diplomatischen Genie ihren Staaten eine neue Weltstellung errangen, zugleich im Innern ihre Herrschernatur siegreich entfaltet; Richelieu im Streit mit der Aristokratie eines noch zügellos gesinnten Geschlechts, Bismarck gegenüber dem Ansturm der Parteien im Lärm einer demokratisch bewegten Epoche. Beide wurzeln dabei in der nationalen Idee und verdanken dieser zumeist den Schwung und den Nachdruck ihrer Thaten. In der einen wie der anderen Hinsicht erinnert im 18. Jahrhundert allenfalls Pitt an sie, dessen Wirksamkeit indeß von kurzer Dauer war und den Gang der englischen Entwicklung einfach fortgesetzt, nicht wesentlich verändert hat. Die continentalen Zustände jener Tage bieten für solche Erscheinungen keinen Raum. Da herrscht die tiefe Stille der absoluten Monarchie; vom Kriegswesen abgesehen ein der freien Luft entzogener, dicht umschlossener Lebenskreis: Cabinet und Kanzlei, sie bilden die Welt, in der sich ein Kaunitz selbst physisch einzig behaglich fühlte. Unter den glücklichen Lenkern des Donaureichs ist er der echteste Österreicher gewesen; nicht allein Prinz Eugen, selbst Metternich nimmt sich neben ihm wie ein Fremdling aus. Auch der echteste Österreicher aber steht auf keinem wahrhaft nationalen Boden. So ist Kaunitz als Staatsmann von der abstracten Idee der Macht an sich erfüllt, weshalb seine Politik etwas technisch Virtuoses, wie sein ganzes Wesen etwas fachmännisch Dürres an sich trägt. Seine vornehmste Triebfeder ist — der Periode des Rationalismus gemäß — der reine Verstand; womit zugleich jener Hang zur Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit gegeben ist. Nach lebendig ergreifenden, hinreißenden Zügen sucht man bei ihm umsonst; und so fehlt gerade das, was wir als geschichtliche Menschengröße lieben und verehren.

Noch ein weiterer, durchgreifender Unterschied enthüllt sich auf den ersten Blick. Die Richelieu und Bismarck stehen an der Spitze ihrer Zeitgenossenschaft. Nur flüchtig begegnet jenem in Gustav Adolf ein selb-

ständiger Held, dessen streitbare Hand er als Freund zu fassen und zu führen weiß, bis des Königs Tod ihn von jeglichem Mitbewerb erlöst. Bismarck, von den fähigsten Männern umgeben und getragen, findet draußen nirgends einen ihm gewachsenen Widerstand. Bei Kaunitz erscheint das Gegenspiel als historischer Beruf. Das Gewölk von Weihrauch, das er um sich selbst verbreitete, sollte wohl seinem eigenen Auge die widerwärtige Thatsache verschleiern — aber anders war es nun einmal nicht: sein Zeitalter stand unterm Sterne Friedrichs des Großen. Während Pitt sich in seinen ruhmvollsten Tagen dankbar an den König lehnt, hat Kaunitz fast sein Lebelang mit dessen weit überlegenem Geiste zu ringen. Was blieb ihm übrig, als sein Österreich neben Preußen auf der Höhe zu erhalten? Ohne Zweifel erwarb er sich so zugleich um die Zukunft Europa's ein erhebliches Verdienst. Selbst als Deutsche dürfen wir indeß mit seiner geschichtlichen Leistung wohl zufrieden sein. Denn erst sein Werk, der siebenjährige Krieg, hat wider seinen Willen dazu gedient, dem preußischen Staat das tiefe Gefühl der Unzerstörbarkeit einzuflößen, von dem beseelt er für uns die Freiheits- und Einheitskämpfe ausgefochten hat.

---

8. Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max*).

Mit welchem Recht man auch sonst an der Sitte unserer Jubiläen Übermaß und Willkür rügen mag: die Säcularfeier der Geburt bedeutender Menschen darf der Historiker dreist als sinnvoll in Schutz nehmen. Das Jahrhundert eines Mannes ist ein geschichtlich haltbarer Begriff; in der Abfolge dreier Generationen vollzieht sich ja die lebendige Wechselwirkung des Einzelnen mit der Welt. Unter den Vätern kommen wir zu eigenem Wesen empor; mit den Brüdern in die Wette führen wir die Arbeit unseres Daseins durch; in der Leistung des Geschlechts der Söhne, einerlei wieviel wir selbst davon erleben, dauert noch der unmittelbare Einfluß unseres Schaffens fort. Erst dann, wenn über die Schwelle des neuen Jahrhunderts die Enkel handelnd in den Vordergrund treten, bricht die volle Nachwelt an; auch der Abglanz der persönlichen Erscheinung erlischt; die Stunde schlägt für die rein historische Betrachtung.

In wenigen Wochen steht der Säculartag der Geburt Leopold v. Ranke's bevor; wenige Monate sind's, daß in Heinrich v. Sybel der letzte, namhafteste aus dem ursprünglichen Kreise seiner Schüler abgerufen ward: er,

*) Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München am 15. November 1895; besonders erschienen im Verlage der Akademie und mit Erlaubniß ihres Herrn Präsidenten hier abgedruckt.

der an Geist und Kunst dem Meister am nächsten kam und doch gerade deshalb die abweichenden Züge der späteren Zeit am deutlichsten an sich trug. Durch Sybels Tod ward das Andenken Ranke's rings belebt; wir aber fühlten uns zwiefach an die Tage König Maximilians gemahnt, in denen der eine hier als Statthalter des anderen in der Wissenschaft gewaltet. Wilhelm v. Giesebrecht, der dem jüngeren Studiengenossen im nämlichen Amte folgte, hat vor neun Jahren im Namen der Akademie das Lebensbild des gemeinsamen Lehrers liebevoll gezeichnet; für Sybels umfassende Charakteristik naht mit unserem Stiftungsfest der hergebrachte Tag. Was der König mit Hülfe beider für die deutsche Historie vollbracht und der einsichtigen Huld erlauchter Nachfolger überantwortet hat: der Tiefsinn eines Döllinger hat es an dieser Stelle mehr als einmal erwogen und verkündet. Solchen Darstellern nachzutrachten oder vorzugreifen, liegt mir fern; allein ich gehorche dem Winke des Augenblicks und neige mich in Ehrfurcht vor dem Genius des Orts, wenn ich es wage, mit einer allgemeinen Schätzung des Werths, den Ranke für sein Jahrhundert gehabt, die besondere Erinnerung an sein Verhältniß zu König Max, woran auch Sybel ein Antheil zukommt, zu verbinden.

„Mein lieber Herr Professor Ranke," beginnt ein Schreiben des Königs, datirt aus Rom, den 25. Jänner 1853: „Es ist Mein lebhafter Wunsch, zu den Vorkämpfern der Wissenschaft, welche Ich bisher für Meine Landesuniversitäten gewonnen, auch Sie dauernd nach München an die Universität zu ziehen. Der Hauptzweck ist Mir hiebei die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht. Es soll mit Ihrer Berufung das Princip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben treten, die Geschichte nicht aus dem Standpunkte der Parteiungen, sondern aus jenem höheren, objectiven der Wissenschaft behandelt werden. Zu diesem Behufe würde Ich auch seinerzeit bei der Besetzung der historischen Fächer an den Universitäten und Schulen Bayerns auf Ihre Rathschläge das größte Gewicht legen." Es folgt ein stattliches Angebot von Einkünften und Ehren, sowie das Versprechen, alles anzuwenden, was dienlich erscheint, um durch Hinweisung auf die Größe des Zwecks, der für Bayern erreicht werden soll, den Eindruck, den die Berufung beim König von Preußen machen könnte, in freundschaftlicher Weise zu vermitteln. „Es handelt sich darum," heißt es weiter, „das Übergewicht factiöser Strebungen zu entfernen, und dazu bedarf Ich Männer, welche neben der Autorität ihres Namens die erforderliche Frische des Talents und der Kraft für einen nachhaltigen Zweck besitzen. Wie sehr es Mich, Ihren ehemaligen Schüler, persönlich erfreuen würde, Sie ganz für Uns zu gewinnen, dessen bedarf es nicht der Erwähnung. Ich würde es als ein Glück betrachten, Sie Mir recht

nahe stellen und erhalten zu können, der Ich mit alter Hochschätzung bin Ihr wohlgeneigter Max." Den Ausdruck seines persönlichen Verlangens hat der König mehrmals unterstrichen und eigenhändig hinzugesetzt: „Mein lieber, verehrter Lehrer, folgen Sie dem Rufe Ihres alten Schülers!"

Der König spricht kraft seines Amts als praktischer Politiker. Unter freier historischer Forschung versteht er deren Lösung von äußeren Fesseln der Rücksicht auf andere Interessen, vornehmlich wohl die kirchlichen; von unabhängigen Studien allein verhofft er für sein Land das Heil einer höheren nationalen Bildung. Den objectiven Standpunkt der Wissenschaft sodann bringt er in Gegensatz zu dem Unwesen parteiischer Bestrebung. Allein als Kenner der in Ranke verkörperten neuen historischen Richtung bezeichnet er so zugleich nach Form und Inhalt deren Eigenthümlichkeit. Das moderne Princip freier Forschung weiß auch in sich selbst von keiner Schranke; es gebietet rücksichtslosen Kampf der Kritik mit der Überlieferung. Diese kritische Bemühung durchzieht das Jahrhundert in immer breiterem, bisweilen neu vertieftem Strom. Im Geburtsjahr Ranke's zerstörte Wolf — ein erstes hinreißendes Beispiel — die überkommene Vorstellung eines Homer; Wolf zeugte Niebuhr, Niebuhr Ranke und so fort. In dieser Entwicklung nimmt Ranke nicht die oberste, wohl aber die einflußreichste Stelle ein. Er übertrug die kritische Methode vom Boden des Alterthums in angemessener Gestalt als Forscher auf den der Neuzeit, als Lehrer ins Gebiet des Mittelalters. Den Grundsatz, überall zu den echten Denkmälern des vergangenen Lebens oder doch zu den lautersten Quellen unserer Kunde vorzubringen, hat er in siebzigjähriger Arbeit früh und spät mit bewußtem Trieb und vollendetem Tacte befolgt. So hat er mächtig gewirkt, als Vorbild, nicht durch Theorie. Die feine Darlegung der dem kritischen Verfahren zugrunde liegenden Gesetze des historischen Wissens, wie sie dem Scharfsinn Sybels gelegentlich gelang, begrüßte er mit Beifall; der formalen Strenge, mit der ein anderer Lieblingsschüler, Waitz, die Regeln der Forschung handhabte, ist er fremd geblieben. Denn niemals gab es unter den Gelehrten jeglicher Art einen minder scholastischen Geist. Auch ist ja unsere moderne historische Methode nichts für sich; von einfachem, allzeit bekanntem logischen Gehalt, gewann sie ihre Bedeutung allein durch den Schwung und den Ernst, mit dem unsere Führer sie auf die besondere Natur des Gegenstandes anwandten. Die Seele der historischen Kritik ist der historische Sinn, für dessen Bethätigung Ranke das ideale Ziel in der Objectivität erkannt hat.

Objectivität ist zugleich Unparteilichkeit, hat Ranke selbst einmal gesagt, und auch die übrigen, wohlbekannten Aussprüche, in denen er seinen Standpunkt darlegt, tragen zum Theil die negative Farbe der Ablehnung, des Verzichts. Weder die Vergangenheit richten will er, noch die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre belehren: er will bloß zeigen, wie es eigentlich

gewesen. Er wünscht sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die gegen einander aufstehen und in Kampf gerathen. „Das Ideal historischer Bildung," schreibt er an König Max, „würde darin liegen, daß das Subject sich rein zum Organ des Objects, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen." Allein wie deutlich erhellt aus all diesen Bekenntnissen zur Idee der Objectivität zugleich deren tiefer positiver Sinn! Wenn das Subject sich rein zum Organ des Objects macht, wird das Selbst des Historikers freilich so ausgelöscht, wie ein vollkommener Spiegel unsichtbar wird in der Klarheit des zurückgeworfenen Bildes. Da die historische Spiegelung indeß allein zustande kommt durch die aneignende Thätigkeit des erkennenden Geistes, so bedeutet dessen scheinbares Verschwinden in Wahrheit vielmehr ein energisches Ein- und Aufgehen in den Gegenstand. Aber muß diese unbedingte Hingabe des Subjects nicht zu ebenso kalter, wie reiner Anschauung führen? Ganz im Gegentheil — mit dem Erkennen geht ja die Empfindung Hand in Hand. Insofern die geschichtliche Begebenheit eine Lebenserscheinung ist, wird sie nicht nur in vollem Licht, sondern auch mit all ihrer Wärme aufgenommen und wiedergestrahlt. Von allen Regungen in der Brust des Historikers wird bei dieser Auffassung seines Berufs nur eine zu schweigender Entsagung verdammt: der Wille; das heißt der Vergangenheit gegenüber der Wunsch, daß es anders gewesen oder gekommen wäre.

Man erblickt auch hier den Mann inmitten seiner Zeit. Diese Ranke'sche Objectivität ist blutsverwandt dem empirischen Bestreben überhaupt, wodurch sich unser Jahrhundert so tief vom vorigen unterscheidet. Einst, in den Tagen der Aufklärung, bespiegelte das Denken sich selbst; man fragte nach dem, was sein soll, nicht nach dem, was ist: im Naturrecht, wie der natürlichen Religion, im Cultus der Nützlichkeit, in der Weltverbesserungssucht willkürlicher Reform und verwüstender Revolution. „Zufällige Geschichtswahrheiten," rief da Lessing stolz, „können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten niemals werden!" Welch ein Umschwung dann, längst ehe von Ranke die Rede war, zu der andächtigen Versenkung des Geistes in das Werden der Wirklichkeit, zu jenem Lauschen auf den Athem der Dinge selbst — im Bereich der Sprache, Sage, Poesie und Kunst, des Glaubens und Träumens, ja sogar des Rechts — in den Kreisen der Savigny und Jakob Grimm, zur Zeit der Romantik und der politischen Restauration! Die Alleinherrschaft des Verstandes war gebrochen; andere Seelenkräfte, die sich in Rousseau's Empfindung, Herders Empfänglichkeit, Goethe's nachschaffender Phantasie der Welt offenbart, strömten jetzt gewaltig, Leben weckend in die Wissenschaft ein. Alles

Geistige stellte sich als geschichtlich dar; wie zur Antwort an Lessing setzte Hegel das Wirkliche dem Vernünftigen gleich: man suchte die Wahrheit im schlagenden Herzen der Sache.

Das geniale Wagniß Ranke's bestand nun darin, daß er dieser Stimmung auch die politische Historie unterwarf, obwohl er keineswegs, wie die Schule Savigny's beim Rechte that, den leidenschaftlichen Gehalt des staatlichen Lebens unterschätzte. Der Gefahr einer einseitigen Theilnahme, die ein solcher Stoff uns nahelegt, entging er nicht durch Neutralität, sondern durch Universalität des Mitgefühls. Er getraut sich wie Faust, sich zur Höhe jenes Erdgeistes zu erheben, der in Lebensfluthen, im Thatensturm auf und ab wallt, bei allem und jedem feurig dabei und dennoch von erhabenem Gleichmuth erfüllt, weil er weiß, daß am sausenden Webstuhl der Zeit das lebendige Kleid der Gottheit gewirkt wird. In der That wurzelt Ranke's Ansicht der Aufgabe des Historikers in einer Religion des Realismus. Wie den Philosophen jener Tage, ist ihm die Geschichte göttlicher Natur, jedes Zeitalter in seiner eigenthümlichen Tendenz ein besonderer Ausdruck der in die Menschheit von oben gelegten Kraft; einzeln betrachtet einander gleich an Werth, machen sie zusammen den Reichthum der für uns bestimmten Culturwelt aus. Völker und Staaten, auf denen die gleichzeitige Mannigfaltigkeit dieser einheitlichen Welt beruht, sind lebensvolle Gebilde von individueller Bedeutung; auch die Macht als solche erhebt sich auf geistigem Grunde und besteht dadurch zu Recht. Alles Geschehen entspringt aus dem freien Handeln der Person, aber die Freiheit bewirkt die Auslösung einer Nothwendigkeit; selbst die Helden sind, bewußt oder unbewußt, nur die obersten Diener der allgemeinen Interessen.

Eine historische Weltansicht, der wir beschaulich zustimmen, sobald unser Wille schläft und das Kampfgewühl der Gegenwart überhört. Ranke legte sie in classischer Darstellung einer Zeitgenossenschaft ans Herz, die sich in ihrer eigenen Gemüthsverfassung durch sie berührt fühlte. Ungeheuren Erlebnissen war die Ruhe der Sammlung gefolgt. Nationalität und Religion, allerorten frisch verjüngt, hegten doch noch keine streitbaren Gelüste; die inneren politischen Gegensätze bewegten sich noch überwiegend in ideeller Form, man athmete rings die reine Luft einer hohen gemeinsamen Bildung. Ranke hat diese Friedensperiode des deutschen Bundes seinem königlichen Freunde gerühmt als eine jener halcyonischen Zeiten der Meeresstille zwischen den Stürmen, in denen der Genius Freiheit genug behält, um sich mit all seiner Kraft großen Schöpfungen zu widmen. Da verstand man es dankbar, daß ein echter Geschichtschreiber Osmanen und Spanier, Serben und Italiener, Franzosen und Engländer mit derselben Freude durch ihre Geschicke begleitete, wie die eigene Nation; und — was dem Deutschen unendlich schwerer fällt: man hieß es gut, wenn er mit gleich lebhafter Theilnahme sich und uns an den Quell

unserer Reformation, wie an den Herd der jesuitischen Gegenrüstung versetzte. Diese Leistung zumal hat den duldsamen Sinn des bayerischen Fürstenhauses für Ranke eingenommen. König Ludwig las in Rom seine Päpste mit kunstverständigem Genuß. „Nicht bloß gelesen," schrieb 1845 Kronprinz Max, „studiert habe ich Ihre Geschichte im Reformationszeitalter, der ich Sie durch die zahlreichen Notate und Striche in meinem Buche überzeugen könnte, wie hoch ich achte, was Ihnen, Herr Professor, die deutsche Geschichte verdankt."

Denkweise und Zuversicht jener Tage treten anziehend in folgender Episode hervor. Der Prinz beklagt im nämlichen Briefe, daß es ihm nicht gelungen sei, Ranke's Schüler Dönniges, der seit drei Jahren seine historischen Studien persönlich geleitet, in dieser Stellung aufrecht zu erhalten. König Ludwig gab einer damals vorwaltenden Strömung soweit nach, daß er zum wissenschaftlichen Beirath des Thronfolgers einen entschiedenen Protestanten seinen Bayern gegenüber nicht mehr für geeignet hielt. Vergebens — wohl nicht ohne Dönniges' Mitschuld — suchte man lange nach einem tauglichen katholischen Ersatz. Endlich faßte sich Ranke das Herz zu einem merkwürdigen Schreiben an den König, worin er, freilich umsonst, um die Wiedereinsetzung des Entlassenen bat. Er erkennt Gerechtigkeit und Billigkeit der Rücksicht auf die confessionelle Stellung von Altbayern offen an. „Ich zweifle nicht," sagt er, „es entspräche dem Princip besser, wenn ein gemäßigter Katholik von der Gesinnung des seligen Sailer in jener Weise Sr. K. Hoheit zur Seite stünde; da sich aber kein solcher findet, wäre nicht ein gemäßigter Protestant, der keine religiösen Controversen liebt, immer besser, als entweder ein ungläubiger oder ein fanatischer Katholik? Ew. Majestät haben durch Allerhöchst Ihre eigene vom Himmel so sichtbar gesegnete Vermählung, durch die Sr. K. Hoheit des Kronprinzen, durch die gnädige Rücksicht, die Sie so oft den zahlreichen Protestanten, die unter Ihrem Scepter wohnen, gewidmet haben, durch Ihre Anerkennung norddeutscher Cultur selbst ungemein dazu beigetragen, daß die positiven und gemäßigten Geister einander in echter, nicht indifferenter Toleranz nahegetreten: was kann für die deutsche Nation heilbringender sein, als, was so gut und glücklich eingeleitet ist, weiter zu pflegen? Ich sehe im Geiste die Barrieren, welche unsere Nation noch immer in verschiedene religiöse Lager trennen, ebenso zusammenfallen, wie die Zollhäuser, die der mercantilen Absonderung dienten, gefallen sind, als Ew. Majestät Ihren Entschluß gefaßt hatten!"

In gleicher Gesinnung, erfüllt von der Idee der Nationalität, die über beiden Bekenntnissen steht, wie Ranke in seiner Gedächtnißrede sagt, bestieg König Maximilian den Thron; in ähnlicher Hoffnung lud er von Rom aus den Meister der freien historischen Forschung, der objectiven Geschichtswissenschaft in sein Land. Wie gern hätte Ranke in seiner

Jugend das vorlaute Berlin mit dem behaglichen München vertauscht! Jetzt aber, den Sechzigen nah, fühlte er sich doch zu tief in den preußischen Boden eingelassen. Um der Sache willen dürfen wir sein Außenbleiben nicht bedauern; denn die wissenschaftliche Gründung, die der König mit seinem Beistand unternahm, ward dadurch erst recht auf eine nationale Basis gestellt: die Historische Commission bei unserer Akademie bekam die Gestalt eines geistigen deutschen Bundes. Persönlich jedoch empfand König Max den Fehlschlag der Berufung als Entbehrung. Anfangs hoffte er sein München wenigstens durch ein gelehrtes Gastspiel zu entschädigen; unsere Akademie sollte Ranke zu einem Wintercyklus von öffentlichen Vorlesungen einladen. Da auch dies sich als unausführbar erwies, begehrte er literarischen Ersatz: eine gedrängte historische Übersicht über die bewegenden Ideen der verschiedenen Jahrhunderte von der christlichen Ära an. Diese Arbeit, die einem eingeweihten Schüler Ranke's zugedacht ward, sollte wie ein Auszug aus dessen System erscheinen, wobei die Hauptabschnitte, leitenden Ideen und Actionen voranzustellen, die Thatsachen nur zur Erläuterung und kurzen Ausführung an jene anzureihen wären. Wo ein Wille ist, zeigt sich ein Weg: wenige Wochen darauf finden wir Ranke am herbstlichen Hoflager zu Berchtesgaden, wo er am Abend der dem Naturgenuß und der Jagdlust gewidmeten Tage in rhapsodischen Privatvorträgen über die Epochen der neueren Geschichte die gestellte Aufgabe zur Zufriedenheit seines hohen Zuhörers mündlich löst. Von dem heiteren Glück dieses sinnigen Beisammenseins hat er uns in Briefen und Reden ein Bild hinterlassen, dessen harmonischen Reiz ich durch Heraushebung einzelner Züge nicht zerstören möchte. Auch der König hielt das Andenken jener Tage dankbar fest. „Hier auf der Gemsenjagd," schreibt er drei Jahr später aus Linderhof, „werde ich lebhaft an Ihren Aufenthalt in Berchtesgaden erinnert; wollte sich doch ein ähnlicher recht bald wiederholen, ich zehre noch an demselben!" Nichtsdestoweniger war in den Gesprächen, die sich an die Berchtesgadener Vorträge knüpften, eine lehrreiche Differenz in der Denkart beider zutage getreten.

König Max hängt an der Idee eines der Menschheit bestimmten geschichtlichen Fortschritts; Ranke widerspricht. Denn er sieht dadurch eine Generation zugunsten der anderen mediatisirt, jedem einzelnen Zeitalter die selbständige Bedeutung verkümmert; er verweist jene kosmopolitische Hypothese, deren christlichen Ursprung er anerkennt, aus dem Bereich der Historie in den der Philosophie. In der That mag man hier aus dem Munde des Königs den Schüler Schellings vernehmen; aber sichtlicher noch ist ihm die Frage ein Anliegen des Gewissens. Er fühlt sich als Mann vom höchsten praktischen Beruf, dessen Seele zuvörderst im sittlichen Streben nach deutlich erkannten Zielen lebt. Und so hängt die Hinneigung zu jener Idee aufs engste zusammen mit seinem Wunsche nach anwendbarer

Belehrung überhaupt. In solchem Verlangen schreibt er einmal aus Vorderriß: „Vor ganz kurzem vollendete ich Ihre herrliche französische Geschichte; ich las sie mit großer Aufmerksamkeit, nahm mir viele Noten. Sie begleitete mich auf meine Gemsenstände, in die schönsten Punkte des Gebirges. Wie begierig bin ich auf die Fortsetzung; ich setze voraus, daß sie in Ihrer Absicht gelegen! Die Anlage, möchte ich sagen, berechtigt den Leser, auch das Ende des großen historischen Dramas der Regierung Ludwigs XIV. zu erwarten. Wieviel ist aus derselben, namentlich für einen Fürsten, zu lernen!" Im nämlichen Sinne forscht er schon in Berchtesgaden nach den Ursachen der modernen geschichtlichen Katastrophen und dem Walten einer Nemesis, nach der Natur der begangenen Fehler und der Möglichkeit, sie rechtzeitig zu vermeiden, nach den leitenden Tendenzen unseres eigenen Jahrhunderts und der Aufgabe des deutschen Regenten in dieser Zeit. Um ein politisch fruchtbares Urtheil über die Vergangenheit, um eine Richtschnur für das Handeln in der Gegenwart ist es ihm zu thun — kein Zweifel: indem er Ranke's objective Historie bewundert, fühlt er als König das Bedürfniß einer über sie hinausgreifenden Wissenschaft! Bloß zu erfahren, wie es eigentlich gewesen, ist ihm nicht genug.

Und vertrat er nicht so, wie dem Fürsten geziemt, eine Forderung des Tages? Jene halcyonische Zeit der Meeresstille war vorüber. Von der Julirevolution langsam anschwellend bis zum Jahr 1848 hatte den deutschen Geist eine aufrauschende, endlich tosende politische Bewegung ergriffen, die auch hernach nur scheinbar in sich zusammengesunken war. Zwar die liberalen Wünsche erreichten im Kampf ihr constitutionelles Ziel; radicale Tendenzen, die sich mit ihnen verbündet hatten, wurden niedergeschlagen und als Irrthümer erkannt. Aber wenn sie in ihren Fall auch die nationalen Einheitsbestrebungen mit hinabrissen, so fühlten diese sich trotzdem weder überwunden, noch widerlegt. In solcher Stimmung riefen sie die vaterländische Geschichte an, die ältere um Trost, die neuere um Unterstützung. Was den Kleindeutschen recht schien, war dann freilich den Großdeutschen billig, und die historischen Studien, die vordem allein der nationalen Cultur gedient, geriethen in die Gefahr, den Gegensätzen der nationalen Politik zu unterliegen. Eine schwere Frage trat an die neue, objective Geschichtswissenschaft heran. Sie, die jedes Zeitalter in der Wesenheit seines eigenthümlichen Lebens erforscht und begreift: hat sie der Gegenwart über sich und ihre lebendige Beziehung zur Vergangenheit nichts gewisses zu sagen?

Ranke hat dem königlichen Freund in vertrauter Nähe die erbetene Auskunft nicht verweigert; doch es läßt sich nicht verkennen, daß sie ungenügend ausgefallen ist. Er charakterisirt das Jahrhundert seit 1815 lediglich als die constitutionelle Zeit, in der die Principien der Volks-

souveränetät und der Monarchie mit einander in Kampf und Ausgleich begriffen seien. Daneben gedenkt er treffend der unendlichen Entfaltung der materiellen Kräfte im Zusammenhang mit der überaus vielseitigen Entwicklung der Naturwissenschaften. „Jenseits der Streitigkeiten, die den Staat berühren, treten auch noch immer geistliche Tendenzen hervor", fügt er fast geringschätzig hinzu. Wieviel schärfer bringt in eine nahe Zukunft die sorgliche Erwägung des Königs ein: „Wie nun das Princip der Kirche wieder aufgetaucht ist, und dieselbe ihre Stärke in der demokratischen Richtung der Zeit sucht, so scheint sie wohl die Furcht vor derselben zu benützen, um uns einseitig ihre Tendenz aufzunöthigen?" Von socialen Gefahren durften im Herbst 1854 beide füglich schweigen. Desto mehr nimmt es wunder, daß erst die Frage des Königs: „Ist die Ausprägung der Nationalitäten auch ein Zug unserer Zeit?" einen Ranke an die stärkste Strömung jener Tage, wie der nächsten Folgezeit erinnern mußte. Ranke's Antwort kam den eigensten Ansichten und Wünschen des Königs ungezwungen entgegen. Er räumt ein, daß die Völkerkämpfe der napoleonischen Epoche den Nationalitäten eine größere Bedeutung verschafft haben; mit der Ausprägung ihres Wesens, die er sich als einen bloßen Culturproceß vorstellt, hänge jedoch ihre Constituirung zu Staaten durchaus nicht nothwendig zusammen — „eine Lieblingsidee unserer Zeit", sagt er selbst, aber er zählt sie zu den verfehlten. Nicht anders rief er schon 1832 den Deutschen öffentlich zu: die Nation solle in Eintracht zusammenhalten und, ruhig die Zukunft erwartend, ihre gemeinsame Entwicklung, ihr wahres Wohl indeß unablässig zu fördern suchen!

Gerade dies war, wie jedermann weiß, die Überzeugung Maximilians II. „Wohl haben Sie Recht," schrieb er einst als Kronprinz aus Nymphenburg an Ranke in Erwiderung des Glückwunsches zur Geburt seines ersten Sohnes, „wohl haben Sie Recht, daß man mehr über die Einheit Deutschlands geredet, als seine Eintracht befördert hat. So Gott will, soll mein Kleiner meine Gesinnungen in dieser Beziehung erben, ein neues Band derselben werden. Eine solche Erziehung hofft mit des Herrn Beistand dem Neugeborenen zu geben, Herr Professor, Ihr dankbarer Schüler Maximilian." Dieser Überzeugung ist er dann als Regent unerschütterlich treu geblieben. Seine Triasidee, ebenso deutsch wie bayerisch gedacht, war der prägnanteste Ausdruck einer auf die friedliche Erhaltung und Ausbildung des Bundeslebens gerichteten Politik; ein Entwurf zur künstlichen Befestigung des Gleichgewichts im bedrohlichen Dualismus der deutschen Großmächte durch Einfügung einer dritten, activ neutralisirenden Kraft. Für den Fall eines Bruchs zwischen Preußen und Österreich hatte eine solche Gestaltung der Dinge freilich keine Aussicht auf Bestand, aber eben diesem Bruche sollte sie dauernd vorbeugen. Von einer ähnlichen Consequenz ist jedoch bei Ranke merkwürdigerweise nichts zu spüren. Nach

dem März 1848 hatte er in seinen Denkschriften für Friedrich Wilhelm IV. der preußisch-deutschen Einheitspolitik in all ihren Phasen, wenn auch bedächtig, zugestimmt; erst als sie völlig gescheitert war, ließ er sie selber in Gedanken fallen. Und so hat er die spätere Entscheidung niemals herangewünscht; als sie 1866 ergangen war, besann sich der Geschichtschreiber Friedrichs des Großen auf ihre Nothwendigkeit und sprach über ihre imponirende Wirklichkeit den historischen Segen. Hüten wir uns indessen wohl, dies sein Verhalten als Wankelmuth zu tadeln; es begreift sich vollkommen aus der Stellung seiner objectiven Historie zur Politik.

Historie — wenn wir von der zeitgenössischen Berichterstattung an die Nachwelt absehen — Historie als Wissenschaft will vergangenes Leben vergegenwärtigen. Eine intellectuelle Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Politik nimmt daher auch Ranke selbstverständlich an. Diese Beziehung kann jedoch eine allgemeine oder eine besondere sein, und stets hat er nur jene als mit dem objectiven Standpunkt verträglich angenommen und gepflegt, diese dagegen, wo nicht verworfen, so doch für sich gemieden. Der geistlosen Meinung ist er nie gewesen, daß die historische Empirie im mechanischen Ausschöpfen der Quellen sich vollende. Ein Verständniß irgend welcher Epoche der Vergangenheit kommt ja nur zustande durch ein zweites Erfahrungsmoment, das der Forscher aus der allgemeinen Anschauung seiner Mitwelt hinzubringt, insofern auch diese die Elemente alles geschichtlichen Lebens wirklich in sich enthält. In diesem Sinne schrieb der Greis 1877 dem Fürsten Bismarck: „Ich habe immer gedacht, daß der Historiker alt werden muß; er muß viel erleben und der Gesammtentwicklung einer großen Epoche anwohnen, um seinerseits fähig zu werden, die früheren Zustände zu beurtheilen.“ Aber wenn Ranke hieran den stolz bescheidenen Ausruf schließt: „Der Historiker kann von Ihnen lernen, Durchlaucht!“, so erklärt er dadurch nicht etwa für thunlich, was Sybel einst unternahm, die Frage nach einer deutschen Politik in Bismarcks Stil an den wiederbelebten Schatten Kaiser Otto's des Großen oder Friedrich Barbarossa's zu richten. Nur die generelle Anschauung politisch schaffender Willenskraft soll uns als Maßstab für entfernte, in ihrer speciellen Natur aus sich selbst zu begreifende Zeitalter dienen.

Genau so steht es dann aber auch umgekehrt mit der Anwendung der geschichtlichen Erkenntniß auf die Politik. Freimüthig giebt Ranke in dem nämlichen Briefe zu, daß die Historie in ihrer höchsten Ausbildung der Staatskunst und also auch dem politischen Wollen und Handeln überhaupt gar wenig zu bieten habe. „Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein“, sagt er geradezu. „Denn der historische Gedanke hat nur Werth in seiner Allgemeinheit, in dem Licht, das er über den Lauf der Weltbegebenheiten verbreitet; der praktische Staatsmann dagegen

muß auf der Grundlage einer allgemeinen Anschauung doch vor allem den vorliegenden Moment ergreifen; er muß den Forderungen des Momentes gerecht werden und den Staat, dem er angehört, auf seinem Wege mit Consequenz weiter fördern. Die Historie ist bloß instructiv, die Politik maßgebend und durchgreifend." Man erinnert sich hier von neuem des religiösen Charakters der Ranke'schen Geschichtsbetrachtung; das Gelübde politischer Entsagung, das er so gleichsam vom Historiker verlangt, sondert diesen ab von der übrigen Welt wie einen Priester der Vergangenheit. Auch auf den leidenschaftlich bewegten Moment der Gegenwart soll er jene innige, warm mitfühlende, aber wunschlose Versenkung übertragen; kein Wunder, wenn da auch die geistreichsten Äußerungen Ranke's zur Politik in den Grenzen rein historischer Erbauung blieben!

Sofort aber drängt sich uns noch eine weitere Bemerkung auf. Sind denn Vergangenheit und Gegenwart, fragen wir, nicht bis zu einem gewissen Grade flüssige Begriffe? Leben sich jene leitenden Ideen und Actionen je in einer Epoche wirklich aus? Reichen nicht die Tendenzen, die uns heute politisch bewegen, mit ihrem Einsatz mehr oder minder tief in eine doch schon geschichtliche Vorzeit zurück? Soll diese moderne Geschichte, wie man sie kurz bezeichnen mag, wahrer Forschung unzugänglich sein? Und wenn nicht: kann sie anders verstanden werden, als durch ein dann schwerlich je ganz objectives Mitgefühl der heut wie damals wirksamen Tendenzen? Es ist eigen, zu sehen, wie sich Ranke diesen Fragen gegenüber verhielt. Er weiß sehr wohl, daß es eine Geschichtschreibung giebt, die, auf echter Forschung beruhend, doch einen Theil ihres Lichts von politischen Sympathien der Gegenwart her empfängt. „Fast die bedeutendsten und gelesensten Werke unserer Epoche sind auf diese Weise entstanden," sagt er einmal selbst. Er nennt Macaulay und Thiers und würde beiden jetzt den dritten Namen Treitschke beigesellen müssen. Und wie lautet sein Urtheil? „Daß die Ereignisse nicht in ihrem vollen Umfang erschöpft werden, daß sie noch eine andere, objective Darstellung möglich lassen" — für Macaulay's Thema hat er sie selber versucht —, „ist unleugbar; aber was uns geboten wird, lesen wir", gesteht er, „mit ebensoviel Belehrung als Vergnügen." Seine eigenen Hauptwerke sind dafür aus dem entgegengesetzten Grunde gewöhnlich an einem Punkt mit einer gewissen Schwäche behaftet. Sie umfassen die Zeit vom Ende des 15. bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts, die Epoche der Reformation und Gegenreformation und die der Entstehung und Entwicklung der Großmächte; zwei Zeitalter, die ihm mit Recht für wesentlich abgeschlossen galten. Seine Darstellung hat er durchweg mit Einleitungen versehen, die sich an historischem Tiefsinn und künstlerischer Zweckmäßigkeit mit der berühmten des Thucydides mindestens messen können; an einer ebenbürtigen Ausleitung, wenn ich so sagen darf, gebricht es dagegen ebenso fast überall.

Diese mächtigen Ströme seiner Historie münden nicht selten wie der Rhein; weil er Bedenken trug, sie voll und frei ins politische Gewoge der modernen Folgezeit zu ergießen. Wenn er sodann die letztere selber in kleineren oder späteren Arbeiten behandelt hat, so erlaubte ihm bei der serbischen Revolution der fremdartige Stoff auch da die wärmste Objectivität; sonst aber blieb er hier aus Scheu vor subjectiver Theilnahme matt und kalt; in seinem Friedrich Wilhelm IV. endlich ist er selbst wider Willen der Subjectivität verfallen — denn er besaß für diesen ein Freundesherz, wie für König Max.

König Max hatte über Ranke's Person die höhere Sache der Wissenschaft nicht vergessen. Unermüdlich sann er nach der Ablehnung des Meisters hin und her, wer der nächst tüchtige sei zur Erreichung seiner Zwecke. Unter vielen Namen ward da von Anfang an als der klangvollste Sybel anerkannt. Alle übrigen schienen dem König doch nicht ganz ausreichend die Eigenschaft zu besitzen, die er vornehmlich wünschte: „die Fähigkeit nämlich, einen festen Krystallisationskern zu bilden, an welchen sich ähnliche jüngere Kräfte innig anschließen und hiedurch die Bildung einer historischen Schule ermöglichen könnten.“ Allein auch Sybel, der jene Eigenschaft innerlich unzweifelhaft besaß, konnte leicht im Erfolge seines Wirkens äußerlich gehindert werden durch den Anstoß, den seine Betheiligung am Trierer Reliquienstreit, wie seine stärkere Hinneigung zur Gothaer Partei nach des Königs Voraussicht beim Münchener Publicum erregen mochten. „Lieb wäre es mir, mein bester Herr Professor,“ schreibt deshalb König Max im März 1855 an Ranke, „wenn Sie mir jemanden benennen würden, der Sybel ebenbürtig ist oder doch am nächsten kommt. Dringend bitte ich um schleunige Antwort, die Sache drängt sehr!“

Einen Ebenbürtigen gab es in wie außer der Ranke'schen Schule unter den Pflegern der mittleren und neueren Historie damals nicht. Wie ein hohes Talent dem führenden Genius selbständig folgen, dessen im ganzen unerreichbare Leistung in besonderer Richtung hie und da übertreffen kann, ist in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst selten deutlicher wahrzunehmen. Mit Ranke's stiller Größe, weltumfassender Weitherzigkeit verglichen, lag in Sybels Natur ein einseitig folgerechter, leidenschaftlich energischer Zug. In der Forschung drang er deshalb zuweilen tiefer, stets wenigstens schärfer in den einmal ergriffenen Gegenstand ein; oft freilich zu scharf, um die lebendige Wahrheit zu erfassen. Daß die Welt, wie Goethe sagt, voller Widerspruch sei, wird in Ranke's historischer Anschauung niemals übersehen; für Sybel ist die Geschichte durch und durch beweisbar, und hartnäckig hält er an der geschmiedeten Kette seiner Gedanken fest. In der Darstellung nimmt er des Meisters malerische Weise plastisch zusammen; seine eindringliche Beredsamkeit trägt ein glatt anliegendes Gewand. In Ranke erscheint mehr der deutsche Geist in seiner durch alle

Jahrhunderte gleichen Grundgestalt; in Sybel erhält er eine ausgeprägt moderne Form, wird bewußt national und zugleich entschlossen politisch. Daß die Objectivität des historischen Sinnes darunter häufig leiden mußte, liegt auf der Hand; von einem hingebenden Anschmiegen an die Denk- und Gefühlsweise entfernter Epochen kann kaum mehr die Rede sein. Sich und uns in die von ihm so klar erforschte Zeit der Kreuzzüge mitlebend zu versetzen, war einem Sybel nicht verliehen; dafür verschafft er seinen Lesern stets eine überlegene Einsicht in die geschilderte Begebenheit.

Eben damals lagen von dem Hauptwerk seines Lebens, der Geschichte der Revolutionszeit, die zwei ersten Bände vor. Gang und Ausgang der deutschen Umwälzung von 1848 hatten ihn wie die meisten Zeit- und Volksgenossen von der subjectiven Ideenverbindung mit der großen Revolution von 1789 politisch befreit; den auf diese bezüglichen Theil seiner Aufgabe, den wichtigsten, vermochte er daher jetzt historisch mit einer Objectivität zu lösen, die seiner Auffassung bis heute den Sieg in der Welt überhaupt errungen hat. In der Darstellung der gleichzeitigen europäischen Verhältnisse tritt hingegen eine subjective Einseitigkeit hervor, welche ebenfalls den jüngsten Erfahrungen entsprang: politische Abneigung gegen Österreich führte zu historischer Ungerechtigkeit. Sybel gab dadurch bei weitem nicht das tendenziöseste Beispiel dieser Art; aber die schneidende Bestimmtheit seiner Auffassung, die schlagende Kraft seiner Darstellung zogen jederzeit ihm den heftigsten Zorn der Gegner zu. Die Fehden, die sein Temperament erregte, enthielten zugleich eine Anerkennung seines gefährlichen Talents. Ranke selbst hat später die Mühe nicht gescheut, in einer eigenen Schrift über den Ursprung der Revolutionskriege die Studien auch hier über den Gegensatz der Parteien hinauszuheben; nachdem in den Widersachern Sybels, wie er billig richtend sagt, auch der österreichische Enthusiasmus seine Vertreter gefunden.

Nichts gereicht nun dem freien Sinn unseres Königs Max zu größerer Ehre, als daß er nach langem bedächtigen Zaudern diesen Mann trotzdem berief; aber selten ward auch ein hochherziger Entschluß so rasch belohnt. Was der König gewünscht: die neuere historische Richtung ward wirklich hierher verpflanzt, eine historische Schule, den norddeutschen an Range gleich, in Bayern für immer begründet; die gesuchte Frische des Talents und der Kraft war gefunden und bewies sich nachhaltig wirksam. Ranke's Zuspruch, als Sybel einen Augenblick geschwankt hatte, bewährte sich. „Sie bedürfen", rief er ihm zu, „eines Ihren Talenten angemessenen Schauplatzes: München bietet Ihnen einen solchen dar. Ich bezweifle nicht, Sie werden sich dort besser befinden und gleich nach Ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen. Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen." So geschah es: Sybel hat hier seine glücklichsten Jahre ver-

bracht; noch im Alter nennt er ihr Angedenken einen erquickenden Lichtpunkt in seinen Lebenserinnerungen. König Max zog ihn ohne Rückhalt in sein geistiges Vertrauen. „Der König dringt wiederholt in mich," berichtet er im ersten Jahr seines hiesigen Aufenthaltes an Ranke, „eine bayerische Geschichte oder wenigstens bayerische Geschichten zu schreiben. Kaiser Ludwig auf der einen, Kurfürst Max I. auf der anderen Seite wären Stoffe, die mich fesseln könnten." Es will viel sagen, wenn er hinzusetzt: „Ueber die politisch-religiöse Auffassung des letzteren habe ich mich mit dem Könige auch ganz wohl verständigt." Die Ausführung solcher Entwürfe ward dann freilich durch die größere Angelegenheit der Gründung der Historischen Commission zurückgedrängt. Der Briefwechsel jener Tage lehrt, daß es Ranke war, von dem die Idee einer Akademie für deutsche Geschichte zuerst gefaßt ward. Mit der freudigsten Zustimmung nahm sie der König auf. Er finde, sagte er zu Sybel, in dem Gedanken die Realisirung seines alten Wunsches, gleichsam eine Walhalla der lebenden Gelehrten zu gründen und die hervorragenden Männer der deutschen Wissenschaft, speciell der historischen, persönlich um sich zu sammeln. Wie nur seine ausdauernde Theilnahme, seine großartige Freigebigkeit das Werk gelingen ließ, wieviel dasselbe innerlich der geistig anregenden Leitung Ranke's verdankt, ist weltbekannt; aber kaum minder gehörte auch Sybels eigenstes Wesen dazu: sein vorwärts drängender Eifer, sein rühriger Ehrgeiz, sein geschäftliches Geschick, um das noch heute fort und fort wirkende Unternehmen auf die Bahn zu bringen. Ein tragisches Schicksal, daß ein Conflict zwischen Historie und Politik den Schüler Ranke's, der in der Verbindung beider einen Fortschritt über den Meister sah, aus so glücklicher Lage am richtigen Ort vorzeitig hinwegtrieb!

In München vollendete Sybel den dritten Band seiner Revolutionsgeschichte, den er Ranke zugeeignet hat. „Sie würden mir eine große Freude machen," schreibt er ihm, „wenn Sie mir verstatteten, daß ich mich bei diesem Anlaß noch einmal öffentlich als Ihren Schüler bekennen und den wissenschaftlichen Gehalt des Buches als eine Frucht Ihres Bodens Ihnen zubringen dürfte." Kurz zuvor hatte er einen wissenschaftlichen Bürgerkrieg innerhalb der Grenzen der Ranke'schen Schule eröffnet. Im November 1859 hielt er an dieser Stätte die berühmte Festrede „über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit". Er verwarf darin den Standpunkt Giesebrechts, brach den Stab über Idee und Wesen des mittelalterlichen Kaiserthums und die den deutschnationalen Interessen zuwiderlaufende Politik seiner Träger. Gegenüber der Vorrede Giesebrechts hatte er vollkommen Recht; denn dieser hatte seiner an sich harmlos objectiven Erzählung den unklaren Ausdruck der politischen Hoffnung vorausgeschickt, daß der modernen Sehnsucht nach Einigkeit, Macht und Größe des Vaterlandes geholfen werden könne durch das Studium des inneren Wesens und

der eigenthümlichen Gestalt jener fernen Zeit, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit gewesen sei. Durch die Ablehnung solcher Träumerei wehrte Sybel in Ranke'schem Geiste dem Einbruch der Historie ins Gebiet der Politik. Doch in ungleich gewaltsamerer Weise beging er nun selber den umgekehrten Einbruch, indem er die großen Gestalten unserer Vorzeit, ganze Dynastien, Generationen, Jahrhunderte in ihrem Thun und Lassen nach heutiger Einsicht zu meistern wagte. Die rechte Antwort hatte Ranke diesmal zum voraus gegeben, wenn er zwanzig Jahr früher schrieb: „Man hat wohl gesagt, die Deutschen würden besser gethan haben, sich mit dem Kaiserthum gar nicht zu befassen, wenigstens erst ihre einheimische politische Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geist in die allgemeinen Verhältnisse einzugreifen. Allein nicht so methodisch pflegen sich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-wachsende wird schon in demselben Augenblicke berufen, sich nach außen auszubreiten." Nicht als wäre das strengste Urtheil über den technischen Werth der nationalpolitischen Leistung der Ottonen oder Staufer unangebracht; aber dies negative Urtheil darf den historischen Sinn doch nur dazu anspornen, desto eindringlicher nach den positiven Ideen, Kräften und Anliegen zu forschen, von denen das wirkliche Leben und Schaffen jener Tage abgehangen hat. So durchschaut und belächelt der gereifte Mann das kindische Dichten und Trachten seiner Jugend; wer aber könnte sein vergangenes Dasein begreifen und schildern ohne ein herzliches Mitgefühl mit dem Wesen der Kindlichkeit in ihrer naturnothwendigen Erscheinung?

Man müßte Sybels Auftreten als einen Rückfall in den Rationalismus des 18. Jahrhunderts bezeichnen, hätte ihm nicht statt der abstracten Ideale jener Zeit ein höchst concretes Programm für die Politik der Gegenwart den Maßstab für sein historisches Fehlurtheil an die Hand gegeben. Er hat das geleugnet, aber jedermann sonst war davon durchdrungen. Er hielt seine Rede nach dem Ausgang des italienischen Kriegs, der den Widerstreit der preußisch-deutschen und der österreichisch-europäischen Interessen grell ans Licht gebracht. Die Einheitsbestrebungen in der kleindeutschen Form, denen die Zukunft gehörte, richteten sich in Norddeutschland zuversichtlich empor, und das anders empfindende Süddeutschland erblickte in Sybel fortan mit Recht ihren Vorkämpfer auf dem Felde der Historie. Die Politik, die er selber auf dies Feld gelockt, griff ihn nun in seiner eigenen Stellung als Gelehrter an. Schon 1860 meldet er Ranke: für den verstorbenen Rudhart wünsche Liebig ihn zum Nachfolger als Secretär der historischen Classe unserer Akademie, höre jedoch, daß viele Mitglieder wegen seiner „Böswilligkeit gegen Österreich" einen echt großdeutschen Collegen vorzögen. In der zunehmenden Gährung jener Zeit wuchs die Spannung nicht ohne sein Zuthun rasch bis zu einem für sein erregbares Wesen unerträglichen Grade, so daß er sich im Sommer 1861

entschloß, einen Ruf nach Bonn auf Dahlmanns Lehrstuhl anzunehmen. „Herr Professor v. Sybel", schreibt am 16. Juni Cabinetsrath Pfistermeister im Auftrage des Königs an Ranke, „hat den an ihn ergangenen Ruf nach Bonn angenommen und wird daher mit Schluß des Semesters die Universität München verlassen. Herr v. Sybel hat diesen Entschluß gefaßt, obwohl Seine Majestät der König ihn wissen ließen, daß Allerhöchst Dieselben sein Weggehen von hier nicht wünschten; wobei freilich die Bedingungen, welche dieser Gelehrte an sein Hierbleiben knüpfte, von Seiner Majestät nicht sofort, oder wenigstens nicht vollständig zugesagt werden konnten. Herr v. Sybel wurde, wie ich glaube, zu diesem Schritte durch die Erwägung veranlaßt, daß seine politischen Anschauungen ihn einem großen Theil der bayerischen Bevölkerung entfremdet hätten, wodurch seine Stellung in München etwas unerfreulicher geworden war."

Die subjectiven Eindrücke, unter denen Sybel selber schied, entnehmen wir seiner Antwort auf einen schmerzlich bewegten Brief seines alten Lehrers: „Jawohl ist es, wie Sie sagen: es ist nicht bloß ein gewöhnlicher Wechsel einer Professur gegen die andere; tausend Fäden werden zerrissen, und ich empfinde den Bruch eines jeden. Ich habe niemals hier Politik getrieben, niemals, wenn ich befragt wurde, eine andere Ansicht geäußert, als die, daß mir gerade für das bayerische Interesse kein Weg verderblicher scheine, als Opposition gegen Preußen, keiner heilsamer, als enge Allianz mit diesem; daß daraus allein ein Gefühl relativer Sicherung gegen außen im Volke entstehen und damit der unitarischen Bewegung ihr Stachel genommen werden könnte. Auch diese Dinge habe ich nur ausgesprochen, wenn ich dazu bestimmt genöthigt wurde. Aber daß ich Hinwendung zu Preußen empfahl, reichte hin zu der Folgerung, ich wünschte als heimlicher Gothaer dem König das Netz in glimpflicher Weise über den Kopf zu werfen und durch die Allianz zur Mediatisirung zu gelangen." Er erwähnt dann eine Reihe von aberwitzigen Erfindungen, die man mit detaillirter Bestimmtheit wider ihn ausgestreut. Der König habe selbst mit ihm darüber reden wollen, aber dann doch mit keiner Silbe darauf angespielt; er habe ihm fort und fort die gnädigsten Mienen, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit bezeigt, obwohl man sein Mißtrauen immer wieder erneuert habe. „Sie verstehen nun," schließt Sybel, „daß ich hier den Anlaß der Berufung ergriff, um mit ihm zu einer Explication zu gelangen. Colleg lesen kann ich in Bonn so gut wie hier, Bücher schreiben noch besser; den Hauptreiz meiner hiesigen Stellung bilden die Arbeiten unserer Commission, und in diesen ist nicht vorwärts zu kommen ohne ein gutes Verhältniß zum König." Über die Bedingungen, die er für sein Bleiben stellte, sagte er nichts; ebenso wenig berührt er die naheliegende Frage, ob nicht das gute Verhältniß zum König durch Rücksichten seinerseits schicklicher wiederherzustellen war. Doch sollte ihn in diesem persön-

lichen Betracht bald genug ein Gefühl des Bedauerns überkommen. „Die plötzlich hereingebrochene Münchener Todesnachricht“, heißt es in einem Bonner Brief vom 12. März 1864 an Ranke, „wird Sie nicht weniger als mich bewegt und erschüttert haben. Mir ist die Erinnerung an die Dissidien der letzten Jahre völlig zurückgetreten; in innerster Rührung habe ich nur das Bild des echten humanen Wohlwollens, des edlen Strebens, der leidenschaftslosen stets dem Guten nachringenden Natur vor Augen, und indem ich mich freue, nicht mehr in München zu sein, beklage ich jetzt doppelt die Mißverständnisse, die zwischen den Geschiedenen und mich gedrängt worden sind.“

Wer wollte bezweifeln, daß auch des Königs zartes Gemüth die vollzogene Trennung peinlich empfunden hat? Aber hätte er sie etwa um jeden Preis verhüten sollen? Das Übergewicht factiöser Strebungen zu entfernen: darum war es ihm einst bei Ranke's Berufung vornehmlich zu thun gewesen. Nicht aus dem Standpunkt der Parteiungen, sondern aus dem höheren, objectiven der Wissenschaft sollte deshalb die Geschichte in seinem München behandelt werden. Daß er mit einer solchen Behandlung politische Belehrung nicht für unvereinbar hielt: darin stand er eigentlich einem Sybel näher, als einem Ranke. Allein als Staatsmann verhoffte er von der Historie die Bekräftigung seiner eigenen Politik, als König von dem Manne seiner Wahl ein inneres Einverständniß mit der Gesinnung seines Volks. Da hiervon das Gegentheil eintrat, erneuerte sich hüben und drüben die Parteiung, factiöse Strebungen schienen ihr altes Übergewicht wiedererlangt zu haben. Wo blieb da die Aussicht auf ein rechtes Gedeihen seiner geliebten Wissenschaft? Er griff nicht ein, aber er ließ den heilsamen Bruch geschehen.

Über den geistigen Interessen Deutschlands schwebte nun einmal in jenen Tagen wie ein schattendes Gewölk das Vorgefühl der nationalpolitischen Entscheidung. König Max erlebte den Kummer, einen anderen Lieblingsentwurf dadurch vereitelt zu sehen. Er plante die Gründung einer Akademie für deutsche Sprache und Literatur. Das beste wäre ohne Zweifel gewesen, sie nach dem Muster der Historischen Commission ein für allemal in München zu centralisiren, wo der vom Könige versammelte Dichterkreis den Kern einer die Nation umfassenden Gesellschaft abgegeben hatte. Aber dazu hätten weitere beträchtliche Geldmittel gehört; auch erschien es dem bescheidenen Sinne des Königs beinahe wie eine Anmaßung. Nach einem neuen Besuch in Berchtesgaden setzte daher Ranke im Herbst 1861 einen Entwurf zu Statuten auf, wonach Berlin und München gleichmäßig an dem Unternehmen betheiligt, die übrigen Bundesstaaten nur zur Aushülfe hinzugezogen werden sollten. König Max aber gelangte nach reiflichster Überlegung, wie er schreibt, zu der Überzeugung, daß auch Österreich von vornherein beizuziehen sei und der Sitz der Akademie zwischen

Wien, Berlin und München wechseln müsse. An ein wahres Hinderniß auf preußischer Seite wollte er dabei nicht glauben. „Von meinem Standpunkte," sagt er, „und mit Rückblick auf die Stimmung in der weitaus größten Mehrheit der Bevölkerung Bayerns, ja fast des ganzen südlichen Deutschlands, kann Ich einen anderen Entschluß nicht fassen und bin überzeugt, daß Sie, dieses Mir zugestehend, dennoch nicht ablassen werden, für die an sich so schöne und treffliche Idee zu wirken. Ja Ich glaube Mich der Hoffnung hingeben zu können, daß, da diese Idee von Mir angeregt wurde, also von Bayern ausging, man in Berlin nicht einseitig vorgehen werde, welche Ansicht Sie Ihrerseits doch wohl auch geltend machen können. Ohne die Beiziehung Österreichs könnte Bayern sich nicht wohl betheiligen, und ich zweifle, ob dann die Sache zu einem gedeihlichen Beginn gebracht werden könne, der doch so sehr wünschenswerth wäre." Er betheuert noch einmal, daß er nicht aus einseitiger Erwägung zu diesem Ergebniß gelangt sei, und stellt es anheim, ob die Anregung in Wien von Berlin aus geschehen, oder ihm selbst die Vermittlung überlassen werden solle. Mit rührender Ausdauer ist er wiederholt auf seinen Wunsch zurückgekommen; aber eine Vereinigung des groß- und kleindeutschen Standpunktes zeigte sich auch auf diesem friedlichen Gebiet unmöglich. Nach dem Tode des Königs nahm sich Ranke seiner Idee als eines Vermächtnisses an. 1867 erklärte sich der Großherzog von Weimar zur Aufnahme der Akademie bereit — „Warum in Weimar?" fragte König Wilhelm von Preußen, und König Johann von Sachsen, Philaleth, wollte vollends nichts von der Sache wissen. 1871 richtete Ranke eine Denkschrift darüber an den Fürsten Bismarck — ohne Erfolg. Literatur und Sprache sind denn auch im neuen deutschen Reich ein Gemeindewald mit schlechter Forstwirthschaft geblieben.

Desto fester behauptete, desto erfolgreicher entwickelte sich die Historische Commission, durch deren Stiftung König Max die Hegemonie in den nationalgeschichtlichen Studien an sein deutsches Bayern gebracht. Sie ward zugleich eine Stätte politischen Friedens und geistiger Versöhnung. In den Tagen des Krieges von 1866 tauschten Ranke und Giesebrecht zwischen Berlin und München wehmüthig die Betrachtung aus, daß die Commission im Augenblick das einzige Institut geblieben sei, in welchem Deutsche aller Stämme lebendig zusammenwirkten, das alte Gesamtdeutschland noch bestehe. In ihr hat denn endlich auch Sybel, dankbar beredt im Lobe des Königs Max, nach Ranke das Ehrenamt des Vorsitzenden verwaltet. Aber selbst in der Geschichtschreibung traten nach ausgetragenem politischen Zwist die einst so heftigen Gegensätze mehr und mehr zurück. Kaum hatte sich der Genius Ranke's in der Tiefe weltgeschichtlicher Anschauung aufgelöst, so verfaßte der alte Sybel mit jugendlichem Schwung seine „Begründung des Deutschen Reichs" — ein Werk,

das in der Freude des Siegs auch an früheren Gegnern Gerechtigkeit und Milde übt; ein glänzender Beweis, daß selbst politisch durchdachte Historie der Gegenwart in glücklicher Stimmung sich nahe zur Objectivität zu erheben vermag.

Auch der einstigen Irrungen aber darf unsere Wissenschaft ohne beschämende Reue gedenken. Objective Historie glaubt an das Daseinsrecht aller Wirklichkeit. Hat jedes Zeitalter seine eingeborene, lebendig herrschende Tendenz, so wird ihrer Macht auch die Wissenschaft sich nicht entziehen können. In den Kämpfen der Gegenwart greife denn selbst der Priester der Vergangenheit immerhin auf eigene Gefahr zum Schwert; für das harte Leben der Völker ist die historische Wahrheit der Güter höchstes nicht. Glück genug, wenn der Lauf der Geschicke dann und wann halcyonische Zeiten heraufführt, in denen die feine und köstliche Arbeit der Wissenschaft und Kunst wie von höherem Licht umflossen wunderbar rein gedeiht! Ihre Frucht wird auch für stürmische Tage nicht verloren gehen; an ihrem Vorbild findet sich wieder und wieder die Nachwelt zurecht. In solcher Bedeutung steht auf der Höhe seines Jahrhunderts Leopold v. Ranke da; neben ihm, als Gönner, Förderer, Freund, in der schlichten Gediegenheit seines Wahrheit suchenden Geistes König Max!

---

9. Königsfeier am Rhein*).

Alles Glück ist ein göttliches Geheimniß, und dem Menschen, dem es widerfährt, ziemt es nicht, viel Rühmens davon zu machen; besser begrüßt er es mit bescheidenem Danke still für sich. Wenn jedoch ein ganzes Volk von dem frohen Bewußtsein durchdrungen wird, welch ein Segen es sei, daß ihm die rechte Stunde den rechten Mann zum Herrscher verlieh, dann ist Schweigen nicht an der Zeit: was jedermann weiß und sich hundertmal selbst gesagt, will er doch vom Munde des anderen ausdrücklich bestätigt hören. Denn Gemeinschaft ist die Seele des Staats, und darin beruht sein unschätzbarer Werth auch für unser inneres Dasein, daß er unser aller Gedanken und Wünsche, die das tägliche Leben auf tausend Wegen auseinander führt, in ein und dieselbe Empfindung von Freud' und Leid mit wohlthätigem Zwange zusammenschließt.

Früher und lebendiger, als irgend sonst in deutschen Landen, hat man das einst am Rhein erfahren; denn hier war der vornehmste Schauplatz der Herrlichkeit unseres alten Reichs. Vor Jahrhunderten, als man Münster

*) Festrede gehalten in der Beethovenhalle zu Bonn am 3. Januar 1886: besonders erschienen im Verlage von S. Hirzel in Leipzig 1886 und mit dessen Erlaubniß hier abgedruckt.

und Stadtthore wölbte, als noch unzerstört auf dem Felsen die Burg und im Thale das Kloster stand: wie oft und gern sind da deutsche Kaiser und Könige beim Umritt zu Rath und That an diesen Ufern gastlich eingekehrt! Die Erzbischöfe von Köln und Mainz waren ihre ersten Staatsmänner und Feldherren; rheinische Ritter fochten in ihren Schlachten vor Mailand und Rom; Bürger und Bauern erhoben sich gegen ihre Widersacher. Es war eine wirr bewegte, drangvolle Zeit, kein einziger unter uns hätte sich bequem darin zurechtgefunden; jeder Stand strebte wider und über den anderen empor, und das Walten des Herrschers ging auf in mühseligem Friedestiften. Aber es wogte ein Strom des öffentlichen Lebens durch die Fluren daher, breit und tief wie der Rhein selber; über allem Ringen und Streiten lag ein Glanz von deutscher Kraft und Ehre; selbst auf den Irrweg nahm man ein Gefühl des Vaterlandes mit.

Dann jedoch zogen andere Tage herauf: das Kaiserthum ging fern drunten an der Donau müßig; die Einheit unseres Volkes zerriß in unzählige Stücke, und alles Denken und Hoffen drehte sich ermattet im engsten Kreis. Wer nun hinüberschaute vom Alten Zoll, erblickte drüben das Gebiet eines unbekannten Herrn. Diesseits aber hauste auf schmalem Landstrich ein geistlicher Fürst, weder im Himmel noch auf Erden recht daheim; unvorbereitet sah er sich durch Wahl berufen, ihn spornte keines Erben Zukunft zu liebevollem Fleiß. Da ward auch der beste selten warm im Amt; kaum einer, zu dem sich der Unterthan ein Herz gefaßt hätte. Zwar lebte der Adel, wie es jedem gefiel, und selbst der gemeine Mann empfand ein dumpfes Behagen; in milder Luft voller Blüthenhauch und Glockenklang war das lustige Geschrei von Carneval und Kirmeß nicht verstummt. Aber der deutsche Name verscholl darin, wie das sinnlos gewordene Wort eines abgeschüttelten Traumes. Nach außen hin gegen den Feind war man wehrlos; und so dauerte es nicht lange, bis man ehrlos ward. Man rief die Franzosen so häufig herein, daß sie endlich ungebeten erschienen, um niemals wieder von dannen zu gehen. Sie brachten eine seltsame Lehre mit: fortan sei es aus mit jeglichem Fürstenthum; und an dem, welches sie hier verjagten, war in der That nicht viel verloren. Was aber sollte nun aus unserem Volksthum werden? Denn die Freiheit und Gleichheit, die man an die Wände schrieb, bedeutete in Wahrheit fremden Druck und Raub in wüster Gestalt. Auch der Kaiser gewährte bald keine Hülfe mehr; im Frühjahr 1797 gab der letzte, der im alten Deutschland diese Würde besaß, wiederholt überwältigt den Krieg um das linke Rheinufer auf. Und seitdem war kein Einhalt mehr in der Auflösung des deutschen Wesens überhaupt; die Füße derer, die es hinaustragen wollten, standen vor der Thür. Da — ein erst uns enthüllter Trost, mit dessen Ahnung damals kein Weissager Glauben gefunden hätte — in den näm-

lichen dunklen Tagen ward der neue Kaiser geboren, der uns heute fünfundzwanzig Jahr als mächtiger und gütiger König regiert.

Es giebt Fürsten und Helden in der Geschichte — Friedrich der Große bietet dafür ein deutsches Beispiel dar —, deren Betragen und Thun von Anfang bis zu Ende das schärfste Gepräge der Ursprünglichkeit, des ganz Ungewöhnlichen, ja des Einzigen zeigt. So folgerichtig ihre Gedanken und Entschlüsse sind, sie brechen doch jedesmal überraschend hervor, wie Blitz und Donner. Ihre Handlungen erschüttern das Jahrhundert und reißen die Zeitgenossen stürmisch fort, die einen zur Bewunderung, die anderen zum Entsetzen; sie persönlich zu lieben, getraut sich die Mitwelt kaum. Gegen die Gewaltigen dieser Art sticht die Erscheinung unseres Kaisers merkwürdig und erfreulich ab. Sein erfolgreiches Wirken muthet uns an wie ein langer, köstlicher Sommertag, in dessen Lichte sich die Saat vergoldet und die Traube färbt. Was wir alle gewünscht und ersehnt, gerade das hat er vollendet. Und er hat es ausgeführt vor aller Augen, in einer Weise, die von jedermann verstanden wird. Sein Wesen liegt vor uns aufgeschlagen wie ein Buch, in welchem kein Leser eine besonders eindringliche Lieblingsstelle vermißt. Da ist ritterlicher Sinn und bürgerliche Sitte, neben der Zucht des Soldaten die Pflichttreue des Beamten und die Ausdauer des Arbeiters. Da waltet Familienfreude, daß es ein weibliches Herz erquickt, zutrauliche Frömmigkeit, wie sie ein Kind begreift. Kurzum, wenn der Geist unseres Volkes sich seinen König eigens malen wollte, das Bild müßte in allen wesentlichen Zügen genau so ausfallen, wie es wirklich ist. Sind sie doch auch neben einander aufgewachsen in einer Schulzeit des Lebens von zwei Menschenaltern, das verjüngte Deutschland und sein kaiserlicher Herr; und mit immer frischer Theilnahme gedenken wir der wohlbekannten Entwicklung heiterer und trüber Verhängnisse, die sich um die Wette bemüht haben, unserem jetzigen Geschlecht den Lenker, wie es ihn braucht, heranzubilden.

König Wilhelm blickt auf ein Elternhaus zurück, wo deutsche Ehrbarkeit und Innigkeit eine damals an Fürstenhöfen seltene Freistatt gefunden. Der Vater, Friedrich Wilhelm III., war ein Vorbild schlichter Gediegenheit; die Mutter, Königin Luise — man braucht nur ihren Namen auszusprechen, um an das Holdeste und Edelste zu erinnern, was wir an den Frauen unseres Volkes lieben und verehren. „Unser Sohn Wilhelm", so schrieb sie von dem elfjährigen Knaben, „wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater: einfach, bieder und verständig." Sie versäumte, hinzuzufügen, welches Erbtheil er von ihr selbst überkam: die einnehmende Wärme, die unbefangene Leutseligkeit, woran es dem schüchternen und unbeholfenen Wesen ihres Gatten gebrach. Es war eine bunte Schar von Geschwistern, eine kleine Welt, in der sich Mund und Hand des Kindes aufzuthun pflegen und Brüderlichkeit zur dauernden Stimmung der Seele wird. Der

junge Prinz, dem ein anderthalb Jahr älterer Bruder voranstand, genoß überdies den menschlichen Vorzug, sich nicht als Thronfolger ansehen zu müssen; er lernte sich fügen ohne inneren Vorbehalt und gewöhnte sich desto sicherer an den preußischen Grundsatz, daß jedes Dasein, und das fürstliche zumal, die Schuldigkeit eines selbstlosen Dienstes in sich schließe. Denn eben in Preußen, damit wir das Wichtigste zu betonen nicht vergessen, ward unser Kaiser zum König erzogen. Er fand als Stiftung seiner Ahnen ein Staatswesen vor, wie wir dessen für die Wiederherstellung unseres Reichs durchaus bedurften, gegründet auf pünktliche Ordnung und Anstrengung aller Kraft, auf Sparsamkeit und Tapferkeit. Noch freilich stand es zur Mehrzahl der übrigen Deutschen in schroffem Gegensatz und ward deshalb von ihnen meist mit einer gewissen, zuweilen erwiderten Abneigung betrachtet. Man erkannte noch nicht, daß es doch nur die schneidigsten und tüchtigsten Seiten unseres eigenen Volksthums seien, welche dort unter rauherem Himmel in Noth und Gefahr von Fürst und Volk mit straffer Selbstbeherrschung hervorgekehrt wurden. Erst der gemeinsame Sturz hat die getrennten Hälften Deutschlands innerlich verbunden.

Denn auch dies Preußen, das dem Untergange der anderen zaudernd zugesehen, kam vor der Überlegenheit Napoleons zu jähem, schimpflichem Fall, und der bitterste Ernst des Lebens trat an das Gemüth des fürstlichen Knaben urplötzlich heran. Die äußeren Entbehrungen eines eingeschränkten Hofhalts im unwirthlichen Nordosten des Landes waren leicht zu ertragen; aber das Leiden des Volks, Scham und Zorn der Patrioten, der stumme Gram des Königs und die tiefe Wehmuth der Königin, ihr früher Heimgang endlich, noch unberührt vom ersten Strahl einer so heiß erflehten schöneren Zeit: das waren unauslöschliche Eindrücke eines gedankenvollen Schmerzes, der mit dem eigenen Geschick zugleich das allgemeine umfaßte. Die Thränen der Mutter — das heiligste Andenken, das wir mit hinausnehmen in die Fremde der Welt — vor unseres Kaisers Blicken sind sie um des Vaterlands willen geflossen; sie galten der Rettung des preußischen Staats und des deutschen Volkes. Denn zwischen der Sache dieser beiden gab es von nun an keinen Unterschied mehr. Die besten Männer der ganzen Nation, allen voraus der große Rheinländer Freiherr vom Stein,. boten zur Erhebung Preußens die Hand, und Preußen selber erhob sich mit vollem Bewußtsein für die Befreiung Deutschlands. Da ist denn auch Prinz Wilhelm, kaum siebzehnjährig, nach Frankreich mitgezogen und hat den Krieg von Angesicht kennen gelernt als das, was er sein soll: das letzte Hülfsmittel, nicht mehr, wie ehedem, der Könige für sich, sondern ganzer Völker, erlaubt allein zur Vertheidigung der höchsten Güter, aber zu solchem Zweck auch unbedingt geboten. Die damals erworbenen Anschauungen und Erfahrungen haben ihn überhaupt durch all seine Lebtage begleitet; es ist der Veteran von 1814, der uns noch heute

beherrscht. Er blieb der Hüter einer hehren Überlieferung, deren wahren Gehalt die nachgeborene Menge im Gewühl der Interessen des Augenblicks leicht vergißt. Das Jahr 1870 ist vornehmlich durch ihn mit dem Geiste des Befreiungskrieges erfüllt worden; die unausweichliche Pflicht, den vollen Umfang des vaterländischen Bodens zu beschirmen, die feste Verbindung von Fürst und Volk durch ein gemeinsames Ehrgefühl, die religiöse Weihe gerechter Waffen: das sind die Ideen, die er aus der Jugendzeit ins Greisenalter herübergenommen; sie hat er als erstes Geschenk dem neuen deutschen Kaiserthum mit eigener Hand in die Wiege gelegt.

Nach dem Frieden von 1815, der auch unsere Rheinlande zu ihrem Heil dem wiedererstandenen Preußen einverleibte, war für diesen Staat wie für alle anderen im deutschen Bunde die dringendste Aufgabe die, sich in Ruhe zu erholen und innerlich zu kräftigen. Jeder einzelne diente dem Gemeinwesen am besten, wenn er still und eifrig dem eigenen Geschäfte nachging. Eben dies that Prinz Wilhelm in seinem Beruf, dem militärischen; denn dem gehörte von je seine einzige ausgesprochene Leidenschaft. Für das innerste Gefüge der Heeresordnung hat seit dem Schöpfer der preußischen Armee, dem Vater Friedrichs des Großen, kein Mitglied unseres Königshauses je wieder ein so eindringendes Verständniß bewiesen. Allein auch bei der Befriedigung eines anderen persönlichsten Wunsches, bei der Begründung des eigenen Hausstandes, genügte er damals zugleich einer Obliegenheit gegen den Staat. Da die Ehe des Kronprinzen kinderlos blieb, so begehrte man von ihm die Sicherung der Thronfolge durch eine ebenbürtige Vermählung. Und so sah er denn glücklich Sohn und Tochter erblühen, denen Enkel und Urenkel gefolgt sind, Bürgschaften und Hoffnungen für eine ferne Zukunft. Er selber ward mit dem Tode des Vaters, dreiundvierzigjährig, zum ersten Unterthan seines älteren Bruders, mit dem eine neue, leider wenig ersprießliche Zeit für Preußen und Deutschland begann.

König Friedrich Wilhelm IV. war ein seltener und glänzender Mensch, phantasievoll und beredt, für jede Kunst begabt, nur gerade für die Staatskunst nicht. Es gab kaum eine Wissenschaft, die er nicht mit lebhaftem Antheil ergriffen hätte; sein Zeitalter jedoch, dessen Forderung und Bedürfniß, hat er niemals vollkommen verstanden. Sein Gefühl war des höchsten Aufschwungs fähig und gewohnt; allein sein Wille schwankte hin und her zwischen Starrsinn und Schwäche. Sein tragisches Los hat uns deutlich gezeigt, daß die Krone kein Kranz für das Talent, daß Herrschen ein Handwerk des Charakters ist. Das preußische Volk verlangte von ihm der Richtung des Jahrhunderts gemäß die Verleihung gesetzlich verbriefter Freiheiten und Rechte. Er versagte sie der gütlichen Bitte, bewilligte sie dann der Empörung und ließ sie hernach nur mit Unlust gelten. So lagerte sich auf das mühsam bestellte Feld unserer neuen Verfassung von

Anfang an ein Schatten gegenseitigen Mißtrauens, der die verhoffte Ernte auf lange hinaus verkümmert hat. Mit der preußischen verband und verwickelte sich eine deutsche Revolution. Friedrich Wilhelm besaß ein warmes Herz für das Vaterland, waren doch selbst seine eigenen Mängel und Irrthümer von deutscher Art; aber dem Winke der Gelegenheit zu folgen, war er außer Stande. Er schlug nicht bloß die dargebotene Kaiserkrone aus, sodaß eine brausende, im Ursprung reine Bewegung unserer Nation zuletzt gar traurig in blutgetränktem Sande verlief. Noch schlimmer war, daß durch sein unsicheres Verfahren überhaupt das schon erworbene Ansehen des preußischen Staats im übrigen Deutschland in Abnahme gerieth. Und damit verfiel dann wieder zugleich das Ansehen Deutschlands in der Welt; unser Name war klein geworden, und Fürsten und Völker des Auslandes begegneten uns mit dreister Geringschätzung.

Böse Zeiten erziehen nicht immer Menschen, die ihrer Meister werden; die damaligen aber haben es für uns gethan. Für den Prinzen von Preußen, unseren Kaiser, bedurfte es freilich der eigentlichen Erziehung nicht mehr, er hat jene Tage bereits als gereifter Mann durchlebt. Ihm hafteten von Haus aus gerade die Eigenschaften an, die dem Bruder abgingen; er hätte die meisten, wo nicht alle, der begangenen Fehler zu vermeiden gewußt. Allein so bescheiden er auch persönlich im Hintergrunde stand, ohne Nutzen konnte der peinliche Anblick dieser verworrenen Begebenheiten für ihn nicht bleiben. Man braucht nicht erst zu fragen, welche Vorsätze er in Bezug auf die äußere Politik gefaßt, wie tief ihn die Überzeugung durchdrang, daß auch die Lösung der deutschen Frage einzig abhänge von dem entschlossenen und ehrenhaften Gebrauch einer rüstig entfalteten preußischen Macht. Aber auch zu den Aufgaben der inneren Staatslenkung hat er in jener Zeit ein für allemal grundsätzlich eine feste Stellung eingenommen. Mit der äußersten Entschiedenheit verwarf er die Revolution; die öffentliche Meinung täuschte sich nicht, wenn sie in ihm den geschworenen Feind der Auflehnung und des Umsturzes witterte; den badischen Aufstand hat er an der Spitze preußischer Truppen mit eifrigem Muthe niedergeworfen. Allein ein hartnäckiger Gegner der Verfassung, der rechtmäßigen Betheiligung des Volks an der Arbeit der Gesetzgebung war er keineswegs. Er hielt diese zeitgemäßen Einrichtungen, wie er sie ausdrücklich nennt, für wohl vereinbar mit den nothwendigen Grundlagen unseres Staatslebens, einem starken, in seiner tiefsten Wurzel unabhängigen Königthum, der unerschütterlichen Treue des Heers und dem strengen Gehorsam der Beamten. Der Mann, der dem ganzen deutschen Volke freiwillig das allgemeine Wahlrecht verliehen, ist vor dem Gedanken gesetzlicher Freiheit sicherlich nie zurückgeschrocken. Schon vor dem Jahr 1848 sprach er das einsichtige Wort: „wer in dem Streben der Völker, ihre Zustände zu verbessern, Revolutionen sieht, der macht erst Revolu-

tionen; es ist Pflicht der Regierung, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie zu leiten.“ Von diesem Geiste war er beseelt, als er es jüngst unternahm, auch dem Trachten des Arbeiterstandes nach Verbesserung seiner Lage mit trostreichen Anstalten entgegenzukommen, als er, zu unserer Beschämung, die königliche Ungeduld verrieth, den Bedrängten schleunig geholfen zu sehen.

Die letzten Jahre seiner Vorbereitungszeit hat Kaiser Wilhelm größtentheils in unserer Provinz verlebt; als Militärgouverneur Westfalens und der Rheinlande schlug er in Koblenz seinen Wohnsitz auf und wußte sich dort abermals durch sein bloßes persönliches Dasein ein Verdienst um den Staat zu erwerben. Die Rheinländer hatten sich zwar inzwischen reichlich von jener Wahrheit überzeugen können, die der alte Ernst Moritz Arndt in seiner derben Weise treffend ausgedrückt, daß Preußen einer wollenen Jacke gleiche, die anfangs unbequem zu tragen, für den jedoch, der sich einmal daran gewöhnt, ganz unentbehrlich sei. Von der Liebenswürdigkeit aber einer echt preußischen Menschennatur ist hierzulande doch erst damals die richtige Vorstellung aufgegangen. Von der Politik hielt sich der hohe Herr in jenen Tagen geflissentlich fern; das Bestreben der herrschenden Partei, die Ergebnisse der Revolution auf krummen Wegen wieder rückgängig zu machen, widersprach seinem redlichen Wesen allzusehr. Desto emsiger widmete er sich aufs neue seinem militärischen Amt, und die werthe Rhein- und Moselstadt mag es sich zur historischen Ehre anrechnen, daß er dort in stillem Nachdenken die Grundzüge jener Heeresreform entwarf, ohne deren Verwirklichung die herrlichen Siege der späteren Zeit niemals erfochten wären. Im Herbst 1857 rief ihn dann die schwere Erkrankung des Königs zu dessen Stellvertretung ab, die ein Jahr darauf in eine wirkliche Regentschaft verwandelt ward; und sofort war der Eindruck allgemein, daß die Führung unseres Staatswesens wieder auf gerader Straße sei. Mit voller Freiheit jedoch ergriff der zartfühlende Fürst die Zügel erst, als ihn an dem Tage, dessen Gedächtniß wir heute begehen, der Tod des geliebten Bruders selber zum Könige machte.

So bestieg er den Thron, der Mitte der Sechzig nah, in Jahren, wo der Mensch in der Regel sein Haus bestellt und Abendfriede selbst das rührigste Herz überkommt; allein noch durch und durch ein ganzer Mann, von hohem Wuchs und leichtem Schritt, fest im Sattel, früh aus dem Bett, gesund und heiter, anspruchslos in Geschmack und Genuß, von geprüfter und doch geschonter Energie, klar und offen, mit Gott und der Welt und vor allem mit sich selbst im reinen, unverlegen um ja oder nein, und dennoch zugänglich jedem guten Rath, noch immer bereit, durch frische Erfahrung vom Tage für den Tag zu lernen. Man sollte meinen, ein so beschaffener Fürst, aufrichtig willkommen geheißen von einem wackeren und ergebenen Volk, hätte nun und nimmermehr auf die geringste Schwierig-

keit stoßen können. Jedoch das Staatengeschick, bestimmt in jedem Moment durch eine unermeßliche Zahl lebendiger Kräfte, hat auch diesmal aller Berechnung gespottet; das durchaus Unwahrscheinliche geschah. König Wilhelm lebte und webte in dem Plan einer Umgestaltung der Armee, den er mit vollstem Recht als sein eigenstes Werk bezeichnete, wodurch, wie heut die gesammte Welt anerkennt, die Wehrkraft Preußens in jeder Hinsicht erheblich gesteigert, die allgemeine Dienstpflicht gerechter durchgeführt, das Verhältniß der Landwehr zur Linie zweckmäßiger geordnet worden ist. Und diese Absicht verfolgte er zwar mit dem Eifer eines Sachkenners, jedoch nicht etwa aus einseitiger Liebhaberei; sein tiefster Beweggrund war vielmehr die richtige Erkenntniß der politischen Lage, verbunden mit der schärfsten Einsicht in die Ursachen der jüngst erlebten Enttäuschungen und Verluste. „Meine Pflichten für Preußen", sagt er in seiner ersten königlichen Kundgebung, „fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß. Das Vertrauen auf die Ruhe Europa's ist erschüttert; ich werde mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten: dennoch können Gefahren für Deutschland und Preußen heranziehen."

Nichtsdestoweniger verweigerte der Landtag die nöthigen Mittel; der König bestand auf dem unabweisbaren Bedürfniß; der Widerspruch erhitzte sich; Rechts- und Verfassungsfragen wurden hineingerührt; die Mehrheit der Wähler stellte sich wiederholt auf die Seite der verneinenden Volksvertreter, und ein Zweispalt that sich auf, der das Antlitz unseres öffentlichen Lebens ein paar Jahre lang häßlich verzerrte. Forscht man nach den Gründen, so ist kein Zweifel, daß dieser ganze Conflict, der die erste Regierungszeit unseres Königs umdüstert hat, nichts anderes war, als ein aus den Tagen seines Vorgängers verschlepptes Übel. Auch die Gegner nämlich der Heeresreorganisation hatten die früheren Ereignisse im Auge; sie jedoch glaubten danach überhaupt nicht mehr an eine große preußische Politik, und somit erschien ihnen die Vermehrung der Armee als eitle Verschwendung. Desto bestimmter aber glaubten sie, wiederum im Nachgefühl der Vergangenheit, an die fortdauernde Neigung der Regierung, Verfassung und Volksfreiheit nach und nach zu untergraben; wovon bei der Sinnesart dieses Königs doch nicht im entferntesten die Rede sein konnte. Der Streit endete, wie billig, mit dem Siege des Herrschers; denn von dem gleichen Ausgangspunkt war er allein zu positiven Zielen vorgeschritten. Es hat ihm freilich sehr wehgethan, sich von der Menge seines Volks eine Zeitlang verkannt zu sehen; verbittern aber ließ er sich dadurch nicht, weder gegen einzelne Menschen, noch gar gegen Einrichtungen oder Thatsachen. Denn so ungemein zäh sein Gedächtniß und seine

Dankbarkeit für Leistungen und Dienste, ebenso großmüthig ist seine Gesinnung und Haltung im entgegengesetzten Fall: kein hervorragender Mann ist jemals versöhnlicher gewesen. Auch entschädigt ward er indeß durch die nämliche schwere Zeit; denn sie führte ihm zugleich die tüchtigsten und getreuesten Helfer zu, vor allen jenen gewaltigen Minister, dessengleichen noch niemals einem deutschen Könige zur Seite gestanden. Da kam denn erstaunlich an den Tag, was der dringende Wunsch des gekrönten Soldaten bedeutet hatte; jeder Zweifler schlug reuig an die Brust, und das gesammte Volk fand sich froh in der Helle der schönsten Gegenwart zurecht.

Von dieser Gegenwart brauch' ich des breiteren nicht zu reden, denn sie schwebt über unserem Haupt und weilt in unserer Mitte. Die Freude am Vaterland setzt sich mittags mit uns zu Tisch und legt sich abends mit uns zum Schlafe nieder. Sollt' ich die Schlachten aufzählen, in denen unser Kaiser den Sieg errang? Ich spreche zu Männern, die sie mitgeschlagen. Was sie uns eintrugen an Gütern, wissen die Kinder in der Schule. Preußen ward vergrößert, Deutschland geeint, verlorene Grenzlande heimgebracht, eine Reichsordnung aufgerichtet, um deren ruhige Festigkeit uns jeder Kaiser der Ritterzeiten beneiden müßte. Dann ward das Schwert mit dem Scepter vertauscht, die Furcht Europa's in Hochachtung verwandelt und der Weltfriede gesichert. Im Innern ward der Wohlstand unermüdlich gepflegt, sparsam hausgehalten, die Noth bekämpft, Freiheiten und Rechte wurden neu ertheilt und beschützt und nur dort beschränkt, wo sie mit dem Gemeinwohl feindlich zusammenstießen. Der Arbeit und dem Verkehr ward in nationalen Bahnen, der Wissenschaft und Kunst auf den Wegen ihrer Wahl der Lauf gelassen. Alle Meere wurden stattlich befahren und ferne Küsten zu Pflanzungen ausgesucht. Daß nicht jedes Verlangen befriedigt ist, wie sollte das anders sein? Der Aufbau des Staats ist keine Weihnachtsbescherung, und die Wirklichkeit überhaupt nicht glatt wie ein Ölgemälde. Andere Zeiten mögen andere Fragen aufwerfen; das eine ist gewiß, daß die späteste Nachwelt singen und sagen wird von Deutschlands großen und guten Tagen unter Kaiser Wilhelm.

Wie aber? Legen wir da nicht ihm eine Reihe von Thaten bei, die er vielleicht nur zugelassen hat? Steht nicht hinter dem erhabenen Kriegsherrn der große Feldherr, wacht nicht neben der Majestät des Reichsoberhauptes der Genius des schöpferischen Staatsmannes? Und so wäre denn, um es kurz herauszusagen, die Einheit Deutschlands und was immer wir sonst erwarben, genießen und preisen, nicht sowohl König Wilhelms Werk, als das der Bismarck und Moltke? Ganz gewiß ist es dieser Männer Werk und nicht ihres allein. Es ist das Werk des geringsten Soldaten, der sein Leben auf der Wahlstatt eingesetzt, es ist das Werk des

letzten im Volke, der dem Staate treu geleistet, was er schuldig war. Sie alle haben ihre Pflicht erfüllt, ein jeglicher an seiner Stelle, der Kaiser und König aber an der höchsten. Für die Schlacht, die nach dem Plane des Feldherrn geliefert und gewonnen wird, trägt die oberste, die sittliche Verantwortung dennoch der Kriegsherr allein. Er ruft zu den Fahnen auf; er muß dafür sorgen, daß er dem Verwundeten die Hand drücken, dem Sterbenden ins Auge blicken könne mit schwerem, aber mit ruhigem Herzen. Und nicht anders steht es mit den Arbeiten der friedlichen Staatskunst. Das Verhältniß unseres Kaisers zu seinem Kanzler ist der schönste Männerbund, den es in Deutschland giebt. Er hat ihn nicht bloß erlesen zu seinem, d. h. zu des Staates Zweck; er hat ihn immerdar aufrecht erhalten gegen jede Anfechtung, sei es der Thorheit und Bosheit von außen, sei es der eigenen Schwermuth und Müdigkeit. Er hat ihm herrlich gelohnt mit Huld und Gnade, um aller Welt zu verkünden, wie vollkommen er sich mit einem solchen Diener einig weiß. Der Kanzler dagegen, ein Mann, der die Lüge schon um ihrer Feigheit willen verschmäht, wie oft und wie stark hat er uns nicht betheuert, er treibe keine andere als des Kaisers Politik! In den Rath, den sie mit einander halten, dringt kein horchender Vorwitz ein. Unter allen Umständen aber gehört auch hier dem Herrscher der Entschluß und somit die entscheidende That. Denn nicht der Geist, sondern der Wille des Menschen gestaltet die Welt, und nicht die Klugheit, sondern das Gewissen hält sie zusammen.

Noch ein weiteres aber kommt hinzu. Eroberungen werden nicht mit dem Schwert allein gemacht, und Reiche keineswegs bloß durch Staatshandlungen gegründet. Die eigene Persönlichkeit unseres Königs war eine Macht, die ihm bei seinen Erfolgen wunderbar zustatten kam. Überall hat er Ehrfurcht erweckt, ohne den mindesten Schrecken einzuflößen; unter allen Furchen seines greisen Angesichts hat die tiefsten das Wohlwollen und die Freundlichkeit gegraben. Vor einer solchen Kaisergestalt beugten sich auch die stolzesten Reichsfürsten willig, und die Leute aus dem Volke schlossen sie ohne weiteres in ihr Herz. Was vor Jahren der Winzer am Rhein und der Mosel erfuhr, das erlebte seitdem auch der Fischer am friesischen Meer und der Holzknecht im bayerischen Gebirge. Selbst unter den Besiegten nennt man ihn kaum mit Haß; tief im Ausland baut man Häuser auf seine Zusage des Friedens. Ja die Meuchelmörder selber, die zur Schande des Zeitalters den ruchlosen Arm gegen ihn ausgestreckt, hegten wider seine Person keinen Groll; es waren die Feinde der menschlichen Gesellschaft, die in ihm am sichersten uns alle zu treffen gedachten. Uns anderen aber hat er auch dadurch wohlgethan, daß er uns auch im öffentlichen Leben wieder den reinen Genuß der Übung echter Dankbarkeit verschaffte. Ich meine nicht jene äußeren Anstalten der Feier allein, wodurch wir seine Reise zum Heilquell oder zur Heerschau jahraus jahrein in einen

Triumphzug umwandeln, sodaß es ihm vorkommen muß, als schmücke die deutsche Erde von Natur ein Wald von wehenden Fahnen. Nein, wir denken auch innerlich ernst und fein darüber nach, womit man ihm wohl eine rechte Freude, eine angenehme Überraschung bereiten könnte. Wir beklagen den Hingang seiner Verwandten und Getreuen um seinetwillen und fragen uns bei rauhem Wetter bang, ob seine bewährte Gesundheit auch tapfer standhalten werde. Denn wir wünschen und hoffen inniglich, daß dies uralte treue Herz noch lange für uns schlage. Das ist der Kern aller Empfindungen, die uns heute festlich zusammengeführt.

Fürwahr! Welch ein Umschwung der Zeiten, welch eine Heimkehr zu uns selbst! Jetzt beschwören wir keinen Kaiser Friedrich mehr und lassen um die Trümmer einer hohen Vergangenheit gleichmüthig die Sage ranken. Unser Strom draußen kommt herab vom Niederwald und richtet an uns lebendige Vaterlandsgrüße aus. Wir sind noch nach wie vor gemeint und gewohnt, zu jauchzen bei jeder guten Weinlese; allein wir kennen heut einen besseren Jubelruf, den wir theilen mit allem, was deutschen Odem hat. Wohlan: König Wilhelm von Preußen, unser theurer Kaiser und Herr, er lebe hoch!

---

10. Kaiser Wilhelms geschichtliche Gestalt*).

So hat denn Kaiser Wilhelm sterbend an uns Deutschen ein letztes Einigungswerk vollbracht. Er zog ins Feld und schuf ein Reich, das unser Dasein nach außen schirmt; er waltete friedlich über uns, und wir lernten einander als Brüder kennen und dulden; er legte sein Haupt zum Scheiden hin, und jener Hauch der Ewigkeit, der an jeder Bahre den Leidtragenden die Stirn umweht, zur Mahnung an immerwährende Treue — diesmal ergriff er mit Sturmesgewalt ein ganzes Volk: in der Einheit innigster Trauer empfanden wir, daß die Gemeinschaft, die wir von der Hand des Entschlafenen empfingen, hinfort unzerstörbar sei. Er selber hat ein Gefühl davon beruhigt mit hinabgenommen; wir aber suchen den besten Trost in dem Dank für ein Herrscherleben, das auch im Tode noch dem Vaterlande wohlgethan.

In allen Lehranstalten im weiten Umkreis unseres Staates wird dieser Dank am heutigen Tage dargebracht, von tausend Stimmen und doch wie aus Einem Munde. Denn es ist das Vorrecht einfacher Größe, daß über ihr Wesen, ihren Werth ein Irrthum oder ein Zweifel nicht bestehen kann. Noch einmal wird denn allerorten das längst vertraute freundliche

---

*) Gedächtnißrede gehalten in der Aula der Universität Bonn am 22. März 1888; besonders erschienen im Verlage von Emil Strauß in Bonn 1888 und mit dessen Erlaubniß hier abgedruckt.

Lebensbild des Verstorbenen der Jugend ins Herz geprägt; Unvergeßliches in Wort und That wird beschaulich wiederholt und aufs neue durchempfunden. Auch die Hochschule würde sich über solche Art der Feier wahrlich nicht erhaben dünken; allein es bedarf der äußeren Vergegenwärtigung dessen nicht, was uns allen fest im innersten Gedächtniß ruht. Und zudem, wo es dem Ruhm eines Mannes gilt, der wie kaum ein anderer ganz in seinem Berufe aufgegangen, da mögen auch wir den eigenen Beruf der Wissenschaft nicht verleugnen. Gelehrte Darlegung freilich erwarten Sie nicht von mir: wie sollte ich der menschlichen Bewegung dieser Stunde gleichsam ins Angesicht widersprechen? Nur dies ist mein Wunsch: die hohe Gestalt Kaiser Wilhelms in ihrer Bedeutung für unser Volk mit historischem Nachdenken zu erfassen.

Ich beginne, sagt Perikles in der Rede zum Preise der gefallenen Krieger von Athen, ich beginne mit den Vorfahren; denn es ist billig und geziemend, bei solchem Anlaß ihnen die Ehre des Andenkens zu erweisen. Kaiser Wilhelms Haltung und Leistung vermag vollkommen nur zu würdigen, wer sich zuvor des Erbes wie des Beispiels entsinnt, welches ihm von der Kraft und Tugend seiner Ahnen hinterlassen worden. Er war kein Anfänger, sondern ein Vollender. Die Väter, zu denen er jetzt versammelt ist, hat er wohl gekannt und nach ihrem Thun und Lassen richtig geschätzt. Er überkam von ihnen nicht allein als Früchte der Abstammung einige Hauptzüge des Charakters. Auch die Grundsätze seiner Regierung, die Ziele seiner Politik verdankt er in vielen wesentlichen Stücken einer nur selten theilweis unterbrochenen, im ganzen stetig fortgepflanzten Überlieferung seines Hauses. Ihr blieb er getreu, wie er allezeit sich selbst getreu geblieben ist.

Mit wunderbarem Anschein der Gesetzmäßigkeit, der auf natürliche Gesundheit der Entwicklung deutet, ist Brandenburg-Preußen unter den Hohenzollern seit der Wende des deutschen Geschicks im dreißigjährigen Krieg bis an die Schwelle unserer Zeit emporgestiegen. Genau durch zwei Jahrhunderte, sechs Geschlechter mit regelrechtem Rollenwechsel, vollzieht sich dieser Werdegang von dem Auftreten des großen Kurfürsten an bis auf den Moment, wo der Vater Kaiser Wilhelms die Augen schloß. Woraus entspringt zumeist die geschichtliche Schöpferthat? Zum Drucke der Noth, zur Gunst der Gelegenheit gesellt sich jener höchste Einklang von Geist und Willen, der das Geheimniß des Genius bildet. Unter solchen Umständen geschah die Gründung der brandenburgischen Macht. Das deutsche Land war verwüstet, den Fremden aufgeschlossen, das Kaiserthum ein Schatten, alles Leben des Reichs erstarrt; den Einzelgebieten aber stand es frei, entweder zu verkommen oder sich aufzuschwingen. Das erkannte der Kurfürst, ein Herr von heroischem Gemüth, rastlos und feurig, prächtig und gediegen; bei so manchem Fehlschlag heftig entrüstet, doch nie gebeugt;

reich an Mitgefühl für jedes wichtige Anliegen des Zeitalters, in der vordersten Reihe seiner glänzenden Gestalten.

Was er in achtundvierzig Jahren errungen, hat der Nachfolger äußerlich zu behaupten gewußt; jedoch im Innern meldete sich der Verfall. Geringen Werth besäße geschichtliches Lob, wofern nicht auch dem Tadel volle Freiheit bliebe. König Friedrich I. litt an der Schwäche der Eitelkeit und begann die Kräfte des jungen Staats im Prunke des Hofes zu verzehren. Die Aufgabe der Wiederherstellung und Vorbereitung zu neuer Großthat, welche so der dritten Generation erwuchs, ward nie von einem Fürsten vollständiger gelöst, als von Friedrich Wilhelm I. Es war das Abbild seiner eigenen, an rauher Manneskraft überreichen Persönlichkeit, womit er das preußische Wesen in Heeresdienst und Verwaltung, ja in der Staatsordnung überhaupt für lange Zeit gewaltsam stempelte. Ein Mensch von hoher praktischer Genialität überall, wo es galt, dem öffentlichen Leben festen Halt und gerade Richtung zu verleihen: grundehrlich, derb gescheit, von leidenschaftlichem Arbeitsdrange beseelt; heißblütig, gutherzig selbst im fürchterlichen Ausbruch rohen Zorns, zu jeder anderen Stunde am strengsten gegen sich selbst. Die Nachwelt ist ihm endlich gerecht geworden, die Zeitgenossen stieß er von sich ab. In auswärtigen Verhältnissen unbeholfen, verstand er nicht, für sein Preußen den gebührenden Raum in der Welt zu gewinnen, er wußte selber, daß er für die Zukunft spare, rüste, schaffe.

Der erste Rundgang, auf und ab und wieder empor, war zu Ende; und so erschien, hundert Jahr nach dem großen Kurfürsten, der große König. Warum er so, wie er war, erschien — das ist das alte Räthsel der Natur, zu dessen Lösung Gott der Geschichte den Schlüssel vorenthalten. Man möchte sagen, Friedrich habe Vater und Urahn in sich vereint; und gewiß haben ihm beide Vorbilder dargeboten, der Vater das seine durch den härtesten Zwang der Erziehung. Und doch hat der Sohn jedem Zwange zutrotz die wunderbarste Eigenart behauptet: die königlichste Person, die es je gegeben, wenn es ankommt auf das geistvollste Bewußtsein der Pflichten und Rechte des Königthums, auf das hochsinnigste Selbstgefühl des gekrönten Standes und die grenzenlose Hingabe an ein Herrschergeschäft, wie es in diesem Umfange weder früher betrieben worden, noch seitdem zu betreiben auch nur möglich ist. Auch den entscheidenden Schritt nach außen, zur Eroberung Schlesiens, wodurch er Preußen zur anderen Großmacht in Deutschland erhob, hat Friedrich II. ganz aus eigener stolzer Bewegung unternommen. Die Gelegenheit freilich konnte nicht lockender sein; indessen von einem Antrieb äußerer Noth war damals nichts zu verspüren. Wohl aber brach hinterher, in der Form der Vergeltung, die höchste Drangsal über ihn herein, in deren Abwehr dieser standhafteste Held aller Zeiten seinem Werke nachträglich die noch mangelnde Weihe verlieh. In keinem Augenblick alltäglich, immer er selbst, der

führende Geist der Epoche: so blieb er, obwohl sein Dasein eine beständige Aufopferung war, doch menschlich seinem Volke eigentlich unnahbar wie ein Gestirn, aus der Tiefe mit Staunen betrachtet. Kaum mit Unrecht wollte man ihn den Einzigen nennen; für eine Seltenheit aller Jahrtausende wenigstens muß er gelten. Er regierte sechsundvierzig Jahr, fast so lange wie sein großer Ahnherr.

Auf Friedrich den Großen zu folgen, war mehr als schwer; doch hätte man einen Rückschlag so schmählicher Art kaum erwarten sollen. Der Neffe, Friedrich Wilhelm II., versank in Sinnlichkeit, und da die Erschlaffung sofort den gesammten Staatskörper angriff, so konnte selbst ein häuslich wackerer, jedoch mäßig begabter und unversuchter Fürst wie Friedrich Wilhelm III. dem weiteren Niedergang zunächst nicht steuern. Napoleon trat auf, und Preußen fiel; der Niedergang schien zum Untergang zu werden. Und allerdings: zwar nicht das Leben des Staates selbst, wohl aber dessen alte Form war seitdem der Zerstörung anheimgegeben. Indem der Geist der Geschichte zur Rettung einer freien und mannigfaltigen Welt die Völker selber bei ihren Namen rief, ward auch unserem Königthum für die Zukunft ein anderes Ziel gesteckt. Es verlor mit nichten den hohen Beruf persönlicher Wirksamkeit; allein es sollte ihn nunmehr ausüben im Angesicht des Volkes und mit dessen offener Zustimmung. König Friedrich Wilhelm III. hat diese Zustimmung erlangt, obwohl er noch nicht durch eine neue Verfassung das zeitgemäße Organ für sie zu bereiten wagte. Wie er im Befreiungskriege der sittliche Anführer der Seinen blieb, so erwarb er hernach durch redlichen Fleiß den Rang unseres zweiten Wiederherstellers. Ein stiller, schüchterner Mann; gewissenhaft, ernst, von gesundem Verstand und zartem Tact; wohlwollend gesinnt und sehr mit Recht von achtungsvoller Liebe bis an die Gruft geleitet; aber die Herzen aufgehen zu lassen in heller Freude, sobald er sich zeigte: das war ihm nicht gegeben. Als er abgerufen ward am Ausgang unseres zweiten Jahrhunderts, hinterließ er Preußen doch wieder ganz auf der von Friedrich dem Großen erreichten Stufe des Ansehens und der Macht; nur in anderer Weise, dem Wandel der Zeiten entsprechend, bei weitem feiner, vielseitiger, volksthümlicher, deutscher entwickelt.

Von da bis heute sind abermals achtundvierzig Jahre verflossen; ein breiter Raum von der Hand der Geschichte abgesteckt für den neuen Fortschritt eines siebenten Geschlechts: nach den Tagen der Schöpfung eines starken Brandenburgs, eines großen Preußens für die Zeit der Wiedergründung eines deutschen Reichs. Die Erwartung hat auch diesmal nicht getrogen; allein das Schicksal wählte seinen besonderen Weg. Einer deutschen Empfindung freilich erscheint der Hergang durchaus nicht fremd; ja es klingt, als sei er geradezu aus einem jener Märchen geschöpft, die unser Volk sich erzählt, um seiner eigenen Lebensweisheit froh zu werden.

Es regieren nach einander zwei Königssöhne; der ältere Bruder strahlend an Geist und Gemüth. Bei seinen ersten, hinreißenden Worten fliegen ihm alle Herzen entgegen; man versieht sich zu ihm, daß er das Alte verjüngen, Recht säen und Macht ernten werde; der herrlichste Lohn für eine große That wird ihm verheißen. Allein er findet sich nirgends unter den Dingen dieser Welt und seiner Zeit zurecht, die so ganz anders aussehen, als seine eigenen schimmernden Einbildungen. Er versucht die Gewalt der Thatsachen zu beschwören, bald durch Segen, bald durch Fluch. Den einen Entschluß aber, auf den alles ankommt, den Entschluß, sich selbst zu bezwingen, faßt er nie. So schafft und erreicht er gar wenig, das beste davon mit geringer Freude. Er bringt sein Haus in Gefahr, seinen Staat herab, sich selber in Unmuth und Betrübniß. Die Menge wendet sich rasch ohne Mitleid von ihm weg; die erschütterten Freunde möchten ihn bei Lebzeiten beweinen. Wie anders dagegen der Jüngere, der bescheiden und unscheinbar zur Seite steht! Von der öffentlichen Stimme bitter gescholten, verkannt, ja verbannt — beherzigt er in der Stille die Lehren, die des Bruders Geschick ihm eingiebt; wiewohl es in der vornehmsten, der sittlichen Frage seinem Wesen nach für ihn keiner neuen Lehre bedarf. Wie er dann selber, hoch bei Jahren, zum Throne gelangt, führt er mit Rath und Hülfe der tüchtigsten Männer, die sich ihm freudig zur Verfügung stellen, das Nothwendige rüstig und glücklich aus. Er erringt für sich und sein Volk die höchsten Ehren; alle Welt jauchzt ihm zu; man möchte ihn auf Erden festhalten bis ans Ende der Tage, und ein Berg von Liebe wird auf sein Grab gehäuft.

So sehr dies alles wie Erdichtung lautet, so ist es doch rein historisch. Die menschliche Seele der Begebenheit besteht eben auch in der Geschichte aus echter Poesie. Darüber kann kein Streit obwalten, daß König Friedrich Wilhelm IV. dazu bestimmt schien, die deutsche Aufgabe des Jahrhunderts zu lösen. Noth und Gelegenheit traten diesmal, in Gestalt jener Umwälzung vor vierzig Jahren, gleichsam in Einer Person an ihn heran. Und so oft man die Gebrechen dieser verworrenen Zeit überdenkt — jedesmal gelangt man zu dem Schlusse, daß ihr nichts so sehr gefehlt hat, als ein Mann auf dem preußischen Thron, von nüchterner Geradheit und ruhiger Wärme, beharrlich und wagemuthig nach innen wie nach außen: kurzum ein Mann von dem Schlage Kaiser Wilhelms.

Kaiser Wilhelm, Wiederhersteller und Schöpfer zugleich, ist in dreißigjährigem Regiment von den Ehren Friedrich Wilhelms I. und III. zu dem Ruhme des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen aufgestiegen; mit den einen wie den anderen darf man ihn historisch zusammenhalten. Mit allen theilt er gewisse Eigenschaften, welche gleichsam ein sittliches Hausgesetz der Hohenzollern darstellen. Unbedingte Wahrhaftigkeit, unabläſſige Pflichttreue, unfehlbares Ehrgefühl sind vorzüglich dahin zu

rechnen. In der Form der Erscheinung enthüllt sich indeß der Unterschied der einzelnen Naturen. Bei dem Kurfürsten verräth sich nach allen jenen Richtungen edle Leidenschaft, Schwung und Wallung; die Haltung und Führung des großen Königs leuchtet mit einer blitzenden Schärfe, welche die gewöhnliche Welt befremdet. Sein Vater jagt auch bei Bethätigung solcher Tugenden mit seiner urwüchsigen Wildheit die Menschen förmlich in die Flucht; Kaiser Wilhelms Vater kann sich auch hier bei dem lautersten Biedersinn einer peinlichen Enge nicht ganz entschlagen. Unser Kaiser selbst ist in seiner Wahrhaftigkeit herzlich gewesen; in seiner Pflichttreue lag eine ungezwungene Leichtigkeit, in seinem Ehrgefühl ritterlich einnehmender Anstand.

Auch seine Frömmigkeit möchte ich zu jenem köstlichen Gemeingut zählen, wenn man mir zugiebt, daß auch Friedrich der Große, sofern er sich vor einer dunklen Obmacht bescheiden beugt, wider Willen den Namen eines Frommen tragen darf. Sonst zeigt des Kurfürsten Religion noch die enthusiastische Farbe des Zeitalters der Glaubenskämpfe; bei seinem Enkel ist sie körnig und praktisch; bei Friedrich Wilhelm III. durch ergreifende Schicksale vertieft. Ja selbst der erste König und Friedrich Wilhelm II. fanden oder suchten doch in ihr ein Gegengewicht gegen die eigenen Schwächen. Bei Friedrich Wilhelm IV. füllte sie, nicht selten zur Schwärmerei gesteigert, den ganzen Grund der Seele aus, so daß er für die Geschichte der Kirche mehr bedeutet, als für die des Staats. Unseres Kaisers demüthige Frömmigkeit besaß einen rührenden Zug von Zufriedenheit des Gemüths und erbaute jedermann durch den treuherzigen Ausdruck, den er ihr zu geben wußte.

Ich übergehe weitere, echt königliche Charakterzüge, wie Entschlossenheit und Festigkeit, die in so stetem Ebenmaß außer ihm allein sein größter Vorfahr, der freilich wieder in unnachahmlich bestimmter Zeichnung, zu eigen hatte. Wenden wir uns dagegen zu den Vorzügen des Geistes, so hieße es unseres Kaisers Andenken eher verunstalten, als mit Liebe pflegen, wollte man bei ihm eine Spur von dem sprühenden Witz und dem Schatz von umfassenden Ideen des großen Königs, oder von der lebhaft thätigen Phantasie des Urahnen zu entdecken vermeinen. Kaiser Wilhelms Geist erfreute sich jener für das handelnde Leben geschickten Zweckmäßigkeit, deren ebenbürtige Bedeutung unbefangen anzuerkennen uns Gelehrte bisweilen die Einseitigkeit unserer theoretischen Übung hindert. Pflichttreue für sich wird zwar das Gute schaffen, indessen nicht, selbst im höchsten Amte nicht, das Große. Was aber ist deine Pflicht? fragt Goethe und giebt den Bescheid: die Forderung des Tages. Welch heller Verstand, welch ein treffendes Urtheil, welch vollkommene Sammlung, Folgerichtigkeit und dabei welch zähe Biegsamkeit der Gedanken gehörte dazu, um die wechselnde Forderung so vieler Tage so sicher zu erkennen, daß ein so reicher, so dauerhafter

Erfolg das Bestreben, ihr zu genügen, krönte! Die persönlichen Äußerungen Kaiser Wilhelms, völlig kunstlos, aber allezeit rund, enthalten keinerlei überraschende Ansichten des Lebens und der Welt im allgemeinen; sie glänzen niemals, aber sie leuchten ein: es sind eben stets Bemerkungen zur Sache. Sie bestehen aus Dank oder Bedauern, Lob und Tadel, Wunsch oder Warnung; sie bekennen Erfahrungen oder Vorsätze, athmen Reife und Frische, Besonnenheit und Zuversicht. Sie sind weit minder originell, als die verwandten Aussprüche Friedrich Wilhelms I., aber ungleich lebendiger, als die des eigenen Vaters.

Von Talent war Kaiser Wilhelm das, was er sein sollte: Soldat und Staatsmann. Wenn er lange ausschließlich das erstere schien, so ist zu bedenken, daß einem preußischen Prinzen, was er sechzig Jahre lang blieb, keine andere wahrhaft ersprießliche Thätigkeit zugemessen war. Und wenn er dann auch zu Anfang seiner Regierung noch immer wenigstens vornehmlich mit militärischen Angelegenheiten sich befaßte, so lag eben hierin, wie bekannt, zugleich die richtigste staatsmännische Auffassung des Moments. Gesetzt selbst, er hätte bei seinem Werke der Reorganisation so überwiegend als Friedenssoldat gehandelt, wie der Vorgänger Friedrichs des Großen gethan, so würde ihm dennoch der vollste Dank gebühren; allein er war in jeder Richtung Mannes genug, um die Waffe, die er geschmiedet, noch selbst zu schwingen. Ein Feldherr freilich im höheren Sinne war er nicht: er fand seinen Moltke, wie Friedrich Wilhelm III. seinen Gneisenau; jedoch selbst Friedrich der Große, der alles war, hätte sich ohne Seydlitz schwerlich durchgeschlagen. Andererseits darf unser Kaiser doch keineswegs, wie sein Vater, für einen bloßen Kriegsherrn gelten; er ist — das steht seinem Ruf als Friedenshüter nicht entgegen — von Natur zugleich ein wirklicher Kriegsmann gewesen. Nicht als hätten seine Augen je, wie die seines Ahnherrn nach dem Bericht eines Zeugen von Fehrbellin, geschienen wie zwei funkelnde Kometen; oder auch mit dem Adlerblick des Siegers von Hohenfriedberg und Leuthen das Sturmgewoge der Feldschlacht überschaut. Aber das ist gewiß, daß ihm das Herz beim tapferen Kampf in gerechtem Streit auch in freudiger Erregung höher schlug.

Was sein staatsmännisches Eigenthum sei — abgesehen von dem unschätzbaren geistig-sittlichen Verdienst, den Genius erkannt, an seinen Ort gestellt, jederzeit zuerst und am besten begriffen, ihn beschützt, belohnt, bewundert und geliebt zu haben — was im übrigen sein Eigenthum gewesen an dem ungeheuren politischen Tagewerk seines Ministers: erst die historische Forschung der Zukunft wird das, und auch sie gewiß nur unvollständig, ermitteln und ermessen. Von seinem Vater wissen wir jetzt, daß er, auf dem Wiener Congreß wie auch sonst zuweilen, mit seinem schlichten Verstand in wesentlichen Punkten richtiger gesehen, als sein ebenfalls genialer Staatskanzler. Indeß, wenn Friedrich Wilhelm III. nicht

von fern ein Wilhelm war, so läßt sich Hardenberg entschieden noch weniger einem Bismarck gleichsetzen. Von der wundervollen Kunst der Ausführung im einzelnen kann von vornherein bei unseren neueren Monarchen selbst nur noch wenig die Rede sein. Friedrich der Große allein, oder jedenfalls zuletzt, war im Stande wie in der Lage, seine gesammte auswärtige und fast die ganze innere Politik im kleinsten wie im größten von seinem Cabinet aus mit eigener Hand zu lenken. Von den Plänen und Absichten dagegen muß man sagen, daß es gutentheils die gleichen Ziele waren, welche Kaiser Wilhelm selbständig schon beim Beginn seiner Herrschaft ins Auge gefaßt und öffentlich bezeichnet hatte. Sehr natürlich, denn sie ergaben sich für unsere Zeit aus der stetigen Richtung der preußischen Entwicklung überhaupt, sowie insbesondere aus den leidigen Erlebnissen der jüngsten Vergangenheit. Nur in einer, allerdings der bedeutendsten Frage von allen, bestand ein tief einschneidender Unterschied. Er erscheint am deutlichsten bei Gelegenheit der ersten Kundgebungen — Kaiser Wilhelms vor dreißig Jahren, des Reichskanzlers vier Jahr später — in dem ungewollten Gegensatz der berühmten Schlagworte: in Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen — und: die großen Fragen der Zeit werden entschieden durch Eisen und Blut!

Weder hätte jenes Fürst Bismarck, noch dies Kaiser Wilhelm jemals leugnen mögen. Der Kanzler arbeitet bis heute Tag für Tag an dem friedlichen Ausbau der moralischen Eroberung Deutschlands; der Kaiser war eben damals im Begriff, das Eisen zuzubereiten, und ist vor nothwendigem Blutvergießen nicht zurückgebebt. Daß auch die große deutsche Frage früher oder später zu wirklicher Entscheidung nur durch solche Mittel zu bringen sei, durch einen Krieg zwischen Preußen und Österreich, an dessen Versäumniß die deutschen Entwürfe Friedrich Wilhelms IV. gescheitert waren: auch diese Wahrheit ist unserem Kaiser gewiß von Haus aus nicht entgangen. Bei der Neugründung seines Heeres hatte ihm natürlich auch die Möglichkeit eines deutschen Krieges vorgeschwebt. Daß jedoch diese Möglichkeit alsbald zur Wirklichkeit werden solle und müsse, daß die deutsche Frage in ganzer Größe eine dringende dieser Zeit, ihre endgültige und also kriegerische Entscheidung jetzt herbeizuführen sei — diese, ihm selbst von den Geistern der Weltgeschichte zugeraunte Überzeugung hat der gewaltige Minister ohne Zweifel von sich aus auf seinen Herrn übertragen. Allein, wie gesagt: auch der war aus eigener Einsicht gefaßt und bereit; er nahm den Entschluß, den wichtigsten seines Lebens, getrost auf seine königliche Seele. Da geschah es, daß er den eigenen Namen ins Buch des deutschen Gedenkens dicht hinter den des großen Königs Friedrich eintrug. Denn wie der dänische Krieg Kaiser Wilhelms an die schwedischen des großen Kurfürsten und seines Enkels erinnert, so ist der deutsche von 1866 das Seitenstück zur Eroberung Schlesiens gewesen. Der französische

entspricht als europäischer Bestätigungskampf dem siebenjährigen, zugleich jedoch in seinen Formen, vor allem der sittlichen, dem Befreiungskrieg. Nun löste sich jener Gegensatz der beiden Wege: im Kriege von 1870 ward das gesammte Deutschland durch Eisen und Blut von und für sich selbst moralisch erobert.

Drei äußeren Kriegen reihen sich drei innere an, die heut zu berühren wir uns nicht scheuen dürfen, denn sie gehören mit zum historischen Bilde Kaiser Wilhelms. Er hat sie nirgend selber aufgesucht, doch noch weniger sich ihnen feig entzogen. Zwar Kampfesfreude empfand er bei solchem Zwiste nie, im Gegentheil: hier trifft man die Tage und Nächte seines Kummers, seiner Sorgen — es war der Vater, der mit seinen Kindern stritt. Zugleich aber war es der Herrscher, wie er ihn verstand, der da eintreten mußte für eigenes Recht, für das des Staats und die Ordnung in der Gesellschaft. Das war vielleicht die schwierigste Aufgabe der Zeit: nachdem die Verfassung das preußische Volk zu freier Mitwirkung bei der Gesetzgebung berufen hatte, ein unabhängiges, persönlich eingreifendes Königthum dessenungeachtet zu behaupten. Dies war es, nicht seine rettende Heeresreform allein, was Kaiser Wilhelm in jenem trüben Conflict über die Auslegung der Verfassung vertheidigt, siegreich vertheidigt hat. Der Strauß war hart und der Sieg ward schwer, weil die monarchische Gesinnung im Volke durch die schwankende Haltung des Vorgängers erschüttert worden. Er aber verstand es, an seiner eigenen Festigkeit diese Gesinnung wieder aufzurichten. Er erhielt seinem Lande statt eines unwürdigen Schattenspiels an der Wand den lebendigen Anblick einer echten Herrschaft. Königsmacht und Volksrecht blieben neben einander bestehen, und damit freilich auch die Möglichkeit einer Wiederkehr ähnlicher Streitigkeiten. Die aber werden immer beizulegen sein auf die nämliche Weise, wie sie zu vermeiden sind: durch politische Lebensart geschichtlich gleichberechtigter Gebilde.

Eben dies war der natürliche Ausgang eines anderen Krieges, in welchem Staat und Kirche an ihren so oft schon historisch hin und her gerückten Grenzsteinen als hadernde Nachbarn zusammentrafen. Kaiser Wilhelm hat sich mit frischem Muth auch zu diesem Kampfe voll bekannt; aber wer hätte nicht den Eindruck davongetragen, daß er weit größeren persönlichen Antheil nahm an dem Friedensschlusse, zu welchem ein ehrwürdiger Papst von ähnlich milder Weisheit ihm die Freundeshand reichte? Aufs eigenste ward er dagegen mit seiner Person, sowohl leidend als handelnd, in den dritten, socialen Krieg hineingeflochten. In diesem Kampf ist sein kostbares Blut unschuldig fürs Vaterland vergossen worden. Er aber, der uralte, für sich fast bedürfnißlose Arbeiter am Staat, erhob sich mit jugendlichem Eifer zur innigsten Theilnahme an einer neuen That ausgleichender Fürsorge, wie sie das Königthum seiner Väter schon oft

und gern vollführt hatte. Nur daß sie jetzt, als Gabe von Kaiserhand, dem Lebensfrieden der ganzen Nation zugute kommt!

Das war wohl überhaupt für uns, wie sein letztes, so sein schönstes Angebinde, daß er das bewährte Wesen des heimischen Königthums in das neue deutsche Kaiserthum hinüberleitete. Es ist ihm gelungen dadurch, daß er die erblich überkommene Herrscherweise auf ihren einfachsten, gemeingültigsten und zugleich, unbeschadet aller Würde, auf ihren anmuthigsten Ausdruck brachte. Das zufahrende, vorwärtsdrängende Regiment des großen Kurfürsten stellte harte Anforderungen; der große König lastete zuletzt mit beengendem Druck auf seinen Unterthanen. Das Verlangen nach Erleichterung erklärt in beiden Fällen zum Theil die Schwäche der folgenden Regierungen. Unter Friedrich Wilhelms I. Tyrannei war das allgemeine Gefühl ein verschluckter Seufzer nach Erlösung; Friedrich Wilhelms III. späte Zeit erweckte die Klage über Verödung des öffentlichen Lebens. Unseres Kaisers Beliebtheit wuchs von Jahr zu Jahr. Kein Zweifel, daß Ehrfurcht vor seinem greisen Haupte, daß Dankbarkeit, wachsender nationaler Stolz dabei mit im Spiele waren. Der nächstliegende, wahrste Grund indessen ist jedenfalls, daß Wilhelm eben in der That von sämmtlichen Hohenzollern der liebenswürdigste gewesen. Geschichtlich erwägend, wird man dabei allemal auf den Einfluß der Mutter zurückgewiesen. Noch in der äußersten Verwitterung schwebt um sein gütiges Antlitz, neunzig Jahre lang unverblüht, ein Lächeln der Königin Luise. Das hat mitgeholfen bei der Einigung unseres Volks.

Welch ein Wahn war es doch, wenn vor Jahrzehnten so mancher Deutsche träumte, daß diese Einigung auch auf anderem, als monarchischem Wege möglich sei! Ich ziehe das Beispiel fremder Nationen nicht heran, wiewohl kein Kenner der gleichlaufenden Bewegung jenseit der Alpen in Abrede stellen wird, daß der gekrönte Soldat und Ehrenmann von Turin, der von den Seinen ähnlich betrauert ward, wie der Kaiser von uns, für den Aufbau Italiens ebenso unentbehrlich war, wie das staatsmännische Genie des Grafen Cavour. Ich will nur hinweisen auf die Erfahrung unserer eigenen Geschichte. Gewiß vermag der deutsche Mann sich im engeren Kreis in freier Genossenschaft ohne Oberhaupt selbst zu regieren. Der alte Gaustaat, in der Lichtung des Urwalds angelegt, bedurfte des Königs so wenig, wie die Bauerschaft droben im Alpenthal, die Reichsstädter innerhalb ihrer Ringmauern. Mit dem ersten Aufschwung jedoch zu Thaten und Gründungen von geschichtlichem Gehalt, bei den Stämmen der Wanderzeit, sobald sie Werth auf den Gedanken ihrer Einheit legen, versteht sich die Führung durch ein erlauchtes Geschlecht von Kriegsfürsten überall von selbst. Stamm und König werden in steter, unlöslicher Verbindung vorgestellt. Von den Gepiden sagt verächtlich ein Langobarde: sie kamen als Volk dermaßen herunter, daß sie fortan keinen König mehr be-

sessen haben. Und wie die Einheit des historisch lebenden Stammes an sich, so beruht die Entwicklung unserer Nationalität aus dem Zusammenschluß der Stämme in allererster Linie auf der Monarchie: auf dem Dasein und den Großthaten fränkisch-deutscher Könige und Kaiser.

Man werfe nicht ein, daß jenes Kaiserthum des Mittelalters mit dem unseren seiner Idee nach nichts zu schaffen habe. Gewiß, die Idee war fremdartig genug, ein Nachklang christlich-römischer Weltanschauung. Die wirkliche Grundlage ihrer historischen Erscheinung jedoch war nie eine andere, als die, welche heute von uns wieder aufgefunden worden. Was vor tausend Jahren dazu gehörte, dem Reich unserer Altvordern inneren Halt zu geben, ist uns jetzt erst recht zu Gemüthe geführt. Die blaß und starr gezeichneten Gestalten der Karolinger und Ottonen gewinnen Leben und Farbe durch das, was unsere eigenen Augen mit angesehen. Ein gutes Stück von der schlichten und ehrenfesten Majestät Kaiser Wilhelms müssen die streitbaren Helden ebenfalls an sich getragen haben, vor denen die Stämme mit ihren Herzogen und Fürsten allmählich den eingeborenen Trotz bezwingen lernten. Denn was heute gelobt und geliebt wird, soweit unsere Zunge klingt, muß im Grunde dasselbe gewesen sein, woran die Vorväter ihr Wohlgefallen hatten. Und mit anderer Nachempfindung, als ehedem, lesen wir nun in den wortkargen Annalen altdeutscher Mönche den vielsagenden Satz: in diesem Jahr ist der Herr Kaiser gestorben.

Was aber frommte die reinste und tiefste Erklärung aller Vergangenheit, wenn der Kern eines Menschenlebens nicht die Kraft in sich schlösse, in den Boden der Gegenwart eingepflanzt, für die Zukunft Blüthe und Frucht hervorzutreiben? Wie im preußischen Königthum und Staat die schöpferischen und arbeitsamen Vorläufer Kaiser Wilhelms weiter athmen, so hat er selbst unserem neuen Kaiserthum und Reich, geräuschlos nach seiner Weise, sein geschichtliches Eigenwesen eingehaucht: jene ewige Schönheit und Größe menschlicher Natur, die nach den Worten unseres schönsten und größten Dichters darin beruht, daß der Mensch sich ewig ins Rechte denke. Ein Gebot für die Staatskunst unserer Nation sowohl, wie für die Kunst der Führung unseres Einzellebens. Ein Gebot, zu begreifen leicht, zu erfüllen schwer; aber doch nicht abschreckend bis zur Verzweiflung an der Nachfolge. Der unfaßliche Genius läßt hienieden keine Spur zurück, die gangbar wäre für andere, als seinesgleichen; deshalb war es schicklich und wohlbedacht, ein Sternbild des Himmelsgewölbes auf Friedrichs Ehre zu taufen. Kaiser Wilhelms Vorbild aber wird dem aufwachsenden Geschlecht in zutraulicher Nähe vor Augen wandeln. Oder wer unter allen, die seine das Volk erquickende Erscheinung erlebt, möchte am heutigen Tage ernstlich von ihr Abschied nehmen? Selbst viel späteren Zeiten, für die er bereits in den höheren Chor der Ahnen aufgenommen sein wird, kann sein Nachruhm dennoch kaum innerlich trüb und dunkel

werden. Denn wenn irgendwo, so gilt für das Andenken deutscher Geschichte das gute Sprichwort: Ehrlich währt am längsten. —

Wehmüthiger fast, als das Amt, das meine Worte bis hierher zu verrichten strebten, ist der Gedanke, der jeden von uns in diesem Augenblick beherrscht. In die Freude, welche nach dem Gesetz der Wiederverjüngung des menschlichen Gemeinlebens sonst auch die tiefste Trauer abzulösen pflegt, mischt sich diesmal Bangigkeit und Mitleid ein. Es giebt Schmerzen des Vaterlandes von so herber Art, daß man sie nur fühlen, nicht beschreiben kann. Ein einziger Ruf drängt sich aus jeder Brust hervor: Gott segne, stärke und behüte Kaiser Wilhelms heldenmüthigen Sohn und sei mit Preußen und Deutschland jetzt und immerdar!

II.

Aufsätze und Veröffentlichungen zur Kenntniß Ranke's.

1. Ranke's Leben im Umriß*).

Leopold v. Ranke, der größte Geschichtschreiber deutscher Nation, durch Vorbild und Lehre maßgebend für die Entwicklung unserer historischen Forschung und Kunst im 19. Jahrhundert überhaupt; geboren (nach dem Kirchenbuch am 20., nach stetiger Annahme der Seinen vielmehr) am 21. December 1795 zu Wiehe, einem damals kursächsischen Landstädtchen an der Unstrut, gestorben in Berlin am 23. Mai 1886. — Ranke's Vorfahren stammen aus der Grafschaft Mansfeld; der erste nachweisbare Ahn ist Israel Ranke, 1671—94 Pfarrer in Bornstedt bei Eisleben. Wie dessen Bruder Andreas, Prediger zu Hettstedt, so haben auch der Sohn Israel — in Wolferode — und der Enkel Johann Heinrich Israel (1719—99), Leopolds Großvater — in Ritteburg — das geistliche Amt bekleidet. Der letztgenannte half sich aus früher Bedrängniß wacker empor und ward ein theologisch gelehrter Mann und Bücherfreund; seine Gattin brachte der Familie bescheidenen Grundbesitz, ein Haus in Wiehe nebst kleinem Landgute, zu. Ihr Sohn, Gottlob Israel Ranke (1761—1836), ging in Leipzig von der Theologie zum juristischen Studium über und ließ sich als Rechtsanwalt in Wiehe nieder, wo ihn die Freiherren v. Werthern mit der Verwaltung benachbarter Patrimonialgerichte betrauten. Er war eine kernhafte Natur; gläubig und schlicht, jedoch voller Hochachtung für die Bildung der Zeit; beredt und fleißig. Anfang 1795 vermählte er sich mit Friederike Lehmike, Tochter eines Rittergutsbesitzers bei Querfurt, an welcher neben den Eigenschaften einer trefflichen Hausfrau sinnvolles Wesen

*) Zuerst erschienen 1888 im 27. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie, Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

und ein gewisser poetischer Anflug bemerkt wurden. Ihrer vierzigjährigen Verbindung entsproß eine Reihe wohl begabter und erzogener Kinder, die ein reines und inniges Familienverhältniß als bestes Erbtheil ins Leben hinausnahmen. Dem ältesten Sohne Leopold blieb das Elternhaus, nachdem er es als elfjähriger Knabe verlassen, bis ins Mannesalter das gewöhnliche und liebste Ziel der Ferienreise; vertraute Theilnahme an dem Glücke der Geschwister hat bewirkt, daß er den eigenen Herd geraume Zeit hindurch leichter entbehrte. — Leopold Ranke war ein zartes Kind; schwere Krankheiten erweckten bis in sein dreizehntes Jahr zuweilen ernste Besorgniß. Allein die heilsame Bewegung in freier Luft — er ist allezeit zwar nicht Kenner, aber Freund der Natur, als Jüngling gewandter Reiter, bis ins höchste Alter ausdauernder Spaziergänger gewesen —, dazu einfache Sitte und regelmäßiger Wandel stählten seinen Körper wunderbar. Bei kleinem Wuchse, munterer, oft geradezu hastiger Geberde, heller Stimme, geschwindem Gespräch erschien er dann auch äußerlich überaus lebendig; während das außer Verhältniß stattliche Haupt — mächtige Stirn unter reichem dunklen, noch im greisen Schimmer dichtem Haar, starke Züge von heiterem Schwung, in großen blauen Augen Glanz und Scharfblick zugleich — eine Ahnung von der Fülle, Frische und Tiefe des inneren Lebens gewährte. Dies nun entfaltete sich in Geist und Willen merkwürdig früh und sicher. Ranke hat eher sprechen, als laufen gelernt; er entzog sich dem Spiele nicht, war jedoch gern allein mit seinen Gedanken. Seine Wißbegierde bedurfte keines Antriebs; er machte die schnellsten Fortschritte, erregte die entschiedensten Hoffnungen. Auch sittlich verrieth er zeitig eine bestimmte Erkenntniß des Rechten und den festen Vorsatz, davon nicht abzuweichen. Edle Geschäfte, gute Studien, freien Muth und einen Freund: mit solchen Wünschen für die Zukunft trug er sich schon als Knabe.

Das stille Thal der Heimath, wie es sich vom Kloster Memleben gegen den Kiffhäuser zu erstreckt, bot der kindlichen Einbildungskraft auch in historischer Hinsicht einige Anregung dar: neben den Erinnerungen an die große Kaiserzeit fehlte es der thüringisch redseligen Bevölkerung nicht an Rittergeschichten und dergleichen. Selbst das kleinbürgerliche Treiben in dem durch eine Garnison von Husaren belebten Städtchen war nicht ganz ohne typisch hervorstechende Züge. Einmal, im Herbst 1806, ging in der Flucht und Verfolgung von Auerstädt sogar die welthistorische Wirklichkeit jener Tage raschen Schrittes an dem aufmerksamen Auge des Knaben vorüber. Eindrücke, die haften geblieben sind; Einflüsse jedoch auf die Entwicklung Ranke's darf man in alledem nicht suchen: diese vollzog sich vielmehr zunächst durchaus auf dem herkömmlichen Wege der Schulbildung. Nachdem er bei dem Rector in Wiehe außer der Religion die Anfangsgründe des Lateins unter häuslicher Nachhülfe des Vaters erworben, brachte ihn dieser im Frühjahr 1807 in das nahe Kloster Donndorf, von wo er

nach zweijährigem Aufenthalt auf eigenes Andringen, weil es dort für ihn nichts mehr zu lernen gebe, in die entferntere, geistig weiterführende Schulpforte versetzt ward. Hier verweilte er fünf Jahre statt der üblichen sechs: es war abermals das ungeduldige Verlangen nach höheren, selbständigeren Studien, womit er den Entschluß rechtfertigte, schon zu Ostern 1814 achtzehnjährig die Universität Leipzig zu beziehen. Bis dahin aber genoß er mit Einsicht und Dank die Vorzüge der damals unter Ilgens Leitung erfreulich gedeihenden Anstalt: ihre eigenthümliche, zur Bethätigung des Wissens anleitende Verfassung, wie die glückliche Verbindung streng christlichen und classisch begeisterten Sinnes. Wie dem Rector, bewahrte er auch den übrigen Lehrern ein treues Andenken; mit einem der jüngeren, dem Collaborator Wiek, später Director in Merseburg, stand er schon in Pforte selbst in dem seltenen Verhältniß vertrauter Freundschaft und gemeinsamer, über die nächstliegenden Ziele der Schule hinausstrebender philologischer Arbeit. — Denn abgesehen von der unablässigen Befestigung in der Religion, war es eben das griechisch-römische Alterthum und zwar vornehmlich in seiner formalen und ästhetischen Erscheinung, dem sich Ranke als ein Musterschüler der Porta mit hingebendem Eifer widmete. Von der Mathematik fühlte er sich nicht angezogen; auf die deutsche Literatur, in welcher er von dem in Pforte örtlich verehrten Klopstock leicht zu Schiller überging, während ihm Goethe noch ziemlich fremd blieb, fiel unter solchen Umständen doch nur gleichsam ein Abglanz der antiken Poesie. In dieser dagegen fand der jugendliche Geist die vollkommenste Befriedigung. Bezeichnend für Ranke's Zukunft ist besonders seine helle Freude an Homer, seine nachempfindende Vertiefung in Sophokles. Dort fesselt ihn die reine Anschauung gegenständlich geschilderter Gestalten — wie denn bereits in Donndorf gerade durch die homerischen Geschichten in Beckers populärer Wiedergabe sein eigenes Erzählertalent erweckt worden war; hier versenkt er sich in den inneren, dramatischen Bereich des Menschenlebens, ohne sich doch von dem Ebenmaß eines Ausdrucks zu entfernen, der selbst das Erschütternde stets mit Schönheit zu umkleiden weiß. Die metrische Übersetzung der Elektra und des Philoktet, die er gegen Ende seiner Schulzeit mit beharrlicher Neigung ausführte, war keine Vorübung zu freier Dichtung, wozu er niemals ernstlich den Beruf in sich erkannte: wohl aber wies sie deutlich hin auf die milde Stimmung des Gemüths und die maßvolle Haltung des Stils, die er als historischer Darsteller bewähren sollte. — Von der Geschichte selber ward er für jetzt noch kaum ergriffen. Allerdings offenbarte sich die Lust am Thatsächlichen in dem Vergnügen, womit er von sämmtlichen Büchern der Bibel am liebsten die historischen des Alten Testamentes wieder und wieder las. Unter den classischen Autoren jedoch wurden die Geschichtschreiber, zumal die griechischen, in Pforte am wenigsten getrieben. Dennoch versteht sich auch bei der übrigen antiken Literatur, die

poetische nicht ausgeschlossen, sogut wie bei der ganzen Bibel eine innerlich bildende Wirkung auf den künftigen Historiker von selbst. Nicht sowohl auf die mancherlei bei dieser Gelegenheit erworbenen antiquarischen Kenntnisse kam es für einen Ranke an, als auf den lebendigen Anhauch des Alterthums an sich, auf die unmittelbare Berührung mit den echten Überbleibseln einer abgeschlossenen Vergangenheit. Und indem entlud sich auch der gewaltige geschichtliche Inhalt der Gegenwart fort und fort in ungeheuren Ereignissen. Eine allgemeine Kunde davon drang doch auch hinter die Mauern kursächsischer Klosterschulen; nur daß von einer leidenschaftlichen Theilnahme, von patriotischem Sturm und politischem Drang, wie bei der preußischen Jugend, hier keine Rede sein konnte. In den Tagen des erlösenden Umschwunges, als im Frühjahr 1813 die Verbündeten Deutschland zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft aufriefen, mußte Ranke, in dessen Umgebung, bei Lehrern und Schülern der Porta, bisher die Bewunderung Napoleons vorgewogen, sich erst auf gelehrtem Umwege zum Verständniß des Augenblicks durcharbeiten. Eben damals mit dem Agricola des Tacitus beschäftigt, entdeckte er mit Überraschung die Verwandtschaft der Beweggründe zum Freiheitskriege der Barbaren wider das völkererdrückende römische Imperium. Dann freilich, im Angesicht der furchtbarsten Spannung und Entscheidung, fast am Saume der Schlachtfelder von Großgörschen und Leipzig, von den Zügen der Heere gestreift, that sich auch die klösterliche Schulpforte den Ideen der Nation und des Vaterlandes weiter auf. Immerhin hatte sich Ranke bereits als Knabe darin geübt, die Weltbegebenheit ruhig als solche aufzufassen. Sein geistiges Schicksal führte ihm das denkbar größte historische Erlebniß — man möchte sagen: mit ausgesuchter Berechnung — zu möglichst objectiver Betrachtung vor die Seele.

So nimmt es denn nicht wunder, daß er dadurch keinen Schritt weit aus der einmal betretenen Bahn gedrängt ward. Religion und Alterthum hatten ihn auf der Schulbank erfüllt, auf der Universität studiert er Theologie und Philologie; so jedoch, daß er sich dabei mehr und mehr von jener zu dieser herüberwendet. Sein Aufenthalt in Leipzig umfaßt die Zeit vom Frühling 1814 bis in den Sommer 1818; denn auch nach der Promotion zum Doctor der Philosophie, die am 20. Februar 1817 stattfand, verweilt er daselbst eine Zeitlang, in emsigen Privatstudien begriffen. Im theologischen Fache sprach ihn vorzüglich die Bibelerklärung an; auch hier versucht er sich an einer rhythmischen Übersetzung der Psalmen, in denen er zugleich historischen Beziehungen auf die jüdische Königszeit nachspürte. Noch größeren Eindruck hinterließen ihm die kirchengeschichtlichen Vorlesungen Tzschirners. Dagegen vermochte er sich zur Dogmatik kein Herz zu fassen. Der noch obwaltende Rationalismus stieß ihn ab, denn er glaubte unbedingt; allein zum System entwickelt widersagte auch die

Orthodoxie seinem lebensvollen, auf die unverkümmerte Wahrheit des inneren Sinnes gegründeten Christenthum: im strengen Begriffe kirchlich ist er nie gewesen. Speculative Wissenschaft entsprach wohl auch sonst der Natur seines Geistes nicht. Er befaßte sich allerdings mit Kant; weit mehr jedoch ergriffen ihn die Schriften Fichte's — der wie Klopstock zu den Heroen der Pforte zählte —, auch hier indeß eigentlich nur die populären, die sich mit Religion oder Politik berühren, vor allen die Reden an die deutsche Nation; wie er denn jetzt dem öffentlichen Leben, zumal dem nationalen, mit jedem Tage hellere und wärmere Theilnahme zuwandte. Weit tiefer, als in die Theologie, war der eifrige Student inzwischen in die Philologie eingedrungen. An Christian Daniel Beck wußte er die ausgebreitete historisch-literarische Gelehrsamkeit zu schätzen; ungleich bedeutsamer und dauerhafter aber sah er sich durch die Kritik und die Grammatik Gottfried Hermanns gefördert. Unter all seinen persönlichen Lehrern hat Ranke jedenfalls von diesem die beste geistige Zucht erfahren, so wenig auch an einfache Übertragung der auf das Einzelne zielenden philologischen Methode auf die Probleme historischer Quellenkritik zu denken ist. Gleich damals aber, während er durch Hermann Pindar verstehen lernte, nahm er selbständig den Thucydides zur Hand, den er mit besonderer Rücksicht auf den politischen Gehalt aufs gründlichste durchlas und mit Ehrfurcht begrüßte. Mit ähnlicher Empfindung erfüllte ihn sodann die Lectüre der römischen Geschichte Niebuhrs, das erste deutsche historische Buch, das eine Wirkung auf ihn hervorbrachte; er gewann daraus die Überzeugung, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne. — Nichtsdestoweniger wäre es ein Irrthum anzunehmen, daß Ranke dergestalt schon in Leipzig zur Erkenntniß seines eigenen Berufs gekommen sei. Ein Vorbild erblickte er derzeit weder in Niebuhr, noch in Thucydides; der eine wie der andere diente ihm zunächst nur zur Erweiterung und Vertiefung seiner Alterthumswissenschaft. Daneben finden wir ihn, besonders nach der Promotion, von mannigfachen anderen Interessen bewegt, wobei eine Beziehung zur Historie zwar nicht ausgeschlossen ist, aber auch keineswegs im Vordergrunde steht. Jetzt kennt und bewundert er Goethe; nur daß dieser ihm doch zu modern erscheint, um etwa die eigene Sprache nach ihm zu bilden. Zu diesem Behuf ergreift er vielmehr Luther; das Jubelfest der Reformation bestimmt ihn 1817 zu dem sonderbaren Unternehmen, einen Abriß der Geschichte des Reformators möglichst in dessen eigener Zunge zu entwerfen. Von einer Fußreise, die er im nämlichen Herbst an den Rhein gemacht, bringt er dem romantischen Zuge jener Tage gemäß nachhaltige Freude an den Werken des Mittelalters heim; zumal die altdeutschen Gemälde der damals in Heidelberg befindlichen Sammlung Boisserée haben ihn, wie so manchen, wohlthuend berührt. Eine Vielseitigkeit der Anregung und des Suchens, die durchaus zum Vortheil seiner Entwicklung alsbald eine längere Unter-

brechung erleiden sollte. Auch seine äußere Lage, welche nicht geradezu dürftig, aber knapp genug bemessen war, da der Nachwuchs der Brüder die durch schwere Jahre beschränkten Mittel des Vaterhauses in Anspruch nahm, mußte zu rascher Versorgung drängen. Eine solche fand sich unverhofft, indem ein Bekannter aus dem Beck'schen Seminar, Ernst Poppo, der inzwischen Director des Gymnasiums zu Frankfurt an der Oder geworden, im Sommer 1818 dem zweiundzwanzigjährigen Studiengenossen eine Oberlehrerstelle eröffnete. Ranke, dessen Heimath durch den Frieden an Preußen gefallen war, kehrte ohne sonderliche Gemüthsbewegung oder irgendwelchen Vorbehalt der sächsischen Erde den Rücken, um fortan für immer mit dem deutschen Großstaate zu verwachsen. Über Berlin, wo er die Prüfung für das höhere Schulamt bestand, begab er sich an seinen Bestimmungsort, ohne zu ahnen, wie sich dort die innere Richtung seines Daseins entscheiden werde.

Ranke's Frankfurter Periode reicht vom Herbst 1818 bis zum Frühling 1825, über den Anfang seines dreißigsten Jahres hinaus: mit dem ersten Drittel seiner langen Lebensbahn findet so die Zeit der Vorbereitung ihren Abschluß. Zunächst hat er sich in seiner dortigen Lage sehr glücklich gefühlt. Stadt und Umgegend gefielen ihm wohl. Mit tüchtigen, nur wenig älteren, insgesammt noch unvermählten Collegen verband ihn schnell das sichere Verhältniß einer im Wesentlichen einverstandenen Freundschaft. Bald nach ihm traf überdies sein eigener Bruder Heinrich ebenfalls in Frankfurt ein, um später durch den jüngeren, Ferdinand, abgelöst zu werden. Durch jenen, der seinem Herzen besonders nahestand, einen eifrigen Anhänger Jahns, ward auch Leopold mit den turnerischen Bestrebungen bekannt gemacht, ohne sich ihnen indeß selber anzuschließen. In der unbedingten Verurtheilung Sands hat er keinen Augenblick geschwankt; auch die Demagogenverfolgung aber, die selbst in seinen Kreisen ihre Opfer forderte, war ihm widerwärtig. Die spanische Erhebung von 1820 begrüßte er wenigstens anfangs eher mit freudigem Antheil, noch entschiedener später die der Griechen. Man sieht: völlig theilt er die legitimistische Anschauung der Epoche der Restauration keineswegs; auch den Fragen der inneren Politik gegenüber bewahrt er vielmehr ohne Mühe eine annähernd unparteiische Haltung. Nur daß er schon damals im ganzen als ein Freund des Bestehenden erscheint; im Tischverkehr mit jungen Beamten erfüllt er sich mit Hochachtung für die geistig regsame Bureaukratie jener Tage, wie für die Einrichtungen und Zustände des preußischen Staates überhaupt. Auch an erfrischendem weiblichen Umgang gebrach es nicht, wobei ihm neben persönlicher Liebenswürdigkeit seine stete Theilnahme an dem Fortgang der schönen Literatur des In- und Auslandes zustatten kam. Natürlich aber trat dies alles weit zurück hinter seinen Lehrberuf, dem er sich mit pflichttreuem Ernste hin-

gab. Voller Befriedigung ermaß er an der dankbaren Liebe seiner Schüler die Frucht seines Thuns. Sein Unterricht war auf die oberen Classen eingeschränkt, wo er besonders Homer und Horaz mit Begeisterung lehrte. Wenn er daneben auch die Aeneïde gern erklärte, so geschah es wegen ihrer universalhistorischen Bedeutung: er sah darin Orient und Occident umfaßt, ein unermeßliches Weltgeschick ergriffen. — Jetzt nämlich kam in der That ein tiefes Interesse für die Geschichte von Tag zu Tag gewaltiger bei Ranke zum Durchbruch. Den äußeren Anlaß boten die Aufgaben der Schule selbst. Um in der Prima die Historie der alten Literatur durchweg aus eigener Kenntniß vortragen zu können, beeilt er sich, nunmehr auch die gesammten Geschichtschreiber des Alterthums, Griechen und Römer, der Reihe nach zu studieren. Da ihm indeß auch der eigentlich historische Unterricht zugewiesen ward, so dehnte er, an den Genuß des Echten und Ursprünglichen gewöhnt, jeder abgeleiteten Darstellung gram, dies Studium gleich darauf ebenso auf die Quellenschriftsteller der nachclassischen Zeiten der Völkerwanderung und des Mittelalters aus. Die Westermann'sche Bibliothek, von einem Professor der aufgehobenen Universität gesammelt und dem Gymnasium vermacht, diente seinem von keinem Mitbewerb beengten Eifer als reiche Fundgrube. Im Lesen gerade dieser formlosen Autoren gleitet dann sein geistiger Blick immer mehr auf den Inhalt hinüber: die Thatsachen selbst in ihrer Wirklichkeit, ihrer inneren Verkettung bilden bald den vornehmsten Gegenstand seines Nachdenkens; der ihm eingeborene Trieb nach Erkenntniß wirft sich auf die historische Wahrheit. Seine Briefe aus den Jahren 1819 bis 1822 zeigen, wie er sich so allmählich seines Lebenszweckes bewußt wird. Er setzt sich dabei mit seiner früheren Bestimmung zur Theologie gewissermaßen entschuldigend auseinander: „es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, das sie fassen, zu denen rechn' ich mit ... Ist es weltlich, fragst du — giebt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? ... In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede That zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserem Theil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer." Eine religiöse Ansicht von dem Wesen und Werth seiner Wissenschaft, an der Ranke sein Lebelang unerschütterlich festgehalten hat. Von selbst versteht sich ihr schlechthin universalistischer Charakter: „Das ist so gar süß, schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehen von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast; es ist so gar süß und so gar

verführerisch!" — Diese leidenschaftliche, den Sohn des 18. Jahrhunderts verrathende Sehnsucht nach allumfassender Anschauung darf man nicht mit einem Triebe zu sogenannter Geschichtsphilosophie verwechseln, wenngleich sich Ranke dabei gelegentlich auf einen Ausspruch Fichte's beruft. Wie Humboldts Kosmosidee, so kehrt sich vielmehr auch Ranke's welthistorisches Ideal insofern von Haus aus der positiven Wissenschaft des 19. Jahrhunderts zu, als dabei die Erkenntniß des Ganzen durchaus auf der genauen Erkundung aller Theile beruhen, das Allgemeine im Herzen des Besonderen gesucht werden soll. Daß auch unter jener Hieroglyphe kein aus dünnen Abstractionen gesponnener Begriff der Einheit, kein formelhaftes Gesetz der Entwicklung verstanden sei, sondern die Wahrheit des geschichtlichen Lebens selber, wie es in realer Fortpflanzung, vielgestaltig und doch gleichwerthig, durch alle Zeiten ausgegossen und nur durch Nachempfindung unserem Geiste anzueignen ist: das erhellt aus einer später (1826) auf diese Jahre zurückdeutenden Stelle. „Du kennst meine alte Absicht, die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten."

Gleich hier auf der Schwelle seiner historischen Laufbahn, die Ranke mit dieser universalen Idee betritt, eröffnet sich uns eben aus ihr das Verständniß höchst wesentlicher Seiten seines Wirkens als Forscher, Lehrer und Darsteller der Geschichte. Von dieser Idee ist sein gesammtes Thun durchleuchtet, selbst da, wo er lediglich mit der Klarlegung des einzelnen Moments beschäftigt scheint. Die auch unausgesprochen stets vorhandene Rücksicht auf das Ganze des Menschengeschicks, die oft mit so wunderbarer Kunst hervorgehobene Wechselbeziehung des Besonderen und des Allgemeinen, vermöge deren uns fast auf keiner Seite seiner Schriften das Gefühl verläßt, uns in einer Welt zu befinden, ist das wichtigste Kennzeichen des Geistes Ranke'scher Geschichte. Auch deren vorwaltende Gemüthseigenschaft indeß, ihre Objectivität, jene Freiheit der Stimmung von jeglicher Vorliebe, jedem Vorurtheil, sei es confessioneller, politischer, nationaler oder welcher Natur auch immer, hängt aufs innigste zusammen mit der universalhistorischen Idee, mit dieser ästhetischen Begeisterung für das geschichtliche Menschendasein schlechthin, das in jedem Jahrhundert, jedem Volk, jedem Lager, jeder Einzelgestalt von historischer Bedeutung für ihn gleich anziehend zutage tritt. Von selbst versteht sich ferner die schrankenlose Ausdehnung seines Interesses, seiner Studien und Vorlesungen, und soweit ihm Zeit und Kraft des Lebens hinreichte, selbst seiner Production auf alle möglichen Perioden des Weltlaufs. Die Wahl der Gegenstände,

auf die er früher oder später die eigene Forscherarbeit richtet, ist ebendaher zumeist eine äußere Frage: die Einsicht in ein gerade vorliegendes Bedürfniß, die Aussicht auf möglichst lohnenden Ertrag an neuer Wahrheit, dann also der Befund des Materials, oft gar der Zufall der Gelegenheit hat dabei den Ausschlag gegeben. — Noch eine andere Reihe ein für allemal orientirender Durchblicke thut sich allbereits hier am Eingang vor uns auf. Im Zusammenhang der großen Geschichte glaubt der junge Ranke am sichersten das Göttliche anzutreffen, der Gang der Begebenheiten und Entwicklungen erscheint ihm als eigentlicher Inhalt, Mitte und Wesen der Weltgeschichte. Ganz in diesem Sinne hat er zu allen Zeiten den Verlauf der historischen Bewegung von Ereigniß zu Ereigniß, das Geschehen als solches, dessen Nerv in der handelnden Kraft des Menschen liegt, zum Hauptziel seiner Aufmerksamkeit erkoren; dem Gefüge der Einrichtungen schenkt er geringere Theilnahme, die Breite der Zustände tritt beträchtlich dagegen zurück. Es begreift sich ferner, daß ihm die unmittelbaren Träger der entscheidenden Handlung, nicht die Helden allein, sondern die Fürsten und Häupter, die Führer und Leiter jeder Art im hellsten Vordergrunde stehen, indeß die meist nur leidende Menge minder sichtbar die Tiefe seiner Bühne füllt. Sein Lebelang bleibt er so ein reiner Historiker im älteren Stil seiner Thucydides und Tacitus, während ihn von den Tendenzen jener in weiterer Bedeutung geschichtlichen Wissenschaft, die, aus verschiedenen Disciplinen zusammenwachsend, die allseitige Ergründung und Beschreibung des Volkslebens im Wechsel seiner inneren und äußeren Lage anstrebt — von diesem freilich von mancher Selbsttäuschung begleiteten Stolz des Jahrhunderts — unverkennbar ein geistiger Abstand trennt. Er selber hat dies von Anfang an deutlich empfunden. In Boeckhs „Staatshaushaltung der Athener", die er damals in Frankfurt las, erkennt er bei allem Respect ein ihm fremdes Element. Aufs lebhafteste bewundert er Otfried Müllers „Hellenische Stämme und Städte", allein er fürchtet dabei, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Selbst gegen Niebuhr, von dem er nun bei wiederholtem Studium für immer die tiefste Einwirkung erfuhr, hat er allerlei einzuwenden. Ihm imponirt die Tiefe und Vielseitigkeit der Forschung, sowie die Größe der Darstellung, wo eine solche versucht werde; aber in die Untersuchungen über die streitigen Punkte der Verfassung vermag er dem Meister nicht weit zu folgen. Schmerzlich vermißt er die Fortsetzung der „Römischen Geschichte", weil erst da das System des Autors sich erproben, sein großes Talent einen entsprechenden Gegenstand finden müsse.

Man sieht: es ist außer seiner welthistorischen Conception noch etwas anderes, wodurch sich Ranke von eigener Hinneigung zur Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte, von forschendem Eindringen in die Welt der Volksalterthümer überhaupt zurückgehalten fühlt. Er mißtraut der Gewißheit einer Er-

kenntniß, die vielfach nur durch vermuthende Ausdeutung, ahnende Verknüpfung, nicht ohne Hülfe der Construction oder Analogie den Denkmälern und Urkunden jeder Art zu entnehmen ist. Ihn lockt nicht, wie andere, das Dunkel, sondern die Helle; im Suchen enthaltsam, wünscht er das Haltbare zu finden. Aus der Überzeugung, daß „deutlich wiederzuerkennen doch allein derjenige Theil des Lebens sei, der in Schriften aufbewahrt worden", ergiebt sich ihm der Grundsatz, „bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt". Man erinnert sich dabei, daß er von der Literatur, der Lectüre ausgegangen. In anderen Historikern haben mehr die Dinge selbst, Eindrücke, Lagen, Erfahrungen des Lebens das Verlangen entzündet, die Kraft ihres Geistes dieser bestimmten Wissenschaft zu weihen. Ranke's Genius, der sich einst dem Homer und der Bibel gegenüber träumerisch geregt, erwacht in der näheren Berührung mit den Geschichtschreibern des Alterthums, den Chronisten der Folgezeit. Der Geschichtschreiber Ranke selbst ist aus dem Geschichtsleser Ranke entstanden und bis an sein Ende gerade der größte und beste Geschichtsleser geblieben. Die Absicht seiner Werke ist recht eigentlich Wiedergabe der nie verlorenen, nur verborgenen oder getrübten Kunde, die es lediglich hervorzuholen und zu reinigen gilt. Ihr haucht er schonend seinen Geist ein und läßt seine universalhistorische Reflexion sie leicht umschweben. Mit vollkommener Selbstbeherrschung, zartfühlender Treue schmiegt sich seine reiche Phantasie bei aller Schärfe der Kritik, aller Feinheit der Fragestellung, aller Energie der Vergegenwärtigung immerdar aufs engste an die directe historische Aussage der articulirt redenden Quellen, das unwillkürliche Geständniß der Actenstücke oder das bewußte Zeugniß der Berichte. Von dem Befund seines Materials hängt demgemäß auch der innere Ausbau seiner Darstellung ab. Wo dies ihn unmittelbar dazu anleitet, verschmäht er auch die Schilderung der Institutionen und Zustände nicht; er ist mit seinen Quellen sowohl malerisch, als diplomatisch. Kein Wunder, daß er, ungeachtet der gleichen Lust an aller Historie, für das eigene Hervorbringen doch mit solcher Ausdauer der modernen Geschichte den Vorzug gegeben hat: sie mit dem Schatz ihrer Archive, und er, ein historischer Werkmeister eben dieser Art, bedurften einander. — Von welchem Segen war es da gerade für ihn, daß ihm ein Niebuhr voraufgegangen! Ohne dessen Mit- und Nachwelt fortreißende That, die Erklärung des ewigen Krieges der Kritik gegen die Überlieferung, wäre aus Ranke's allempfänglicher Natur im Lesen, Aufnehmen und Wiedererzählen am Ende nur ein anderer, größerer Johannes v. Müller geworden, für dessen geistige Tugenden er ein lebhaftes Mitgefühl besaß. So jedoch verdankte er selbst Gebot und Muster der kritischen Quellenforschung, die er an dem Schweizer Vorläufer vermißt, dem männlichen Wagniß des nordischen Bahnbrechers. In dieser

Hinsicht schloß er sich ihm mit freudiger Zustimmung an. Es ist ganz gerecht, zu sagen, daß die Behandlung, welche Niebuhr der Tradition der alten Geschichte angedeihen ließ, im wesentlichen von Ranke einfach auf das Gebiet der neueren verpflanzt worden ist. Er selbst hat dessen vorbildlichen Einfluß später unumwunden anerkannt. Nur ward er jetzt nicht etwa vom Vorsatz der Nachahmung zum eigenen Versuch in historischer Arbeit angetrieben. Sein erstes, über sein Schicksal entscheidendes Buch entsprang ihm vielmehr durchaus naiv inmitten seiner geschichtlichen Privatlectüre; das Verfahren, das er mit eigenthümlicher Genialität aus der Sache selbst entwickelte, war, obschon nicht original, so doch vollkommen selbständig.

Bei dem Studium der beiden Hauptberichterstatter über die Anfänge der neueren Geschichte, zu denen er 1822 vordrang, Guicciardini's und Giovio's, stieß er zu seinem Erstaunen auf so erhebliche Abweichungen, daß weder eine Vereinigung, noch eine Wahl zwischen beiden möglich schien. Um sich der Wahrheit zu bemächtigen, ruhte er nicht eher, als bis er, wie sie selbst, so auch die übrigen zeitgenössischen Autoren an der Hand der bisher gedruckten Urkunden einer eindringenden, oft geradezu zersetzenden Prüfung unterworfen. Ja, er faßte den Muth, auf jene Documente und die nun erst sicher erkannte echte Kunde der Erzähler gestützt, diesen selbst eine neue, eigene Darstellung abzuringen, und zwar zunächst der ersten Hälfte jener Periode, d. h. der südwesteuropäischen, um das Geschick Italiens concentrirten Begebenheiten von 1494—1514. So entstanden die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" — denn von dem neugeschaffenen welthistorischen Begriff der Einheit dieser Nationen geht das Buch aus — mit dem Beiheft: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber". Nach ungefähr zweijähriger angestrengter Arbeit, deren Zweck er vor jedermann geheimhielt, durch unablässige Zusendungen der Berliner Bibliothek, zuletzt verdrießlich, unterstützt, überschickte Ranke im Februar 1824 den fertigen Theil der Darstellung zur Censurprobe an Reimer und war betreten, als dieser das Buch ohne weiteres in Druck gab. Er hätte gewünscht, zuvor die zweite, schon vorbereitete Hälfte bis zum Jahre 1535 hinzuzufügen; denn aus der ersten, der überdies die letzte Hand fehle, lasse sich die Idee noch nicht ganz ersehen. Zum Ersatz bestimmte er jene kritische Abhandlung, deren Ausarbeitung ihn bisweilen sehr ergötzte; gerade sie hielt er dann für wichtig und besonders geeignet, ihm Freunde unter den Gelehrten zu verschaffen. Es versteht sich, daß ihm die positive Thätigkeit nicht geringeren Genuß gewährt hatte. Schon während der Zurüstung bereiten ihm die kleinen Entdeckungen menschlicher Tugenden, menschlichen Lebens und einer menschlichen Geschichte, die er täglich in diesen Berliner Folianten macht, eine Hauptfreude. Er fand die historische Wahrheit an sich nicht bloß interessanter, sondern selbst schöner, als ihre poetische Ver-

klärung im besten Roman. An dem eben (1823) erschienenen Quentin Durward von Sir Walter Scott nahm er deshalb starken Anstoß und gelobte sich desto fester, sich immerdar jedes Erdichteten in der Historie zu entschlagen. Zu zeigen, wie es eigentlich gewesen, ist laut der Vorrede seines Buchs dessen einziger Zweck; ein Richteramt über die Vergangenheit, den Anspruch, die Gegenwart zum Nutzen der Zukunft zu belehren, weist er von sich. Ein Programm, das er in seiner gesammten Geschichtschreibung treulich eingehalten. — Nur einen Schmerz empfand er bei und nach dem Schreiben: die Formgebung fiel ihm schwer und mißlang ihm wenigstens in der Sprache. Für die Kunst der Composition gereichten ihm seine classischen Studien zum höchsten Vortheil; im Stil hingegen sah er sich durch sie behindert. Wie gerne wollte er reden, wie ihm der Schnabel gewachsen sei: „so werden wir durch die Bildung unsere eigenen Gefangenen!" Außer dem antiken Satzbau behelligt den Leser häufig eine fremdartige, den Quellen abgelauschte Ausdrucksweise, die, wie der Autor selbst zu spät bemerkte, den Eindruck ungeschmückter, wahrer Natur verhindert. Scheinbare Anklänge an die Manier Johannes v. Müllers erklären sich aus den nämlichen Gewohnheiten des letzteren. Im Innern ist das Buch desto frischer und freier, dem Thema gemäß das bunteste, das Ranke geschrieben, überaus reich an Einzelleben, das doch in großem Sinne geordnet und beherrscht erscheint; es wetteifert an Reiz der Erzählung und Betrachtung mit den alten Italienern der Renaissance, die es aus jahrhundertelang behauptetem Ansehen sieghaft verdrängte. — Zwischen Befriedigung und Sorge verhoffte Ranke von diesem Werke das Heil seines Lebens; werde man doch beim ersten Anfang keinen Tacitus und Herodot in ihm erwarten. Nach der Heirath der Freunde, dem Wegzug der Brüder war ihm Frankfurt ohnehin minder behaglich. Zum Schullehrer, der in erster Linie durch Beispiel wirke, schien er sich auf die Dauer doch nicht geeignet. „Gewiß ist, daß ich zum Studieren geboren bin und auf der Welt zu weiter gar nichts tauge; nicht so gewiß ist's freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle meine Seele dabei selig zufrieden und vergnügt; also will ich es nur festhalten." Hierzu aber meint er abermals, wie einst in Donndorf oder in Pforte, eines anderen Orts, einer anderen Lage zu bedürfen. „Das Bekannte ist bald erschöpft, schal und fördert niemand; das Wichtige ist entweder selten und kaum, oder ungedruckt und für mich gar nicht zu haben . . . . . Da ich nun diese Studien nicht lassen kann, ohne mich selbst zu morden, und doch nicht forttreiben ohne fremde Unterstützung, so habe ich beschlossen, mich mit diesem Buch auf Lob und Tadel hinauszuwagen." Sein einziges Verlangen ist, auch forthin von wahren Menschen, dem wahren Gott und wirklich geschehener Geschichte wahrhaften Bericht zu erstatten. — Die Hoffnung des so plötzlich

aus dem Dunkel hervortretenden Genius, der an der Schwelle des Mannesalters handelnd seiner Bestimmung inne geworden, ward nicht getäuscht. Der Beifall von Männern wie Niebuhr, Schleiermacher, Friedrich v. Raumer, Varnhagen, Karl Benedict Hase, bewies, daß die Kundigen in Ranke's Erstlingswerk eine Schöpfung anerkannten, die der Sache der modernen Geschichte, wie dem Autor selbst eine glänzende Zukunft verhieß. Wichtiger noch war vor der Hand die Gunst der maßgebenden Räthe im preußischen Unterrichtsministerium, der Herren v. Kamptz und Johannes Schulze. Am 17. December 1824 hatte Ranke beiden die ersten Exemplare seines Buches übersandt, schon am 24. empfing er einen Brief von Kamptz, worin ihn dieser als einen Wiederhersteller der Historie begrüßte, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe, und ihm bei erster Gelegenheit eine Professur versprach. Johannes Schulze ebnete dann mit geschicktem Eifer den Weg; zu Ostern 1825 sah sich Ranke als außerordentlicher Professor der Geschichte, wenn auch vorerst mit kleinem Gehalt, an die Berliner Hochschule berufen. Er gerieth in eine Stimmung, daß er sich tausendmal schwur, sein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen. „Es ist mir, als wollten die Thore zu meinem wahren äußeren Leben sich endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen!"

Ranke's erste Berliner Zeit bis zum Antritt seiner großen Studienreise im Herbst 1827 bildet einen kurzen, aber bedeutsamen Abschnitt seines Lebens. Er schlug sein Junggesellenzelt dicht bei der Bibliothek und Universität auf, hinter der katholischen Kirche, im Herzen der Stadt und doch in stiller Lage; erst zwanzig Jahr später, nach seiner Vermählung, hat er die mehr abseits, für den Frieden der Arbeit ebenfalls wohlgelegene Wohnung in der Luisenstraße bezogen, die er bis an sein Ende behielt. Daß er in jenen dritthalb Jahren schon recht warm geworden wäre in der Berliner Welt, läßt sich nicht behaupten; nicht selten hat er seines Frankfurter Idylls mit Wehmuth gedacht. Die Collegen an der Universität fand er ohne Zusammenhang, und so blieb er selbst unter ihnen ziemlich einsam. Raumer bewies ihm Wohlwollen; Heinrich Leo dagegen eröffnete bald einen heftigen literarischen Streit mit ihm über die Auffassung Macchiavelli's, was Ranke zwar nicht beirrte, aber doch erregte. In näheren freundlichen Verkehr trat er allein mit Savigny und besonders mit dem jungen Philosophen Heinrich Ritter. Von draußen drängte sich Varnhagen, der sogar seine Vorlesungen hörte, mit dankgewinnender Liebenswürdigkeit an den neuen Stern heran, um ihn sodann auch unter Rahels Planeten zu versetzen. Weit mehr, als von dieser, fühlte sich Ranke jedoch von Bettina's Wesen in ihren höchsten und wahrsten Augenblicken bezaubert. Nicht am letzten dem Umgang mit diesen Frauen von universaler Bildung hat er selber es zugeschrieben, daß in der geistig bewegten Luft der Hauptstadt Schulstaub und Provinzialgeruch bald genug

von ihm wichen. Den Männern gegenüber, die ihn zu grundsätzlicher Anerkennung der liberalen Theorien zu drängen suchten, befestigte er sich durch eigenes Quellenstudium über die große französische Revolution in der Ansicht, daß dies Ereigniß, wie gewaltig auch immer, doch nur aus einer besonderen Verschlingung historischer Umstände hervorgegangen sei und deshalb keine unbedingte Theilnahme verdiene. Zu einer wesentlichen Umwandlung seines Innern war auch sonst kein Anlaß; seine Weltanschauung war vordem in der Stille ausgereift. Die herrschende Lehre Hegels vermochte ihm nichts zu bieten; er bestärkte sich ihr gegenüber nur in seinem Empirismus. „Was hat mehr Wahrheit, was führt uns näher zur Erkenntniß des wesentlichen Seins, das Verfolgen speculativer Gedanken, oder das Ergreifen der Zustände der Menschheit, aus denen doch immer die uns eingeborene Sinnesweise lebendig heraustritt? Ich bin nun für das letzte, weil es dem Irrthum minder unterworfen ist. Freilich ist zu beklagen, daß unsere Historie so lauter Bruchstück, oft dunkel, oft ganz unbekannt. Indessen vieles wissen wir doch, anderes läßt sich herstellen; das Ganze läßt sich vielleicht in voller Wahrheit fassen." — Gedämpfter durch die Besonnenheit der Abwehr erscheint hier die feurige Liebe zu seinem Ideal, die er doch unvermindert im Herzen trug. Er bezeichnet es einmal als höchst nothwendig und gewiß, daß er noch Arabisch lerne, denn für die Weltgeschichte sei dies nach der lateinischen Sprache die wichtigste; jetzt freilich sei er noch im Occident. Auch seine Collegien, welche sich daneben auf Geschichte Westeuropa's, neueste Geschichte seit 1789 und — einmal öffentlich — auf moderne Literatur erstrecken, behandelten doch hauptsächlich Universalhistorie, die er auf zwei Semester vertheilt oder gar in einem einzigen überfliegt. Die Ausarbeitung macht ihm viel Vergnügen: oft schlägt ihm das Herz in Betrachtung der menschlichen Dinge. Allein der Vortrag wollte noch wenig gelingen; zu manchen, auch nachmals die Wirkung erschwerenden Eigenheiten kam für jetzt überdies die Unkenntniß des fremden Bodens. Der Zulauf war nicht gerade gering, die Ausdauer ließ zu wünschen. Über den Erfolg der schon damals angestellten historischen Übungen verlautet nichts. Zur Betrübniß aber ließ sich ein Ranke nicht die Muße.

Mittlerweile war er vielmehr in den wichtigsten weiteren Studien begriffen. Zur Vollendung seines Erstlingswerkes legte er Hand an die umfassende, auf der Berliner Bibliothek bewahrte Sammlung italienischer diplomatischer Handschriften, deren Hauptbestand die seitdem so berühmten Relationen heimkehrender venetianischer Gesandter, zumeist aus dem 16. und 17. Jahrhundert, bilden. Johannes v. Müller hatte sie angerührt und empfohlen; Ranke nahm sie in sich auf und begründete zwischen sich und dieser Gattung von Archivalien überhaupt ein Lebensverhältniß. Er war erstaunt und entzückt: eine solche Fülle unentdeckten edlen Stoffes zur

Herstellung der wahren Geschichte dieser großen Periode hatte er sich nicht träumen lassen. An eine Fortsetzung seines Buchs in der früheren Anlage war von Stund' an nicht zu denken; statt dessen faßte er den Plan einer historischen Schilderung der „Fürsten und Völker von Südeuropa" in den weiteren Grenzen jener Zeit und ließ 1827 einen ersten Band, „die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert" behandelnd, erscheinen. Zu einer förmlichen Geschichte boten die durchforschten Papiere Ranke nicht die Hand; es blieb ihm nichts übrig, als eine Generalrelation über die beiden Reiche zu verfassen, eine doppelte Entwicklungsreihe essayistischer Capitel, die ihm unübertrefflich gelang. Vieles von der speciellen Kunst der Beobachtung und Zeichnung, die er hier den klugen Diplomaten des heiligen Marcus absah, hat er bis in seine spätesten Tage beibehalten; zumal seine lebensvollen Charakterbildnisse verrathen stets mehr oder weniger die venetianische Schule. Auch die Sprache, die er in diesem Buche redet, ist ihm im ganzen nie wieder verloren gegangen; sie aber hält sich diesmal frei von dem Einfluß der Quellen. Es ist seine eigene Prosa, die er jetzt in der Berliner Gesellschaft ausgebildet, modern und individuell zugleich: Klarheit und Anmuth, vor allem eine im Deutschen seltene Lebhaftigkeit sind ihre Haupteigenschaften, die erst im Alter durch Entfärbung des Ausdrucks und zunehmenden Hang zu Fremdwörtern einige Einbuße erlitten. Die schöne Form verschaffte den „Fürsten und Völkern" in hohen, wenn auch nicht weiten Kreisen Deutschlands die beste Aufnahme, ja selbst den Beifall namhafter französischer Schriftsteller. Ranke selbst hatte sich bescheiden damit noch lange nicht genuggethan; einem Augustin Thierry dünkte er sich nicht von ferne gleich. Seine Sachen scheinen ihm durch Gelehrsamkeit einer allgemeinen Verbreitung unfähig; nur schwache Hoffnung hegt er auf ein dereinstiges Werk von wahrhafter Gemeinverständlichkeit. In der That hat nach jener Läuterung seines Stils einer ausgedehnten Popularität seiner Schriften nicht sowohl ein gelehrtes Übermaß im Wege gestanden, als umgekehrt der eine oder der andere Mangel, den man an ihnen bemerkte. Geistige Vornehmheit ließ ihn vor jeder Wiederholung des oft Gesagten, längst Bekannten zurückschrecken, wodurch seine Darstellung an einleuchtender Vollständigkeit verlor; andererseits verbot ihm sein ästhetisches Gesetz reiner Gegenständlichkeit, die sittliche Wärme, die er im eigenen Herzen allezeit hegte — er war damals beim Studium der spanischen Staatsverwaltung geradezu empört —, nach der wirksameren Art einer predigenden Historie dem Leser von außen her mitzutheilen.

Auch diese erste Berliner Periode Ranke's drängte über sich hinaus: die italienischen Archivalien erweckten heiße Sehnsucht nach den Archiven Italiens selbst; aus der Gesammtheit der venetianischen Relationen und Depeschen winkte ihm „eine noch unbekannte Geschichte von Europa".

Mit Urlaub, Stipendium und Empfehlungen — namentlich von Kamptz an Metternich — versehen, trat Ranke im Herbst 1827 eine Reise über Wien, wo ein Theil der venetianischen Papiere lagerte, nach Italien an, die sich nach und nach bis zum Frühling 1831 verlängerte, sodaß man wohl von seinen historischen Wanderjahren sprechen kann. Jahre von centraler Bedeutung, nicht im Sinn einer künstlerischen Abklärung, wie bei Goethe's italienischer Pilgerschaft, sondern in dem einer wissenschaftlichen Bereicherung fürs Leben, wie sie Humboldt aus Amerika heimbrachte. In Wien verweilte Ranke ein Jahr, ging dann im Oktober 1828 zu viermonatlicher Arbeit nach Venedig, darauf über Florenz nach Rom, das ihn — einen Ausflug nach Neapel abgerechnet — vom März 1829 bis April 1830 fesselte; ein Sommer in Florenz und ein volles Halbjahr abermals in Venedig, wo sich ihm jetzt erst das eigentliche Archiv eröffnete, machten den Beschluß. In den Vatican erlangt er sogut wie keinen Zutritt; doch entschädigten ihn vollkommen die Privatsammlungen der Nepotenfamilien. — Gerade der Wiener Aufenthalt war auch abgesehen von seinem eigentlichen Vorhaben vom höchsten Werthe für den Reisenden. Kein geringerer als Gentz zog ihn in allwöchentlichem vertrauten Gespräch in das Verständniß der hohen europäischen Politik der Gegenwart. Außerdem aber brachte ihn das durch den griechischen Freiheitskampf erregte Interesse an der religiös-nationalen Seite der orientalischen Frage, die er schon bei seiner Schilderung der Osmanen im Auge gehabt, in den fruchtbarsten Verkehr mit den in Wien weilenden Serben. Mit genialer Keckheit ergriff er die Gelegenheit, eine historische Quelle auch einmal dicht bei ihrem Ursprung in der Wildniß aufzufangen, indem er nach den Papieren und Aussagen des Liedersammlers Wuk Stepanowitsch Karadschitsch, eines Zeitgenossen und Theilnehmers an der serbischen Revolution, unter dem dolmetschenden Beistande Kopitars die Geschichte dieser denkwürdigen und ergreifenden Volksbewegung entwarf und schrieb. „Die serbische Revolution“ erschien alsbald 1829; sie machte Goethe neugierig auf den Verfasser und ward von Niebuhr als Historie das vortrefflichste genannt, was wir in unserer Literatur besitzen — eine Stimme, durch die sich Ranke wider alle Afterreden gewaffnet fühlte. Das kleine Buch behauptet in seiner unmittelbaren Verbindung von Geist und Natur — ein edles Bildwerk in der Felswand, wie der Löwe von Luzern — eine einzige Stelle unter allen seinen Werken. Gleichzeitig brachten die Wiener Jahrbücher eine „kritische Abhandlung“ Ranke's über Don Carlos, methodisch wie sachlich von bestem Gehalt. — Zu solchem Hervorbringen fand sich in Italien selber keine Zeit. Land und Leute forderten dort ihr Recht. Die Kunst gewöhnte sich Ranke nun, wie von je die Literatur, in ihrer historischen Entfaltung mit geistvollem Auge zu betrachten; die Politik war in dieser Epoche der Julirevolution nie und nirgend zu umgehen. Zumal in Bunsens glänzendem römischen Salon

umwogte die öffentliche Meinung in internationaler Unterhaltung den empfänglich theilnehmenden Gast. Und doch verschwindet das alles gegen die erstaunliche Thätigkeit, die Ranke damals beim Studieren und Abschreiben in Bibliotheken und Archiven entfaltete; eigentlich nur auf Augenblicke hält er mit dem Sammeln inne, um sich selber zu sammeln. Insbesondere von dem zweiten Besuch Venedigs 1830 zu 31 versichert er gegen Ende seines Lebens ausdrücklich: er habe niemals mehr gelernt und gedacht, niemals mehr eingeheimst. Eine vielsagende Schätzung, da er doch stets der unermüdlichste, behendeste, im Treffen und Ausheben des Prägnanten geübteste Actenbenutzer war, von welchem die Archivare zu melden wissen; wobei ihm freilich die zuvor erworbene Bekanntschaft mit der gesammten über seinen Gegenstand gedruckten Literatur und ein überaus umfassendes, scharfes, immer treues Gedächtniß ungemein zustatten kamen. In Rom und Venedig bediente er sich übrigens der Beihülfe mehrerer Copisten. Seine äußere Emsigkeit begreift sich aus der inneren Wichtigkeit seines Treibens. Er plante zunächst nur einen zweiten italienischen Band seiner „Fürsten und Völker“; allein die Politik der Päpste, die darin die Hauptrolle spielen sollten, umspannte ja die Welt. Und ein kaum minder weiter Horizont war andererseits mit dem diplomatischen Beobachtungssystem der Venetianer an und für sich gegeben. Mit Entzücken excerpirt daher Ranke, immer die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte als Ziel im Herzen tragend, diese Actenstücke: „es sind höchst merkwürdige Sachen, für die Geschichte der Menschheit von unschätzbarem Werth, welche Europa, wenn es nicht über sich selbst im Dunkel liegen will, schlechterdings wissen muß .... Es setzt sich mir allmählich eine Geschichte der wichtigsten Momente der neueren Zeit fast ohne mein Zuthun zusammen; sie bis zur Evidenz zu bringen und zu schreiben, wird das Geschäft meines Lebens sein. Ich bin zufrieden, daß ich weiß, wozu ich lebe .... ich schwöre täglich, es auszuführen, ohne einen Fingerbreit von der Wahrheit abzuweichen, die ich erkenne. Man macht mir oft den Einwurf, daß mein Weg doch allzu weitläufig, daß das Ziel am Ende auch kürzer zu erreichen wäre, daß ich mir schade, so lange entfernt in fremden Ländern zu leben; allein ich höre das nur und thue doch nach wie vor. Man kann sich seine Bahn nicht selber machen.“ Sieht er sich jetzt um, so hofft er in dem Umfange, wie heut italienische, noch einmal französische, englische, vornehmlich deutsche Studien: „doch zuerst müssen wir diesen großen Hauptweg durch die moderne Historie durchgewandelt haben.“ In Wahrheit haben auch die wichtigsten unter seinen späteren Schriften zur außeritalienischen Geschichte, große wie kleine, von diesem Hauptwege her starken Zuzug empfangen: überall erscheinen in ihnen neben den einheimischen die venetianischen und römischen Informationen. Nicht der Sonnenglanz Italiens, wohl aber das geheimnißvolle Licht seiner in

kühlen Sälen und Gewölben bewahrten historischen Schätze wirft so Jahrzehnte lang einen freundlichen Schein auf die Pfade des Heimgekehrten.

Den Wanderjahren folgte die Meisterzeit, nur daß sie sonderbarerweise gerade im Anfang durch eine vorübergehende Abirrung in ihrer vollen Entfaltung gestört ward. Kaum hatte Ranke zu Ostern 1831 sein Berliner Lehramt wieder angetreten und als gelehrte Probe seines Reisefleißes eine Monographie über die „Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" veröffentlicht — die Sitte gemeinnütziger Mittheilung von urkundlichen Analekten und sonstigen Forschungserträgen behielt er seitdem zeitlebens löblich bei —: so ließ er sich bereden, das Amt eines Herausgebers und Hauptarbeiters an einer mit dem auswärtigen Ministerium in Verbindung stehenden „historisch-politischen Zeitschrift" auf sich zu nehmen. Der ursprünglich von Friedrich Perthes in großem praktischen Stil entworfene Plan war von der zaghaften Behörde auf den Maßstab einer wissenschaftlichen Vierteljahrsschrift herabgesetzt worden, von der sich die Erreichung des vorschwebenden Ziels — die seit 1830 so hoch erregten Gemüther in Deutschland durch bloße Darlegung der Thatsachen und damit zugleich der wirklichen Verdienste der preußischen Regierung für die letztere zu gewinnen — ohnehin nicht erwarten ließ. Ranke's Zusage war nicht frei von Egoismus: „Just bis dahin bin ich in meinen bisherigen Studien gekommen, wo die neuen anfangen werden. Eine bessere Gelegenheit, die Geschäfte, die Lage, die Interessen der gegenwärtigen Welt kennen zu lernen, werde ich so leicht nicht finden. Die Mittheilung der Ergebnisse der älteren Studien wird dadurch nicht ausgeschlossen." Dabei aber hegte er doch sehr entschieden die Illusion, die gestellte Aufgabe zu lösen; er gedachte die Doctrinäre beider Parteien, nicht etwa durch eine dritte, mittlere Theorie, sondern durch das Beispiel realer Anschauung der Dinge zu bekehren. Er wollte mithin auch jetzt wieder bloß zeigen, wie es eigentlich sei, oder allenfalls, wie es eigentlich geworden, und bemerkte nicht, daß sich aus dieser objectiven Darstellung der Gegenwart ebensowenig, wie aus der der Vergangenheit, eine mehr als ästhetische Wirkung ergeben könne. — Die „historisch-politische Zeitschrift", um derentwillen Ranke mit Ancillon in angenehme Beziehung trat, während er an Johann Albrecht Eichhorn, dem Entwickler des Zollvereins, sogar einen vertrauten Freund gewann, brachte es von 1832—36 nur auf zwei starke Bände; denn schon von 1833 an verwandelten sich die Quartals- in Jahreshefte. Sie stand auf vornehmster geistiger Höhe, erhielt den Beifall Schleiermachers, Beirath und Beiträge von Savigny, mit dem Ranke derzeit neben Eichhorn am engsten verkehrte. Zwei drittel des Ganzen, über tausend Seiten, sind von Ranke's Hand. Unter seinen die ältere Historie betreffenden Aufsätzen, die allmählich das Übergewicht erlangen, ragt der über „die Venetianer in Morea" durch anschaulichen Glanz, der über „die großen Mächte" durch

welthistorischen Wurf, der reichste und herrlichste von allen, „über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.“, durch beides hervor. Die quasipolitischen Artikel Ranke's beschäftigen sich vorwiegend mit der Restauration und Julirevolution in Frankreich, sowie mit den gleichzeitigen, aber innerlich so verschiedenen deutschen Verhältnissen; wobei die Geschichte des Zollvereins die schönste Würdigung findet. Sie tragen mit tiefsinniger Beredsamkeit die conservative Lehre von der Individualität der Staaten vor und enthüllen mit nationaler Wärme die ausländische, französische Natur des gewöhnlichen Constitutionalismus jener Tage. Wahrheiten, für deren Verständniß bei uns die Stunde kommen sollte: damals riefen sie lebhafte Entrüstung hervor. Nicht als wären die Herren vom anderen Extrem mit Ranke's ruhiger Haltung einverstanden gewesen: die Rechtgläubigen der Hallerschen Schule, die Radowitz, Gerlach und Genossen, wollten an seiner Halbheit einen jacobinischen Anflug entdecken und gründeten eigens gegen seine Zeitschrift ihr „Politisches Wochenblatt“. Doch ward dadurch leider nicht verhindert, daß die Liberalen, somit die Mehrzahl der bürgerlich Gebildeten, sich daran gewöhnten, ihn einfach als reactionär zu betrachten, wodurch seiner Wirkung auf die Nation für lange Zeit — nicht zu seinem, aber zu ihrem Schaden — Eintrag geschah. Leo's bissige Privatfeindseligkeit hatte seinen Namen nicht verletzt; die zürnenden Geistesblitze etlicher Hegelianer, denen seine von aller Dialektik entblößte Geschichtschreibung ein Greuel war, erwiesen sich bald als ein unschädliches Wetterleuchten abziehenden Gewölks. Infolge jener politischen Differenz aber stand es Jahrzehnte hindurch für den Philister und selbst für bessere Männer fest, daß Ranke auch als Historiker an Charakterlosigkeit leide. Man gerieth auf den thörichten Einfall, den altmodisch wackeren Schlosser als Haupt einer Heidelberger gegenüber der Berliner Schule gleichsam zum Gegenkönig der deutschen Historie zu küren — eine geistige Reaction aus Abscheu vor der politischen. Ranke selbst war frühzeitig inne geworden, daß auf dem Wege seiner Zeitschrift politisch nichts zur Entscheidung gebracht werden könne. In dem Augenblick, wo sie einging, nahm er in einer lateinischen Rede zum Antritt seiner Professur „über Verwandtschaft und Unterschied der Geschichte und Politik“, worin er das praktische Wesen der letzteren besser würdigte, von der politischen Schriftstellerei gewissermaßen persönlich Abschied, um sich hinfort allein der historischen zu widmen. Als zu Anfang 1838 König Friedrich Wilhelm III. eine Verbesserung der Staatszeitung wünschte, lehnte Ranke, dem die höhere Leitung der neuen Redaction angetragen ward, nach kurzem Schwanken ab, weil eine ganz unbedingt gebietende Stimme in seinem Innern nein sagte.

Hatte er doch inzwischen sicheren Schritts die höchste Stufe seiner historischen Leistung als Autor wie als Lehrer erstiegen. Bereits 1834 bis

1836 waren „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" erschienen, äußerlich noch den „Fürsten und Völkern" eingefügt, deren Rahmen indeß durch dies neue, dreibändige Buch in jeder Beziehung gesprengt ward. Seine Studien über die innere venetianische Geschichte, wie über die von Florenz — Savonarola, Strozzi und Medici — legte er bis ins höhere Alter zurück: dem wahrhaft welthistorischen Fluge der Schilderung päpstlicher Politik durften keinerlei fremde Gewichte angehängt werden. Ranke's „Päpste" sind insofern unstreitig sein größtes Werk, als sie in der Verschmelzung der höchsten und weitesten Gesammtansicht mit der mannigfachsten und schönsten Entfaltung des Einzelnen — eine auch von Macaulay daran bewunderte Erscheinung — seine eigenthümliche Genialität am vollkommensten ausdrücken: kein anderer Historiker irgendwelcher Zeit hätte das Buch in solcher Weise ausdenken und vollenden können. In der allgemeinen Literatur der dreißiger Jahre steht es in vorderster Reihe, wie es seinem Verfasser denn auch sofort eine Weltberühmtheit einbrachte. In Deutschland selber ward es von dem gleichzeitig erschienenen Leben Jesu von Strauß an epochemachender Wirkung weit überragt; an unvergänglicher Wahrheit ist es ihm dagegen unendlich überlegen. Es befreit den Leser, nicht wie jenes durch Krieg, sondern im tiefsten Frieden: mit einem so reinen und glücklichen Gefühl überwundener Gefahr blickt es auf die gewaltigsten Kämpfe der Vergangenheit zurück, wie das selbst ein Ranke in späteren Welttagen wohl nicht völlig wieder vermocht hätte. Zu allen Zeiten mußte freilich gerade ihm die unparteiische Würdigung selbst der streitenden römischen Kirche leichter fallen, als anderen Protestanten. Sein vor jeder theologischen Schulform zurückscheuendes Christenthum gestattete ihm die größtmögliche Annäherung. Das Gerücht von seinem Übertritt in Wien war natürlich nichts, als ein boshaftes Berliner Gerede. Aber soviel schreibt er einmal selbst, daß er beim ersten Eintritt in St. Stephan mit einem Schlage fromm geworden; eine Frömmigkeit allerdings, welche nur gerade so lange vorhalte, als man drin weile. In Italien durchdrang er sich mit der Meinung, daß Aberglaube die Religion nicht ausschließe: „dies tröstet mich, indem ich sehe, höre und lese, wie die Menschen sich gegen Gott geberden". Sein erster Einblick in das Wesen des verfolgenden restaurirten Papstthums entlockt ihm in einem Briefe den Ausruf: „so sehr dem Irrthum unterworfen ist der Mensch: gebrechlich, ein Thor — und in seinem Gebrechen groß; zuweilen edel noch dann, wenn er Verabscheuungswürdiges thut. Doch vor allen Dingen geziemt uns, mild und gut zu sein: der Irrthum ist allenthalben um uns". — Trotz alledem beschlich ihn schon bei der Arbeit an der Geschichte der Päpste das Gefühl, als sei dem protestantischen Element darin nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Und da er überdies von Anfang seiner historischen Arbeiten an mit wachsendem Bedauern empfunden hatte,

daß sie mit den deutschen Dingen sich verhältnißmäßig so wenig berührten, so faßte er jetzt unverzüglich den patriotischen Gedanken, die „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" zu erforschen und darzustellen. Dies zweite, dem ersten ebenbürtige Hauptwerk des Meisters erschien — abgesehen von dem später nachfolgenden Urkundentheil — in fünf Bänden 1839—43. Der bestimmte Entschluß dazu ward erst beim überraschenden Anblick der Fülle von deutschen Reichstagsacten gefaßt, in die sich Ranke im Herbst 1836 in Frankfurt am Main alsbald so vertiefte, daß er darüber den Plan einer Reise nach Paris, der ihn hergeführt, aufgab. Es reihten sich hieran in den Jahren 1837—39 ebenso eindringende Studien in den Archiven zu Berlin, Dresden, Weimar, Düsseldorf und Brüssel nebst einem ersten, lohnenden Abstecher nach Paris. Von der Überzeugung, die sich in ihm bei seinen „Päpsten" erst recht befestigt, daß zuletzt doch nichts weiter geschrieben werden könne, als Universalgeschichte, weil das Einzelne niemals in seinem vollen Licht erscheine, es sei denn, es werde in seinem allgemeinen Verhältniß aufgefaßt — von dieser Überzeugung brauchte er nicht abzugehen, als er nun eine große Periode deutscher Nationalgeschichte mit einer an Vollständigkeit grenzenden Ausführlichkeit behandelte. Denn selbst ungerechnet die universale Verflechtung der Politik Karls V., die er mit unnachahmlicher Virtuosität diplomatisch darzulegen verstand: wo erschien jemals ein in höherem Grade welthistorischer Held, als Luther? Mit Genugthuung erfüllte Ranke die Wahrnehmung, daß in jener Epoche der Europa beherrschende Impuls mehr als jemals von Deutschland ausgegangen. Er durfte mit wärmster Freudigkeit die Macht und Tiefe des nationalen Geistes in ihrer Wirksamkeit beschreiben, ohne seiner allumfassenden Anschauung untreu zu werden. Auch die protestantisch-religiöse Bewegung als solche aber durfte er hier aus dem nämlichen Grunde unbesorgt um den Schein der Subjectivität mit dem Antheil des Herzens begleiten; wobei er selbst das Dogmatische, dessen Fesseln er als Jüngling entronnen, in der Freiheit bloßer Betrachtung nun doch mit dem ungewöhnlichen Verständniß eines theologisch dahergekommenen Historikers zu erfassen vermochte. Daß seine „Deutsche Geschichte" in formaler Hinsicht den „Päpsten" weit nachstehe, stellte er nie in Abrede; denn es sei unmöglich, aus Reichstagsacten und theologischen Ausführungen ein lesbares Buch zusammenzustellen: bei der Arbeit war ihm zumuthe, wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte. Dessenungeachtet erreichte er nicht allein seine Absicht, über die grundlegende Begebenheit der neueren Geschichte ein grundlegendes Werk abzufassen: er gab doch dem höheren deutschen Publicum den größten nationalen Stoff eben in der besten Form, die derselbe vertrug. Gerade dies Buch, von Macaulay's berühmtem Werk so verschieden, wie Deutschland von England, nimmt dennoch in unserer Nationalliteratur ungefähr die gleiche Stelle ein. Wie die „Päpste"

Ranke's europäischen Ruf begründet, so erwarb die „Deutsche Geschichte" seinem Namen dauernde Verehrung im Vaterlande.

An die Rückkehr aufs Katheder hatte Ranke, in Erinnerung an den früheren Mißerfolg, unterwegs so ziemlich mit gleichem Grauen gedacht, wie an den Wiedereintritt in die kaltfremde Berliner Gesellschaft. Nicht sofort, aber doch recht bald sah er sich in beiden Beziehungen angenehm enttäuscht. In der Gesellschaft verschafften ihm Bedeutung, Leistung und Ruf den Platz, der ihm gebührte, wenn er ihn auch in seiner leidenschaftlichen Arbeitsamkeit nur selten einzunehmen beflissen war. Immerhin galt er in seinen letzten Junggesellenjahren um 1840 für ein schwer entbehrliches Zubehör wirklich geistreicher Zusammenkünfte. Echte Freundschaft hat er in dieser Zeit außer bei Savigny und Eichhorn nicht gefunden; Heinrich Ritters Weggang beraubte ihn schon 1833 des eigentlichen guten Kameraden. Aber seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften — Anfang 1832 — setzte ihn doch zu den Männern seines inneren Ranges in ein jederzeit neu zu belebendes Verhältniß. Seine erste akademische Abhandlung „Zur Geschichte der italienischen Poesie" von 1835 athmet den frischesten Duft seiner literarischen Südfrüchte; unter den späteren hat die „Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten" von 1854 den mächtigen Anstoß zu einer am Ende übertriebenen wissenschaftlichen Bewegung gegeben. An der Universität erhielt Ranke Ende 1833 eine ordentliche Professur, die ihn dauernd mit ihr verknüpfte. Vorher und nachher hat er einige Rufe nach auswärts abgelehnt; der einzige allenfalls ernstlich zu erwägende nach München trug ihm 1853 eine längstverdiente namhafte Verbesserung seiner Besoldung ein. An dem corporativen Leben der Hochschule nahm er keinen hervorragenden Antheil; das Decanat hat er einmal, das Rectorat niemals bekleidet: ein Mann der öffentlichen Praxis war er nicht. — Die im Sommer 1831 wieder begonnenen Vorlesungen setzte er, nur dreimal durch einen Semesterurlaub zu Forschungsreisen unterbrochen, bis in den Sommer 1871 fort. Sie behandelten auch jetzt noch ganz überwiegend allgemeine Historie: zuerst noch ein paarmal im Gesammtumriß, dann in Mittelalter, neuere und neueste Geschichte, oder einzelne, aber immer umfassende Abschnitte der beiden ersteren Perioden zerlegt. In die abgeschiedene Welt des Alterthums flüchtete er seinen Geist nur kurze Zeit über nach dem Schrecken von 1848. Neben der allgemeinen erscheint nicht selten deutsche Geschichte, meist als Ganzes; außerdem allein die englische, jedoch erst in den Jahren um 1860, als Ranke mit ihrer literarischen Behandlung beschäftigt war. Dem Vortrage wurden kritische Notizen über Quellen und Literatur eingefügt, doch bestand er im wesentlichen stets aus der anschaulichen, bald feinen, bald großartigen Darstellung der Begebenheiten. Wohl ausgearbeitete, häufig aufs gründlichste erneuerte Hefte bildeten die Unterlage der nichtsdestoweniger freien Rede. Ranke sprach

seltsam, in die Sache versunken; höchst ungleich im Zeitmaß: jetzt zaudernd, dann überstürzt; in den Stuhl zurückgelehnt und wieder aufzuckend; feurig ins Leere blickend, während die Rechte von der Brust her plötzlich in die Lüfte fuhr — nimmt man eine Thüringer Mundart in hoher Tonlage, mit Gurgellauten versetzt, hinzu, so begreift sich, daß der Zuhörer oft nicht leichter mit dem Verständniß zu ringen hatte, als der Meister droben mit seinen Gestalten rang. Dies erklärt, daß die Ziffern seiner Listen mit der Zahl der Anwesenden sich noch weniger als gewöhnlich deckten. Auch nach der Rückkehr war er anfangs recht entmuthigt; aber 1835 war im Privatcolleg die 50 überschritten, zwei Jahr später die 100 erreicht; das Maximum 153 fällt in die neueste Geschichte 1841/42; von da an langsames, in den funfziger Jahren rasches Sinken; in den sechziger war es betrübend, zu sehen, wie soviel immer ursprünglicher, immer lebendiger Geist um äußerer Mühe willen nur von so wenigen Getreuen dankbar genossen ward. — Der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit als Lehrer lag indeß unzweifelhaft in den historischen Übungen, wie er sie 1833 zuerst in neuer Gestalt begründete und fast ebenso regelmäßig Semester für Semester, erst im letzten Jahrzehnt mit stark abnehmender Bedeutung fortführte. Hier hat er von den Waitz, Giesebrecht und Sybel an bis in das zweite Geschlecht hinein zahlreiche Schüler zur Befolgung seiner drei historischen Gebote — Kritik, Präcision und Penetration — vermahnt und erzogen: in heiterem Ernst, mit freundlicher Strenge, unerschöpflich mittheilend, den Geist anregend und festhaltend, jede Eigenart in ihrer Richtung schonend. Gleich der ersten Reihe seiner Jünger stellte er die wichtige Aufgabe der „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause“, die 1837 bis 1840 unter seiner Obhut erschienen, worin zum erstenmal das echte Metall der neuen Monumenta Germaniae historisch ausgemünzt und auf den Markt geworfen ward. Überhaupt wurden vornehmlich unserem Mittelalter durch seine Übungen die so nöthigen Arbeitskräfte zugeführt; direct und später indirect durch die Seminarien seiner Schüler, die an dem seinen ihr Vorbild hatten. Er erlebte noch, daß aus der Ranke'schen Schule schlechthin die deutsche Schule der Geschichte ward. Hier war es ihm nun doch gelungen, woran er als Gymnasiallehrer verzagte, in erster Linie durch Beispiel zu wirken. Mit unverminderter Wärme hielten dann er und diese seine geistige Familie trotz aller Scheidewege des Lebens an einander fest. In der Theilnahme an ihrem Wesen und Thun blieb er jung und glaubte an die schöne Zukunft seiner Wissenschaft; wenn er auch sonst in späteren Jahren etwa traurig unterschied zwischen den Menschen von ehedem, die in allgemeinen Tendenzen, und den heutigen, die in Fractionsbestrebungen leben.

Eine Scheidung solcher Generationen, soweit sie überhaupt zu vollziehen ist, möchte man vielleicht wenigstens angekündigt sehen durch ein

Ereigniß, welches Ranke's Leben genau in der Mitte theilt: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Der geistvolle Prinz war dem gelehrten Altersgenossen zuerst 1828 auf der Marcusbibliothek zu Venedig mit einer überaus schmeichelhaften Äußerung über seine „Fürsten und Völker" persönlich entgegengetreten. Fernere Theilnahme an einander verstand sich seitdem von selbst. Der Kronprinz sah Ranke von Zeit zu Zeit und bewies sich als ein gnädiger Herr und Gönner; doch hat er ihn in den vertrauten Zirkel seiner Radowitz, Voß und Gerlach, mit denen Ranke seinerseits ohne Groll verkehrte, nicht gezogen. Als König ernannte Friedrich Wilhelm 1841 Ranke zum Historiographen des preußischen Staats; ja er ließ ihm durch den Generaladjutanten v. Thiele die Frage vorlegen, ob er geneigt sei, ihm in Sachen der geplanten ständischen Verfassung mit Rath an die Hand zu gehen. Bescheiden lehnte Ranke ab, da er die nöthige Kenntniß der provinzialen Zustände nicht zu besitzen meinte und überdies von der Vollendung seiner „deutschen Geschichte" geistig in Anspruch genommen war. Als er diese abgeschlossen, begab er sich im Frühling 1843 auf Urlaub nach Paris, um die Studien über die große Revolution, die er vor sechzehn Jahren in Berlin an den Memoiren und dem Moniteur begonnen, aus den Acten selber zu ergänzen. Äußere Förderung durfte er sich von der Freundschaft Thiers' versprechen, der ihm, durch „die Päpste" gewonnen, bereits vordem in Berlin einen Besuch abgestattet hatte. In der That aufs beste bewillkommnet, auch von Mignet, dem Vorsteher des auswärtigen Archivs, zuvorkommend behandelt, gelangte Ranke dennoch nicht zur Ausführung der ihm vorschwebenden Idee: den specifisch französischen, keineswegs gemeingültigen Charakter des Weltereignisses von 1789 historisch darzulegen — eine Leistung, die dann vielmehr von dem begabtesten seiner Schüler in glänzender Weise vollbracht werden sollte. Was ihn selber von seinem Ziele ablenkte, war die Auffindung der diplomatischen Berichte des Marquis de Valori über die ersten Jahre Friedrichs des Großen. Von ihrem lebendigen Inhalt ergriffen, verbrachte er seine Zeit größtentheils mit der eigenhändigen Abschrift dieser Papiere, da die Hausordnung des Archivs die Anstellung eines Copisten verbot. Gegen Ende seines Urlaubs aber bereitete ihm das Glück eine noch größere Überraschung: an der Schwelle seines funfzigsten Jahres fand er in Miß Clarissa Graves, der Tochter eines Rechtsgelehrten in Dublin, von Mutterseite altadliger Herkunft, die ihn bereits aus seinen Schriften verehren gelernt — „viel jünger als ich, aber nicht zu jung" — die ihm bestimmte Lebensgefährtin. So entsagend er von Jugend auf die Einsamkeit als sein Los zu betrachten pflegte, diesmal fühlte er trotz aller Verspätung frischen Muth, denn er glaubte, einer höheren Macht zu gehorchen: „wie konntet ihr nur früher wünschen, daß es geschehen möchte, da das Schicksal es so und nicht anders verhängt hatte!" Er eilte nach London zur Verlobung, der alsbald die

Hochzeit folgte. An der Seite der Gemahlin, welche mit vornehmer Sitte und sanfter Anmuth kirchlichen Sinn und reifes Verständniß für das Wesen des Gatten vereinte, lernte der bewegliche Mann in Freud' und Leid einen ungewohnten Lebensfrieden kennen. Schweres Siechthum, das zu völliger, mit der heitersten Geduld ertragener Lähmung führte, entriß sie ihm 1871 vor der Zeit; aber wohlgerathene Kinder und aufsprossende Enkel ließen neben dem alten Trost der Arbeit das Gefühl der Verödung in dem greisen Wittwer nicht aufkommen. — Die ersten Jahre nun des befestigten Hausstandes trugen dazu bei, Ranke's Geist in jedem Sinne mehr in der Nähe zu halten: er wandte sich der preußischen Geschichte zu. Wohl möglich, daß der ihm übertragene Ehrentitel ihn mit dazu angespornt hat; allein der Hauptantrieb ging von jenem Pariser Funde aus. Er erbat und erhielt als der erste die Erlaubniß, das Berliner Staatsarchiv für die neueren Jahrhunderte zu benutzen — auch hier leider hinderlich auf die eigene Hand angewiesen —, und verknüpfte mit der genaueren Erkundung der Anfänge Friedrichs II. bis 1755 die Erforschung der vorbereitenden Zeit seines Vaters. So entstanden die „Neun Bücher preußischer Geschichte", die in drei kleinen Bänden 1847—48 das Licht erblickten. Selten hat ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Werk ein ungünstigeres Geschick erfahren. Mit den beiden großen Schöpfungen des Meisters konnte und wollte es sich nicht messen; aber es war in seiner bescheideneren Art nicht minder vollendet. Es bot nur einen Ausschnitt aus der Entwicklung der preußischen Monarchie, allein an der universalhistorisch entscheidenden Stelle: die innere und äußere Erhebung des Staats zur europäischen Großmacht bildet sein Thema. Es enthielt die erste geschichtliche Würdigung Friedrich Wilhelms I., welche seitdem das allgemeine Urtheil — am Ende bis zur Übertreibung — bestimmt hat; es wird nicht minder dem jungen — natürlich nicht dem ganzen — Friedrich dem Großen gerecht. Es entfaltet einen, dem Stoffe einzig angemessenen schlichten, aber echten Glanz; bei durchsichtigster Anlage besitzt es sogar von allen Ranke'schen Schriften die graziöseste Leichtigkeit des Stils. Allein die Mehrzahl der Zeitgenossen verlangte etwas ganz anderes; der Autor hatte ja seine Leser an die größten Gegenstände gewöhnt. Selbst Einverstandene, wie Herr v. Thiele, hatten auf eine Art zweiten politischen Theil der Reformationsgeschichte gerechnet. Es waren die Tage unmittelbar vor der Märzrevolution, Preußens moderne Aufgabe in aller Munde. Das absolute Königthum auf seiner Höhe, seiner nationalen Zukunft noch unbewußt entgegengehend, war ein Bild, das die wenigsten im Publicum anzuschauen begehrten. War doch Friedrich Wilhelm IV. selber erst mit dem dritten Bande, der Friedrich II. in näherer Beziehung zum Reiche zeigt, recht zufrieden: nun eben werde das Buch ganz deutsch. Indem brach der Sturm des Aufruhrs

gegen den schwärmerischen Erben der Krone Friedrichs los und verwehte mit den altpreußischen Erinnerungen für geraume Zeit jede Spur des Ranke'schen Werkes.

Ranke war tief verstimmt: wie er die Welt verwöhnt hatte, so war er selbst bisher durch immer steigenden Beifall von ihr verwöhnt worden. Dazu gesellte sich im ersten Augenblick Bestürzung und hernach Bekümmerniß über die unerwartet schwere Katastrophe des Vaterlands. Niemand war weniger angelegt auf offenen Kampf in wilder Zeit, als er: standhaft wies er jede Zumuthung von der Hand, sich abermals an der publicistischen Erörterung zu betheiligen; doch hat er im stillen redlich das Seine zur Wiederaufrichtung, vorzüglich des Königs selber beizutragen gesucht. Für den damaligen Flügeladjutanten Edwin Freiherrn v. Manteuffel, mit dem er seit kurzem eine immer wachsende Freundschaft, die engste seines Greisenalters, geschlossen, setzte er vom Mai 1848 bis in den Januar 1851 eine Reihe politischer Denkschriften auf, die den Zweck verfolgten, Friedrich Wilhelm IV. mit gutem Rathe zu unterstützen. Ranke wollte vor allem eine kräftige Politik: Restauration, nicht durchaus Reaction; eine Verfassung, gereinigt von demokratischen Gedanken; Annahme des Kaiserthums; hernach wenigstens Aufrechterhaltung der Union. Er betont aufs entschiedenste Preußens natürliches Recht gegenüber Österreich und den Mittelstaaten; noch von Olmütz, ja noch hinterher verhofft er die Erreichung wesentlicher Zugeständnisse. Als dann alles dennoch so ganz andere Wege ging, wußte er sich freilich ruhig darein zu schicken. Er schloß sich der herrschenden Reaction der funfziger Jahre insofern an, als auch ihm die vollständige Bewältigung der revolutionären Tendenzen die Hauptsache war. Er sah den König jetzt öfter und entzog sich nicht der bei näherem Umgang so oft berauschenden Wirkung seiner leider unzweckmäßigen Genialität. 1854 ward er zum Mitglied des erneuerten Staatsrathes ernannt und hat damals über die orientalische Frage, in Betreff deren er historisch so gut zuhause war, wie auch sonst bisweilen in Gutachten und Denkschriften das theoretische Gewicht seiner Ansicht niedergelegt. Praktisch politischen Einfluß vermochte er der Lage der Sache, seiner Stellung und Thätigkeit, vor allem seiner ganzen Natur nach auch zu jener Zeit nicht auszuüben. Das Gespräch mit dem Könige bezog sich nach wie vor mehr auf den Bereich der allgemeinen Cultur. Unter anderem las Ranke diesem in Abendstunden das nächste seiner großen Werke, die „Französische Geschichte" vor. — Es entspricht durchaus den jüngsten verstörenden Erlebnissen sowohl, wie den zunehmenden Jahren Ranke's, daß sich in seiner Geschichtschreibung von 1848 an der Schwerpunkt leise von der Einheit des künstlerischen und des wissenschaftlichen Bestrebens hinweg nach der letzteren Seite herüberschiebt. Indem er dem alten, zuerst

während der italienischen Sammelarbeit in ihm entsprungenen Gedanken, auch der neueren Geschichte der beiden großen westeuropäischen Nationen seine Kraft zu weihen, näher trat und in den Jahren 1850—67 den ausdauerndsten Fleiß, daheim wie auf häufigen Reisen zu den Archiven und Bibliotheken in Paris, London und dem übrigen England bis nach Dublin, in Brüssel und dem Haag, dieser Aufgabe widmete: lag ihm von vornherein die Absicht fern, als „französische" oder „englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" in ganzem nationalen Umfang, im Wetteifer etwa mit den einheimischen Autoren darzustellen; zumal da er diesen, ganz besonders den Franzosen, unter allen Umständen ein größeres Talent als uns Deutschen beimaß, den einzelnen Moment in seiner Fülle zu erfassen, in ihm zu leben, in ihn aufzugehen. Ihm kam es auf der einen Seite wiederum zumeist auf Hervorhebung der universalhistorischen Verhältnisse beider Völker oder Mächte an, auf der anderen — und hierin eben liegt die vorwiegend wissenschaftliche Tendenz — auf Berichtigung angenommener Vorstellungen kraft der überlegenen Weite und Schärfe seines eigenen Forscherblicks. „Ich denke", sagt er eingedenk der undankbaren Aufnahme seiner preußischen Geschichte in der Vorrede zur französischen, „auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen". Übrigens besitzt eben diese „Französische Geschichte", die in vier Bänden 1852—56 herauskam, gefolgt von einem überaus reichhaltigen Analektenband, noch alle Vorzüge einer männlich beherrschten Kunst der Darstellung. Das feine Gewebe politischer Betrachtung, welches über die gesammte Schilderung gezogen ist, läßt doch die lange Reihe wohlgetroffener Gestalten in klarem Ebenmaß der Persönlichkeit, wenn auch in minder gesättigter Färbung erscheinen; ein gewisser Abstand vom Object macht sich in der diesmal mehr von außen einfallenden weltgeschichtlichen Beleuchtung dem deutschen Leser gewiß nicht unangenehm [illegible]. Mit der englischen Geschichte, die — als das [illegible] der [illegible] Ranke'schen Werke — in sieben Bänden von [illegible] erschien, hat es dagegen eine etwas andere [illegible] Bewandtniß. [illegible]

[illegible]

bekam seine „Englische Geschichte“, wie sehr er auch gerade in ihr „sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen wünschte“, zum erstenmal einen verdeckten Beiklang von politischer Beweisführung, der man freilich mit Unrecht den Vorwurf der umgekehrten Einseitigkeit des Toryismus gemacht hat. Die Begebenheiten des 17. Jahrhunderts zergingen Ranke infolgedessen, ebenfalls zum erstenmal, wider seine ursprüngliche Absicht etwas in die Breite, weshalb er in späterer Auflage den Titel zu verändern für räthlich hielt. Das ganze Werk, unendlich reich an ebenso gediegener wie neuer historischer Belehrung, nicht selten von großartiger Haltung, ist doch an frischer Vergegenwärtigung des Lebens ärmer als sonst; wie denn den Verfasser selber hie und da die Besorgniß angewandelt hat, den Leser durch Eintönigkeit zu ermüden. Man darf nicht vergessen, daß Ranke beim Beginn dieser großen Arbeit das sechzigste Jahr, bei ihrem Abschluß das siebzigste hinter sich hatte: gerade zwischen der „Französischen“ und der „Englischen Geschichte“ liegt die Schwelle seines Greisenalters.

Indem er diese überschritt, nahm er darauf Bedacht, der deutschen Geschichtswissenschaft durch eine wichtige Gründung ein ferneres Gedeihen zu verbürgen. Schon 1846 hatte er auf der berühmten Germanistenversammlung zu Frankfurt die Bildung eines großen deutschen Geschichtsvereins anzuregen gesucht, zu dessen ersten Aufgaben die Edition der deutschen Reichstagsacten gehören sollte. Die Ausführung des von allen Seiten gebilligten Planes ward damals durch die Revolution verhindert: jetzt bot sich dazu auf anderem Wege eine bessere Gelegenheit dar. Unter seinen verschiedenen fürstlichen Zuhörern hatte niemand Ranke ein treueres Andenken bewahrt, als — von 1831 her — König Max II. von Bayern, der für Geschichte überhaupt, vor allem aber für die deutsche ein tiefes und warmes Interesse hegte. Nachdem er 1853 vergeblich versucht, Ranke persönlich in ehrenvollster Stellung auf die Dauer nach München zu ziehen, lud er ihn wenigstens im Herbst 1854 nach Berchtesgaden zugaste und empfing als Gegengabe einen kleinen Cursus weltgeschichtlicher Privatvorträge, die er zu späterem Studium stenographiren ließ. Noch öfters haben sich diese Besuche in den Bergen wiederholt, und Ranke gewann an dem Könige einen echten Freund, dessen ruhige und ernste Theilnahme an historischen Dingen sich nützlicher erwies, als das phantasievolle Verständniß Friedrich Wilhelms IV. Schon auf den Spaziergängen bei Berchtesgaden war von praktischen Entwürfen die Rede gewesen: bei einem Besuche des Bayernkönigs in Berlin ward dann im Frühjahr 1858 zwischen ihm und Ranke die von diesem vorgeschlagene Stiftung einer Anstalt zur Pflege deutscher Geschichtsforschung in München verabredet, die im Herbst jenes Jahres nach weiteren Berathungen ebendort als „Historische Commission bei der Akademie der Wissenschaften“ ins Leben trat. Ranke

erhielt in dieser aus hervorragenden Historikern ganz Deutschlands zusammengesetzten Gesellschaft den Vorsitz, den er mit besonderer Freude bei den herbstlichen Versammlungen, solange ihm seine Gesundheit die Reise verstattete — das letztemal 1873 —, einzunehmen pflegte. Stets war er bemüht, die Arbeiten der Commission auf ihrer vornehmen Höhe zu erhalten. Von ihren Unternehmungen sind außer der Herausgabe der Reichstagsacten speciell von ihm in Vorschlag gebracht worden: die „Jahrbücher der deutschen Geschichte", der umfassende Ausbau jener von ihm hervorgerufenen Jugendarbeit seiner ältesten Schüler, die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" und die „Allgemeine Deutsche Biographie", die er 1877 mit Beiträgen von seiner Hand über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. beehrte. — Überhaupt, während er dergestalt fremde Thätigkeit anregen, in die richtigen Wege leiten, oder überwachen half, blieb er selbst so weit wie jemals davon entfernt, der eigenen zu entsagen. Noch bevor die „Englische Geschichte" ganz erschienen war, zu seinem funfzigjährigen Doctorjubiläum Anfang 1867, legte er Hand an eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke", die er bis 1881 in 48 Bänden ihrem Ende nahegeführt hat. Treulichst unterstützt von dem Verleger seiner letzten Arbeiten, Carl Geibel, dem Inhaber der Firma Duncker & Humblot, dessen Hingebung er mit väterlicher Freundschaft vergalt, bewies er auch hierbei die eingreifende Fürsorge eines selbst die Außenseite literarischer Geschäfte klar überschauenden Geistes; alle seine Anordnungen verriethen das nämliche Trachten nach vollendeter Gestaltung, das aus den unzähligen, wieder und wieder umwälzenden stilistischen Correcturen bei der ersten Drucklegung seiner Schriften deutlich erhellt. Das einmal Veröffentlichte wesentlich umzuwandeln, lag dagegen nicht in Ranke's Gewohnheit: die Gründlichkeit seiner Forschung machte ein derartiges Unternehmen in der Regel ebenso unnöthig, wie es wegen der abgerundeten Kunstform seiner Darstellung schwierig gewesen wäre. Desto häufiger gewährte die Sammlung der Werke Gelegenheit und Antrieb zu mehr oder weniger selbständigen Ergänzungen, Anschlüssen und Nachträgen. Neben längst entworfenen, im Pult zurückbehaltenen, nur noch der letzten Hand bedürftigen Schriften der jüngeren Jahre — wie z. B. den Studien über die Verfassung der venetianischen, biographischen Schilderungen vom Ausgang der Florentiner Republik, einigen weiteren Capiteln über die spanische Monarchie, einer förmlichen Geschichte des Don Carlos — begegnen ganz oder überwiegend neue Arbeiten. So wurden die serbische Geschichte, wie die der Päpste bis in die Gegenwart fortgesetzt; vorzugsweise jedoch wandte sich der Fleiß Ranke's in dieser Periode seines Schaffens den deutschen und preußischen Dingen zu. Es hängt das wieder mit dem äußeren Umstande zusammen, daß ihm seine hohen Jahre Reisen ins entlegene Ausland nicht mehr rathsam erscheinen ließen: außer dem

heimischen Archiv hat er jetzt wohl noch einmal das im Haag, im übrigen nur einige andere deutsche, mit besonderer Freude das nun erst für modern-historische Forschung zugängliche Wiener wiederholt besucht.

Von den Schriften, welche durch diese Studien ins Dasein gerufen oder wenigstens zur Reife gezeitigt wurden, sind die größeren damals zugleich als eigene Bücher herausgegeben worden. Hohen Werth legte Ranke selbst auf eine kleinere Arbeit „Zur Reichsgeschichte“ in der Zeit von 1575—1619, wegen der Fülle der darin gegebenen Aufklärung über eine noch verhältnißmäßig wenig bekannte Periode. Den Wünschen des Publicums kam natürlich in reicherem Maß entgegen die gleich danach — 1869 — erscheinende „Geschichte Wallensteins“: das neue Problem, auch einmal eine Biographie in universalhistorischem Geiste zu schreiben, belebte sichtlich den künstlerischen Sinn des alten Meisters, sodaß er hier beinah im Vollbesitz seines früheren plastischen Vermögens erscheint. Fast das gleiche gilt von der 1873 vollendeten „Genesis des preußischen Staates“, einer wiederum mit welthistorischem Griff emporgehobenen Landesgeschichte. Ranke ersetzte durch diese vier Bücher brandenburg-preußischer Geschichte, diesmal aus der Tiefe des Mittelalters ansteigend, das einleitende erste Buch seiner älteren Darstellung, um dem vielfältig ausgesprochenen Wunsch einer Ergänzung derselben wenigstens nach rückwärts zu genügen. Er verfuhr dabei nicht ohne Seitenblick auf das inzwischen entstandene, einförmig großartige, abstract politische, schwer genießbare Kolossalwerk Droysens; wie denn überhaupt zwischen beiden, seit 1859 neben einander wirkenden Männern ein kühles Verhältniß bestand, das in den Arbeiten des jüngeren bisweilen mit strenger Miene zum Vorschein kommt: bei Ranke äußerte sich der verhüllte Wetteifer diesmal in dem glücklich verdoppelten Streben nach wohlthuender Lebendigkeit. Schon vorher, 1871, waren zwei andere Schriften ans Licht getreten: das lange vorbereitete Büchlein „Der Ursprung des siebenjährigen Krieges“ ist ausgezeichnet durch die unnachahmliche Meisterschaft, mit der das verwickeltste, Europa, ja den Erdball überziehende Geflecht gleichzeitiger Wechselverhältnisse der Staaten anschaulich auseinandergelegt wird; hingegen läßt das neue zweibändige Werk „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, deutsche Geschichte von 1780 bis 1790“ bei aller altherkömmlichen Gewandtheit eine leise Abnahme jenes historischen Grundvermögens erkennen, zwischen groß und klein an Personen und Ereignissen durchgreifend zu unterscheiden. Weit unvollkommener erscheint vom Standpunkt der Geschichtschreibung aus, wie Ranke selber fühlte, das 1875 ausgegebene Bändchen „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792“. Der Werth desselben besteht in dem echt wissenschaftlichen Verlangen, das Urtheil über diese Begebenheit aus dem Streit der — zwischen Preußen und Österreich getheilten — Parteien herauszuheben; die einst unfertig abgebrochenen Studien über die Vorgänge

in Frankreich selbst haben hierbei in einer, jedoch nur matten „Ansicht der französischen Revolution" ihren Platz gefunden. Es versteht sich, daß solche Ausstellungen ihren Maßstab immer von den früheren, höchsten Leistungen des großen Autors hernehmen: an sich betrachtet würden die Schriften dieser späten Periode allein hinreichen, dem tüchtigsten Historiker einen ungewöhnlichen Namen zu erwerben. Auch ist ihre staunenswürdige Summe nicht einmal mit dieser Aufzählung erschöpft: unerwartete äußere Anlässe führten Ranke zu zwei weiteren Productionen, in denen er sich von der neuen Seite eines erläuternden Herausgebers darstellt. Im Jahre 1877 entledigte er sich nach längerem Bemühen des hohen Auftrags, die „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" zu veröffentlichen. Er begleitete dieselben in zwei stattlichen Bänden mit einer anziehenden biographischen Einleitung, sowie mit einer an Thatsachen und Gedanken reichen, allerdings auch ziemlich blutleeren hochpolitischen Darlegung der Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813, durch die eine reine Anerkennung der unsterblichen Verdienste des großen Ministers erst möglich ward. Geringer sowohl an Umfang, als an wissenschaftlicher Bedeutung, aber weit charakteristischer für den Verfasser ist die ältere Publication — von 1873 — „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen": hier werden die Briefe des Königs von einem verbindenden Commentar des überlebenden historischen Freundes umgeben und getragen. Durchaus überzeugend wird die Handlungsweise des Monarchen aus der inneren Consequenz seines treffend geschilderten Wesens heraus begreiflich gemacht; daß indessen damit, wie Ranke sich schmeichelte, bereits eine unparteiische geschichtliche Würdigung seines Helden gegeben sei, werden die wenigsten annehmen. Der Widerspruch, auf den er gefaßt war, ist nicht verstummt: er betrifft die historische Hauptfrage, ob das Regiment Friedrich Wilhelms mehr als die negative, oder, wie Ranke unerschütterlich des Glaubens blieb, als die positive Grundlage der nach ihm eintretenden wunderbaren Erfolge der preußischen Staatskunst anzusehen sei.

Diese Abweichung im Urtheil über die jüngste Vergangenheit verhinderte übrigens den greisen Ranke nicht an dem frohesten Mitgenusse der herrlichen Gegenwart. Er legte einen besonderen Ton darauf, daß mit den preußischen Siegen von 1870 der achtzigjährige Kampf zwischen dem revolutionären und dem conservativen Europa zugunsten des letzteren entschieden sei. Hierüber vergaß er jedoch die nationale Seite der gewaltigen Schicksalswendung keineswegs. Im October jenes Jahres wies er bei der Begegnung mit dem alten Freunde Thiers in Wien dessen vorwurfsvolle Frage, mit wem denn Deutschland nach dem Sturze Napoleons III. noch Krieg führe, durch die schlagende Antwort ab: „mit Ludwig XIV.". Ja, nicht Straßburg allein, auch Metz, den Anfang unserer Verluste, verlangte er im Namen der historischen Gerechtigkeit aufs entschiedenste zurück.

Er hätte weinen mögen, wenn er den ungeheuren Umschwung der Dinge bedachte: „das kleine Brandenburg und das große Frankreich!" Es ward ihm zum Bedürfniß, seine eigenen Werke, deren innerer Ursprung doch so fern von jeder Rücksicht auf die Fragen des Tages zu suchen ist, wenigstens in Bezug auf ihr äußeres Erscheinen in eine gewisse Verbindung mit so ergreifenden Erlebnissen zu setzen. Mit der Vollendung seiner Schrift „über den Ursprung des siebenjährigen Krieges" brachte er 1871 ausdrücklich den großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres seinen Tribut. Seine ganze Entwicklung von Jugend auf, sein gesammtes Schaffen stellte sich ihm jetzt bei gelegentlicher Rückschau in engerer Beziehung zum öffentlichen Leben dar, als sie in der That bestanden hatte; selbst den Entschluß zu seiner letzten Riesenarbeit, zu dem Unternehmen einer wirklichen „Weltgeschichte", rechtfertigte er vor sich und anderen vorzüglich durch die Bemerkung, daß sich infolge der jüngsten Entscheidungen eine universale Aussicht für Deutschland und die Welt überhaupt eröffnet habe, daß nun erst, nach der Niederlage der revolutionären Kräfte, eine regelmäßige Fortentwicklung gesichert, mithin ein unparteiischer Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattet, eine Weltgeschichte im objectiven Sinne möglich sei. Trotzdem waren es wohl auch hier im wesentlichen individuelle Beweggründe, welche ihn zum Handeln bestimmten: ein Zusammentreffen seiner inneren Neigung mit seiner äußeren Lage. — „Alter ist an und für sich Einsamkeit", schrieb der Achtziger in sein Tagebuch; aber mancherlei wirkte dahin, die Abgeschiedenheit seiner letzten Jahre noch schärfer auszugestalten. Im Herbst 1869 hatte ihn in München ein Blasenleiden befallen, das ihn seitdem mit häufigen, nach und nach fast beständigen Schmerzen heimsuchte; wiederholt befürchtete man eine ernstliche Gefährdung seines Lebens, gewiß ward die zähe Kraft seines Körpers immer merklicher dadurch angegriffen. Seit 1874 wagte er nur noch kleinere Ausflüge, am liebsten nach Lodersleben bei Querfurt, auf das Gut seines Schwiegersohns, des Rittmeisters v. Kotze, wo er — wenige Stunden von Wiehe entfernt — das Andenken seiner Kindheit mit sinnvollem Behagen erneuerte; die letzte Sommerfrische fand er 1877 in Topper bei Frankfurt an der Oder, als Gast seines am Ende so hoch gestiegenen Freundes Manteuffel, des Statthalters von Elsaß-Lothringen. Um die leidende Gemahlin zu erfreuen, hatte Ranke noch in den sechziger Jahren sein Haus im Winter allwöchentlich einer glänzenden, durch Musik belebten Geselligkeit erschlossen. Nach ihrem Hinscheiden im Frühling 1871 ward es gar still um ihn; wie zuvor die Tochter, so beschritten bald auch die Söhne, der ältere als Geistlicher, der jüngere als Offizier, ihren eigenen Lebenspfad. Doch hat es ihm, anders als Humboldt, an wahrhaft uneigennütziger Pflege bis zum letzten Athemzuge nie gefehlt; freilich blieben, von den Forderungen seiner Gebrechlichkeit abgesehen, seine persönlichen

Ansprüche, wiewohl ihm seine Schriften ein Vermögen erwarben, höchst bescheiden. Gerade, als er Wittwer ward, gab er überdies seine Vorlesungen auf, und von nun an gehörte sein Tag fast ausschließlich der gelehrten und schriftstellerischen Arbeit, die auch außer jenem quälenden Leiden mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden war. Die Abnahme seiner Sehkraft erheischte sorgfältige Schonung, sodaß er — ebenfalls seit 1871 — auf eigenes Lesen und Schreiben sogut wie gänzlich verzichten mußte. Er bediente sich deshalb von da an regelmäßig zweier wissenschaftlicher Gehülfen, junger Historiker, von denen der eine vier bis fünf Vormittagsstunden, der andere ebensolange vom Abend bis in die Nacht ihm beim Forschen und Bilden an die Hand zu gehen hatte. Die Zwischenzeit füllte der auch jetzt noch, wenn es irgend anging, täglich in Begleitung eines Dieners schweigsam unternommene Spaziergang in den geliebten Thiergarten — von jeher die Ringstätte seines Nachdenkens und seiner Einbildungskraft —, sodann nach der Mahlzeit ein Mittagsschlaf und der seltene Empfang befreundeter oder vornehmer Besuche. Ranke's Assistenten hatten beim Nachschreiben — er dictirte unaufhaltsam, stehend an den Stuhl gelehnt — sowie bei der Benutzung seiner kolossalen, jedoch grundsätzlich ungeordneten Bibliothek kein bequemes Dasein; selber nicht frei von Eigenheiten, war er zudem gegen fremde nicht gerade duldsam: die geringste Witterung von Tabak war ihm jederzeit unerträglich. Wie reich aber entschädigte für alles die hervorschimmernde Güte seines Herzens, und zumal der erhebende Anblick einer Geistesmacht, welche aller leiblichen Pein und Sorge, jeder Störung und Reibung, wie sie von einem derartigen Arbeitsverhältniß unzertrennlich waren, aufs gewaltigste Herr zu werden wußte!

Unter solchen Umständen erregt die Fülle und Trefflichkeit jener aus den Jahren seit 1871 stammenden Leistungen vornehmlich zur preußisch-deutschen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zwiefache Bewunderung. Allein auf die Dauer ließ sich ein auf wesentlich neue, freie Forschung gegründetes Hervorbringen in dieser Weise nicht fortführen. Und genügte nicht am Ende, um dem dennoch unbezwinglichen Schaffensdrange zu willfahren, eine fleißige Einkehr bei sich selbst, ein Zurückgreifen auf die Summe der im Laufe von nahezu sechzig Jahren bereits erworbenen historischen Kunde? In diesem Sinne trug sich Ranke öfters mit dem Plane, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens aufzuzeichnen, welche zugleich die allgemeine Bewegung des 19. Jahrhunderts, dies äußerlich selbstgeschaute Stück der Weltgeschichte, wiederspiegeln sollten. Zuguterletzt aber entschied er sich doch für eine andere, mehr nach innen gerichtete Art nachprüfender und abrechnender Wiederholung seines thätigen Daseins. Universalhistorie schlechthin, in ihrem ganzen Umfang, hatte vom ersten Erwachen seines geschichtlichen Sinnes an den eigentlichen geistigen Gehalt

seines Lebens ausgemacht. Jede seiner bisherigen Schriften durfte so oder so für einen wichtigen Beitrag zur Erkenntniß der Weltgeschichte gelten; diese selbst, den erhabensten aller Gegenstände, hatte er dagegen nur in seinen Vorträgen unmittelbar darstellend behandelt. Es war eine letzte literarische Großthat, der würdigste und natürlichste Abschluß gerade seiner Historiographie, wenn er es jetzt unternahm, auf Grund seiner Hefte, seiner Studien überhaupt, zugleich jedoch mit Rücksicht auf die gesammte neueste Forschung anderer und vor allem in steter frischester Berührung mit den Quellen selbst, jene Mär der Weltgeschichte, die er schon als Jüngling aufzufinden getrachtet, mit dem beschaulichen Antheil reifster Lebensweisheit zu erzählen. — Im Sommer 1879, inmitten seines vierundachtzigsten Jahrs, nahm Ranke das Werk mit vollem Ernst in Angriff. Weihnachten 1880 erschien der erste Doppelband der „Weltgeschichte", dem in jährigem Abstand, als regelmäßiges Festgeschenk für das deutsche Publicum, bis 1885 noch fünf andere, ungefähr ebenso starke Theile folgten. Sie führten die Darstellung von den Urzeiten bis auf den Tod Kaiser Otto's des Großen herab; während zahlreiche literarhistorische Anhänge von dem immer gleich regen kritischen Bestreben des Autors Rechenschaft ablegten. Die allgemeine Geschichte der modernen Jahrhunderte dachte dieser, da sie bereits in der Masse seiner Hauptschriften enthalten war, nur etwa in dem raschen Überblick einer groß angelegten Schlußbetrachtung neu zu vergegenwärtigen; desto mehr jedoch kam es ihm darauf an, noch den Ausgang des Mittelalters in ausführlicher Schilderung zu erreichen. Einzig um deswillen hegte er den innigen Wunsch, ja das ungestüme Verlangen nach ein paar ferneren Lebensjahren: er sagte wiederholt, er habe darüber einen Pact mit Gott gemacht. Mit ahnungsvoller Ungeduld, im heldenmüthigsten Kampfe mit der Natur, dictirte der Neunziger während der ersten Monate des Jahres 1886 eine Reihe weiterer Capitel bis ans Ende des elften Jahrhunderts, die nach seinem Tode als siebenter Band herausgegeben wurden. Noch auf dem Sterbelager selbst gehörten seine letzten lichten Gedanken dem geliebten Buche, von dem zu scheiden seinem sonst so frommen Gemüthe schwer gefallen ist. Der pietätsvolle Versuch, der Weisung des Entschlafenen gemäß die noch fehlenden Partien aus seinen nachgelassenen Heften zu ersetzen, konnte selbstverständlich den erlittenen Verlust nicht völlig ausgleichen. — Es bedarf nicht erst der Erklärung, daß auch abgesehen von ihrem unvollendeten Zustande Ranke's „Weltgeschichte" an die Meisterstücke seines Mannesalters nicht heranreicht: nichtsdestoweniger bleibt sie ein großartiges, durchaus eigenthümliches Werk. Es ist ganz, was er immer wollte: Darstellung der wirklichen Begebenheiten, auf welchen der historische Zusammenhang des allgemeinen Völkerlebens beruht, geschöpft aus den Berichten der erzählenden Quellen, mit begleitender Rücksicht auf die übrigen Denkmäler

von literarischem Charakter. Jedes Zeitalter tritt in seiner selbständigen Bedeutung hervor; die Entwicklung, die von dem einen zum anderen überführt, ist eine Erbfolge des Daseins, keinem vermeintlich höheren Denkgesetz unterworfen. Ranke will auch hier noch immer nur zeigen, wie es eigentlich gekommen und gegangen: auf metaphysische Fragen nach dem Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit, von wirkender Kraft und leitendem Zweck in dem historischen Geschehen giebt sein Weltbild ebensowenig bestimmte Antwort, wie die Welt selber. Die Betrachtungen, die er allerdings, wie überhaupt in seinen späteren Schriften in zunehmendem Maße, so hier am häufigsten der Erzählung einflicht, wiederholen eigentlich bloß, bisweilen ermüdend, in abstracter Form das concret Dargestellte; sie machen auf den typischen Werth der einzelnen Erscheinung, auf die Menge und Größe der Folgen eines besonderen Ereignisses, auf Höhe- und Wendepunkte der Begebenheit aufmerksam, ohne doch dabei den Kreis echt realhistorischer Ideen irgend zu überschreiten. Die Kraft der Gestaltung, der Glanz der Färbung erscheint natürlich sehr ungleich, da jugendlich Lebendiges — bis zu den antik classischen Eindrücken der Studentenjahre, ja der Schulzeit hinauf — dicht neben greisenhaft Bedächtigem auftritt. Die Energie der Forschung ist dagegen im Anlauf noch immer geradezu wunderbar; dann und wann verräth sich sogar ein ausschreitendes Streben nach neuen, von dem Hergebrachten abweichenden Ergebnissen. Daß dies Bemühen mitunter mißlingt, daß — zumal in den Analekten — selbst erhebliche Irrthümer zutage kommen, ist nur zu begreiflich, wenn man sich die unaussprechliche Schwierigkeit einer allein auf das Ohr angewiesenen vergleichenden Quellenkritik vor Augen stellt.

Nach alledem wird man sagen dürfen, daß Ranke's „Weltgeschichte“ sich der Summe seiner übrigen Leistungen würdig zugesellt, daß indessen sein unvergleichliches Verdienst um die Universalhistorie überhaupt doch besser aus der Gesammtheit seiner Werke zu erkennen ist, als aus diesem einzelnen ihr speciell gewidmeten Buche. Auch hierin erinnert dasselbe, wie in so manchem Betracht, merkwürdig an Humboldts „Kosmos“, dessen erste, einem etwas frischeren Alter entsprossene Bände an literarischem Kunstwerth unzweifelhaft höher stehen, während die letzten, ebenfalls das Product eines länger als achtzig Jahre thätigen Denkvermögens, der Ranke'schen „Weltgeschichte“ den Vorrang lassen müssen. Das Publicum nahm die eine wie die andere dieser Schöpfungen mit einer — Ranke gegenüber fast überraschenden — Massenbegeisterung auf, deren Wurzel jedenfalls zumeist in der Ehrfurcht vor der sittlichen Größe einer solchen That zu suchen ist. Längst freilich war auch sonst jede Einrede wider den Genius unseres Meisters verhallt, das Mißverständniß seines Wollens und Vollbringens hatte sich allerorten in freudige Zustimmung verwandelt. Die Mitwelt mochte sich nun von der Nachwelt in der Äußerung dank-

barer Anerkennung nicht beschämen lassen; wie sich gebührte, ging die Huld des neuen Herrschers einsichtig darin voran. An König Wilhelm glaubte Ranke eine mehr, wenn man so sagen dürfe, nach der Linken hingewandte Richtung wahrzunehmen; er gestatte der öffentlichen Meinung einen größeren Einfluß; auf dieser leichten Wendung beruhe dann die weitere Entwicklung der Welt seit dem Ausgang Friedrich Wilhelms IV. Der König seinerseits verlieh schon 1865 seinem Staatshistoriographen den erblichen Adel, den der Beschenkte durch den selbsterkorenen Wappenspruch Labor ipse voluptas sinnig zu verklären wußte. Zwei Jahre darauf ward Ranke an Stelle des verstorbenen Cornelius zum Kanzler der Friedensclasse des Ordens pour le mérite erhoben; 1882 erhielt er als Wirklicher Geheimrath das Prädicat Excellenz; die Stadt Berlin ertheilte ihm 1885 ihr Ehrenbürgerrecht. Zahllos waren die Huldigungen gelehrter Körperschaften und Vereine, die Ehrenbezeigungen deutscher und fremder Staatsoberhäupter. Ranke betrachtete diesen Schattenriß seines Verdienstes mit Wohlgefallen; für den Reiz des Ruhmes war er nicht unempfänglich; auf der Höhe fürstlichen Umgangs fühlte er sich durch den Standpunkt seiner Geschichtschreibung gewissermaßen heimisch. Allein wie so ganz anders ging ihm doch das Herz auf, wenn er an einem seiner vielen amtlichen Gedenktage oder persönlichen Jubelfeste im Kreise der Berufsgenossen, von der frohen Rührung so vieler Schüler und Verehrer umringt, zu einer gedankenvollen Ansprache über Wesen und Ziel, Vergangenheit und Zukunft der historischen Wissenschaft und Kunst das Wort ergriff! Dann blickte er selbst wie ein greiser Herrscher über sein Reich, befriedigt und gütig, auffordernd voller Zuversicht. Insbesondere bewegte die Feier seines neunzigsten Geburtstages die Zeitgenossen zu wärmster Theilnahme. Nicht minder lebhaft war die Sorge, welche nun doch so unerwartet bald darauf die Nachricht erregte, daß seine Lebenskräfte zu schwinden begönnen. Allgemein endlich war die Betrübniß über seinen schweren Todeskampf, die Trauer über seinen Hingang, das Gefühl der Einzigkeit seiner scheidenden geistigen Erscheinung. — Ranke steht neben Niebuhr da als der Goethe neben dem Lessing unserer historischen Muse; für einen Schiller der deutschen Geschichtschreibung, den er noch erleben und mit wachsendem Beifall begrüßen sollte: für die Machtentfaltung einer vom edelsten vaterländisch-politischen Schwung ergriffenen Seele, einer hochherzig hinreißenden Beredsamkeit, hat er selber Raum gelassen. Wer freilich wollte Stellung und Wirkung des Historikers mit der des Dichters an und für sich vergleichen? Trotzdem wird niemand leugnen, daß Ranke's Genius in der That mehr als einen Zug mit der Eigenart des Goethe'schen Geistes gemein habe. Da ist Größe, die mit Anmuth einhertritt; Tiefe, hinter Leichtigkeit verborgen; reinste Gegenständlichkeit, überall ohne Trübung umflossen von derselben durchsichtigen Individualität

der Auffassung und Darstellung; Fülle und Vielseitigkeit des Hervorbringens in frühen und späten Lebenstagen; ein nach allen Seiten ins Unendliche der Menschennatur verlaufender Gesichtskreis; lauter Liebe zur Wirklichkeit, eine fast bis zur Religion erhöhte Stimmung der Weltfreude. Gerade in dieser letzten Hinsicht hat der große Geschichtschreiber ohne Zweifel den mächtigen Einfluß des gewaltigen Poeten auf die heutige Gesinnung unserer Nation an seinem Theil verstärkt; Ranke's Werke bieten nach der Seite des öffentlichen Lebens hin eine genau anschließende Ergänzung der Goethe'schen Weltanschauung dar. Für solche Wirkung kommt es auf die Ausdehnung des Kreises unmittelbarer Leser nicht allzusehr an; zumal da das Beispiel des Meisters auch in dieser Beziehung seiner Schule, d. h. der deutschen Geschichtswissenschaft überhaupt die Wege wies. Noch wesentlicher ist, daß auch für die Zukunft Ranke's Werke, dank der methodischen Sicherheit und scharfsinnigen Klarheit seiner Forschung, eine auch der höchsten historischen Kunst nur unter solcher Bedingung verbürgte classische Unsterblichkeit zu gewärtigen haben*).

2. Über den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen**).

Im Gasthof zur Spada d'oro in Ravenna hängen an der Treppenwand Namen und Wappen der fürstlichen Besucher des Hauses auf bunten Schildern prahlerisch zur Schau; unter ihnen hat an dieser Stelle keiner so ernste Bedeutung wie der des Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms IV. Denn nirgend anderswo tritt die Ge-

*) Vorstehender Versuch gründet sich in erster Linie auf ungedruckte Briefe Ranke's, sowie auf einige autobiographische Dictate seiner letzten Jahre, von denen eines, die Jugendzeit bis zur Universität betreffend, in der Deutschen Rundschau, Jahrgang 1887, Heft 7, mitgetheilt worden ist: die Veröffentlichung der übrigen, wie der wichtigsten Briefe geschah in der vom Verfasser besorgten abschließenden Fortsetzung der „Sämmtlichen Werke“ Ranke's, Bd. LIII/LIV. — Material geben außerdem die Jugenderinnerungen des Bruders Friedrich Heinrich Ranke; ferner die als Manuscript gedruckten Schriften: Aus den Briefen Leopold v. Ranke's an seinen Verleger, Leipzig 1886: Th. Toeche, Leopold v. Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage, Berlin 1886: O. v. Ranke, Zu Leopold v. Ranke's Heimgang, Berlin 1886: endlich ein Artikel von G. Winter, Erinnerungen an L. v. Ranke, in Nord und Süd, Bd. XXXVIII, S. 204 ff. — Treues Lebensbild in der unterrichtenden akademischen Gedächtnißrede auf L. v. Ranke, gehalten von W. v. Giesebrecht, München 1887, woselbst am Schlusse noch andere gelegentliche Aufsätze namhaft gemacht werden. Die Berliner Gedächtnißrede von H. v. Sybel, Histor. Ztschr. LVI, 463 ff., bietet mehr eine geistvolle Schätzung der inneren Bedeutung Ranke's dar. Noch mehr beschränkt sich natürlich auf diese Aufgabe: F. X. v. Wegele's Geschichte der deutschen Historiographie, München 1885. S. 1041 ff.

**) Gedruckt in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1873.

sammtheit vorzeitlicher Ideale, in denen die Seele dieses Monarchen zu schwelgen gewohnt war, so anschaulich ins Leben wie in jener fieberumdünsteten Landstadt Italiens fernab der Heerstraße, dem still verblühten Rom der Völkerwanderungszeit. Da ruhen sie in schlichter Feierlichkeit, die edelgeformten Basiliken des christlichen Alterthums, deren Nachbildungen der nordische Fürst sammt ihrem Cultus um seine heimathlichen Schlösser zu versammeln strebte; da erscheint in den byzantinischen Mosaiken jene seltsame Mischung von höfischem Prunk und beflissener Devotion, die man nun wiederaufleben sah in der Hauptstadt Friedrichs des Großen; da schwebt um Palasttrümmer und Gruftcapelle der Geist des Gothen Theoderich gleichsam als historisches Irrlicht für den preußischen Herrscher, der noch in den Tagen des Frankfurter Parlaments nur ablig erkorener Heerkönig der deutschen Stämme werden wollte neben dem römischen Kaiser, ja dem zuletzt das Herz darüber brach, daß er seine vielgetreuen Mannen von Neuenburg aus der Pflicht seiner fürstlichen Gefolgschaft entlassen mußte. So kann man dort in Ravenna gewissermaßen sinnlich, mit sehenden Augen, die Größe des Anachronismus ermessen, der dem Geiste Friedrich Wilhelms eingeboren war; wichtiger aber ist es, diesen Geist — rein menschlich eine der merkwürdigsten Gestalten des Jahrhunderts —, soweit es angeht, wissenschaftlich zu begreifen, und hierzu bietet uns Ranke Gelegenheit durch seine jüngste Publication*), die wir um ihrer Bedeutung willen unverzüglich zur Kenntniß unserer Leser bringen.

Von den vertrauten Briefen Friedrich Wilhelms an Bunsen aus den Jahren 1830—57 theilt Ranke die wesentlichen Stücke mit — nur selten scheint Rücksicht auf Lebende zur Verschleierung einzelner Stellen geführt zu haben —; die Anschreiben oder Antworten Bunsens zieht er nur herbei, sofern sie zur Erläuterung der Äußerungen des Königs erheblich beitragen; er selbst aber begnügt sich nicht mit dem Geschäfte sorgfältiger Herausgabe: indem er es ablehnt, weil es dazu noch zu früh sei, uns eine Geschichte des Königs zu geben, liefert er doch einen fortlaufenden historischen Commentar zu dessen brieflichen Bekenntnissen, einen Commentar, wie sich von selbst versteht, voller Leben und Geist, mit graziöser Feinheit geschrieben; ja er erhebt sich am Schlusse zu einer Gesammtwürdigung seines Helden in Thun und Lassen, einer historischen Apologie, darf man sagen, zu der sich Einsicht und Zuneigung in anziehender Mischung durchdrungen haben. So gewinnt das vorliegende Werk, ganz seiner Aufschrift entsprechend, ein dreifaches persönliches Interesse: König Friedrich Wilhelm zunächst stellt sich im Doppellicht seiner eigenen glühenden Beredsamkeit wie der kühleren und doch helleren Beleuchtung durch Ranke überaus deutlich dar; von Bunsen sodann werden zwar nicht eigentlich neue Züge enthüllt, aber er

*) Leopold v. Ranke: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. Leipzig, Duncker & Humblot 1873.

erscheint hier in wirksamem Contrast zu seinem königlichen Freunde tüchtiger und erfreulicher als in der durch ruhmredige Weitschweifigkeit ermüdenden Biographie, welche kürzlich pietätsvoll seinem Andenken gewidmet worden: man erfrischt sich an seinem offenen Freimuth, man nimmt an ihm im Gegensatz zum Könige mit Vergnügen eine entschiedene und stetige Entwicklung wahr; Ranke selber endlich tritt nach fast vierzigjähriger Pause einmal wieder mit einer Schrift über die jüngste Vergangenheit hervor, einer Schrift, die nach seiner eigenen Grundanschauung schon durch ihren Gegenstand nicht für eine rein historische, sondern für eine „historisch-politische" gelten muß und ihm deshalb wohl auch außerhalb der Wissenschaft mancherlei Widerspruch erwecken wird. Wir nun unterdrücken hier und heut unsere Theilnahme an dem subjectiven Ideenleben des Herausgebers und schränken unsere Betrachtung auf das Object seiner Darstellung, König Friedrich Wilhelm IV., ein.

Formell erscheint der reichangelegte Hohenzoller in diesen Briefen aufs neue vor der Nation als einer ihrer des Wortes mächtigsten Redner. Wir theilen im allgemeinen Ranke's Bewunderung für die „unvergleichliche Gabe des Ausdrucks und der Sprache" in Friedrich Wilhelm; man dürfte, was er geschrieben oder mit Überlegung gesprochen, wohl seinen landschaftlichen und architektonischen Skizzen an die Seite setzen. Auch als Stilist zeigt er in erster Linie Phantasie; das Bewegungsgesetz seines Vortrags ist eine Dialektik der Empfindung statt der strengen Logik der Gedanken; es ist ein lyrisches Moment in dieser Prosa, das ihr zuweilen herrlichen Schwung verleiht. Darin liegt nun freilich auch ein Vorwurf; zu objectiven Kunstwerken hätt' es der vielseitige königliche Dilettant überhaupt auch in der Poesie niemals gebracht, es ist immer nur die eigene, keineswegs allgemeingültige Natur, der er in seiner bald schwärmerisch auffliegenden, bald in die Niederungen der Leidenschaft hinabtauchenden Rhetorik Ausdruck verleiht.

Allein gerade was diesen Briefen von ihrem literarischen Werthe doch abbricht, ihre energische Subjectivität, erhöht ebenso sehr ihren Gehalt als historischer Quellen. Den Gesammteindruck nun, den wir daraus von der geschichtlichen Stellung und Bedeutung Friedrich Wilhelms empfangen haben, möchten wir dahin präcisiren: er war eine positive Erscheinung in der kirchlichen, eine negative in der politischen Geschichte — ein Ausdruck, der freilich der Erörterung bedarf.

Friedrich Wilhelm sah Welt und Leben durchaus von religiösen Gesichtspunkten an; wenn er auf allen anderen Gebieten des Wissens, Forschens und geistigen Schaffens — und man dürfte schwerlich eines finden, auf das nicht einmal in Gespräch oder Lectüre seine Einbildungskraft eine rasche Vergnügungsreise unternommen hätte —, wenn er überall sonst Dilettant blieb, in die Theologie hat er von frühen Jahren an wirklich zugleich mit Ernst und Begeisterung Denken und Phantasie versenkt. Unter den ortho-

doxen Gottesgelehrten seiner Zeit und Umgebung ist er der einzige geistvolle gewesen, der einzige, der anstatt der dürren Scholastik, in welche die Anhänger jener sogenannten Rechtgläubigkeit wiederum gerathen waren, eine lebendige Mystik im Herzen trug, wie man sie sonst in dieser Zeit nur bei den Gegnern der Orthodoxie antrifft, bei Männern, die der König schnell bei der Hand war mit der gehässigen Marke des Unglaubens zu bezeichnen.

Im Innern seines Staates sah er zunächst von dem Kampfe der Bekenntnisse ab, mit Recht legte er den kräftigsten Accent auf das Leben im Christenthum, dies Leben aber dachte er von dem Dasein rechter kirchlicher Verfassung abhängig. Die römische Kirche nun war längst mit einer höchst ausgebildeten Verfassung begabt; der König hielt dieselbe nimmermehr für die rechte, aber weitaus besser erschien sie ihm doch, als die mangelhafte der evangelischen Landeskirche, sie imponirte ihm schon durch das Gewicht ihrer Geschichte, er erkannte sie demgemäß gefügig an. An stelle des Streites zwischen Staat und Hierarchie, der unter der vorigen Herrschaft — in den von Ranke meisterhaft skizzirten Kölner Irrungen — lebhaft entbrannt war, trat, während er das Scepter führte, ein auf nachgiebiger Versöhnlichkeit der politischen Macht beruhender Friede. Gewiß hat Ranke Recht, wenn er die centralistische Neuformung der römischen Kirche in unserem Jahrhundert im allgemeinen der revolutionären Epoche zur Last legt, deren Unverstand die localen Kirchengewalten zerstört oder doch heftig erschüttert hatte; Preußen aber insbesondere darf für seine gegenwärtigen Kämpfe wider die ultramontane Hierarchie doch auch die schwächliche Connivenz Friedrich Wilhelms verantwortlich machen; man lese nur den Panegyrikus, welchen Alfred v. Reumont seinem königlichen Gönner jammernd nachgerufen („Zeitgenossen" Bd. II, besonders S. 17!), und man wird die Schädlichkeit einer Politik begreifen, die sich aus solchem Munde solches Lob zugerichtet.

Für die evangelische Kirche seines Landes indeß, die in der That eine befriedigende Verfassung noch nicht besaß, hätte man von einem consequenten Könige erwarten müssen, daß er ihr die Freiheit der Entwicklung zugestünde, wie der katholischen die Freiheit des Bestandes; eine Entwicklung, die wirklich frei eben nur von unten auf, aus dem Schoße der ihrem eigenen Geiste überlassenen Gemeinden entspringen könnte. Aber nicht das, wohin sich doch auch Bunsen später neigte, war der Gedanke Friedrich Wilhelms, bei dem man überhaupt logische Consequenz niemalen voraussetzen durfte. Hier hatte er vielmehr ein höchst eigenes Ideal christlicher Lebensverfassung bereit, von angeblich apostolischem Charakter, obwohl es in der That namentlich im äußeren Beiwerk doch auch mancherlei weit spätere Zuthat enthielt; er legt es mit begeisterter Überzeugung dar, und man möcht' es sich immerhin gefallen lassen, wenn es irgend einmal irgendwo in der Wirklichkeit erschienen wäre. Daran aber war nun durch-

aus nicht zu denken; schon die Rolle, die der Staat, insbesondere der König selbst als germanischer Kirchenvogt dabei spielen sollte, hatte Friedrich Wilhelm sich allzu sehr auf den eigenen Leib gedichtet: aber auch sonst — das fühlte der phantastische Reformator bald deutlich heraus — war für diese Ideen keine Empfänglichkeit vorhanden, weder bei den religiös Liberalen, die natürlich von keiner octroyirten Kirchenverfassung wissen wollten, am allerwenigsten von einer doch in der Tiefe auf das stramme Bekenntniß überwundener Dogmen gegründeten, noch bei der einmal eingelebten protestantischen Hierarchie, die sich in ihren nüchternen büreaukratischen Formen ganz behaglich befand. So blieben jene „granulirten" Localkirchen mit Bisthum und Diakonat, jene auf Magdeburg, Brandenburg, Kammin u. s. w. künstlich geworfenen historischen Reflexe der Metropolitanherrlichkeit von Ephesos und Antiocheia, jene Byzantiner- oder Karolingersynoden und dgl. mehr in den Ideen des Königs und einiger seiner Vertrauten beschlossen; er hat diese Pläne für sich niemals aufgegeben, aber will man etwa behaupten, daß er seine ganze Kraft an ihre Ausführung gesetzt? Ich kann mir nicht helfen, aber ich erkenne doch auch hierin Dilettantismus, denn nicht das Ideal, erst seine Realisirung macht den Künstler.

Fast spielend sucht er die nämlichen Entwürfe wenigstens im kleinen in Jerusalem und China, in seiner auswärtigen Religionspolitik wieder anzubringen. Auch hier war er übrigens mit ganzer Seele dabei: die Bekehrung der Chinesen zum Evangelium ist ihm in allem Ernst ein Weltinteresse; die orientalische Frage faßt er — wohl der einzige unter den Fürsten und Staatsmännern Europa's — vollkommen ehrlich als eine religiöse auf. Hört man ihn über diese Dinge, so wird man an die Helden der Kreuzzüge erinnert. Aber der unaustilgbare Unterschied ist dabei doch der, daß diese das Zeitgemäße unternahmen, Friedrich Wilhelm das unwiederbringlich Vergangene im Auge hatte; im 12. Jahrhundert etwa war jene „christliche" Behandlung der Politik naiv und deshalb praktisch, im 19. trat sie nothwendig sentimental auf und verfehlte völlig ihres Ziels.

Denn überall hat Friedrich Wilhelm auch das rein Weltliche in geistlicher Gesinnung aufgegriffen: das ist's, weshalb wir ihn in der außerkirchlichen Geschichte nur für eine negative Erscheinung erklären mußten. Keine politische Frage hat er mit so innigem Antheil begleitet, wie die an sich unbedeutende der Stellung Neufchatels zu Preußen einer- und andererseits zur Schweiz. Wie aber ist nun davon in den Briefen an Bunsen die Rede? Durchweg nur in der Sprache der Gefühle. Vor dem Freunde wie vor der Welt „bekennt" der König, daß er „ein Herz habe für seine gebundene Fürstenpflicht, ein Herz für so viel Liebe, Vertrauen und Treue, ein Herz für den Angst- und Hülferuf der Seinigen." Gewiß menschlich edel empfunden und gesprochen; wie wir eingangs andeuteten: man fühlt sich durch solche Reden von Treue um Treue gar kräftig „germanisch" be-

rührt. Allein der rechte germanische Gefolgsherr hätt' es doch nimmermehr bei edlen Worten bewenden lassen: herausgehauen hätt' er seine Mannen aus aller Drangsal, in die sie Treue gegen ihn gestürzt, nicht nur ein Herz hätt' er für sie gehabt, sondern vor allem einen Arm. Wenn aber Friedrich Wilhelm durch jenes bloße „Bekenntniß“ seine Pflicht gethan zu haben glaubt, wenn er nichts als flehentliche Bitten zu versenden hat — abwechselnd an Gott und die britischen Minister —, wenn er sich dann tröstet, diese seine „Compromittirung“ werde „seine Glorie sein“, so ist das geistlich gesprochen anstatt politisch, christlich geduldet, anstatt weltlich gehandelt, so mag vielleicht die „Glorie“ des Märtyrers im Jenseits der Kirche seiner harren, aber „die Schmach der Geschichte“, die er von sich abgewandt wähnte, trifft ihn gerade deshalb. Der lebendige Gott der Politik hat seiner weichlichen Rhetorik ebensowenig Gehör erzeigt, wie jene britischen Staatsmänner.

Und so geht das fort: den Kampf seiner eigenen streng monarchischen Tendenzen gegen die Revolution sieht er an als ein Ringen Gottes – denn den vermißt er sich stets an seine Seite herniederzuziehen — mit den höllischen Gewalten. Revolution definirt er mit Stahl schlechthin als Abfall von Gott, ja im Liberalismus schon erblickt er den Anfang dazu; das Jahr 1848 bedeutet ihm Satans Losbruch. Deshalb hat er denn auch am Ende für gut befunden, da er ihn durch menschliche Kraft nicht zu bewältigen wagte, durch Gebet nicht zu überwinden vermochte, Satan zu überlisten.

Man bewundert heutzutage bisweilen als Weisheit, daß er jene deutsche Volkskrone ausschlug, die ihm natürlich im Herzen gleichfalls aus dem Metall der höllischen Abgründe geschmiedet zu sein schien; dabei trug er doch nach der Krone Deutschlands aus der Hand der Fürsten ehrgeiziges Verlangen und begriff deren Werth für die Zukunft der Nation. Wie leicht hätte da nun ein leiser Druck auf die Fürsten ausgeübt werden können, wie es dessen ja ohne Zweifel auch 1870 bedurft hat! Alles aber von der wirklich freien, opferwilligen Initiative der anderen zu erwarten, wie Friedrich Wilhelm that, war gewiß wieder menschlich sehr edelmüthig, politisch jedoch abermals völlig nichtig. Die deutsche Politik des Königs in den Jahren 1848—51 vermag übrigens selbst Ranke nicht von dem Vorwurf zweideutiger Unklarheit zu befreien; er leugnet nicht — und das will bei seiner überaus gemäßigten Ausdrucksweise genug besagen —, daß der Tag von Olmütz für Preußen „eine politische Niederlage in sich schloß“.

Von dem, was Ranke in seiner Schlußbetrachtung an Friedrich Wilhelms Politik rühmenswerth findet — er stellt dieselbe im allgemeinen als das, was sie natürlich gewesen: die Basis der nachfolgenden Ereignisse, dar —, will uns doch nur zweierlei wirklich bedeutsam erscheinen: nach

außen die Befreundung mit Rußland durch die Neutralität im Krimkriege, die sich allerdings später überaus nützlich erwiesen; nur daß wir von einer „Voraussicht“ dieser künftigen Eventualitäten in dem Könige damals doch nichts wahrzunehmen vermögen, glaubte er doch selbst mit jener Neutralität vielmehr England einen Dienst zu leisten und verhoffte dadurch wiederum nur die Restitution seines „treuen Neuenburgs“ zu erlangen; nach innen sodann erkennen auch wir es als conservatives Verdienst des Königs an, daß er Finanz- und Militärhoheit der preußischen Monarchie, ihre Grundpfeiler, wie Ranke treffend sagt, der Revolution gegenüber aufrecht erhielt. Aber hätte dies Verdienst nicht ebensowohl mit einer kühnen und großartigen nationalen Politik, mit energischer Weiterführung des Staates auf der Bahn modernen, echten Freisinns verbunden werden können, wie das hernachmals geschehen ist? Was Friedrich Wilhelm IV. davon zurückhielt, war, abgesehen von seiner individuellen Gemüthsbeschaffenheit, der Grundirrthum seiner historischen Anschauung, den ihm Bunsen wiederholt, aber vergebens deutlich zu machen suchte; ein Irrthum, auf falschen Analogien mit der kirchlichen Weltansicht beruhend, den der König von der Epoche der Restauration überkam, wie denn aus dieser Ranke mit Recht die ideelle Gesammtrichtung seines Helden ableitet*).

3. Zur Begrüßung der Weltgeschichte Ranke's**).

Es ist nun mehr als dreiundsiebzig Jahre her, da stiegen einmal in den Sommertagen, als der Friede zu Tilsit geschlossen ward, zwei Brüder, Knaben im neunten und zwölften Lebensjahre, den Hügel von Kloster Donndorf zur Unstrut hinab. Links thalauf erscheint von dort über den ausgedehnten Wiesen des Rieds, wo man heute den Ort der Ungarnschlacht König Heinrichs sucht, in bläulicher Ferne der Kiffhäuser; rechts abwärts erkennt man am Fluß zwischen engeren Thalwänden die Kirchentrümmer von Memleben, der Sterbestätte Heinrichs und Otto's des Großen. Die Kaisergeschichten und -sagen, welche dort umgehen, waren den Brüdern wie jedem ihrer Gespielen im nahen Städtchen Wiehe wohlbekannt; allein nicht deren gedachten beide jetzt, noch auch der gewaltigen Begebenheiten, die sie selber jüngst erlebt; vergessen war der Schreck, den im Herbst die Flucht von Auerstädt über dies stille Gelände verbreitet hatte. Von ganz anderen Zeiten und Dingen erzählte, während sie so zwischen den aufragenden Kornähren dahinschritten, der ältere strahlenden Angesichts dem jüngeren

*) Ranke vermißte an dieser Besprechung „eindringendes Verständniß“. „Ich sehe wohl“, schrieb er am 15. April 1873 in sein Tagebuch, „wie schwer, ja kaum möglich es sein wird, die Meinung der Liberalen zu rectificiren“ (Sämmtl. Werke LIII/LIV 598). Doch glaub' ich, daß es sich hier um eine historische, nicht um eine politische Differenz im Urtheil handelt.

**) Gedruckt in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1880.

zum Dank für den Gruß, den der kleine vom Vaterhause überbracht; es war die Geschichte des trojanischen Krieges, wie er sie kürzlich auf der Schule von Kloster Donndorf zum erstenmal vernommen. „Er sprach," so heißt es in den Jugenderinnerungen, welche der entzückte Zuhörer zwei Menschenalter später als Greis aufgezeichnet, „er sprach von den Helden der Ilias, als hätte er ihre Kämpfe mit eigenen Augen gesehen, und öffnete mir, ohne es zu wissen, den Blick in eine ganz neue Welt, die Welt des classischen Alterthums, deren Schönheit ich dadurch schon damals ahnen lernte." Das war, soweit die Überlieferung reicht, der erste historische Vortrag Leopold Ranke's. Seitdem erwuchs der brüderliche Erzähler zum größten Geschichtschreiber deutscher Nation; an die Erforschung und Darstellung der modernen Völkergeschichten bis über jene unglückliche Epoche hinaus hat er Kraft und Arbeit des eigenen Daseins unermüdlich gesetzt; in die Thaten der Heinriche und Ottonen wies er seine Schüler ein und verhalf uns durch sie zu reiner und umfassender Kunde des Mittelalters. Noch ein Vorzeichen harrte der Erfüllung — da beschenkt uns der Fünfundachtziger mit dem ersten Theil einer Weltgeschichte, worin er die Frühe des Alterthums mit der Weisheit höchster Jahre und doch zugleich mit der unverlorenen Naivetät eines in lebendiger Anschauung vergnügten Kindergemüths beleuchtet!

Noch in anderer Hinsicht jedoch fühlt man sich durch diese denkwürdige literarische Erscheinung in die Tage unserer Großväter zurückversetzt; denn der Ausgang des vorigen und der Anfang des laufenden Jahrhunderts war ja die rechte Blüthezeit der universalhistorischen Bestrebungen in Deutschland. Die Geschichte, vom Joche der Theologie und Jurisprudenz erlöst, stand dafür im Dienste philosophischer und poetischer Ideen, deren Mittelpunkt das hohe Ideal des allgemein Menschlichen bildete. Seine historische Verwirklichung in dem einigen Lebenslaufe der Menschheit zu schildern, das war das glänzende Ziel unserer Weltgeschichten, der nun verschollenen nicht bloß, die aus den Händen der Göttinger oder Johannes Müllers hervorgingen, sondern auch derer, die noch heut in populärem Ansehen fortdauern. Denn auch die Becker und Schlosser sind, der eine in pädagogischer, der andere in ethisch doctrinärer Absicht, von den Antrieben des Zeitalters der Humanität zu ihren Arbeiten bestimmt worden. Dann aber erhob sich die Historie zu voller wissenschaftlicher Unabhängigkeit; auf ihre Fahne schrieb der junge Ranke den stolz bescheidenen Zweck, „zu zeigen, wie es eigentlich gewesen". Nach allen Seiten fand da die mannigfach getheilte Forschung im Besondern und Einzelnen vollauf zu thun. Die Befriedigung des encyklopädischen Bedürfnisses überließ man inzwischen dem folgsamen Fleiße der Compilatoren; oder man half sich, wo einmal echte Historiker die Hand dazu boten, durch das plumpe Mittel äußerlich verbundener Thätigkeit; wie ja noch jetzt eine „allgemeine Geschichte in

Einzeldarstellungen" im Erscheinen begriffen ist, ein Unternehmen von der Logik etwa eines politischen Programms, welches die Herstellung des Einheitsstaates auf particularistischem Wege ins Auge fassen wollte.

Wer aber sollte sich nunmehr unterfangen, allein mit eigenen Kräften eine Weltgeschichte zustande zu bringen, die er in allen ihren Theilen mit selbständiger Kritik, wenn nicht erforscht, so doch durchgeprüft und alsdann im Ganzen mit der Anschauung ein und desselben Geistes umspannt hätte? Für die eine, an sich selbst noch kolossale Hälfte der Aufgabe, die allgemeine Geschichte der modernen Zeiten von der Völkerwanderung an, mußte einem Ranke von jedem Kenner seiner Werke die hinreichende Ausrüstung mit Wissenschaft und Kunst unbedingt zugesprochen werden. Daß derselbe Mann zugleich für die andere Hälfte der Arbeit, die Universalhistorie der antiken Welt, die Bürgschaft des Gelingens in sich trage, davon werden vielleicht nur die überzeugt gewesen sein, denen sein Thun und Treiben in den ersten dreißig Jahren seines Lebens, bevor er 1825 als Professor der Geschichte nach Berlin berufen ward, näher bekannt war. Im allgemeinen genügt zu sagen, daß er mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung Philologie und Theologie studiert und geübt hat, was bei der Eigenart seines Talents auch die historische Vergegenwärtigung des classischen wie des orientalischen Alterthums in sich begreift. Schon in Schulpforte finden wir ihn mit der nachdichtenden Übersetzung des Sophokles beschäftigt, in ästhetischer Berührung also mit dem innersten Kern des hellenischen Wesens. Daß er auch die Technik der Philologie sich vollkommen angeeignet, beweist die Entschiedenheit, mit der man ihn gleich nach dem Doctorexamen von Leipzig her aus Gottfried Hermanns Schule als Oberlehrer nach Frankfurt rief. In dieser Stellung hat er dann acht Jahre lang gewirkt und damals ohne Zweifel den festen Grund gelegt zu der tiefen und genauen Kenntniß der politischen wie literarischen Geschichte des Griechenthums, die aus Text und Noten des vorliegenden Buchs dem Leser entgegentritt. Als Theolog andererseits von unverhohlener Gläubigkeit, der er einmal (1822) sogar in einer Osterpredigt ergreifenden Ausdruck geliehen hat, versenkte er sein Gemüth mit dem herzlichsten Antheil dankbarer Pietät in die unvergleichliche Urkunde der religiös bewegten Geschichte des alten Morgenlandes. Nur solche Gesinnung vermochte, wie wir nun vor Augen haben, die Gestalten der Mose, Saul, David und Salomo mit so wenigen Zügen so deutlich zu zeichnen, ohne sie doch aus den goldbraunen Schatten einer noch von poetischen Reflexen umspielten Urvergangenheit herauszurücken. So darf denn Ranke auch in Bezug auf „die älteste historische Völkergruppe und die Griechen", wie er den ersten Theil seiner Weltgeschichte betitelt, auf originelle Studien hinweisen, die freilich heut um mehr als ein halbes Jahrhundert hinter ihm liegen. Es ist dasselbe Verhältniß, in dem sich einst Alexander

v. Humboldt, als er den Kosmos schrieb, zu den Bemühungen und Erfahrungen seiner jungen Wanderjahre befand. Daneben besteht nun aber auch die fernere Übereinstimmung, daß Ranke sogut wie Humboldt von der gesammten zeitgenössischen Entwicklung der einzelnen einschlagenden Disciplinen bis in die momentane Gegenwart hinein umsichtig Kenntniß genommen. Nur daß die Weltgeschichte unseres Meisters es verschmäht, durch einen ungeheuren Apparat von Anmerkungen und Citaten gleich dem Kosmos den ausführlichen Beweis für solche Fundirung beizubringen. Für diesen Mangel, wenn es hier nicht vielmehr das Gegentheil ist, entschädigt jedenfalls der ungemeine Vorzug der unverminderten Schärfe des Urtheils, jener eigentümliche Tact für das Richtige und sicher Begründete in der Forschung anderer, den sich der greise Historiker in so wunderbarem Maße bewahrt hat, während der große Naturforscher „am späten Abend seines vielbewegten Lebens" in gutmüthiger Hingabe an fremde Autorität den Zügel der eigenen kritischen Controle bisweilen aus den ermüdeten Händen gleiten ließ. Doch betrachten wir statt aller Vergleiche den neuen historischen Kosmos lieber in seiner Individualität!

Es ist ein Mikrokosmos nicht nur gegenüber der unermeßlichen Natur; auch gegenüber dem ehemaligen Begriffe der Universalgeschichte gewahrt man eine nothwendige Einschränkung. Denn die empirische Geschichtswissenschaft kennt nicht wie die Anthropologie eine menschliche Gesammtheit oder gar, wie die philosophische Speculation, eine einheitliche Menschheit als eine von Anfang an bis zu Ende bestehende Größe; sie weiß nur von einer selbst bis heut nicht vollendeten Genesis solcher Menschheit. Die wahre Welthistorie, die auf die luftigen Abstractionen der sogenannten Geschichtsphilosophie verzichten muß, hat es also nicht mit der Menschenwelt als einem historischen Weltall zu thun, sondern vielmehr mit der allmählichen Bildung eines historischen Weltganzen; ihr Bereich umfaßt durchaus nicht einmal alles wirklich Geschichtliche, sie ist nichts weiter als die Lehre von dem historischen Zusammenhang und dem geschichtlichen Gemeinleben der einzelnen Völker. Ranke scheidet deshalb nicht bloß zeitlich, wie schon Schlözer gethan, die prähistorischen Zustände sammt den schriftlosen Denkmälern von der Weltgeschichte ab und beginnt diese erst da, wo die Monumente ausdrücklich zu erzählen anfangen: er enthält sich ebenso streng des ehedem üblichen Seitenblicks auf die Nationen, welche, wie Inder und Chinesen, zwar Geschichte haben und eine Welt, wenn man will, für sich bilden, allein in unsere Welt, von der nun einmal unsere Weltgeschichte handelt, doch eben nicht universalhistorisch hineinragen. Er hebt an mit Ägypten, das jedoch all seiner ausgeprägten Merkwürdigkeit ungeachtet eigentlich minder für sich selbst in Betracht kommt, als insofern es die ersten internationalen Bewegungen an sich heranzieht und vor allem als Gegensatz gegen seine eigene territoriale Religion

den mosaischen Monotheismus hervorruft. Mit den Juden wandert dann die Ranke'sche Weltgeschichte aus Ägyptenland nach Kanaan und arbeitet dort bis zur Spaltung des Zwölfstämmereichs eine Reihe einfach großartiger Typen des politischen wie religiösen Lebens aus, die nicht mit Unrecht durch die Gunst der Überlieferung anscheinend unverhältnißmäßig hervorgehoben worden sind; denn eben diese Überlieferung hat ihnen ja hernachmals in christlicher Zeit, wenn auch indirect, die mächtigsten Nachwirkungen erweckt. Ranke darf bei Saul und Samuel mit gutem Grunde auf Papst und Kaiser vorausdeuten, weil zwischen diesen und jenen ein realer, ja hier sogar bewußter Zusammenhang besteht. Auf solchen realhistorischen Zusammenhang aber ist seine Aufmerksamkeit überall gerichtet; niemals wird man bei ihm wie in den philosophischen Geschichtsdarstellungen auf ideelle Beziehungen stoßen, die nirgend sonst als in der Dialektik des Darstellers selbst zustande kämen. Die attische Demokratie wie die griechische Literatur behandelt er nicht deshalb mit eingehender Sorgfalt, weil in ihnen für unsere Betrachtung Erscheinungen von relativ höchstem Werthe gegeben sind, sondern deshalb, weil sie vermöge ihrer absoluten Bedeutung, sei es im Guten oder Schlimmen, historische Consequenzen erster Größe nach sich gezogen haben. Auch hier entspricht übrigens wie bei der älteren israelitischen Geschichte die Fülle und Bestimmtheit unserer Kunde der welthistorischen Wichtigkeit ihres Inhalts; was sich doch nur bei derartigen, überwiegend geistig erregten Epochen erwarten läßt, deren Fortzeugen mit ihrem Andenken fast zusammenfällt in einer kaum jemals unterbrochenen Tradition. Ganz anders steht es mit den Perioden, deren weltgeschichtlicher Gehalt vornehmlich in äußeren Begebenheiten beruht, wie gleich mit der assyrischen, welche Ranke bedeutsam an die hebräisch-phönicische anknüpft, indem er zeigt, wie der assyrische Vorstoß gegen die syrische Küste dem von Baal bedrängten Jehovacult unwillkürlich Luft gemacht. Denn wiewohl gerade die Assyrer als die Schöpfer des ersten Weltreichs, dessen Gestalt dann die Perser nur wenig veränderten, auf die orientalische Seite der Weltgeschichte bis weit über die Grenze des Alterthums hinaus die stärkste Wirkung ausgeübt, so ging doch, wenige meist sagenhafte Reste abgerechnet, beinah alle Erinnerung daran verloren, bis der gelehrte Scharfsinn der Gegenwart die verschütteten Selbstzeugnisse der gewaltigen Kriegsfürsten von Assurnasirhabal bis Assurbanipal wieder aufgrub und entzifferte. Die moderne Assyriologie darf ihren zweifelnden Widersachern gegenüber sich immerhin etwas darauf zugute thun, daß der vorsichtige Ranke ihre geschichtlichen Ergebnisse mit einem leisen Generalvorbehalt dankbar annimmt. Das Licht, das auf die Leistung der Assyrer gefallen, hat übrigens die der Perser etwas in Schatten gedrängt; sie erscheint nur noch innerlich wahrhaft bedeutend, weshalb bei Ranke Cyrus weit hinter Darius zurücktritt. Von dem geht

dann die Erzählung naturgemäß auf die Griechen über, deren Vorzeit von den homerischen Zuständen an leicht, aber sicher skizzirt wird. Darauf bildet für das fünfte Jahrhundert Athen unbedingt das Centrum der Weltgeschichte; wir erfahren, wie schon berührt, umständlich, wie es für uns den demokratischen Staat durchgelebt und durchgedacht, wie das Griechenthum überhaupt von Thales bis auf Aristoteles der religiösen Tendenz des Ostens gegenüber in Poesie und Wissenschaft eine große Säcularisation der menschlichen Gedankenwelt vollzogen. Der weitere Gang der Darstellung führt zwischen die beiderseits entkräfteten, in manchem Betracht von einander abhängigen Perser und Griechen die aufstrebende Militärmacht Macedoniens ein; die Armee in der ganzen technischen Bedeutung des Worts wird durch Philipp und Alexander auf ihren weltgeschichtlichen Platz gestellt; in der Zeit der Diadochen erscheint sie dann selbständig als Herrin der Lage. Zum Schlusse werden wir noch auf einen Augenblick nach Syrakus und Karthago geführt, in einen Erker gleichsam an dem Riesenbau der orientalisch-hellenischen Universalhistorie, von wo sich die Aussicht nach der römischen aufthut, die sich im folgenden Bande aus eigenen Fundamenten erheben wird.

So ungefähr stellt sich der Umriß dar; an der Ausführung fällt vor allem die ungezwungene Bewegung der rein historischen, durch keinerlei fremde Doctrin oder irgendwelchen Schematismus getrübten Erzählung auf. Wie bescheiden nehmen die geographischen Coulissen den Hintergrund ein, während sie in so manchen anderen Darstellungen der alten Geschichte neuerdings die menschliche Handlung zu erdrücken pflegen! Noch weniger fast ist von dem physiologischen Begriff der Rasse Gebrauch gemacht worden, den man ebenfalls irrigerweise so oft zur Illustration der Geschichte verwenden zu können meint, während er umgekehrt selbst allein durch die Geschichte Licht und Farbe gewinnt. Höchst energisch wird nicht selten in summarischer Fassung der Thatsachen das epochemachende Ereigniß herausgehoben, wodurch der weltgeschichtliche Inhalt dieses oder jenes fernen Jahrhunderts besonders charakterisirt erscheint; doch rinnt an diesen Wahrzeichen der Betrachtung, die nur hie und da sozusagen am Ufer errichtet sind, der lebendige Fluß der Darstellung völlig unbehindert vorüber. Der chronologische Apparat, der zur Ermittlung des factischen Verlaufs der Begebenheiten unentbehrlich bleibt, ist sehr vollständig beigebracht, indessen zugunsten der freien Lectüre in die Noten verwiesen; die Grundlagen unserer vergleichenden Zeitrechnung der alten Historie werden in einer gelehrten Beilage „zur Chronologie des Eusebius" untersucht und erörtert. Die langgeübte Kunst der Composition des Allgemeinen aus dem Besonderen, des Ganzen aus dem Einzelnen braucht Ranke nach wie vor mit Meisterschaft; von den alttestamentarischen Helden an bis auf Agathokles herab welche Reihe individualisirter Figuren! Vor allem stehen, dank der bio-

graphischen Richtung des späteren Alterthums selber, die großen Athener von Solon bis zu Demosthenes in scharfen Linien da; aber auch „der alte heroische, zugleich gewaltsame und großmüthige, idealistisch gehobene und praktisch geschulte David", oder Alexander, der mit dem Ideale des Bacchus verglichen wird, wie er „die Welt durchzieht, unwiderstehlich, siegreich, und dann doch einen Kranz von Weinlaub trägt oder auch zugleich Scepter und Becher", dürfen sich dreist mit jenen messen. Mitunter spitzt sich die Charakteristik beinah in ein Epigramm zu, vornehmlich da, wo die Persönlichkeiten als früheste Typen der einen oder anderen Menschenart bezeichnet werden sollen. Wie weit jedoch bleibt auch da alles von der bloßen Formel entfernt! Ein Philosoph wie Comte mag aus Ranke's Capitel „zur inneren Geschichte des griechischen Geistes" bequem sein Grundgesetz der Evolution des Denkens von der Theologie durch die Metaphysik zum Positivismus entnehmen; Ranke selber bringt uns ein solches Gesetz nicht auf, sondern schildert uns auch hier lieber an den Gedichten Pindars und der Tragiker, den Werken der Historiker und Philosophen, wie es mit dem griechischen Geiste „eigentlich gewesen".

Des Subjectiven begegnet freilich viel; es erhöht, wie stets bei Ranke, die Lebhaftigkeit des Eindrucks. Er hält nicht allein in der Besprechung der Dichtwerke mit dem eigenen ästhetischen Urtheil nicht zurück; er bekennt, wie er sich von der Beschauung einer Alexanderbüste kaum habe losreißen können, wenn er dabei der Thaten und Eigenschaften des Mannes gedachte, den sie vorstellt. Durch das Studium der jüdischen Königsgestalten fühlt er sich befriedigt und belehrt, sie sind ihm Musterbilder der Historie, wie etwa Goethe die Erzväter solche einer urthümlichen Poesie. An Goethe's Weltanschauung klingt es direct an, wenn Ranke in der Vorrede Gott und die Natur neben einander über den prähistorischen Menschen regieren läßt, wenn er an einer anderen Stelle den engen Bund von Naturwissenschaft und Religion verkündigt, weil sie gemeinsam die Menschheit von den Schrecken und Ausschweifungen der babylonischen und ihnen ähnlicher Naturculte befreit. Und das ist unzweifelhaft zugleich seine Grundansicht von dem Verhältniß der Religion auch zur historischen Wissenschaft. Er würde es sich nicht verzeihen, wollte er seinen Glauben an die Offenbarung nicht muthig aussprechen; allein er erzählt die Thatsachen der sogenannten heiligen Geschichte doch streng historisch so, daß sie auch der annehmen könnte, der überall nur profane Geschichte sieht; der Lichtstrahl des Glaubens durchdringt ihm den historischen Proceß wie das Naturgesetz, ohne beide für sein und unser Auge materiell zu verändern. Der Bibelkritik ist er bereit zu folgen und wirft die Wunder des alten Testaments der Sage zu; doch möchte mancher meinen, daß er der letzteren noch nicht genug einräume. Wir wenigstens müssen gestehen, daß uns die vormosaische Ansiedlung der Israeliten in Kanaan durch die Erzvätersage in

ihrer tendenziösen Haltung eher widerlegt als erwiesen erscheint. Und ganz ähnlich ist Ranke nach unserem Dafürhalten mit den Elementen der Tradition von der dorischen Wanderung, die er treffend jenen hebräischen Behauptungen gegenüberstellt, noch etwas zu conservativ umgegangen. Andere Fragen, wie die nach dem cimonischen Frieden oder nach der Geschichtlichkeit der Reden bei Thucydides entscheidet er zwar zuletzt überzeugend, jedoch mit einer gewissen tastenden Behutsamkeit, die man sonst an seinen kritischen Darlegungen nicht bemerkt.

Wie aber sollte überhaupt eine Geschichte des Alterthums möglich sein, die für jeden ihrer Aussprüche jedermanns Zustimmung erzwänge? Im allgemeinen wird es gerathener sein, mit Ranke zu zweifeln oder zu vermuthen, als mit den meisten anderen abzusprechen und zu behaupten. Wie wäre ferner eine welthistorische Übersicht denkbar, an der nicht hie und da in Auswahl oder Urtheil auch der dankbarste Leser etwas anders wünschte? Ranke selbst hält alle Weltgeschichte nur für einen dann und wann zu wiederholenden Versuch, den Gemeinbesitz unserer menschlichen Erinnerungen für den modernen Gebrauch wieder herzurichten. Nur ihm selber aber ziemt so zu reden; wir haben das Recht und deshalb auch die Pflicht, in seiner Weltgeschichte die Summe seiner unvergleichlichen Wissenschaft und Kunst zu verehren; die Nachwelt mag immerhin zusehen, ob und wie weit sie über ihn hinauskommt*)!

---

4. Ranke's römische Geschichte**).

Mit jener Pünktlichkeit, die man gern als die Höflichkeit der Großen bezeichnet, hat Ranke dem ersten Theil seiner Weltgeschichte, den wir vorm Jahr in diesen Blättern freudig begrüßten, soeben einen anderen folgen lassen, welcher von den Tagen der Diadochen und des Agathokles, wo jener endigte, bis auf die Alleinherrschaft des Augustus herabreicht. Er umspannt also eine dreihundertjährige, durch und durch universalhistorische Periode, die wir trotzdem mit Recht gewöhnlich mit dem scheinbar particularen, ja localen Namen römischer Geschichte belegen; denn gerade darin besteht ihr wundervoller Inhalt, daß von einer einzigen Stadtgemeinde aus fast der ganze historisch lebendige Erdkreis nach und nach bezwungen, beherrscht und gewaltsam einer künftigen Geistesgemeinschaft entgegengeführt ward. Um das zu begreifen, wird man natürlich auch die frühere

---

*) Ranke bemerkt in einem Brief an seinen Verleger Carl Geibel vom 22. December 1880 mit Bezug auf die ersten Äußerungen über seine Weltgeschichte: „Voran steht der Artikel von Alfred Dove, welcher beweist, daß er meine Intention vollkommen verstanden hat und ihr beipflichtet.“ (Sämmtl. Werke LIII LIV, 547.)

**) Gedruckt in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1881.

Sonderentwicklung des römischen Volkes ins Auge fassen müssen; denn auf ihr beruht die positive Kraft, mit welcher Rom seit der Epoche der Pyrrhuskriege in den älteren griechisch-orientalischen Bezirk der allgemeinen Geschichte hinüberwirkte. Ranke beginnt deshalb, ähnlich wie er im ersten Theil die Entfaltung des nationalen Wesens der Griechen vor ihrem Eintritt in die Perserkriege vom mythischen Heroenalter bis auf Klisthenes kurz geschildert hatte, seinen zweiten Theil wiederum rückwärts ausholend mit den Anfängen des Staatslebens am Tiberstrom und bietet uns so im ganzen gewissermaßen auch eine vollständige römische Nationalgeschichte, wiewohl, was keinen Augenblick vergessen werden darf, doch überall lediglich im Dienste der universalen. Jeder Gesammtvergleich seiner eigenen Leistung mit der Niebuhrs, dessen erstes Auftreten ihn vor siebzig Jahren als Jüngling begeisterte, oder der Mommsens, von dessen das ganze römische Alterthum umfassender und heilsam aufrüttelnder Forschung er nun als Greis dankbar Gebrauch macht, ist dadurch unbedingt ausgeschlossen. Wer aber sollte sich andererseits bei allen Einzelfragen nach den Thatsachen selbst wie nach ihrer Bedeutung während der Lectüre irgend welcher Geschichte Roms der Erinnerung an jene großen Specialisten des Fachs entschlagen können? Daß Ranke, obschon sein Geist und seine Kunst in anderen und weiteren Gebieten der Historie die wahre Heimath gefunden, doch auch hier die Begegnung mit jenen nirgend zu scheuen braucht, versteht sich von selbst. Daß er ihnen mit selbständiger Arbeit wie immer gegenübertritt, werden insbesondere die gelehrten, vorzüglich quellenkritischen Untersuchungen darthun, die uns vorläufig in den Anmerkungen als künftige Beilagen verheißen werden; dem Kenner beweist es indeß schon jetzt genugsam der Text seiner Erzählung.

Sehr eigenthümlich stellt er sich sogleich zu jener räthselvollen Tradition, die mit ihrem undurchdringlichen Gewirr geschichtlicher und sagenhafter Bestandtheile, naiver Dichtung und gelehrter Fiction, uns von den ältesten Schicksalen Roms, eben bis auf Pyrrhus' Erscheinung etwa herab, die einzige, durch ihren kunstreichen Zusammenhang nur desto unzuverlässigere Kunde gewährt. Er bewundert das Talent des Livius, welcher achtzehn Jahrhunderten der Nachwelt diese Tradition als historische Wahrheit einzuschmeicheln vermochte; nicht minder bewundert er Niebuhrs Talent, der, indem er solchen Zauber für immer brach, zugleich die darin befangene geschichtliche Realität erlösen zu können vermeinte. Ranke selber theilt diese Zuversicht freilich nicht, man kann die hoffnungslos verwickelte Gestalt jener Tradition nicht treffender zeichnen, als er; sie nun aber einfach fortzuwerfen, um wie Mommsen den aus dem Gerüste des Staatsrechts gezimmerten Bau einer unpersönlichen Vorgeschichte an ihre Stelle zu rücken, das bringt er doch nicht übers Herz. Denn gerade für seinen welthistorischen Zweck bedarf er dringend einer typischen Ver-

gegenwärtigung des Römerthums, die er, wie ehedem die des Hellenenthums aus den homerischen Zuständen, jedenfalls am reinsten aus der eigenen Tradition der Römer, wie sie nun auch beschaffen sei, zu gewinnen glaubt. So führt er denn die mythischen Figuren der Romulus, Numa und Servius Tullius als Heroen des Patricierstaats, der Religion und der Plebs an uns vorüber; so ist ihm Brutus als bewußter Stifter der Republik die erste greifbare Gestalt in der römischen Geschichte; so verfolgt er den Kampf der Stände in seinen wichtigsten Wendungen nicht bloß an der dürren Hand der Gesetze, sondern auch im behaglichen Verkehr mit der Anekdote: die Mutter Coriolans, den Vater des Cassius, den Schwiegervater des Licinius, Cincinnatus' Pflug und Virginius' Messer mag er keineswegs missen. Seinen Sinn enthüllt die Bemerkung, die er anknüpft an jene Scene der Berufung des Cincinnatus: historisch bewährt sei sie wohl überhaupt nicht, aber aus der römischen Geschichte könnte man sie doch nicht etwa verweisen. Indem er sodann bisweilen doch auch zwischen mehr oder minder historischen Elementen der Überlieferung ernstlich zu unterscheiden wagt, übt er eine Kritik sozusagen des Tactes, denn eine andere giebt es hier nicht, für die er allerdings statt der Überzeugung sich mit dem Beifall des Lesers begnügen muß; indeß wer bisher auf diesem Felde mehr erreicht hat, der melde sich!

So viel über diese einleitenden Capitel, von denen höchstens noch das beinah überflüssige zu sagen wäre, daß in ihnen die großen geschichtlichen Verhältnisse jener Frühzeit, worüber kein Zweifel obwalten kann, natürlich zu vollkommener Evidenz gebracht sind. Wie einleuchtend wird z. B. die positive Wirkung der Überfluthung Italiens durch die Gallier dargelegt, wodurch ja eigentlich für die Weltstellung Roms die erste Grundlage geschaffen worden! Von der pyrrhischen Epoche an aber trägt uns alsdann der volle Strom der universalhistorischen Betrachtung in stetig wachsender Breite und Tiefe dahin, frisch überweht vom feinen Hauche des echt Ranke'schen Genius. All die Wechselwirkungen der inneren und äußeren Politik der Römer, der Kämpfe auf dem Forum mit denen auf der Wahlstatt, die Gegensätze wie das Zusammengreifen von Morgen- und Abendland, von alternder Cultur und bildsamer Barbarei, die unabsehbaren Perspectiven, hier rückwärts in pharaonische Urvergangenheit, dort vorwärts in die fernste germanische Zukunft — alles das haftet freilich der einen, zugleich einfachen und ungeheuren Begebenheit so unabreißbar an, daß dabei in Auffassung und Darstellung kein heutiger Historiker wesentlich vom anderen abweichen würde; und dennoch braucht man jene Charakterzüge der römischen Geschichte, als der centralen Historie der Welt überhaupt, nur so obenhin zu nennen, um sofort inne zu werden, welch ein Gegenstand damit gerade dem weitblickenden Auge wie der stark zusammenfassenden Hand unseres vielgeübten Meisters geboten wird. Will

man einzelne Vorzüge seiner Arbeit herausheben, so sei zunächst die Sorgfalt gerühmt, womit überall der geschichtliche Werth der Ereignisse gemessen wird; wie die wirklich entscheidenden Schlachten von denen gesondert werden, die man als bloß lärmende Zusammenstöße bezeichnen dürfte; wie genau in der inneren Geschichte von den Gracchen über Sulpicius zu Sulla der Stufengang von bürgerlichen Unruhen durch die Revolution zum Bürgerkriege betont wird; wie behutsam es von Cajus Gracchus heißt: er war bereits wie ein gebietendes Oberhaupt anzusehen, während er bei Mommsen geradezu Monarch genannt wird, sodaß für den thatsächlich ersten Monarchen Roms, für Sulla, für Cäsar als den Begründer der Monarchie und für ihren Organisator Augustus entweder keine Steigerung übrig bliebe oder nur etwa jene innere Verklärung Cäsars, die den Leser völlig darauf gefaßt macht, zuguterletzt von der Himmelfahrt des Divus Julius zu vernehmen. Daß mit solcher Präcision Ranke doch auch Schwung zu verbinden wisse, lehren unscheinbare Sätze wie der, den er der Kreuzigung der Suffeten von Gades durch Mago gleichsam als Epigramm beifügt: die letzte Handlung der Punier am atlantischen Ocean! Innerlich verwandt aber mit der Präcision ist die Unparteilichkeit, die man so allgemein als Ranke's vornehmste Eigenschaft kennt, daß wir dafür keinen Beleg beizubringen nöthig haben; genug, auch seine römische Geschichte zeichnet sich mit bewußter Absicht dadurch aus und wird deshalb allerdings den Lesern nicht zusagen, die sich andersher haben überführen lassen, daß die sullanischen Proscriptionen eine Adelsthat gewesen seien, was gerade so richtig ist, als wenn man die Septembermorde Dantons durch den Namen einer Bürgerthat erklären wollte. Mit der Präcision der Anschauung und des Ausdrucks hängt ferner zusammen, daß die bequeme Anwendung anachronistisch modernen Costüms durchaus vermieden ist, von dem es eigentlich räthselhaft bleibt, wie es im Zeitalter des Meininger Bühnenpurismus jemals in streng historischen Büchern hat aufkommen und gefallen können. Ranke, wo er es einmal für dienlich hält, antike Vorgänge durch moderne Parallelen zu erläutern, hütet sich weislich, vom Pascha Verres zu reden; er sagt vielmehr, wie sich ziemt, daß Verres als Proprätor beinah im voraus Sinn und Art der türkischen Paschas dargestellt habe. Aus alledem ergiebt sich schließlich die ruhige, klare und billige Charakteristik der historischen Individuen überhaupt, von denen hier keines um des anderen willen Lichter oder Schatten aufgesetzt erhält, vielmehr jedes für sich wie auf alten Bildern den ihm durch seine Localfarbe zukommenden Glanz empfängt. Pompejus erscheint nun wieder, zwar nicht groß, aber würdig, wie er war, und es bleibt dem Geschmacke des Lesers überlassen, ihn gewöhnlich, langweilig, steifleinen, wachtmeisterhaft, unerträglich u. s. w. zu finden. Daß auch in Cicero's moralisch-politischer Haltung ein echter Zug gewesen, daß er zu Zeiten einen wohl zu rechtfertigenden Standpunkt

inmitten der Parteien eingenommen: für solche Ansicht wird Ranke ohne Zweifel Rührung und Dank unserer wackeren Schulmeister ernten, von denen man unterweilen zu ihrer peinlichsten Verlegenheit verlangte, daß sie den Knaben antiken Seelenernst durch die Schriften eines Mannes einflößen sollten, den man ihnen zugleich als eine Art Varnhagen des Alterthums zu schildern unternahm.

Wir erdreisten uns nicht etwa, durch solche Antithesen den Ruhm der römischen Geschichte Mommsens zu schmälern, die auch uns neben seinen unsterblichen rein wissenschaftlichen Werken als eine Zierde unserer Literatur, man könnte sagen in einer eigenen, sonst nicht wieder vorhandenen Gattung, gilt, eines Buches, das in seiner allseitigen Lebensschilderung das unerreichte Muster einer vollständigen Nationalgeschichte bildet, gegen welche gehalten Ranke's welthistorischer Abriß seiner Aufgabe nach von vornherein als aphoristisch oder doch summarisch erscheinen muß. Wir haben hier nur im Auge, was eben verglichen werden kann, die hervorspringenden Spitzen des Urtheils und der Äußerung; gerade in denen aber herrscht bei dem jüngeren Geschichtschreiber ein subjectives Moment pikanter Übertreibung vor, welches dadurch nicht objectiver wird, daß an ihm vorzugsweise der Beifall des literarischen Marktplatzes hängt. In dieser Hinsicht aber wird, wer unmittelbar von der Lectüre Mommsens zu der Ranke's übergeht, ungefähr den Eindruck davontragen, als sähe er dieselbe Landschaft nach einander in der seltsamen Pracht bengalischer Beleuchtung und im schlichten Gewande sommerlichen Mondscheins, denn auf Tageslicht müssen wir der alten Geschichte gegenüber leider so wie so verzichten. Blendung und Hustenreiz, die ihm das erste Schauspiel zurückgelassen, wird bald verschwinden, dafür jedoch mag sich bei manchem die Empfindung einstellen, als sei er plötzlich in eine mattfarbige und, wenn nicht frostige, so doch laue Welt versetzt worden. Ob das nun die wahre Welt der historischen Wissenschaft, vielleicht der Dichtung gegenüber, sei, darüber abzusprechen wollen wir uns heut und hier nicht anmaßen. Wir weisen lieber noch auf eine andere Seite des Ranke'schen Werkes hin.

In dem Stück Weltgeschichte von Agathokles bis Augustus spielen die Römer zwar die Haupt-, aber bei weitem nicht die einzige Rolle. Jedermann weiß, daß dem Vordringen der römischen Macht, wenigstens nach Süden und Osten, eine andere, nicht minder wichtige Bewegung des griechisch-orientalischen Geistes entgegenkam, die wie ein in der Höhe zurückkehrender Passat Austausch und Mischung in der Atmosphäre der antiken Cultur erst wahrhaft vollendete. Dies Phänomen darzustellen, gehörte zu den schönsten Aufgaben Ranke's, und er hat sich dieser Pflicht mit Liebe wie mit Glück unterzogen. Die Geschichte des hellenistischen Ostens, der auch politisch durchaus nicht bloß passiv dahinvegetirt, vielmehr den Römern gegenüber sogar kriegerisch meist die Initiative ergreift,

sodaß sie oft mit Widerstreben siegen, erzählt er uns knapp, aber deutlich vom Einbruch der Kelten an, der auch im Orient Epoche machte, bis auf die anziehende Gestalt des Antonius herunter, welcher, äußerlich vielleicht zufällig ein Vorbild oströmischer Kaiser, zugleich innerlich durch sein gewinnendes Bezeigen doch eine nothwendige Function im Processe des hellenistisch-lateinischen Ausgleichs übernahm. Mit Antheil überblickt man dabei besonders jene peloponnesischen Bewegungen, in denen das reingriechische Staatsleben nicht unwürdig ausathmet; mit Spannung den heldenmüthigen Aufstand der Makkabäer, ohne welchen an die Erhaltung eines lauteren Judenthums und also an die Schöpfung des Christenthums nicht zu denken wäre. Die Hauptsache jedoch ist die allmählich, aber unaufhaltsam vollzogene Befreundung und Befruchtung Roms mit den Elementen griechischer Bildung. Da erhält Flamininus zu den isthmischen Kränzen, die ihn im Leben fast erdrückten, die immergrüne Krone welthistorischen Andenkens. Wir sehen die letzten selbständigen Regungen hellenischer Meditation in den Secten der Stoiker und Epikureer von Haus aus in bewußte Beziehung zum politischen Dasein treten, wodurch sie Eingang in die römische Sphäre fanden; so erscheint denn in den Umwälzungen schon der Gracchenzeit die griechische Philosophie alsbald in leiser Mitwirkung. Es tritt Polybius auf als Schicksalsherold der römisch-mittelländischen Einigung; es erglänzt vor uns die Literatur des Augusteischen Zeitalters, nicht durch originalen Werth, wohl aber als erstes und größtes Beispiel internationaler Gedankenaneignung und Formübertragung, was seitdem, ein paar germanische Urproducte abgerechnet, die Signatur aller Wissenschaft und Kunst geblieben ist. Desto interessanter nimmt sich daneben wieder Octavian selber aus, von dem mit Recht auch im Gegensatz zu Cäsar, um des Antonius zu geschweigen, hervorgehoben wird, daß er durchaus Occidentale gewesen und geblieben sei. Wirft man von ihm, wie er so bei Ranke dasteht als der echt römische Abschluß der Entwicklung auf der abendländischen Seite der antiken Welt, einen Blick auf deren morgenländische Seite zurück, so bietet sich ungezwungen eine Parallele dar, die uns anzudeuten erlaubt sei, obwohl oder gerade weil Ranke selber verschmäht hat, sie zu ziehen.

Die Perser, wird man einmal sagen dürfen, sind die Römer des Ostens, die als Schüler, Bezwinger und Erben der älter cultivirten, geistreicheren Vorderasiaten, zumeist semitischen Stamms, den historischen Orient in moralischer Überlegenheit für immer machtvoll zusammenfassen, wie die Römer hinter den Griechen her den geschichtlichen Occident. Neben den großen, milden und duldsamen Sieger Cyrus mag sich in diesem Betracht der uns freilich so viel bedeutendere Cäsar getrost stellen lassen; weit ähnlicher aber sind einander Darius und Augustus, die nach neuen inneren Kriegen gefährlichster Art die überkommenen Reichsschöpfungen definitiv

beruhigen, ordnen, organisiren und ihnen so oder so eine mehr als tausendjährige Dauer sichern. Man könnte hinzufügen: sie hatten beide das gleiche Bewußtsein ihrer Stellung; oder wo entsprächen im ganzen Alterthum eine orientalische und eine occidentalische Kundgebung einander so sehr, wie die Keilinschrift von Behistun und das Denkmal von Ancyra? Dem eigenen Eroberungsstreben beider ward bei Marathon und im Teutoburger Walde gleichermaßen ein Ziel gesetzt; es blieb daher im ganzen doch bei den Grenzen der Cyrus und Cäsar am jonischen Litoral und am Rhein, hinter denen sich Griechen und Germanen langsam zur siegreichen Invasion vorbereiteten. Aber Alexander nahm dann doch eigentlich nur auf dem Throne der Achämeniden Platz, Karl der Große ward in Rom als Imperator Augustus ausgerufen. Ja noch weiter: ruhen nicht auch die eigenthümlichsten Erscheinungen des Mittelalters, die religiösen Imperien des Khalifats wie des Papstthums, in ihrer äußeren Verwirklichung ebenfalls noch auf den wunderbar festen Fundamenten, welche die Kraft der ersten, die Weisheit der zweiten Generation dieser hohen Herrscher von Susa und Rom in antiken Vorzeiten gelegt? Doch wir halten inne und wiederholen, daß man diese, seinem naiv lebendigen Anschauungsvermögen vielleicht allzu schematisch erscheinende Betrachtung bei Ranke nicht antreffen wird, es sind dafür andere und jedenfalls bessere vorhanden; doch aus einem guten Buche pflegt man nun einmal mehr herauszulesen, als drin gedruckt steht. Die Ausläufer jener hier flüchtig skizzirten Idee weisen ohnehin bereits in den nächstkünftigen dritten Theil der Ranke'schen Weltgeschichte hinein, der uns übers Jahr wohl bis zu Karl dem Großen bringen wird und zu dem wir heut im Namen des deutschen Publicums dem sechsundachtzigjährigen Autor aus dankbarem Herzen Heil wünschen.

---

5. Ranke's Verhältniß zur Biographie*).

Erstreckt man den Namen Biographie in läßlicher Ausdehnung auf alles, was zur historischen Kunde des Einzellebens irgend beigetragen wird, wo fände sich dann ein reicherer biographischer Schatz als in den Werken Ranke's? Ebendort aber erkennt man, neben vielfacher Abstufung im Zusammenwirken biographischer und historischer Thätigkeit, auch deutlich den tiefgreifenden Unterschied, der zwischen reiner, nur ihrer eigenen Bestimmung geweihter Lebensbeschreibung und jeglicher Art von geschichtlich angewandter Biographie besteht.

*) Eröffnete den I. Band der Biographischen Blätter (Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, herausgegeben von Anton Bettelheim) Berlin, bei Ernst Hofmann & Co. 1895; hier abgedruckt mit deren Zustimmung.

Was Ranke selbst, immerhin mit einseitiger Betonung, gelegentlich ausspricht: „die Mannigfaltigkeit der Geschichte beruht in dem Hereinziehen der biographischen Momente" — das gilt unbedingt wenigstens von seiner eigenen Weise, Geschichte aufzufassen und zu schreiben. Unablässig beschäftigt sich sein Geist mit dem Allgemeinen, aber es entspringt ihm niemals aus leblos abgezogenen Begriffen; er gewinnt es aus der klaren Anschauung des menschlichen Gesammtlebens selbst, worin ja zugleich das persönliche Dasein, soweit es in äußerer Wirklichkeit faßbar erscheint, enthalten ist. Gleich die erste Ahnung seines dauernden Berufs, die in dem Vierundzwanzigjährigen aufblitzt, enthüllt den Charakter seiner ganzen Historiographie: eine Universalität, die sich möglichst unmittelbar aus individuellen Elementen zusammensetzt. Im Zusammenhang der großen Geschichte will er Gott erkennen, die Mär der Weltgeschichte auffinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen sei — wie aber gedenkt er dahin zu gelangen? Er möchte schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden sehen von Aug' zu Aug', mitleben noch einmal, und gedrängter, lebendiger fast; alle Thaten und Leiden dieses unendlich vielseitigen Geschöpfes, das wir selber sind, wünscht er in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten. In solchem Sinne hat er dann sein erstes Buch verfaßt, die Geschichten der romanischen und germanischen Völker. Eine universalhistorische Idee, die der geschichtlichen Einheit dieser Nationen, legt er ihm zugrunde und führt sie einleuchtend durch. Allein die Schilderung überrascht uns außerdem durch das lebhafte Zusammenspiel einer großen Menge von Figuren, die zwar kurz angebunden in Wort und That, jedoch immer eigenartig auftreten. Auf manchen Leser mag dies Schauspiel geradezu verwirrend wirken: man glaubt in ein Vivarium hineinzusehen, in welchem es hundertfach durcheinander wimmelt. Die biographischen Momente entbehren noch der übersichtlichen Entfaltung; aber wer solch einen Lebensbehälter anzulegen versteht, sollte der nicht am Ende noch zum eigentlichen Biographen werden?

Eine Zeitlang schritt der junge Ranke wirklich in dieser Richtung fort. Die erstaunliche Empfänglichkeit, die ihn besonders auszeichnet, äußert sich auch in einer gewissen Anpassung seiner Kunst an die Form seiner Quellen. Mit Recht ist von jenem Erstlingswerke gesagt worden, er habe darin, während er die Geschichtschreibung der Renaissancezeit wissenschaftlich aus dem Felde schlug, an naivem Reiz der Darstellung mit ihr gewetteifert. Wieviel bedeutsamer noch traf ihn gleich darauf die Berührung mit den Gesandtschaftsrelationen der Venetianer! Es sind, wie man weiß, Generalberichte der heimgekehrten Ambassadoren über die Summe der auf ihrem diplomatischen Posten gemachten Wahrnehmungen. Außer statistischen Angaben und politischen Betrachtungen erscheinen darin auch psychologisch

seine Personalbeschreibungen der fremden Fürsten und Staatsmänner, bestimmt zu weiteren Anschlägen für die Rechenkunst der klugen Geschäftsleute von San Marco. Auf solche Relationen gründete nun Ranke seine „Fürsten und Völker von Südeuropa“, deren erster Theil Osmanen und spanische Monarchie behandelt. Schon der Titel des Werks verräth eine halbe Wendung zu isolirter Betrachtung der historischen Einzelgestalten. Und so finden wir in der That neben erörternden Abschnitten über Verfassung, Verwaltung, Wirthschaft und öffentliche Zustände eine Reihe von eigens umrahmten Charaktergemälden der Sultane und Wesire, Könige und Minister, unter denen die Bildnisse der drei ersten spanischen Habsburger als Cabinetstücke berühmt geworden sind. In die volle Farbengebung der Schule von Venedig bringt die höhere historische Auffassung eine stilvolle Zeichnung hinein. Jeder Biograph kann von diesen geistreichen Studien lernen; den selbständigen Zweck persönlicher Lebensgeschichte verfolgen sie gleichwohl nicht. Als geschichtliche Skizzen nach dem persönlichen Leben sollen sie vielmehr im Verein mit den Ausführungen über die Lage der Provinzen, Stände, Finanzen u. s. f. eine Sammlung von Ansichten des historisch Merkwürdigen in beiden Reichen bilden. Ab und zu begegnen dabei wohl auch weitergreifende biographische Reflexionen, wie z. B. angesichts der unerwarteten individuellen Entwicklung Sultan Murads III. Eine Ausnahme macht dagegen einzig die „Digression über Don Johann von Österreich“; allen Ernstes ein Schritt vom Wege der Historie in den Bereich der echten, unabhängigen Biographie. So kurz diese Abschweifung ist, so leicht umrissen das Lebensbild erscheint: hier empfängt man wirklich den Eindruck einer centralen Versenkung des Autors in die verborgene Einheit des Subjects, zu deren Darstellung er die Mittel aus der Erfahrung der eigenen Seele schöpft. Hier allein weht jenes innige biographische Mitgefühl, das der Historiker als solcher, indem er uns die Menschen als Erscheinungen der Außenwelt anschaulich gegenüberstellt, seinen Gestalten zu widmen, seinen Lesern für sie einzuflößen nicht in der Lage ist. Eben hier aber offenbart sich Ranke zugleich als geborener Historiker, der er ist und bleibt; denn was hat ihn eigentlich dazu vermocht, von seiner geschichtlich objectiven Gewohnheit doch einmal abzuweichen? Nicht der Sieger von Lepanto erweckte seine rein menschliche Sympathie, sondern der ergreifende Umschwung und Niedergang in Don Juans Schicksal: das historisch verfehlte Leben stimmt ihn unwillkürlich biographisch. „So aber ist diese Welt“, ruft er am Schlusse wehmüthig aus; „sie reizt den Menschen, alle seine Fähigkeiten zu entfalten, sie treibt in ihm alle Hoffnungen auf. Dann mäßigt er sich nicht: seine Kräfte fühlend, jagt er den stolzesten Kampfpreisen der Ehre oder des Besitzes nach. Sie aber gewährt ihm nicht: sie schließt ihm ihre Schranke zu und läßt ihn untergehen!“

Äußerlich hat sich Ranke von dem Vorbilde venetianischer Bericht-

erstattung über Personen und Zustände alsbald wieder losgesagt; was er ihm innerlich verdankte, die Technik in sich geschlossener Charakteristik, bildete er seitdem durch beständige Übung im Dienste seiner Geschichtschreibung aufs vollkommenste aus. In die erzählende Form historischer Darstellung verwebt er nunmehr die biographischen Momente in entwickelter Gestalt. Die „serbische Revolution", in der sich vor unseren Augen ein halb barbarisches Volk auf noch wenig individualisirter Höhe bewegt, bot dazu geringe Gelegenheit; doch wird niemand, wenn er die paar Seiten über Kara Georg gelesen hat, die Physiognomie dieses Nationalhelden, der den Vater, um ihn zu retten, erschießt, so leicht vergessen. Ganz anders steht es um die „römischen Päpste", mit denen „Fürsten und Völker" zum herrlichsten Abschluß gelangten. Wie mancher deutsche Historiker hätte nicht statt der Päpste lieber das Pastthum genannt und in der That beschrieben! Bei Ranke fehlt es nicht etwa an universalhistorischem Schwung, im Gegentheil: zu fast verwegenem Fluge reißt er uns über die weite Erde hin. Dazwischen aber blicken wir ausruhend bis in die Kleinigkeiten einer mehr oder minder apostolischen Hagestolzenwirthschaft hinein. Denn bei ihm löst auf der Felsspitze Petri ein Mensch leibhaftig den anderen ab; im Reiz contrastirenden Wechsels gefällt sich ein immer sich selbst gleiches plastisches Vermögen. Schon beim Beginn seiner Vorstudien war der Autor selber von dem Anblick dieser „merkwürdigsten Galerie von Charakteren" betroffen. Aber ebenso frühzeitig wirft er die Bemerkung hin: „es sind einige erhabene Naturen unter ihnen; doch in ihrem Thun und Treiben sind sie nicht frei, sondern von der Lage, in der sie sich befinden, völlig bestimmt, von dem Beispiel der Früheren, das sie nicht verlassen dürfen, abhängig". Eine Ansicht, die dann im Buche selbst zuweilen kräftig vorgetragen wird. „Ein Mann", heißt es von Paul III., „voll von Talent und Geist, durchdringender Klugheit, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber! In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht; dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage zuweilen, es mag sein, mit Genugthuung, öfter mit Mißbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke". Bei derartigen sententiösen Betrachtungen ist vieles eigentlich individuell gemeint; anderes bezieht sich wenigstens direct auf den besonderen Standort des römischen Stuhls unterm festen Gewölbe tausendjähriger Überlieferung. Trotzdem erhellt daraus zur genüge, warum ein Ranke niemals den Antrieb empfand, die wirkliche Biographie nicht bloß eines Papstes, sondern überhaupt eines ähnlich in die großen geschichtlichen Verhältnisse eingreifenden Menschen

zu unternehmen. „Wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber!" Dieser Satz gilt ihm schon damals ganz allgemein, und wir dürfen wohl gleich hier die Folgerungen daraus in seinem Sinne ziehen. Verliert sich im öffentlichen Leben selbst das gewaltigste individuelle Dasein, so dienen also die biographischen Momente nur vorübergehend, zur Speisung sozusagen, dem historischen Gesammtverlauf. Dem Geschichtschreiber liegt daher ob, seine Figuren biographisch einzuführen, das Zustandekommen des Einzelcharakters unterm Einfluß von Zeit und Welt in der Entwicklungsperiode des Privatlebens darzuthun; die fertige Individualität überläßt er dem Strom der Geschichte, wo sie, wie lebhaft sie auch ringen mag, verglichen mit der ungeheuren Übermacht des Allgemeinen, dennoch mehr und mehr verschwindet Man erkennt den vollkommenen Gegensatz zur echt biographischen Lehre Carlyle's vom Heroencultus. Für Ranke wird gerade der Held am entschiedensten historisch zu behandeln sein, weil der sich am tiefsten einläßt auf die objective Welt. Unzähligemale hat er ihn später dargestellt, mit königlicher Geberde zwar, aber doch nur eben als ersten Diener der thatsächlich herrschenden „allgemeinen Interessen". Biographie ist für Ranke Geschichte der Subjectivität, hervorstechende Subjectivität im öffentlichen Leben Eigensinn. Höchst bezeichnend enthalten deshalb auch seine Päpste eine ungemein anziehende biographische „Digression" — über wen? Über Königin Christine von Schweden!

Vollständig reimt sich damit, daß er gleichzeitig an einer Lebensbeschreibung des Don Carlos gearbeitet hat. Was ihn dazu bewog, war keineswegs Vorliebe für den zum Theil, wie er selbst gesteht, doch allzu „pathologischen" Stoff. Man darf nicht vergessen, daß er vor allen Dingen Forscher war: und so kam es ihm nur darauf an, das gangbare falsche Bild, auf neues Material gestützt, durch ein richtiges zu ersetzen. Sofort gab er eine kritische Abhandlung heraus, in welcher er den Wandel der Auffassung in der bisherigen Tradition aus den hereinspielenden politischen Gegensätzen begreiflich macht und sodann die wichtigsten Streitfragen scharfsinnig erörtert. Ein classisches Muster für die Vorbereitung zur Biographie, die ja wissenschaftlich keine andere Methode kennt, als die übrige Geschichte. Die Darstellung selbst behielt er damals unvollendet im Pult, weil sie hie und da noch weiterer urkundlicher Aufklärung bedurfte. Erst nach Jahrzehnten ist sie, ergänzt und zugleich entstellt, in seinen „historisch-biographischen Studien" ans Licht getreten; ursprüngliche und spätere Partien lassen sich jedoch noch überall mit Sicherheit unterscheiden. Der alte Eingang enthält das halb verhüllte Geständniß, daß diese Ranke'sche, tragisch sentimentale Art von Biographie, die Beschreibung des verfehlten Lebens, des verkehrten Eigenwillens — unter Umständen geradezu die Geschichte des schlechten Subjects — doch höchstens ein Nebenschößling der lite-

rarischen Gattung sei. „Wie ein edler Mensch sich entwickelt", so hebt er an, „wie der Keim des eingeborenen Antriebes sich zu einer großartigen Thätigkeit ausbildet; wie der Geist von schüchternen Anfängen aus immer sicherer wird, bis er die Welt ungetäuscht in ihrer rechten Gestalt anschaut; wie endlich die Seele, das eine ergreifend, dem anderen entsagend, zu Harmonie und Schönheit gedeiht — dies zu betrachten, ist gewiß ein erhebendes Geschäft und zugleich einer der größten Genüsse. Ein solches Schauspiel wird uns hier nicht dargeboten. Das Leben des Principe Don Carlos zeigt keinerlei Vollbringen, sondern nur Wollen, wenn wir es so nennen dürfen, und Begehren; es verschafft sich keinerlei selbständigen Einfluß auf die Welt; es ist, sich in sich selbst verzehrend, aufgegangen. Und lehrreich ist auch, wahrzunehmen, wie die rechte Entwicklung nicht vor sich geht; wie die Thätigkeit hintertrieben, der Geist von Wahn befangen wird." Lehrreich? Man staunt, einen Ranke auf dem fahlen Pferde didaktischer Geschichtschreibung zu ertappen; immer besser jedoch, als wenn er für einen Carlos biographisches Mitgefühl erheuchelt hätte! Vierzig Jahr später besann er sich auf eine würdigere Entschuldigung. Denn greisenhaft im Tone fährt die gedruckte Bearbeitung fort: „Dies psychologische Moment ist nun aber bei Don Carlos mit einem anderen von großem historischen Interesse verbunden. An den Principe Don Carlos knüpften sich die Schicksale der spanischen Monarchie; die allgemeinen Conflicte, welche die Welt bewegten, berührten den Kern seines Daseins; seine Entwicklung hätte welthistorisch werden müssen, wäre sie eine glückliche gewesen." Es war die Zeit, wo sich Ranke — wir kommen darauf zurück — in seiner historischen Gesinnung bis nahe zu antibiographischer Stimmung verhärtet hatte; niemals aber ist er so weit gegangen wie hier, auch dem verfehlten geschichtlichen Beruf statt des rein biographischen Interesses lieber ein positiv historisches anzudichten — Geschichte war ihm doch sonst allemal das Reich der Wirklichkeit. Die Darstellung selbst nun ist in den unveränderten Theilen von echt biographischem Wurf; von den Ehen der Ahnen ausgehend, endet sie mit der Todtenklage. Mitteninne jedoch tauchen geschichtliche Übersichten störend auf; darunter eine „Digression über die kirchliche Politik Philipps II." — der historische Einschub als Abschweifung charakterisirt: ein Zugeständniß an die ursprüngliche Tendenz der Arbeit.

Die folgenden Hauptwerke Ranke's über deutsche, preußische, französische und englische Geschichte lassen sich für unseren Zweck zu gemeinsamer Erwägung zusammenfassen; denn das Verhältniß zwischen historischen und biographischen Bestandtheilen ist in ihnen im ganzen das gleiche, und zwar gegen früher abermals etwas modificirt. Die Päpste überragten in einsamer Höhe einen unermeßlichen Horizont; in dem engeren Umkreise von Nation oder Staat erscheint kein ähnlich großer Gegensatz: Frankreich und sein Ludwig XIV., Friedrich der Große und sein Preußen lassen sich

niemals ganz, mitunter gar nicht von einander scheiden. Ranke flicht deshalb in diesen Büchern die individuellen Motive noch unlöslicher in das Gewebe des geschichtlichen Ganzen ein und verringert so wiederum ihren selbständigen biographischen Eindruck. Die Composition ist strenger, Abschweifungen kommen nirgend vor; selbst die erste Einführung der Figuren geht geräuschloser von statten. Was fordert so stark zu biographischer Behandlung heraus, wie der religiöse Genius, der doch mehr als jeder andere die Außenwelt durch die Kraft seiner Innerlichkeit bewegt? Erst mit den Evangelien ist Lebensgeschichte zu einer tiefen Strömung in der allgemeinen Literatur geworden. Ranke sagt fast entschuldigend: „Es ist nothwendig, daß wir einen Augenblick bei den Jugendjahren Luthers stehen bleiben". Noch in den Päpsten war er der Entwicklung Loyola's ohne alle Umstände nachgegangen. Alsdann wird er freilich dem öffentlichen Bezeigen des Reformators völlig gerecht; so, wie er ihn gezeichnet, haben wir ihn insgesammt in der Wormser Abendstunde vor Augen. Noch auf sein Ende wirft er einen kurzen biographischen Scheideblick; allerdings vornehmlich, um die geschichtliche Lücke zu ermessen, die durch seinen Tod gerissen ward — durch sie hin nimmt das allgemeine Schicksal seinen Lauf. Biographie klingt in Sehnsucht aus; Historie kehrt vom Grabe gefaßt und rüstig in die Welt zurück. „Ein großes Leben, einzig in der Geschichte, war geendet", ruft Ranke Friedrich dem Großen nach; dann führt er uns ans Paradebett und vergißt der Thränen der Veteranen so wenig, wie Carlyle. Allein Carlyle fügt hinzu: „Ich erkläre ihn mir als den letzten der Könige, bis jetzt — wann der nächste kommen wird, ist eine sehr lange Frage". Ranke macht uns alsbald mit den begründeten Forderungen einer über die fridericianischen Formen fortschreitenden Zeit bekannt. „Ein Mann weniger war in der Welt", heißt es bei ihm nach dem Ausgang Heinrichs IV., „der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinander strebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefaßt und, frei von dem Wahn und der Gewaltsamkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt, beruhend alle großen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden. Mußte man nicht fürchten, daß der ganze Bau des Staates, den er aufgerichtet hatte, mit ihm zusammenstürzen würde?" Schon der nächste Satz beruhigt den Leser damit, daß gerade die französische Nation sich durch Geistesgegenwart über die Momente der schwersten Verwirrung hinwegzuhelfen pflege. Jeder Mensch ist unersetzlich, klagt die Biographie; unentbehrlich keiner, tröstet die Historie.

Man könnte fragen, ob es für den historischen Standpunkt dann überhaupt noch Menschengröße gebe; mit solchem Zweifel würden wir indessen

Ranke gröblich mißverstehen. In der Geschichte ruhen die Todten früh von ihrer Arbeit, aber sie lassen ihre Werke der Folgewelt zurück. Es ist wahr: heroische Zeiten, in denen Einzelne für lange Jahrhunderte Unwandelbares schufen — „diese Zeiten“, sagt Ranke, „wenn sie jemals waren, sind längst vorüber“. Noch eben hat er von Richelieu bezeugt: „es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte“. Wir wenden das Blatt und vernehmen, daß bereits „in den letzten Lebensmonaten dieses Mannes alles eine starke Reaction voraussehen ließ“. Allein getrost! Das jüngere Geschlecht vermag von der Hinterlassenschaft des älteren doch allezeit nur das Beschränkte, Zufällige hinwegzuräumen. Die wesentliche Leistung bedeutender Menschen, eben das, wodurch sie „die allgemeinen Interessen, in deren Mitte sie erschienen sind, gefördert haben“, lebt unsterblich in der Nachwelt fort; dadurch bleiben sie unvergeßlich, wie Elisabeth, darum heißen sie, wie König Alfred, mit Recht die Großen. Ein rein ethischer Maßstab wird bei solcher historisch individuellen Schätzung natürlich nicht angelegt. „Der Historie kann es nicht allein darauf ankommen, nur immer nachzuweisen, wie weit die großen Persönlichkeiten die Ideale, die dem menschlichen Leben vorschweben, erreicht haben, oder davon entfernt geblieben sind. Fast noch mehr liegt ihr daran, ob ihre ursprüngliche Kraft den Elementen, die sich ihr entgegensetzten, gewachsen war, oder nicht, sich von ihnen besiegen ließ, oder nicht“. Einem Ludwig XI. „fehlte es an höheren sittlichen Eigenschaften“, aber, „ohne alle eigene persönliche Größe hat er ein Königreich groß gemacht“. Der Biograph darf seine eindringende Theilnahme der Seele des vollendeten Schurken schwerlich weihen; Macaulay's Essay über Barère wird verzeihlich allein durch die kritische Absicht, eine thörichte Rettung schlagend zu widerlegen. Der Historiker muß seine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse: Cesare Borgia, „der Virtuos des Verbrechens“, und „das Ideal von Güte und innerem Adel“, das in Pius VII. lebte, finden bei ihm den gleichen Raum, sich auszuwirken. Allerdings soll der Geschichtschreiber die wahre Natur des einen wie des anderen dem Leser nicht verhehlen; und bekanntlich zeiht man Ranke's ethisches Urtheil oft genug, nicht sowohl parteiischer Unbilligkeit im einzelnen, als im ganzen übertriebener Milde. Pessimisten könnten ihren Unwillen darüber wohl mit der Erwägung beschwichtigen, daß dem kritischen Quellenforscher, wenn er die Menschen verständiger und besser findet, als ihren Ruf, die nämlichen Menschen als Verleumder und Leichtgläubige um genau so viel alberner und schlechter vorkommen müssen, als zuvor — der mittlere Unwerth der Menschheit bleibt derselbe. Allein woher stammt doch im Grunde die unleugbar weitgehende Gutmüthigkeit der Ranke'schen Historie? Sie ist die Verallgemeinerung einer biographischen Tugend. Man hat den Glückwunsch bisweilen ironisch ausgelegt, den Mommsen einst dem Neunziger

zum Geburtstag darbrachte: „Wie man den besten Porträtmalern nachrühmt, daß sie die Menschen der Wahrheit gemäß darstellen und doch liebenswürdig erscheinen lassen, so haben auch Sie es verstanden, die Menschen darzustellen, vielleicht nicht immer wie sie waren, sondern wie sie hätten sein können. Ihnen darin nachzuahmen, ist vielleicht noch schwerer, als auf jedem anderen Gebiete, darin übertreffen Sie uns alle ohne Zweifel". Aber Mommsen bringt in vollem Ernst dies „seltene Talent, an jedem Menschen das Beste zu finden und das herauszufinden, was ihn liebenswürdig macht", mit „einer der hervorragendsten, schönsten Eigenschaften" Ranke's in Verbindung: mit „dem lebendigen, tiefen Sichversenken in das Individuum". Was im Einzelfalle den Biographen zu der ebenso natürlichen, wie gewöhnlichen Überschätzung seines Helden führt, davon macht Ranke historisch universellen Gebrauch. Alle einzelnen Rechenfehler ausgleichend, überschätzt er bei eingehendem Studium einfach jeden Menschen in demselben Maß. Seine berühmte historische Milde ist die Gemüthsverfassung einer Allerweltsbiographie.

Überhaupt, sowie man nur wieder einmal von dem strengen Begriff der reinen Biographie absieht und die Erkundung des besonderen Lebens in ihrer Anwendung auf die Erkenntniß des allgemeinen ins Auge faßt, so bewundert man immer von neuem die individualisirende Kraft der Ranke'schen Geschichtschreibung. Mitten im Fluß der Begebenheiten behaupten seine Gestalten, groß und klein, ihre volle Eigenart. Er liebt keine Parallelen und vergleicht meist nur, um den Unterschied erst recht herauszukehren. „Man schwächt fast den Eindruck", rügt er, „den diese in engen und schwierigen Anfängen bedeutende Persönlichkeit macht, wenn man sie mit glänzenden Namen des Alterthums zusammenstellt. Ein jeder ist, was er ist, an seiner Stelle". Da begegnen ferner keine sociologischen Typen und Classenschemata, wodurch die Charakterköpfe der Geschichte bei Neueren so häufig in Gesichter eines Modejournals verwandelt werden; noch sehen wir uns durch die ermüdende Wiederkehr epischer Beiwörter auf vermeinte dynastische Erblichkeit oder traditionelle Fortpflanzung der Gesinnung hingewiesen. Höchst selten, dann aber wirksam, wird auf den einzelnen persönlichen Act in der Schilderung seiner ganz speciellen Natur beiläufig eine generelle Bestimmung übertragen, wie bei Katharina von Medici gegenüber Coligny: „sie war eine Italienerin, sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet". Das schlagende Epigramm: „Es erinnert an Goethe's Charaktere, wie Karl II. das Leben nahm und genoß", dient doch nur zur Einleitung, nicht zum Ersatz einer reizenden Ausmalung des Wandels, dem sich der restaurirte Stuart mit den Seinen ergab. „Das ist der Charakter dieser Epoche überhaupt", sagt Ranke in seiner preußischen Geschichte von der Zeit vorm Ausbruch des dreißigjährigen Krieges: „die großen Gegensätze streben einander entgegen, aber sie treffen noch nicht unmittelbar auf

einander; sie sprechen sich in allgemeinen Verbindungen aus, bei denen religiöse, politische und dynastische Verhältnisse einander durchdringen". Das klingt abstract genug; aber sofort bittet der Geschichtschreiber um die Erlaubniß, dem Leser ein Document vorzulegen, das nicht gerade zu denen gehöre, aus welchen man historische Belehrung zu schöpfen gewohnt sei. Es ist das Stammbuch eines brandenburgischen Prinzen jener Tage. Da erscheint nun diejenige allgemeine Verbindung, zu welcher das Haus Brandenburg hielt, in concretester Anschaulichkeit. Die Personen der Einzeichner, über den ganzen Nordwesten von Europa verbreitet, werden uns einzeln vorgestellt, die Beziehungen der gewählten Sprüche zu ihrem Schicksal, ihrer Bildung und Sinnesart dargethan, zum Schluß der gemeinsame Grundzug hervorgehoben, der dies echt biographische Allerlei zum historischen Ganzen macht. Und das alles mit einer leichten und schlichten Anmuth, als verstünde es sich ganz von selbst.

Noch mitten in frischer Übung dieses durchgebildeten Talents ergriff Ranke von neuem ein entschieden biographisches Problem, weit wichtiger, schwieriger, beliebter, umstrittener, als Don Carlos: die Katastrophe Wallensteins. Auch diesmal beseelte ihn vor allem der wissenschaftliche Trieb, die Wahrheit endlich an den Tag zu bringen; daneben zog ihn jedoch auch „die außerordentlichste Gestalt inmitten einer weit ausgreifenden Bewegung" als solche an. Aber welche Form sollte er für die Darstellung wählen? Wallenstein gehört zu den ausgesprochen subjectiven Naturen, wie sie ihn ehedem zu biographischer Behandlung angereizt; aber derselbe Mann hat zugleich aufs gewaltigste positiv in die allgemeinen Weltgeschicke eingegriffen und erschien dem Historiker Ranke auf seiner Höhe darum geschichtlich noch ungleich interessanter. Ranke entschloß sich daher zu einer „Geschichte Wallensteins", die er im Vorwort zugleich für eine „erweiterte Biographie" ausgiebt. An dieser Stelle ließ er sich überdies theoretisch folgendermaßen aus: „Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, daß er nicht Geschichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er damit eine der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemein historischen sowohl, wie der biographischen Darstellung. Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den großen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen. Wieviel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur dazusein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden! Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder er-

scheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentiren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein. — So bin ich," heißt es sodann nach einem Bericht über den Gang seiner Forschung, „auf den Versuch einer Biographie geführt worden, die zugleich Geschichte ist; eins geht mit dem anderen Hand in Hand. Nur in fortwährender Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten kann der Mann reifen, der eine Stelle in dem Andenken der Nachwelt verdient. In Zeiten gewaltsamer Erschütterung, in denen die Persönlichkeit am meisten ihr eingeborenes Wesen entwickeln und die Thatkraft sich ihre Zwecke setzen kann, verändern sich auch die Zustände am raschesten: jeder Wechsel derselben beherrscht die Welt oder scheint sie zu beherrschen; jede Stufe der Weltentwicklung bietet dem unternehmenden Geiste neue Aufgaben und neue Gesichtspunkte dar; man wird das Allgemeine und das Besondere gleichmäßig vor Augen behalten müssen, um das eine und das andere zu begreifen: die Wirkung, welche ausgeübt, die Rückwirkung, welche erfahren wird. Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objectiven Weltverhältniß; die Erfolge sind das Maß ihrer Macht."

Man wird sich dem Tiefsinn dieser bedächtig abgewogenen Wahrheiten nicht verschließen; allein es könnte noch lange so fortgehen, ohne daß man etwas anderes vernähme, als den in seiner Freiheit unanfechtbaren Entschluß des Historikers, die Geschichte Wallensteins zu schreiben und nicht dessen Leben. Denn wenn es sich um weiter nichts handeln soll, als um die stete Wechselwirkung des allgemeinen Lebens mit dem besonderen, woraus für Historie wie Biographie die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Handreichung in Wissenschaft und Kunst entspringt, so tritt diese Erscheinung ja in der ganzen Geschichtschreibung Ranke's genau in der hier theoretisch geschilderten Weise praktisch überall zutage. Die „zur Geschichte erweiterte Biographie" einer historisch bedeutenden Persönlichkeit bildet danach im wesentlichen einen bloßen Ausschnitt aus der großen Historie. Wie man etwa aus einem modernen Congreßbilde einzelne Hauptfiguren ausschneiden könnte, um sie durch ein geringfügiges äußeres Arrangement — Abtönung der Flächenränder, passende Umrahmung u. dgl. — in ebensoviele „historische Porträts" zu verwandeln (die denn freilich den Namen eigentlicher Bildnisse sicherlich nicht verdienten): so ließen sich auch aus einzelnen Büchern der umfassenden Geschichtswerke Ranke's mit leichter Mühe besondere Geschichten der Fürsten und Staatsmänner von Frankreich, England, Brandenburg-Preußen u. s. w. herrichten, die von der Fassung und

Haltung der Ranke'schen Geschichte Wallensteins geistig nicht verschieden wären. Und umgekehrt würde es wiederum lediglich äußerer Kunstgriffe bedürfen, um diesen Wallenstein, wie er bei Ranke leibt und lebt, in eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von der Hand desselben Autors einzufügen. Worauf es aber für die reine Biographie zuoberst ankommt, das hat unser Historiker in jener Vorrede nur leise gestreift mit dem Hinweis auf eine moralische Weltordnung, in der die Persönlichkeiten ganz ihr eigen sind, auf ein selbständiges Leben, das sie haben, von originaler Kraft. Dies Leben rückt der echte Biograph nicht bloß äußerlich in den Mittelpunkt einer historisch ausgedehnten Welt, er ordnet ihm vielmehr diese ganze Außenwelt als inneres Erlebniß ein und unter. Er erreicht damit allerdings nur eine subjective Wahrheit; allein diese giebt der objectiven Wahrheit der Geschichte an Nothwendigkeit und somit an Wirklichkeit ebenso wenig nach, wie die Thatsache des Sonnenauf- und -untergangs für unser Auge im geringsten durch die Anerkennung verkümmert wird, welche unsere wissenschaftliche Einsicht dem kopernikanischen Weltsysteme zollt. Es wäre lächerlich, Ranke's Geschichte Wallensteins zu tadeln, weil sie ein solches Werk der reinen Biographie nicht ist. „Ich denke", sagt er ein andermal mit vollem Recht, „auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen." Die Natur der Aufgabe ward in diesem Falle durch seine eigene Natur bestimmt: er konnte und wollte dies Leben nicht anders, als historisch beschreiben. Die deutsche Nation hat das Buch als ein willkommenes Geschenk begrüßt, von Jahr zu Jahr wird es mit gleicher Dankbarkeit gelesen; ohne Schillers Wallenstein würde jedermann schlechthin den Ranke'schen im Gedächtniß gegenwärtig haben. Denn „so ist es nun einmal mit historischem Roman und Schauspiel", klagt Ranke in seiner Abhandlung über Don Carlos. „Die Leser wissen wohl, daß man sich nicht verpflichtet, ihnen die Wahrheit zu berichten. Aber von der eigentlichen Historie gewöhnlich ohne Anschauung, ohne die Illusion des theilnehmenden Gefühls zurückgelassen, ergreifen sie mit Begierde den Eindruck, den ihnen Roman und Schauspiel machen, und an die Namen, die ihnen die erste gegeben, knüpfen sie unwiderruflich die falsche Vorstellung der letzteren". Und so reich und klar auch immer die Anschauung ist, die uns der Ranke'sche Wallenstein gewährt, die Illusion theilnehmenden Gefühls wird er schwerlich einem aufmerksamen Leser bereiten. Oder besser gesagt: das Herz des Verfassers ist auch hier bei den „allgemeinen Interessen" der deutschen Nation. Es ist merkwürdig, daß er seinen Helden gerade dadurch objectiv überschätzt, während er der verschlagenen Selbstsucht, der unergründlichen Subjectivität des Friedländers in seiner Darstellung nicht ganz gerecht wird. Ranke nimmt die gemeinnützige Seite in Wallensteins toleranter Friedenspolitik aus historischer Sympathie zu ernst; die neuere Forschung

hat unzweifelhaft erwiesen, daß dieser weltgeschichtliche Abenteurer ein größerer Egoist und als solcher zugleich ein schlimmerer Verräther gewesen. Ein Mangel an biographischer Anempfindung ist hier dem betrachteten Subject historisch zugute gekommen.

Indem wir von einem Mangel an Anempfindung reden, berühren wir einen der tiefsten Gründe für die Abneigung unseres Meisters gegen reine Biographie. Ranke verhält sich aus wissenschaftlicher Behutsamkeit skeptisch gegen ihre ideale Forderung. Man weiß, daß er für seine ganze Geschichtschreibung den Grundsatz ausgesprochen, daß „deutlich wiederzuerkennen doch allein derjenige Theil des Lebens sei, der in Schriften aufbewahrt worden“; er schöpft daraus die Lehre, „bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt.“ Was enthalten nun aber unsere schriftlichen Quellen, das uns Aufschluß geben könnte über die innerste Natur des Individuums? „Wie die lebenden Menschen einander berühren, ohne einander gerade zu verstehen, oder auch verstehen zu wollen, so erscheinen die vergangenen Geschlechter in den Archiven, die gleichsam ein Niederschlag des Lebens sind.“ Zumal der Staatsmann fährt auf solche Weise in der Überlieferung schlecht; „denn die Elemente des öffentlichen Lebens sind so mannigfaltig und für einen jeden so gewichtig, daß sie in der Regel eine bei weitem größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als die darin thätigen Persönlichkeiten, es wäre denn, daß man für deren Mängel ein scharfes Auge hat.“ „Zeitgenossen“, heißt es ein andermal, „pflegen einander doch nur äußerlich zu kennen. Die wirksamen Männer folgen allezeit ihren eigenen Impulsen und suchen dieselben, soviel möglich, zur Geltung zu bringen. Von den inneren Antrieben anderer, besonders derer, mit denen man in Gegensatz geräth, bildet man sich gewöhnlich nur einen sehr oberflächlichen Begriff. Und die Mißverständnisse, die hieraus entstehen, hören nicht mit dem Leben auf; sie gestalten sich vielmehr nicht selten zu einer Tradition, welche in die historische Auffassung eindringt und dieselbe so lange beherrscht, bis der Forscher auf Documente stößt, welche ihm in dem Gewirre der einander widersprechenden Überlieferungen ein sicheres Urtheil an die Hand geben.“ Welches sind nun diese Documente? Memoiren natürlich nicht. In ihnen „walten die Erinnerungen des Autors vor, und es ist ihres Amtes, die persönlichen Verhältnisse zu erläutern. Der Geschichtschreiber muß dagegen auf seiner Hut sein, sich von diesen Erinnerungen fortreißen zu lassen. Denn in dem Persönlichen liegt es, daß es häufig nicht einmal verificirt werden kann: der Eindruck, den der Handelnde von Freunden oder Gegnern erfuhr, ist dabei immer im Spiele; selbst wenn man beide Parteien hört, wird es nur selten möglich, ein Urtheil zu fällen. Auch ist das nicht der Beruf des Geschichtschreibers. Für die Muse der Geschichte, wenn ich sie recht kenne, giebt es Dinge, welche sie unbekümmert auf sich beruhen lassen

kann. Die Memoiren haben ihre besondere Stellung in der Literatur; von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens, das sie mittheilen, kann der Geschichtschreiber abstrahiren; sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet." Der Geschichtschreiber und immer wieder der Geschichtschreiber — um so dringender fragen wir nach wahrhaft zuverlässigen biographischen Documenten. Wir werden alsbald einen Fall erwähnen, in welchem Ranke solche als vorhanden anerkannt und verwerthet hat. „Es sind nicht diplomatische Actenstücke", sagt er von ihnen, „welche mit allseitiger Umsicht erwogen werden; es sind Briefe, d. h. momentane Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquollen." Aber selbst da glaubt er vorsichtig hinzusetzen zu müssen: „nicht jede Äußerung würde man als definitives Urtheil betrachten dürfen; man darf das Wort sozusagen nicht allezeit beim Worte nehmen." Und nun gar einer so doppelzüngigen, hinterhaltigen Seele wie Wallenstein gegenüber, welch ein Eiertanz der Kritik! „Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeschrieben worden, und wenn sie es würden, vielleicht auch dann nicht unbedingt angenommen werden dürften, aus seinen Äußerungen, seinen Präcedenzen und seiner Lage abnehmen darf — denn etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig — so wage ich dies als die vornehmste Absicht Wallensteins zu bezeichnen." Man begreift, warum sich ein Ranke an die Muse der Geschichte hielt; an eine eigene Muse der Biographie hat er nicht geglaubt, aber er kannte andere, denen er zutraute, woran die seine verzweifelte. Wie er von Goethe rühmt: „die Tiefen der menschlichen Natur erschlossen sich der unmittelbaren Anschauung eines großen Poeten", so noch eingehender von Shakespeare: „Er belebt die Handlung mit Beweggründen, welche die Geschichte nicht finden würde oder annehmen dürfte; die Charaktere, die sich in der Überlieferung nahe stehen und in der Wirklichkeit wahrscheinlich nahe standen, treten bei ihm auseinander, ein jeder in seinem besonders ausgebildeten, in sich homogenen Dasein; natürliche menschliche Momente, die sonst nur in dem Privatleben erscheinen, durchbrechen die politische Handlung und gelangen dadurch zu verdoppelter poetischer Wirksamkeit. Shakespeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über das geheimnißvolle Wesen der Dinge und der menschlichen Seele dar." Ranke selbst hielt sich scheu zurück von dem „geheimnißvollen und unbewußten Dasein, auf dessen Grunde die historischen Erscheinungen beruhen"; das strenge Gelübde seiner kritischen, auf die schriftliche Offenbarung eingeschworenen Wissenschaft verbot ihm, jenen Schleier überm Innern der Handlung und ihren Motiven mit dichterischer Ahnung zu lüften.

Es waren Zufälle, die ihm Gelegenheit zu weiterer biographischer Thätigkeit geboten haben, und zwar in einer neuen Rolle: als Herausgeber. Mit der größten Freude widmete er sich diesem Geschäft bei den Briefen Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen. Eben dies sind die Briefe, deren wir bereits oben gedachten. Mit Recht meint Ranke, es werde kaum andere geben, welche unumwundener und beweglicher den innersten Gedanken ausdrückten; allenthalben findet er darin den Geist und die Gesinnung des Königs und zugleich die Eindrücke des Momentes ausgeprägt. Wie dies Lob, so trägt denn auch der umfassende historische Commentar, durch den er sie zu einem Ganzen verknüpft, den entschiedensten biographischen Charakter. Hier kam alles zusammen, um den großen Historiker wider Willen zum liebevollen Lebensbeschreiber zu machen; wider Willen, denn er dachte damit vielmehr eine unparteiische geschichtliche Würdigung seines Helden zu begründen, was ihm nicht gelungen ist. Friedrich Wilhelms Dasein war abermals eine jener subjectiven Existenzen wider den historischen Strich, mit denen er es schon mehr als einmal biographisch zu thun gehabt. Aber Ranke war zugleich der bewundernde persönliche Freund dieses Königs gewesen, in dieser Seele las er mit innerer Übung. So hat er ihn denn aus voller Überzeugung in seinem Eigenwesen und Eigenwillen gegen die objectiven Mächte der Zeit in Schutz genommen und damit das am wenigsten classische, aber das persönlich am wärmsten empfundene seiner Werke geschaffen. Diesmal ist selbst der übliche historische Schlußsatz — „denn nur ein Moment in der Geschichte bildet ein einzelnes Leben" — aus biographisch betrübter Stimmung geflossen; Ranke beklagt dadurch, daß es Friedrich Wilhelm nicht beschieden war, seiner vermeinten Absicht gemäß noch selbst mit Österreich über Deutschland abzurechnen. Vier Jahr später entledigte er sich mit ganz entgegengesetztem Gefühl des Auftrags, die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg zu veröffentlichen. Bei diesem Anlaß sprach er jene historisch abweisenden Worte über den Charakter aller Memoiren aus. Persönlich vermochte er sich für Hardenberg erklärlicherweise nicht zu begeistern, desto höher schlug er seine geschichtliche Leistung für Preußen an. Nur in solcher Hinsicht stellt er ihn über Stein: „Wenn in den Augen der Nachwelt Stein als der größere erscheint, so rührt das daher, daß er sich weniger auf den gewohnten Bahnen bewegte und einen moralischen Schwung besaß, welcher Ehrfurcht erweckte; es war etwas in ihm, was den großen Mann charakterisirt — von Hardenberg läßt sich das nicht sagen." So entschloß sich denn Ranke zu einer wunderlichen Composition. Er gesellte den Memoiren vier Bücher eigener Darstellung zu, deren erstes die ebenso gediegene, wie kühle Biographie des jungen Hardenberg bis zu seinem Eintritt in den preußischen Dienst enthält, während die folgenden sich mit einer Geschichte der preußischen Politik im Napoleonischen Zeitalter befassen, wobei nur noch

wenig Rücksicht auf Hardenbergs Person genommen und schließlich lange vorm Ende seiner staatsmännischen Laufbahn an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt Halt gemacht wird. Zur Entschuldigung dient die Betrachtung: „Was man in Biographien der Gelehrten bemerkt, daß hauptsächlich die Zeit ihrer Bildung Theilnahme für ihre Person erweckt und ihr Sein und Wesen später nur in der Wirksamkeit hervortritt, die sie in ihrem Fache entwickeln, sodaß die Lebensgeschichte eines Gelehrten die Geschichte seiner Wissenschaft werden muß, das ist auch und zwar in noch höherem Grade bei den Staatsmännern der Fall." Es ist die alte historisch-unbiographische Ansicht, der wir schon so oft begegnet sind. Was soll man aber dazu sagen, wenn am Eingang des zweiten Buchs die Abkehr von den „biographischen Momenten" mit Worten gerechtfertigt wird, die den Helden menschlich geradezu vernichten: „Was läge an sich so großes an Hardenberg? Er ist nur dadurch einer historischen Darstellung würdig, daß er um die Befestigung und Wiederherstellung der preußischen Selbständigkeit das größte Verdienst hat"? Die unbiographische Stimmung ist in eine antibiographische übergegangen. Zur selben Zeit geschah es, daß Ranke für die Sammlung seiner Werke einen Band „historisch-biographischer Studien" zusammenstellte, in welchem er mit der ergänzten Gestalt seines Carlos drei andere Arbeiten, über Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung, Savonarola und die florentinische Republik, Filippo Strozzi und Cosimo Medici, vereinigte. „Als eigentliche Biographien", schreibt er selbst, diesen Titel ablehnend, an seinen Verleger, „können die darin enthaltenen Aufsätze nicht betrachtet werden; ich würde damit die Rücksicht verletzen, die ich dem gelehrten Publicum schuldig bin". Die Vorrede wiederholt in etwas anderen, aber schwächeren Wendungen den Grundgedanken über die Nothwendigkeit, mit der Biographie die Historie zu verbinden, aus dem Vorwort zum Wallenstein. An dessen Manier erinnern denn auch die auf älteren Studien beruhenden Stücke italienischen Inhalts; es sind persönlich bemessene Ausschnitte aus der allgemeinen Geschichte von Neurom und Altflorenz, an sich höchst werthvoll, doch für unseren Gegenstand ohne tiefere Bedeutung.

Mittlerweile hatte er der Sache der Biographie überhaupt durch mächtige Anregung längst den denkbar größten Vorschub geleistet. Der durch König Max auf seinen Rath gestifteten Münchener historischen Commission nannte er als vornehmste Aufgaben für ihre Thätigkeit: allgemeine Jahrbücher deutscher Geschichte und die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. „Die beiden vorgeschlagenen Arbeiten umfassen den Staat und die Wissenschaft; wäre aber nicht auch für die Persönlichkeiten, die in denselben wirksam gewesen sind, eine besondere Berücksichtigung nützlich oder nothwendig? Ich schlage jedoch erst an dritter Stelle eine allgemeine Lebensbeschreibung der namhaften Deutschen vor, ein Werk,

vielleicht in lexikalischer Form, welches in einer beschränkten Anzahl von Bänden sichere und parteilose Auskunft über alle der Erwähnung würdige Namen darböte." In diesem echt Ranke'schen Sinne ist das gemeinschaftliche Riesenwerk der „Allgemeinen Deutschen Biographie" entstanden: Biographie erscheint darin als Hülfswissenschaft der allgemeinen Geschichte nach ihren beiden Seiten, der politischen und der geistigen. Daß man in den weiten Hallen dieses gewaltigen Gebäudes hie und da auch auf literarische Leistungen stößt, die durch Forschung und Kunst, in Anlage und Bedeutung dem Ideal selbständiger Lebensschilderung im kleinen nahe kommen, lag eigentlich nicht im Plan des historischen Meisters. Er selbst war beim Anblick der Anfänge betroffen, wieviel gründlicher und lehrreicher die literargeschichtlichen Gestalten behandelt seien, als die des öffentlichen Lebens, was ihn bei seiner eigenen Einsicht in die Schwierigkeit politischer Biographie doch kaum befremden konnte. Auch er trug, wiewohl nicht ohne Zaudern, ein paar Artikel bei: über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. Der erste bleibt weit davon entfernt, dem Zwecke des Unternehmens zu genügen; von großartiger Beherrschung des Stoffes zeugend, bringt er eine politisch-historische Gesammteinschätzung des Helden, weiter nichts. Der andere leidet vor allem an höchster Ungleichheit in der Composition. Die Charakteristik der kirchlichen Bestrebungen Friedrich Wilhelms, seiner dilettantischen Berührung mit Wissenschaft und Kunst, lauter Dinge, worin seine Seele mit Vorliebe lebte, wird übers Knie gebrochen. Persönlich Neues erfahren wir besonders über seine Erziehung; politisch ausführlich und unterrichtend wird die Geschichte der Berufung des Vereinigten Landtages abgehandelt. Es sind wichtige Partien aus dem Privat- und dem öffentlichen Leben des Königs, aber doch nur Bruchstücke; auch zu der Einheit hoher biographischer Temperatur erhebt sich der ganze Essay bei weitem nicht in dem Grade, wie jene Ausgabe des Briefwechsels mit Bunsen. Ranke selbst verhehlte sich und anderen diese Mängel keineswegs; allein er war doch „nicht unzufrieden damit, daß die historische Forschung, insofern sie wirklich Platz greifen konnte, auf diesem Wege in die Geschichte unserer Tage eindringe."

Von jeher war die mündliche Gedächtnißrede einer der stärksten Hebel der Biographie; auch Ranke sollte als Vorsitzender der historischen Commission dessen Kraft an sich erproben. Da hat er dem königlichen Freunde Maximilian ein rhetorisches Denkmal gesetzt in einer persönlichen Charakterschilderung von herzlicher Treue und doch frei von subjectivem Vorurtheil, gemüthlich bewegt und künstlerisch zusammengenommen. Die anderen Ansprachen galten den heimgegangenen Fachgenossen. Für Literatur- und Kunsthistorie bildet, anders als für die politische, die biographische Betrachtung den natürlichen Ausgangspunkt; denn auf geistigem Gebiete dauert die schaffende Individualität in ihren Enzelwerken greifbar fort.

Es ist daher bezeichnend für Ranke, daß er auch auf diesem Boden, wo er ihn in seinen Schriften betritt, doch meist weit lieber der allgemeinen Ideenverbindung nachgeht, als den persönlichen Umständen der Production; selbst in seinen literargeschichtlich so reichhaltigen Untersuchungen zur Kritik der historischen Überlieferung widmet er den Autoren wesentlich nur um der Sache willen Theilnahme. Auch in jenen Ansprachen redet er sozusagen im Namen der deutschen Wissenschaft. Aber er hat diese Savigny und Jacob Grimm, die Böhmer, Häusser, Gervinus u. a. m., deren Bild seine Elogien ausführen, sämmtlich von Angesicht gekannt, sie persönlich geschätzt und bei ihrer Lebensarbeit sinnvoll begleitet. Kein Wunder, daß sich scharfe Beobachtung, reifes Urtheil und zarte Pietät hier zu kurzen Biogrammen von unübertrefflicher Feinheit verbinden. Zudem schwebt darüber der frische Hauch naiver Eingebung des Augenblicks. „Schon erlaubte ihm der Arzt, das Bett zu verlassen", heißt es von Jacob Grimm; „er that es mit einiger Hülfe und setzte sich auf einen Stuhl nieder — da hat ihn der Tod gleichsam mit der Hand berührt. Er antwortete plötzlich auf keine Frage mehr; er hat kein Wort mehr geredet. Nach nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden ist er in der Betäubung, die dem Tode vorauszugehen pflegt, ohne Schmerz gestorben. Das letzte Wort des Wörterbuchs, welches er bearbeitete, ist das Wort „Frucht" gewesen. Möge es vorbedeutend sein für die befruchtende Wirksamkeit seiner Werke und des Geistes, der in ihnen lebt, in allen künftigen Zeiten!" Die Biographie verstummt, die Historie meldet sich zum Wort: „Ohne ihn schreiten wir nun zu den Arbeiten fort, die wir mit ihm unternommen haben".

Selbstbiographie ist das persönliche Bekenntniß, daß man sachlich nichts von Belang mehr vorzubringen hat. Unser Ranke, der als Neunziger mitten im Wagniß seiner Weltgeschichte abgerufen ward, hat sich zu solchem Bekenntniß ernstlich niemals angeschickt. Kleine Vorbereitungen dazu erwecken unser Interesse hauptsächlich dadurch, daß sich aus ihnen, wie freilich noch deutlicher aus seinen Briefen, ergiebt, wie er vom Wesen des Lebens aus eigenster Erfahrung dachte; denn erst hierin liegt doch der rechte Schlüssel für das Verständniß seiner Ansicht vom Einzelleben überhaupt, mit anderen Worten: seiner inneren Stellung zur Biographie. Wer ihn irgend kannte, weiß, wie lebendig er allezeit war und erschien; jeder Satz seiner Schriften verräth eine höchst ursprüngliche, in sich beständige, unnachahmliche geistige Individualität. Und dennoch war jene Lebendigkeit auf der Flucht vor dem Anblick des eigenen Lebens; diese Individualität suchte ihren eigenthümlichen Beruf darin, sich selber zu verleugnen. Unruhiges Selbstgefühl behelligt ihn nur in den letzten Jahren der Entwicklung, bevor ihm der Zweck seines Daseins durch den glücklichen Wurf einer ersten Leistung völlig klar geworden. Da steht wohl einmal hart neben dem ahnungsvoll befriedigten Satze: „Täglich er-

weitert sich Kenntniß und Aussicht über die Weltgeschichte" — der Ausruf des Zagens und der Sehnsucht: „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an anderen, an allem. Lieber Bruder, leb wohl! Wollte Gott, wir wären Ein Herz: der starre Reifrock der Persönlichkeit, so hart wie Fischbein, fiele ab und ließe Leben an Leben!" Dann aber, sowie er sich in fruchtbarem Thun zurechtgefunden, drückt und hemmt ihn der Reifrock der Persönlichkeit nicht mehr. Kern und Natur des Individuums, unenthüllbar wie sie ihm bleiben, legt er getrost in Gottes Hand; eine höchst einfache Religiosität, gegründet auf „die unverkümmerte Wahrheit des inneren Sinns", beruhigt seine Sorge um eine ewige Bestimmung der menschlichen Eigenart. Ohne weiteres Grübeln wirft er sich in die Welt, das bedeutet für ihn eine Welt der Arbeit. „Freilich heißt leben: dasein, athmen, Sonne und Luft genießen. Wenn es aber allein Leben ist, seine Kräfte entwickeln, ihrer im Verhältniß zu der Welt in großen Thätigkeiten sich bewußt werden", so verdankte er „dies sein eigentliches Leben" seiner Historie. „Dann erst lebt man, wenn man von sich selber nichts weiß". „Mir kommt oft vor, wie ich bin und denke, wie ich will und wünsche — das ist gar kein Wille, es ist wenigstens keine Willkür, es ist ein Muß. Diese nicht von uns gemachte Natur, so und nicht anders, von dieser nicht von uns gemachten Welt berührt, getrieben und erniedrigt und erhöht — wer kann sie ändern, wer kann ihre Äußerungen beherrschen? Da es ein Muß ist, wie man ist, ist es auch ein Soll?" Anfangs „schwärmt" er wohl noch in der „Hoffnung", gerade im forschenden Anschauen der geschichtlichen Menschenwelt auch „der hinter der Erscheinung thätigen Lebensquelle — Verstand, Liebe, Seele — der Welt noch einmal beizukommen! Dort wo der Born quillt, der den Geschöpfen Leben, Wesen, Gestalt, Innerlichkeit giebt, wo kein Lob und Tadel, wo die allgemeinen Begriffe hinsinken vor der Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz!" Bald aber findet er in der reinen Anschauung des sichtbaren Ganzen völliges Genüge. „Mein Glück ist, von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles, was sie Schönes und Großes hervorgebracht hat, möcht' ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet, welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr in dem Ganzen, als in der Person. Glaube mir, die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiß man kaum mehr, daß man eine Persönlichkeit hat, man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich." Diese Selbst-

entäußerung in einem schaffenden, den Geist wohlthätig ans Object bannenden Beruf — „bin ich nicht im Flug und Feuer der Arbeit, so fühle ich, ich will es nicht leugnen, etwas Unbefriedigtes, liege es worin es wolle, in meiner Existenz" — diese vollständige Hingabe an die Sache — „denn man muß in dem Gegenstand leben, für den man etwas leisten will" — dies allmählich entwickelte Gefühl, daß man nicht bloß für, sondern „eigentlich durch die Arbeit lebe": alles das ist ja eine besonders im Dasein des großen Gelehrten ungemein häufige, man darf sagen: normale Erscheinung. Was aber Ranke vor anderen auszeichnet, ist die bewußte Absicht, mit der er dies Geschäft der thätigen Selbstentäußerung betreibt, die Beziehung, in die er es setzt zu der inneren Natur seiner besonderen wissenschaftlichen Aufgabe. „Das Ideal historischer Bildung", schreibt er an König Max, „würde darin liegen, daß das Subject sich rein zum Organ des Objects, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen und zufälligen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen. Dieses Ziel muß sich der Historiker um so mehr setzen, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen: das Subjective giebt sich von selbst". Nur als frommer Wunsch tritt deshalb der berühmte Ausruf in Ranke's englischer Geschichte auf: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit und durch einander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegen einander aufstanden und in Kampf geriethen." Aber so viel ist klar, daß eine so angestrengt nach außen gekehrte Beschaulichkeit auch ihr Object, die geschichtliche Welt, vornehmlich im Schauspiel äußerer Bewegung ergreifen und festhalten mußte; daß die Gewöhnung, des eigenen Individuallebens einzig in selbstverleugnendem Thun gewahr zu werden, sich nothwendig auch auf die Auffassung und Schilderung des fremden Einzeldaseins übertrug; daß ein Historiker, der die eigene Subjectivität nur als einen leider unvertilgbaren Rest von persönlicher Beschränktheit empfand, dem tiefen Wesen der Subjectivität überhaupt nur ausnahmsweise und unwillkürlich gerecht werden konnte — mit einem Wort: daß er eben als Historiker von Gottes Gnaden ein von Gott und sich selbst verordneter Biograph nicht war.

Auch seiner Selbstbiographie konnte ein solcher Mann nicht das Ziel stecken, seinen innereren Lebensgang, die Bewegungen seines Gemüths, die Entfaltung seiner Weltansicht an den Tag zu fördern. „Die allgemeine Idee würde sein", sagt eine Notiz, „indem der Faden der Studien immer die Hauptsache bleibt, doch zugleich den einzelnen Kreisen gerecht zu werden, in welche das Leben mich geführt hat; sie sondern sich immer von einander ab". Also ganz historisch: Bericht über die eigene Berufsthätigkeit, Schilderung der umgebenden Welt; wobei in den entworfenen

Grundrissen noch ein drittes, universelles Moment hinzutritt: Hereinleuchten und -wirken der allgemeinen, zumal der politischen Verhältnisse des Zeitalters. Was wir posthum überkommen haben, sind durchweg Privataufzeichnungen aus den Tagen des höheren Alters, bescheiden „entschuldigt“ durch den Wunsch, etwaige Nachfrage Überlebender zu befriedigen. Zunächst ein paar kleine Capitel über Herkunft, Heimath, Schulzeit und ferneren Bildungsgang bis an die Schwelle der eigenen wissenschaftlichen Production. Von der bezaubernden Einfalt der Darstellung vermag nur eine Probe den rechten Begriff zu geben. Es ist die Rede vom ersten Schulaufenthalt des Knaben im Kloster Donndorf: „Ein noch eindringenderes Gepräge trugen die abendlichen Gebete, welche der Rector an den Sommerabenden, wenn wir vom Spaziergang nach Haus kamen, im Holz auf einem dazu eingerichteten Platz oder auf einem anderen, der sich gerade darbot, mit uns hielt. Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonirte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein, oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobenem Gefühl von dannen“. Ebenso harmlos, hie und da mit naivem Humor, verläuft die Schilderung überhaupt; von sich selbst nimmt der Erzähler nur in der schlichtesten Weise Notiz, desto eingehender von dem Eindruck der jugendlichen Lectüre und den ferneren Studien, was jedoch alles von der Höhe des Alters herab beurtheilt wird, so daß man, genau wie in „Dichtung und Wahrheit“, statt des werdenden den gewordenen Geist vernimmt und bewundert. Für das spätere Leben liegen gar nur zwei summarische Rückblicke des Achtzigers und des Neunzigers vor, knappe Übersichten über den Gang der eigenen Production, ihre wissenschaftlichen Motive und ihre Beziehung zu den Zeitbegebenheiten; einige Ergänzung bieten Tagebuchblätter der letzten Jahre, auf denen bei Gelegenheit des Todes merkwürdiger Zeitgenossen Erinnerungen an die persönliche Begegnung mit ihnen, zu geistvoller Charakteristik entwickelt, niedergezeichnet sind. Darf man sich aus diesen geringen Anfängen und Anzeichen ein Bild machen von einer Autobiographie, wie sie Ranke als mögliche Abschiedsarbeit vorgeschwebt hat, so ist gewiß, daß wir sein inneres Wesen aus seinem Berichte direct nicht entfernt so deutlich kennen gelernt haben würden, wie aus seinen Briefen. Alle übrigen Figuren hätte er von außen anschaulicher gezeichnet, als sich selbst, und zugleich die Geschichte seiner Wissenschaft im Rahmen seines Jahrhunderts durch eine neue Reihe gediegener Urtheile bereichert. Historische Denkwürdigkeiten einer Gelehrtenlaufbahn, vom Standpunkt des erreichten Zieles aus mit objectiver Zurückhaltung verfaßt, hat das Schicksal uns damit vorenthalten.

Wenn der Greis bei näherer Prüfung dem Plan einer Weltgeschichte

den Vorzug gab, so verfuhr er in seinem Sinne eigentlich noch entschiedener autobiographisch: er zog so die Summe seines in historische Ideen umgesetzten Lebens. Das Werk ist abstracter, grauer, lebloser, als die Geschichtschreibung seiner frischeren Zeit; aber immer noch regt sich das Streben nach voller Würdigung der biographischen Momente. Mit wahrer Freude begrüßt der Verfasser die individuelle Erscheinung des Themistokles: „er ist vielleicht einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten — keineswegs immer rühmenswerth, aber immer groß. In den Conflicten der Weltkräfte wollte er herrschen, niemals beherrscht werden, aber sie waren zu stark; er ging in ihnen unter, er selbst persönlich, aber sein Werk überdauerte die Jahrhunderte: er ist der Begründer der historischen Größe von Athen". Das alte Todtenlied der Ranke'schen Muse, oder wenn man lieber will, Parze der Geschichte. Die Charakteristik Alexanders des Großen verräth noch die vielgeübte, hohe Kunst. Mit einer Art von historisch-biographischer Leidenschaft heißt es am Ende von der Büste im Louvre: „Sie athmet Seelenstärke, Feinheit und Gemüth — der Beschauer kann sich kaum von ihr losreißen, wenn er dabei der Thaten und Eigenschaften des Mannes gedenkt, den sie vorstellt". Wie schlagend hebt das menschliche Motiv zu der geschichtlichen Rolle des Agathokles der Satz hervor: „Was könnte einen emporstrebenden jungen Mann tiefer kränken, als die parteiische Versagung einer Ehre, nach welcher seine Seele dürstet?" Und so geht es eine Weile fort. Selbst die fratzenhaften Masken der römischen Cäsaren, wie sie der literarische Carneval noch heute leihweise von Sueton bezieht, gewinnen unter Ranke's Händen den Anschein möglichen Lebens: in die „Manie" Caligula's fügt er mildernd einen Zug von „bizarrem Humor". Allmählich erlahmt die Kraft. Die Gestalten Mohammeds und zumal Karls des Großen sind schon weit schwächer umrissen. Mit Rührung liest man das letzte, verworrene Dictat vom Schmerzenslager des sterbenden Geschichtschreibers: „Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender, stürmischer Bewegungen, welche die Gemüther von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den größten Aussichten erfüllen, erscheinen wohl auch großartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln". Man sieht: mit dem dichter hereinbrechenden Nebel des Allgemeinen ringt noch immer der Wunsch, das menschlich Besondere faßlich zu erkennen. Es folgen ein paar halbdunkle Sätze über die deutschen Kaiserhäuser, bis zum Schluß: „Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt". Es ist das Epigramm der Ranke'schen Muse auf sich selbst. „In jedem Einzelnen eine neue Gestalt!" Das Individualleben eine ewig flüchtige, ewig wiederkehrende Erscheinung in der geschichtlichen Welt — die Historie schaut ihm ins Antlitz, die Biographie ins Herz.

---

6. Mittheilungen zum Ranke-Jubiläum*).

Der hundertste Geburtstag Leopold v. Rankes' belebt aufs neue rings im Vaterlande die Erinnerung an unseren größten Geschichtschreiber; er lenkt zugleich unseren Blick dem fruchtbaren Thüringer Thale zu, wo im Vaterhause zu Wiehe in der gedeihlichen Stille der Jahre nach dem Baseler Frieden das kindliche Gemüth mit der Luft der Heimath für immer jene heitere, milde Stimmung eingesogen hat, die aus allen Werken des weltumfassenden Historikers so vernehmlich zu uns redet. Vom Kiffhäuser fließt die Unstrut stundenweit zwischen Finne und Querfurter Hochebene langsam bis Memleben, wo sie nahe den Trümmern der Abtei ottonischen Angedenkens sich den Einlaß in die Flanke des Orlas gebrochen hat. Bis dahin erfüllen den Grund die feuchten Wiesen des Rieds, reiche Felder ziehen an den Gehängen zum Laubwald der Höhen hinauf. Auch die Ortschaften, mehrere Dörfer und das Städtchen Wiehe selbst, ein paar Schlösser, Burgen und Klöster, in Schulen verwandelt, erheben sich beiderseits über die Sohle des Thals und bieten in leichter Abwechslung die gleiche freundliche Rundsicht. Verwöhnte Reisende, wie Gotthilf Heinrich v. Schubert und König Friedrich Wilhelm IV., haben die Vorzüge dieser blühenden, Frieden athmenden Landschaft willig anerkannt; Leopold v. Ranke hat sie noch als Greis mit dem alten liebevollen Einverständniß wieder aufgesucht. Neben der sittlichen Zucht des Elternhauses darf man dieser erquickenden Umgebung den entschiedensten Einfluß auf die reine und glückliche Ausbildung seines Wesens zuschreiben.

Ranke's Großvater, einer lutherischen Pastorenfamilie im Mansfeldischen entstammt, war als Pfarrer nach Ritteburg an der Unstrut versetzt worden; dort führte er ein Fräulein aus Hechendorf bei Wiehe heim, die in diesem Landstädtchen Haus und Grundbesitz ererbte. Letzterer, heute noch „Ranke's Berg" genannt, zieht sich südlich von Wiehe am Abhang der Finne empor und gewährt einen anmuthigen Ausblick über die an geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen reiche Gegend. Drunten vorn Wiehe, links unweit davon das als Vorwerk zu Schulpforta gehörige Hechendorf, ehemals Cistercienserkloster; weiter oberhalb, eine Stunde entfernt, Kloster Donndorf, wo Ranke vom zwölften bis ins vierzehnte Jahr den ersten gelehrten Unterricht empfing, ehe er nach Pforta kam. Gegenüber, jenseit des Rieds, das ebenfalls als Klosterschule namhafte Roßleben; rechts abwärts, vorm Orlas, Memleben, in seinen Ruinen ehr-

*) Erschien mit Abbildungen der berührten Örtlichkeiten (Birnbaum in „Ranke's Berg" zu Wiehe, Kastanie im Park zu Lodersleben, Ranke's Geburtshaus in Wiehe, Ruine Memleben, Querfurt mit dem „dicken Heinrich") in der Gartenlaube, Leipzig bei Ernst Keils Nachfolger, 1895, Nr. 51.

würdig als Sterbestätte König Heinrichs I. und seines Sohnes, Kaiser Otto's des Großen. Steigt man von Ranke's Berg weiter südlich in die Wälder hinauf, so trifft man bald auf die ansehnlichen Trümmer der Burg Rabinswalde, einer Feste der sächsischen Kaiserzeit, später Sitz eines Grafenhauses, an das sich phantastische Erzählungen knüpfen.

In Ranke's Berg selbst aber ragt zwischen jüngeren Obstbäumen, die zum Theil Leopolds Vater, Justizcommissar der Freiherren v. Werthern in Wiehe, gepflanzt, ein uralter riesiger Birnbaum empor, in seinem Ursprung noch auf die Cistercienser von Hechendorf zurückgeführt, mit knorrigem Geäst, weitschattend, bewunderungswürdig in seiner zähen Lebenskraft, ein Wahrzeichen der Umgegend, wie der Birnbaum in „Hermann und Dorothea". Er spielt in Ranke's Kindheitserinnerungen die gebührende Rolle, und bei seinen Ferienbesuchen bis an den Tod der Eltern in seinem einundvierzigsten Jahr hat er ihn unzähligemal fröhlich und sinnig wiederbegrüßt; so gut wie das schlichte Vaterhaus an der Straßenecke zu Wiehe, von dem er als alter Herr so rührend einfach erzählt: „In der Gasse neben dem Hause lagen Bauhölzer, auf denen bin ich oft stundenlang auf- und abgegangen. Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete dann in meinem Gehirn, ich brütete über Gott und Welt. Geschrieben wurde nichts; kein Mensch fragte mich, was ich dachte, ich selbst vergaß es wieder." Für uns Großstädter von heute — welch ein alterthümlicher Reiz in diesem Bilde!

Ranke's Mutter war die Tochter eines Rittergutsbesitzers in Weidenthal bei Querfurt; dort im großväterlichen Hause hörte der Knabe, was er nie vergessen hat, eines Tages bei Tisch den damals die Welt erfüllenden Namen Napoleon erklären. Aber auch an altdeutschen Erinnerungen fehlt es dort oben so wenig wie im Thal. Am Fuße des weithin sichtbaren Schlosses der Grafen von Querfurt mit seinem gewaltigen Rundthurm, dem „dicken Heinrich" nach der volksthümlichen Bezeichnung, entspringt der „Braunsbrunnen"; er ist nach Bruno von Querfurt, dem ersten Apostel der heidnischen Preußen, benannt, und noch alljährlich hält bei der Reinigung des überwölbten Quells die Gemeinde Thaldorf ein feierliches Brunnenfest ab. Eine Stunde westlich von Querfurt liegt Schloß Lodersleben, dessen Namen man, wie den des zerstörten Klosters Lotharsburg unweit davon, mit dem Kaiser Lothar dem Sachsen in Verbindung bringt. Mit dem Gutsherrn von Lodersleben, Rittmeister v. Kotze, vermählte sich Ranke's Tochter Maximiliane — nach dem Pathen, König Max II. von Bayern, Ranke's Schüler und Freunde, so getauft; und das gab dem greisen Historiker, besonders nachdem er 1871 die Gattin verloren, Gelegenheit zu wiederholten Besuchen der lieben heimathlichen Fluren.

Auch der Park von Schloß Lodersleben aber rühmt sich eines mäch-

tigen, uralten Baumes; es ist eine Kastanie von großartigem Umfang, die mit ihren auf den Boden reichenden Ästen ein erquickliches Ruheplätzchen umschirmt. Schon seit Jahrzehnten hat man die Last des Gezweiges durch Stangen und Bänder stützen und umklammern müssen. Dort nun weilte, ruhte, sann und träumte der alte Ranke besonders gern und dort hat er am Abend des 28. Juli 1876 dem Secretär seines Schwiegersohnes in beschaulicher Stimmung das beziehungsreiche Gespräch zwischen Birnbaum und Kastanie dictirt, das wir als erste kleine Reliquie zur Feier des Jubiläums unseren Lesern nach der Abschrift mittheilen, welche die „Gartenlaube" jenem mit der Niederschrift Betrauten, dem jetzigen Bürgermeister Tänzel in Cölleda verdankt:

„Birnbaum: Du gehörst mir an! denn ich habe gesehen, wie Deine Mutter Dich auf dem Arme trug und wie Du Deine Kindesaugen an dem Grün des Gebüsches um mich her weidetest; dann bist Du alle Jahr wieder gekommen bis in Dein hohes Alter und hast Deinen Besitz immer mit Freuden begrüßt.

Kastanie: Aber ich habe auch einen Anspruch auf Dich! denn in Deinem Alter bist Du regelmäßig wiedergekommen und hast Dich in meinem Schatten gelabt!

Birnbaum: Aber ich bin größer und älter, ein Wahrzeichen für die ganze Umgegend.

Kastanie: Ich bin mit meinen Ästen weiter ausgebreitet, wie so leicht kein anderes Gewächs Gottes, ich habe Männer aus weiter Ferne kommen sehen, um mich als ein Wunder der Natur anzuschauen.

Birnbaum: Ich gehörte einem alten Kloster Hechendorf an und bin durch die Mönche gesegnet.

Kastanie: Auch ich habe ein altes Kloster in der Nähe gehabt, ‚Lotharsburg'; Du siehest noch die Ruinen.

Birnbaum: Aber bei mir hat das Deutsche Reich seinen Ursprung genommen, in der Ferne sehe ich Memleben; Heinrich der Finkler war mein Herr!

Kastanie: Ich habe mich des Kaisers Lothar zu rühmen, von dem manche Ortschaft ihren Namen erhalten hat; nicht weit von hier ist der Braunsbrunnen, von dem die erste Bekehrung Preußens ausgegangen ist.

Birnbaum: Ich glaube, zwischen Memleben und dem Braunsbrunnen hat Freundschaft bestanden.

Kastanie: Jawohl! mein Bruno war ein Freund Deiner Ottonen; und siehst Du nicht die schöne Burg, von welcher aus die Grafen von Querfurt weit und breit das Land beherrschten?

Birnbaum: Unfern von mir ist Rabinswalde, wohlbekannt in Sagen und Geschichte. Dein Thurm auf dem Schloß erinnert durch seinen

Namen an meinen Kaiser Heinrich. Aber wir wollen nicht weiter streiten — ich gehöre dem Vater an.

Kastanie: Aber ich der Tochter, die mehr Lebenskraft hat.

Birnbaum: Aber Du bist schon mit eisernen Stangen gestützt und wirst Dich nicht mehr lange halten.

Kastanie: Du bist an Deinem Abhang den Stürmen noch mehr ausgesetzt als ich.

Der Historiker: Wenn Ihr beide zusammenbrecht, wo wird dann mein Staub sein? (Mein Name vielleicht doch noch im Gedächtniß der Menschen.)"

Wohl das anziehendste an diesem überaus schlichten Phantasiegebilde des Augenblicks ist der persönliche Schluß. Die eingeklammerten Worte hat Ranke, als ihm der Schreiber das Dictat vorlegte, reuig gestrichen. Man sieht, wie der Wunsch nach irdischer Unsterblichkeit seines Namens, die er durch rastlose Geistesarbeit so wohl verdient hat, zwar lebendig in ihm aufzuckt, aber sogleich wieder von einer an die Betrachtung des Allgemeinen, der Weltentwicklung im großen und ganzen, gewöhnten Weisheit unterdrückt wird.

Sehr viel deutlicher treten Weltanschauung, reine und große Auffassung seines Berufs, allgemeine Gesinnung und persönliche Beziehung in dem folgenden werthvollen Documente zutage, das wir uns freuen den Lesern zum erstenmal vorführen zu können. Es ist ein Brief, den Leopold v. Ranke am 25. Mai 1873 von Berlin aus seinem jüngeren Sohn in die Feder dictirt hat; gerichtet an den älteren, der damals als junger Geistlicher bei den deutschen Occupationstruppen mit deren Befehlshaber, dem alten Freunde seines Vaters, General v. Manteuffel, vertrauten Umgang in Nancy gepflogen hatte. Das Buch, von dem die Rede ist, war der kurz zuvor von Ranke mit Erläuterungen herausgegebene „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen", dessen Inhalt in politisch fernstehenden Kreisen nicht durchweg Beifall gefunden hatte. Alles andere in dem herrlichen Schreiben Ranke's bedarf keines weiteren Commentars.

„Berlin, den 25sten Mai 1873.

Lieber Otto!

Friedhelm, dessen Hand Du erkennst, ist es doch nicht, der hier schreibt; er führt nur heute, Sonntag Nachmittag, einmal die Feder für seinen Vater, da sich Herr Sch. krank gemeldet hat. Gerade Sonntag Mittag vermisse ich Dich und besonders Maxa mit ihrer Familie am meisten; sei mir also in der Ferne herzlich begrüßt!

Sehr erfreut hat mich die herzliche Aufnahme, die der „Briefwechsel" bei Dir gefunden hat. Ein inneres Verständniß, das nur aus der Ge-

sinnung kommt, gehört dazu, um dieses Buch zu würdigen. Hätte ich der öffentlichen Meinung beipflichten oder ihren Beifall gewinnen wollen, so würde ich das Buch nicht geschrieben haben. Aber das ist nie mein Sinn gewesen. Die historische Wissenschaft und Darstellung ist ein Amt, das sich nur mit dem priesterlichen vergleichen läßt, so weltlich auch die Gegenstände sein mögen, mit denen sie sich eben beschäftigt. Denn die laufende Strömung sucht doch die Vergangenheit zu beherrschen und legt sie eben nur in ihrem Sinne aus. Der Historiker ist dazu da, den Sinn jeder Epoche an und für sich selbst zu verstehen und verstehen zu lehren. Er muß nur eben den Gegenstand selbst und nichts weiter mit aller Unparteilichkeit im Auge haben. Über allem schwebt die göttliche Ordnung der Dinge, welche zwar nicht geradezu nachzuweisen, aber doch zu ahnen ist. In dieser göttlichen Ordnung, welche identisch ist mit der Aufeinanderfolge der Zeiten, haben die bedeutenden Individuen ihre Stelle: so muß sie der Historiker auffassen. Die historische Methode, die nur das Echte und Wahre sucht, tritt dadurch in unmittelbaren Bezug zu den höchsten Fragen des menschlichen Geschlechtes.

Doch genug dieser Sonntagnachmittagspredigt! Leider muß ich fürchten: aus der fortgesetzten persönlichen Gemeinschaft mit Dir, von der ich hoffte, sie würde uns beschieden sein, wird nicht viel werden. Die Männer, welche die Lage der Sache kennen, sprechen uns nicht alle Hoffnung ab, aber vertrösten mich allezeit auf spätere Möglichkeiten. Der Prediger Frommel, den ich neulich sah, giebt Dir den Rath, bei der Militärpredigerlaufbahn zu bleiben.

Ich höre, Du denkst, wenn sich dort alles auflöst, eine Reise anzutreten — aber wohin? Ich weiß nicht, ob Du einen unwiderstehlichen [illegible] Engl[illegible] Wäre das nicht der Fall, so würde ich Dir [illegible]en im Orient aufzusuchen. In dem ersten An[illegible] ich [illegible] Mutter diesen Gedanken gefaßt. [illegible]chein[illegible]t haben, wären wir nur allein [illegible] D[illegible]esünder. Ich wollte dann ein [illegible] mit [illegible], wie sie bei Renan breit und [illegible] aber [illegible]n; nicht ohne die Phantasie, die [illegible] als [illegible] Wahrheit zu fassen strebt. Ich will [illegible] gerad[illegible]nternehmen selbst auszuführen — ich [illegible] daß [illegible] wäre; mein Beruf war es eben nicht [illegible] zu großer Genugthuung gereichen und [illegible]giös[illegible] Art von localem Hintergrunde geben; das [illegible]m [illegible]besser verstehen lernen. Nachher kämest Du [illegible] dann dahin zu gehen, wohin die göttliche [illegible] Glaube an die Vorsehung ist die Summe alles [illegible] unerschütterlich fest.

So hast Du jetzt das Glück gehabt ohne viel Zuthun von unserer Seite, dem unübertrefflichen Manne zur Seite zu stehen, dessen Freundschaft zu dem Glück meines Lebens gehört. Der Umgang mit ihm selbst und mit seiner Familie ist unschätzbar für Dich gewesen und wird es für Dein ganzes Leben bleiben. Wenn ich ihm nicht öfter schreibe, so liegt das nur daran, daß ich ihm nichts Besonderes zu sagen weiß. Ich entbehre es, daß ich ihn und Dich nicht wohl besuchen kann; meine hohen Jahre und allerlei Gebrechlichkeiten verhindern mich daran, eine Reise zu unternehmen, die lang und complicirt ist. Ich hätte wohl gewünscht, etwas Näheres über die Anwesenheit von Frau v. Manteuffel in Paris und ihre Beziehungen zu den Damen des Herrn Thiers zu vernehmen. Das ist doch auch eine Gesellschaft, die mich in hohem Grade interessirt. Laß Dir einiges erzählen und schreibe es mir ausführlich. Sage Frau v. Manteuffel sowie dem General meine herzlichsten Grüße und empfange sie auch selbst, trauter Otto, von Deinem Vater!"

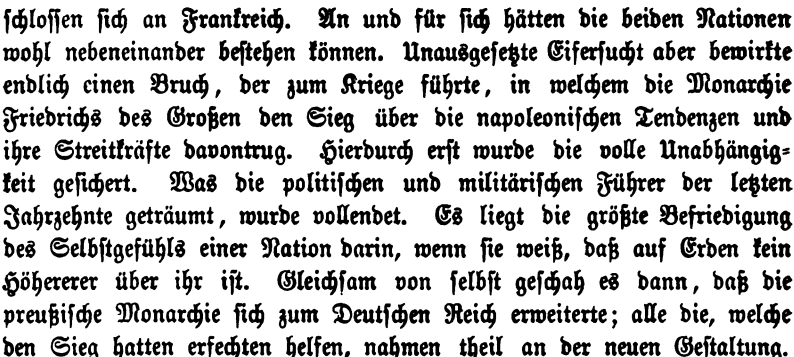
Aller guten Dinge sind drei; so bieten wir denn zum Schluß unseren Lesern eine Gabe, auf die sie vor allen anderen Deutschen ein besonderes, wohlerworbenes Recht besitzen. Im Frühjahr 1885, nicht lange vor dem siebzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck, wandte sich der bekannte Romanschriftsteller Hermann Heiberg im Auftrag der Redaction der „Gartenlaube" an den neunundachtzigjährigen Ranke mit der Bitte, zu jenem Festtage eine historische Skizze über den großen deutschen Staatsmann für unser Blatt zu verfassen. Ranke hat dem Verlangen leider nicht zu willfahren vermocht; denn er war zu tief in die Arbeit am sechsten Bande seiner Weltgeschichte versenkt. Er hat oftmals betont, daß man in dem Gegenstande leben müsse, für den man etwas leisten wolle; an eine Unterbrechung des einen Studiums durch ein anderes war daher bei ihm niemals zu denken. Trotzdem konnte er der Versuchung nicht widerstehen, in einer kurzen Mußestunde seinem Amanuensis ein paar Grundgedanken seiner Ansicht von der weltgeschichtlichen Bedeutung Bismarcks zur Niederschrift zu dictiren. Dieser kleine Aufsatz, damals von Ranke im Pult zurückbehalten, ward uns heute freundlich zur Verfügung gestellt. Unsere Leser werden sich freuen, so die Stimme unseres größten Geschichtschreibers über den größten Staatsmann seiner Zeit gleichsam aus dem Jenseits herüber zu vernehmen. Der Entwurf zu einem Schreiben an Heiberg lautet, wie folgt:

„Auch nur eine kurze historische Skizze über das Leben des Mannes, dessen siebzigsten Geburtstag Deutschland zu feiern sich anschickt, zu verfassen — was Sie mir mit dringenden Worten ans Herz legten — kann ich nicht unternehmen. Wie ich Ihnen sagte: ich bin mit den Verwicklungen, Gefahren, Tendenzen des 9. Jahrhunderts in meinem Geiste

vollauf beschäftigt. Ich suche den Faden der Ariadne in diesem Labyrinth zu finden; ich hoffe noch, es mir und anderen verständlich zu machen. In diesem Augenblick Studien über das 19. Jahrhundert zu unternehmen, ist mir unmöglich. Dennoch reizt es mich, ich bekenne es, Ihren dritthalbhunderttausend Abonnenten ein Wort über die gewaltige Kraft zu sagen, welche in die Geschicke von Deutschland so tief eingreift, wie jemals ein Minister in der Monarchie vermocht hat. Glücklicher Weise greifen die inneren Impulse unseres Kaisers und seines Kanzlers so vollkommen ineinander, daß eine Differenz der Tendenzen innerhalb des Kreises, den die Regierung ausmacht, nicht vorkommen kann.

Das Wichtigste, der Gedanke, von dem die politische Bewegung ausging, ist ein gemeinsamer: der preußische Staat mußte von dem Druck, welchen die auswärtigen Verhältnisse ihm auferlegten, befreit werden. Der dänische, der österreichische und der französische Krieg sind daraus gleichmäßig hervorgegangen. Dem Einfluß einer fremden Nationalität auf das nördliche Deutschland, der auf einem dynastischen Verhältniß beruhte, welches eben unterbrochen wurde, mußte ein Ende gemacht werden, wenn die Nation jemals ihrer Einheit innewerden sollte. Aber der Hader, der zwischen den beiden in Deutschland vorwaltenden Potenzen lange bestand und hierdurch noch geschärft wurde, konnte unmöglich länger fortdauern, wenn der preußische Staat seiner vollen Unabhängigkeit sich erfreuen sollte. War doch vor kurzem der Versuch gemacht worden, die Einheit der Nation in dem Hause Habsburg zur Darstellung zu bringen. Die Bundesfürsten, der Bundestag schienen sich dem zu fügen. Der gordische Knoten der deutschen Verwicklungen konnte nicht gelöst, er mußte zerhauen werden. Dies konnte nicht unternommen werden ohne Gefährdung der eigenen Existenz — auf diese Gefahr hin wurde es unternommen. Aber dank der Ausbildung, welche eine lange vorausrechnende Sorge der Regierung dem militärischen Geiste des Volkes und der Armee verschafft hatte, gelang es vollkommener, als man je erwartet hätte. Der einzige Bundesstaat, der sich dem wirksam entgegensetzte, wurde vernichtet. Dem alten Nebenbuhler wurde kein Fuß breit Landes entrissen; aber ein neuer Bund wurde geschlossen, der den Einfluß desselben auf das übrige Deutschland abschnitt.

Der Sieg von Sadowa eröffnete eine neue Aera für die Politik der Welt; nicht alle Welt aber acceptirte denselben. Noch immer wollte Frankreich den Einfluß nicht entbehren, welchen es früher in Deutschland ausgeübt und den es zu Anfang desselben Jahrhunderts beinahe zu einer wirklichen Oberherrschaft ausgebildet hatte. Es hoffte noch immer, die Niederlagen, die es danach erlitten, durch eine neue Erhebung wettzumachen. Man hat später erfahren, wie tief das noch immer auf die Zersetzung in Deutschland wirkte; alle Hoffnungen, die alten Zustände wieder herzustellen,



schlossen sich an Frankreich. An und für sich hätten die beiden Nationen wohl nebeneinander bestehen können. Unausgesetzte Eifersucht aber bewirkte endlich einen Bruch, der zum Kriege führte, in welchem die Monarchie Friedrichs des Großen den Sieg über die napoleonischen Tendenzen und ihre Streitkräfte davontrug. Hierdurch erst wurde die volle Unabhängigkeit gesichert. Was die politischen und militärischen Führer der letzten Jahrzehnte geträumt, wurde vollendet. Es liegt die größte Befriedigung des Selbstgefühls einer Nation darin, wenn sie weiß, daß auf Erden kein Höhererer über ihr ist. Gleichsam von selbst geschah es dann, daß die preußische Monarchie sich zum Deutschen Reich erweiterte; alle die, welche den Sieg hatten erfechten helfen, nahmen theil an der neuen Gestaltung.

Drei kriegerische Handlungen, deren wahre Ursache in der Entwicklung der inneren Kraft lag, deren Beginn und Gang jedoch nicht ohne den die auswärtigen Geschäfte leitenden Minister vollzogen werden konnte, welcher die Einheit der Idee in sich selbst trug und in jedem Momente der Differenzen gegenwärtig erhielt. Die größte intellectuelle Fähigkeit hatte sich mit dem universalen Interesse identificirt. Nothwendig fiel es ihr zu, dann auch den Frieden zu leiten, die allgemeine Theilnahme an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten verfassungsmäßig zu sichern. Noch weniger als bisher könnte ich hier auf eine Einzelheit eingehen; ich will nur beim Allgemeinsten stehen bleiben, ohne die Irrungen zu berühren, die dann eintreten mußten und eingetreten sind. Das vornehmste Object von allen ist die Organisation der nationalen Institute, welche dem entsprechen mußte, was in den europäischen Staaten überhaupt die maßgebende constitutionelle Idee geworden ist, zugleich aber das Verdienst hatte, das Volk selbst in seiner Tiefe zu ergreifen und heranzuziehen. Das gehörte nun einmal zu dem Ganzen der Umwandlung, die sich vollzog. Wir sind inmitten derselben begriffen. So widerwärtig und verabscheuungswürdig die Ausschreitungen sind, die dabei dann und wann vorkommen, so läßt sich doch erwarten, daß die Velleitäten des Umsturzes durch den Gedanken der allgemeinen Umfassung und Entwicklung aller Kräfte zurückgedrängt werden.

Aber noch etwas anderes möchte ich von meiner Seite in Erinnerung bringen. Die wissenschaftlichen Studien, die nie in größerer Ausdehnung in Deutschland geblüht haben als heutzutage, bedürfen des Friedens; denn nur aus langjähriger Anstrengung und Arbeit der Gesammtheit und der Einzelnen können große Resultate hervorgehen. Eine solche Epoche ist dem deutschen Geiste in den Jahren seit dem letzten großen Kriege gewährt worden — ebenfalls hauptsächlich durch das Verdienst des Staatsmannes, der in jedem Augenblick den kriegdrohenden Impulsen entgegentrat und, indem er sie zurückwies, zugleich eine Art von Vorsitz in dem europäischen Rathe davongetragen hat.



g. Das innere
re Stellung nach
igsten Geburtstag
derung dessen, was
die Gründungen,
kunft bestehen und
sondern der Thätig-

anteuffels an

ößen erster und zweiter
Geschichtschreiber unserer
inem Edwin Manteuffel
ten seines Ranges jedoch,
Mitwirkung zum Ganzen
nken dürfte, gehört dieser
die vorderste Reihe. Im
bständiger Armeeführer die
ücklich gelöst. Weit höheren
Siege überhaupt durch sein
ef des preußischen Militär-
durch die Heeresreorganisation
t nach der persönlichen Seite
es Offiziercorps, das hernach
r Männer gehört deshalb zu-
en wie ihr Beruf. Roon, Gott
und Mensch... iegen, fest, nur der Sache lebend,
stand unter allen Dienern und ... alten König Wilhelm in echter
Seelenverwandtschaft am nächsten. Manteuffel, voller Geist, von beweg-licher Phantasie, beredt, unternehmend, ehrgeizig, mit sich selber beschäftigt bis zur Eitelkeit, sogar in der Frömmigkeit nicht von theatralischer Haltung frei — er baute sich in Topper an einem stattlichen Kirchthurm arm, weil das Gotteshaus höher ragen müsse als das Herrenhaus —, war die rechte Figur aus den Tagen Friedrich Wilhelms IV., dem er mit romantischem Schwung in treuer Verehrung, ja nicht ohne Sehnsucht zugethan blieb bis ans eigene Ende. In der Politik überall verwendbar, wo es auf persön-lichen Eindruck ankam: bei vertraulichen Sendungen an fremde Höfe, in

*) Erschienen zuerst in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1896.

der geräuschvollen Rolle des Schleswiger Gouverneurs, oder Herrn Thiers und seinen Franzosen gegenüber während der Occupation; unzureichend dagegen, wo es entsagende Geduld eines sachlich nüchternen Regiments gegolten hätte, wie in Elsaß-Lothringen — hat er eben hier auf dem äußeren Gipfel der Ehren fast tragisch abgeschlossen: seine Statthalterschaft, die zur Saatzeit ernten wollte, ist bereits heute geschichtlich verurtheilt. Desto bedeutender erscheint historisch, was er für die Erhaltung der Eigenthümlichkeit des preußischen Staates geleistet. Einen Grundpfeiler der dortigen Monarchie, die unabhängige Beziehung der fürstlichen Gewalt zum Heer und dessen führendem Personal, hat niemand eifriger, ja leidenschaftlicher aufrecht zu erhalten gestrebt, als Edwin v. Manteuffel. Dafür hat er Twesten vor die Pistole gefordert, um deswillen selbst mit einem Bismarck gezürnt und gehabert. In dieser Richtung vornehmlich entfaltete er „die wenigen selbstlosen Charaktereigenschaften“, — so schreibt er einmal freimüthig an Roon — „die ich neben meinen vielen Doctrinen und Absurditäten und Schwächen und Fehlern besitze.“ Hierauf beruht zugleich, was man an ihm unter allem Aufputz modern romantischer Empfindsamkeit als echt ritterliches Wesen bezeichnen darf. Schon äußerlich stellt er sich so dar: neben dem gedrungenen, zusammengenommenen, bieder und fast prosaisch zuverlässig dreinschauenden Roon als eine hohe, schlanke, geschmeidige, zuletzt recht hagere Erscheinung, Haar und Bart ein wenig malerisch, unter der in Unruhe tief gefurchten Stirn blaue Augen, von innen her aufglänzend im Feuer gemüthbewegender Einbildungskraft: ein Bayard mit einem leisen Zug zum Don Quichotte — jammerschade, daß uns nicht Treitschke eine Schilderung dieser Gestalt hinterlassen! Dafür besitzen wir freilich Äußerungen Ranke's über ihn in Menge, die vielleicht weniger durch ihren von wärmster Freundschaft eingegebenen Inhalt im einzelnen, als durch die Thatsache, von der sie im ganzen Kunde geben: eben diese so freundschaftliche Zuneigung eines solchen Geistes, für Manteuffels innere Bedeutung das gewichtigste Zeugniß ablegen. Auch hierbei fühlt man sich wieder zum Vergleich mit Roon aufgefordert, dessen „Denkwürdigkeiten“ fast zum Überfluß angefüllt sind mit den Documenten der anhänglichen Freundschaft eines namhaften Gelehrten, Clemens Theodor Perthes. Nur daß dort alles den Eindruck einer gewissenhaften Erörterung macht: zwischen Ranke und Manteuffel geht es ungleich lebhafter zu; die Gesinnung, die sich auch hier offen ausspricht, ruht mehr auf geistigem als auf moralischem Grunde. Ranke hat den Freund als den besten Leser seiner Weltgeschichte gerühmt, er hätte dies Lob fast auf alle seine Werke, wenigstens die der späteren Jahre, ausdehnen dürfen. Nicht selten, besonders wo kriegerische Dinge berührt wurden, zog er ihn vor dem Abschluß seiner Arbeit zurathe. Ganz besonders geschah das bei der Darstellung der Zeiten Friedrich Wilhelms IV., die er in den Briefwechsel des Königs

mit Bunsen einflocht. Eben hiervon ist am häufigsten die Rede in der Auswahl von Schreiben Manteuffels an Ranke, die wir im folgenden unseren Lesern vorlegen. Sie enthalten, wenn auch nicht des Neuen, so doch des Charakteristischen mancherlei und zeichnen vor allem Manteuffels eigenes Wesen unmittelbar. Durch und durch subjectiv wie sie sich geben, wird sie niemand für Geschichtsquellen im strengeren Sinne ansehen. Die Erregung, die sie hie und da gegen Bismarck athmen, findet sich ähnlich bereits in einigen bekannten Briefen Manteuffels an Roon. Sollte jemand so schwach sein im Glauben an die persönliche Größe des alten Helden von Friedrichsruh, daß er dawider eines Gegengiftes bedürfte? Ihm empfehlen wir zur Stärkung, den Brief Bismarcks an Leopold v. Gerlach vom 19. December 1857 zu lesen, der von der köstlichsten Ironie durchhaucht ist gegenüber der „großen geistigen Überlegenheit" des „fanatischen Corporals Edwin", um mit dem männlichen Troste zu schließen: „Wir können beide leben, ohne uns zu lieben, er in seiner Mördergrube hinter dem Marstall, und ich an dem Wasserfaß der Danaiden in der Eschenheimer Gasse."

* * *

1.

Compiegne, 2. August 1871.

Hochverehrter Freund!

Sie wissen, ohne daß ich es sage, wie mich der „Ursprung des siebenjährigen Krieges" interessirt. Ich erhebe mich darin von dem Tagesdetail, das fast überwältigend ist. Ich möchte gar gern wissen, wie es Ihnen geht, wie sich die Testamentsfrage Ihres verstorbenen Bruders erledigt hat. Aber aus alledem schreibe ich Ihnen heute nicht. Ich schreibe heute, um Sie um einen Rath zu bitten.

Sie erinnern sich, wie nach der Campagne von 1866 in der Presse gegen mich gewüthet wurde, um mich militärisch todt zu machen. Ich that nichts und das Preßgeschrei hat eine öffentliche Meinung über meine Kriegführung in jener Zeit gebildet, die selbst auf Männer, die wußten, wie unrecht mir geschah, reagirte — wenigstens hatten sie nicht den Muth, öffentlich auszusprechen, was sie mir sagten und schrieben. Auch auf den König sind alle jene Preßergüsse und die durch sie gebildete öffentliche Meinung nicht ohne Einfluß geblieben. Jetzt fängt man dieselbe Taktik an. Ich sende Ihnen den anliegenden Artikel. Die Staatsanwaltschaft hat mich gefragt, ob sie einschreiten soll. Ich habe geantwortet: nein! Ich kann mich auf solche Processe nicht einlassen; ich bin einmal in unserer Armeeverfassung aufgewachsen und in dieser war es Usus, sich selbst, nie sich durch richterlichen Spruch Satisfaction zu verschaffen; man nahm die Pistole in die Hand, und verweigerte der Gegner das Duell, so ließ man

ihn durch seine Leute durchprügeln. Ersteres habe ich einmal gethan und ich glaube, das ist genug, zu letzterem kann ich mich nicht entschließen und habe es auch 1866 nicht gekonnt. Aber soll ich alles über mich ergehen lassen? Wo der Artikel herkommt, ich weiß es nicht — aber er fließt aus einer Quelle, die eine andere sein muß, als die heutige Tagesliteratur meiner heutigen liberalen oder demokratischen Gegner. Denn was wissen diese von den Prinz Albrechtschen Ehestreitigkeiten und mehreren anderen Dingen? So habe ich z. B. nie den Soldaten gesagt, bei Ausbruch des Krieges 1866 handle es sich um religiöse Fragen. Ich habe aber in meinen Berichten ausgesprochen, daß von dem Augenblick an, wo der Krieg mit Österreich wahrscheinlich geworden, das protestantische Gefühl in den Elbherzogthümern lebendig hervortrete und viele zum Anschluß an Preußen bewege. Kurz, der Artikel geht, wie es der Twestensche Angriff ja auch that, von ich weiß nicht wem, aber von jemand anders, als dem Schreiber selbst aus.

Es wird einmal gegen mich intriguirt. So z. B. der König meint es, ich glaube es, mit mir gut. Aber betrachten Sie das Buch, was jetzt an alle Welt vertheilt wird, die Sammlung von Telegrammen aus der letzten Campagne, so finden Sie, daß der König über die Schlacht vor Metz am 14. August telegraphirt: Theile des I. Armeecorps hätten mit gefochten, während das I. Armeecorps allein ganz und geschlossen mit seinen 25 Bataillonen, 84 Geschützen und 8 Escadrons in bataille rangée an dem Tage gefochten hat. In dem ganzen Buch ist kein Telegramm vom König, das der zweitägigen Schlacht von Noisseville Erwähnung thut, während das Telegramm drin steht, daß sie unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gewonnen sei, der sich auf einem ganz anderen Moselufer befand. Bei der Schlacht von Amiens spricht der König von Theilen des I. Armeecorps, die sie gefochten, und der Besitznahme Amiens' durch General Göben u. s. w. und bei der Vernichtung der Bourbaki'schen Armee telegraphirt der König, sie sei durch Convention über die Schweizer Grenze getreten, ohne meiner Operationen nur Erwähnung zu thun. Der König nun schreibt seine Telegramme unter dem ersten Eindruck der ihm mitgetheilten Nachrichten — man hat ihm also zuerst nur das und das gesagt.

Nun erinnern Sie sich, daß ich 1866 einmal einen Brief an den König schrieb. An etwas ähnliches denke ich natürlich nicht mehr; denn seit jenem Brief habe ich abgeschlossen nach der Richtung hin; aber rein auf mir herumtrampeln lassen möchte ich doch auch nicht. Sie wissen, daß Sie mein Beichtvater sind, also decretiren Sie!

Mir geht es hier nicht so gut, wie in Dijon. Seit dem Berliner Trouble sind meine Nerven angegriffen. Ich bin der einzige General meiner Stellung, der sei[illegible]bruch des Krieges noch keinen Augen-

blick Ruhe gehabt, dem auch nicht die Stärkung geworden ist, seine Truppen in die Heimath zurückzuführen; meine 1. Division hält in den nächsten Tagen ihren Einzug in Königsberg ohne mich. Mit Herrn Thiers verhandelt und eine vertrauliche Correspondenz geführt zu haben, hat mich interessirt, Herrn Guizot kennen gelernt zu haben, auch — wir haben natürlich viel von Ihnen gesprochen.

In treuer Liebe und treuer Verehrung.

E. Manteuffel.

2.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief vom 6. August, Geburtstag meiner Frau, den ich ihr heute noch als Geburtstagsgeschenk schicke. Abgesehen von zu Gutem, was Sie von mir selbst sagen, ist in Ihrem Briefe unendlich viel Wahres; vor allem, „daß die Liebe deß, dessen Liebling ich sein soll, wirklich nicht zu heiß ist“; dann das, daß es vor allem darauf ankäme, den Verfasser zu kennen. In Bezug auf ersteres neue Anstrengungen zu machen, dazu bin ich zu alt und mit dem Gürtel und dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. Ich habe zu viel hinter Gürtel und Schleier geblickt! Die Ermittlung des Verfassers aber würde viel Geld kosten und doch wäre dies zuletzt unnütz ausgegeben. Ich habe also nichts gethan, als daß ich die Klage abgelehnt, daß ich, als eine Zeitung Furcht vor Klage aussprach für den Fall, daß sie den Artikel aufnähme, dieser telegraphirt, ich würde es gern sehen, wenn sie es thäte, und sie habe nichts zu fürchten, und endlich, daß ich nicht verhindert habe, daß andere den Handschuh aufnahmen und Artikel einrücken ließen. So steht einer in einer Wochenschrift: „Im neuen Reich“*) und einer in der „Kölner Zeitung“ vom 8. August und ich habe nun das Unangenehme, daß an mir herumgerupft wird von beiden Seiten. Das Betrübendste für mich ist, daß es in Preußen wirklich so weit gekommen, daß der König gegen die Zeitung gar nichts mehr thun kann von dem Augenblick, wo ich abgelehnt habe, daß die Staatsanwaltschaft einschreitet. Also der König ist in seinem Handeln abhängig von dem Willen eines Unterthanen. An den König selbst schreiben konnte ich in der Sache nicht gut, da es sich eben um die Dotation dabei handelt; es sähe aus, als wenn ich den Preßangriff benutzen wollte, um indirect um eine solche zu bitten.

Sehr gefreut hat es mich, daß Sie mir Gutes von meinem Neffen

*) Der Artikel „Die deutsche und die französische Armee“ (1871, Bd. II, S. 203 ff.) war von Gustav Freytag geschrieben auf Grund von brieflichen Mittheilungen des Generals v. Stosch. Manteuffel sandte der Redaction eine bescheiden gefaßte Berichtigung dazu, die als „Erklärung des Generals v. Manteuffel in Betreff des Generals v. Werder“ (ebd. S. 280) veröffentlicht ward.

Schliedmann schreiben. Ich möchte, er würde in ein Ministerium als Hülfsarbeiter gezogen; der junge Mensch hat wirklich Zeug und man sollte seine Kräfte nicht versauern lassen. Sie schreiben mir aber nicht, wie sich das mit der Erbschaft Ihres seligen Herrn Bruders gestaltet hat. Ich wünsche Ihnen so das Gut. Ich hoffe immer noch, Sie kommen später nach Nancy und zeigen mir dort den Briefwechsel.*) Sie werden schon Honig zu saugen verstehen. Aber ich antworte so schnell, um Ihnen, wie Sie befehlen, den anliegenden Brief, dessen Unterschrift ich nicht lesen kann, wieder zu schicken.

Die Verhältnisse in den occupirten Departements sind sehr schwierig, jede Occupation nach geschlossenem Frieden bringt das mit sich; aber nun denken Sie eine solche bei dem gegenwärtigen Zustande der Presse, die nichts thut als lügen, aufregen, aus der Mücke Elefanten machen! Das lesen die Pariser denn und glauben es, halten ihre Franzosen für Engel, uns für Barbaren. Dagegen sprechen die Zeitungen davon nicht, wenn ein Offizier mit seinem Burschen durch ein unbesetztes Dorf fährt und aus dem Hause fällt ein Schuß, der den Offizier verwundet, den Burschen tödtet, daß unsere Soldaten unter freundlichen Zureden betrunken gemacht werden, dann überfallen u. s. w. Kurz, die Conflicte und Frictionen liegen in den Verhältnissen und die Aufgabe ist es ja eben, daß man oben ruhig bleibt und immer die Klarheit des Gedankens sich bewahrt. Ich thue hierin, was ich kann, und ich bin eitel genug, Ihnen mitzutheilen, was Herr Thiers mir selbst in seinem letzten Brief schreibt und was er an einen anderen über mich geschrieben.**)

Herr Thiers beginnt: Je ne veux pas laisser passer un instant sans vous remercier pp. Dann Pour moi je m'efforce de pacifier en dehors et dedans, et de faire renaître dans les esprits le calme, la raison, le penchant à la paix et je suis heureux de vous voir, mon cher général, faire valoir toute votre influence dans le même sens; je suis doublement satisfait de vous avoir connu et d'avoir acquis en vous un collaborateur dans l'œuvre honnête, humaine et patriotique que j'ai entreprise. Continuons et j'espère que nous aurons pour nous à la fois le témoignage de notre conscience et celui de la conscience universelle.

Und einem anderen schreibt er: Il faut des esprits ouverts, des caractères fermes. Bien heureusement tout cela se trouve chez Mr. de Manteuffel qui est l'un des esprits distingués, que j'ai trouvé

*) Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

**) Ausführlich ist die Geschichte der von Manteuffel geleiteten Occupation seitdem aus authentischen Documenten geschildert worden in dem Werke von Henri Doniol: M. Thiers, le comte de Saint-Vallier, le général de Manteuffel; libération du territoire 1871–1873. Paris. Armand Colin et Cie. 1897.

dans ces temps troublés et irrités. Dites-lui que j'ai été fort heureux de ces vingtquatre heures passées avec lui, car elles m'ont prouvé à la fois une occasion de connaître un grand et attachant personnage et d'arracher quelques-unes des épines de notre laborieuse route. Dann Les graces obtenues par Mr. de Manteuffel ont fait le meilleur effet; dann Présentez toutes mes amitíes les plus tendres à Mr. de Manteuffel et invoquez sa loyauté et son excellent esprit pour nous épargner de déplorables collisions.

Das alles eigenhändig von ihm geschrieben. Zeigt Ihnen dies nicht doch, daß Ihr Pariser Gelehrter die Verhältnisse zu einseitig auffaßt? Es kommen von unserer Seite auch Ungehörigkeiten vor, aber wahrhaftig auch von seiten der Franzosen. Ich dränge so viel wie möglich, daß auch wir herauskommen aus dieser auf die Länge unhaltbaren Situation. Ich habe gefunden, daß Herr Thiers und das frz. Gouvernement sich vornehm in den Geldsachen benimmt, seitdem ich es vornehm behandle. Aber seien Sie nicht bös über den langen Brief! In herzlicher Verehrung und Liebe und tausend Grüße.

Compiegne, 11. August 1871.

Ihr Edwin Manteuffel.

3.

Hochverehrter Freund!

Heute muß ich Ihnen schreiben, denn heute habe ich den letzten Satz der Analekten*) gelesen. Was haben Sie da wieder für ein Buch geschrieben! Haben Sie das Buch dem Prinzen Friedrich Karl geschickt? Ich möchte, daß Sie es thäten. Sagen Sie ihm doch, wenn Sie es ihm nicht von selbst schicken wollen, ich hätte Sie darum gebeten.

Mir geht es körperlich und geistig frisch. In meinen alten Tagen gipfelt noch einmal in meiner Person das Princip, für das ich seit 1848 in der Camarilla, wie sie es nannten, seit 1856/57 im Cabinet gekämpft habe. Ich habe für dessen Aufrechthaltung Atout ausgespielt dem Manne gegenüber, der sich da einbildet, ein General stehe nicht unmittelbar zum Könige. Sicher über den Ausgang bin ich keineswegs, aber qui veut vaincre ou mourir est vaincu rarement. So weit bin ich nun, daß ich meine Kämpfe ohne Sentimentalität führe. Welcher Unterschied mit 1866, als wir im Herbst die Fragen in Reinhardsbrunn besprachen! Ich bin angefallen worden wie von einem wilden Thiere und hinterrückser noch, als es eine Pantherkatze thun kann. Und das in dem Augenblick, wo die demokratische Presse über mich herfällt! Haben Sie die officiösen Lügen über abgeschlossene Conventionen und ohne Vollmacht eingeleitete Ver=

*) Zum „Ursprung des siebenjährigen Krieges“.

handlungen gelesen in den Blättern? Hier nennen sie es die Erneuerung des Verfahrens Richelieu's gegen den Connetable.

Noch eine Bitte. Lesen Sie den Artikel in der Beilage zur Frankfurter Zeitung Nr. 196 vom 24. August! Kann es Niederträchtigeres geben? Sie kennen die Verhältnisse. Aber, wie gesagt, mich lassen diese Artikel kalt, denn ich habe meinen Schluß gefaßt; es liegt eben eine von den Situationen vor, wo nur Handeln hilft. Mich härmt nur bei der Sache, daß meine Frau, die in Schandau bei Dresden ist, sich das Preßgekläffe und vorzüglich das Auftreten der officiösen Presse und das Nichtfürmicheintreten von niemandem so zu Herzen nimmt, daß dies ihrer Nachcur geschadet hat. Können Sie ihr nicht zwei Worte schreiben, die ihr beruhigende Richtung geben?

Hier schicke ich Ihnen eine Broschüre. Ich denke, sie wird Ihnen als Beitrag zur jüngsten Geschichte von Interesse sein; sie enthält doch gute Aufklärung über die Verhältnisse in Süddeutschland vorm Kriege. Sind sie ganz geändert?

Nun aber in herzlichster Herzlichkeit und Verehrung

Compiegne, 27. August 1871.

E. Manteuffel.

4.

Gastein, 3. October 1871.

Hochgelehrter, verehrter und sehr geliebter Freund!

Ihren Septemberbrief ohne Angabe des Tagesdatums habe ich am 10. September in Compiegne empfangen und mich sehr über denselben gefreut. Aber bedauert habe ich, daß er nicht zwei Tage früher eintraf, denn am 9. September war ich bei Herrn Thiers in Versailles und hätte, da Sie auch seiner Stellung Erwähnung thun, gern mit ihm über Ihre Auffassung gesprochen. Ich bin übrigens bis zuletzt in gutem Verhältniß mit Herrn Thiers geblieben, habe wieder bei ihm gewohnt und längere, mich doch sehr interessirende Unterredungen mit ihm gehabt. Wenn der liebe Gott uns noch wieder auf längere Zeit zusammenführt, habe ich Ihnen recht viel zu erzählen.

Aber nicht wahr, das haben Sie doch nicht geglaubt, wie es aus officiösen Artikeln angenommen werden mußte, daß ich mich in selbständige, in unsere Politik eingreifende Verhandlungen eingelassen hätte? Diese Behauptung war nur aus Ingrimm hervorgegangen, daß ich mich nicht als subaltern und als unter einem Diener des Königs, wie auch ich einer bin, stehend behandeln lassen wollte. Bis jetzt habe ich mein Schlachtfeld und mein unmittelbares Verhältniß zum Könige behauptet. Aber verletzt habe ich in diesem Behaupten meine Generalsstellung tief, und gearbeitet wird gegen mich mehr als je. Ich habe ein gutes Gewissen und hänge weder

von Gunst noch Dotationen und Äußerlichkeiten irgend welcher Art ab, fühle doch noch Energie in mir und so sehe ich der Zukunft ziemlich ruhig entgegen. Ich möchte in Ruhe und Frieden leben den Rest meiner Tage. Aber wenn's sein soll, so kämpfe ich auch noch, und manchmal befällt es mich wie eine Art Beängstigung, daß sich die Dinge so gestalten, daß ich wieder gebraucht werde. Bei Sonnenschein geschieht es nicht und das definirt Ihnen das Wort Beängstigung.

Aber zu Ihrem Briefe. Wie hat es mich gefreut, was Sie Gutes über den hochseligen Herrn sagen! Aber wissen Sie wohl, daß ich nach beiden Richtungen hin zur Zeit der neuen Aera doch auch ein gewisses Verdienst habe? Als König Friedrich Wilhelm IV. mir die Bearbeitung der Personalien der Armee übertrug, waren seine Worte: Stellen Sie mir das Militär-Cabinet wieder her! Denken Sie, daß die Verhältnisse bereits so lagen, daß, als im Jahre 1856 die Kaiserin von Rußland den König bat, einen Grafen Pückler, der mit einer Brandenburg verheirathet war, zum Rittmeister zu ernennen, der König antwortete, da müsse er erst den Kriegsminister hören. Graf Pückler stand schlecht, war der älteste seiner Charge, war ein empfohlener Offizier, und sein Avancement hatte kein Bedenken. Ich sagte dies dem Könige und fügte hinzu, daß es doch noch nicht so weit in Preußen sei, daß der König nicht mehr Rittmeister ernennen könne, ohne den verantwortlichen Minister zu fragen. Der König befahl die Ernennung und emancipirte sich von der kriegsministeriellen Vormundschaft immer mehr und mehr. Viel schwieriger war es, dies Princip während der neuen Aera durchzuführen, wo der Prinz-Regent mir unter anderem gleich anfangs gesagt hatte, er wolle keinen Witzleben, und wo Minister mich so sehr als bloßen Ministerialbeamten behandelten, daß z. B. Minister Graf Schwerin mir, als ich ihm im Auftrage des Prinz-Regenten geschrieben, nicht antwortete, sondern seine Antwort an den Kriegsminister als das Organ adressirte, durch das der Prinz-Regent in militärischen Sachen Auskunft von dem Minister des Innern zu fordern habe. Nur dadurch, daß ich dieses Verfahren als persönliche Beleidigung aufnahm, erzwang ich mir die directe Beantwortung meines Schreibens an den Minister. Das ist das Schwierige, das mit in meinem Wirken lag, daß ich von der Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. an nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch den unter deren Herrschaft stehenden Prinz-Regenten gegen mich hatte. Nur durch die Wahrheit meiner Armee-Grundsätze habe ich dessen militärische Natur nach und nach gewonnen und durch Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit mir auch sein Vertrauen erworben.

Ebenso habe ich unter der neuen Aera dazu beigetragen, daß die Verpflichtung zur Zahlung der regelmäßigen Steuern nicht von der Kammer abhängig wurde. Man hatte dem Prinz-Regenten vorgestellt, das Budget

sei nicht bis zum 1. Januar fertigzustellen — das Land befinde sich daher immer mehrere Monate im ungesetzlichen Zustande, weil die Steuern noch nicht bewilligt seien; bis zum März sei das Budget immer fertig. Da wurde ein Gesetzentwurf vorgeschlagen, wonach bestimmt wurde, daß, wenn auch das Budget bis zum 1. Januar nicht durchberathen und perfect worden, die regelmäßigen Steuern doch noch drei Monate fortgezahlt würden. Daß dieser Gesetzentwurf nie vor die Kammern gekommen, ist mein Verdienst.

Aber gewiß haben Sie Recht, wenn Sie etwas über Frdrch. W. IV. schreiben, diese beiden Punkte hervorzuheben, denn zu viel weiß ich, wie der Herr bei den Berathungen über die Verfassung und dann bei deren Durchführung immer daran festgehalten hat, daß die alten Steuern fortzuzahlen und daß seine Stellung zur Armee durch die Verfassung nicht alterirt sei. Sie theilten früher einmal die Regierung K. F. W. IV. in 2 Epochen — die erste bis zum Verlust der Schlacht im Jahre 1848 — die zweite von da an bis zur Wiedergewinnung seiner Königsstellung im Lande und seines Einflusses in Europa. Sie bezeichneten sein Verfahren in der zweiten Periode als Virtuosität. Vergessen Sie hierbei Ihr eigenes Verdienst nicht! Radowitz hatte nach den Märztagen 1848 dem Könige gerathen, sich zu effaciren — Ihre Memoires, die ich dem Herrn vorlas, weckten ihn zuerst wieder auf.*) Aber Adio, ich muß ins Freie.

4./10.

Als ich gestern zurückkam, fand ich so viel Geschäftssachen, daß ich nicht weiter schreiben konnte. Auch heute kann ich nur guten Morgen sagen, schicke den Brief aber doch mit der heutigen Briefpost, weil mir meine Frau sagte, Sie seien in München. Wie lange bleiben Sie? Telegraphiren Sie mir das. Ich bin noch 8 bis 9 Tage hier, würde, wenn Sie so lange in München sind, meine Reise so einrichten, daß ich einen Tag dort wäre, um Sie zu genießen. Seien Sie nicht bös, mein verehrter Freund, wenn ich in dem Briefe gestern so viel von mir sprach! Ich hatte soeben einen Aufsatz von Gutzkow gelesen, der da sagt, Gorgias habe die Helena vertheidigt, warum sollten Fournier**) und der arme epaulettirte Domherr Edwin Manteuffel nicht auch vertheidigt werden können? Nun Adio. Noch kämpfe ich und bin noch nicht todt.

In treuer Liebe

Gastein, 4. October 1871.

Edwin Manteuffel.

---

*) Vgl. die Vorrede zu Bd. 49/50 der Werke Ranke's.

**) Reformirter Prediger in Berlin, der durch eine Ohrfeige, die er einer gefallenen Braut bei der Trauung verabreichte, öffentliches Ärgerniß erregt hatte.

5.

Hochverehrter Freund!

Ich habe wirklich hundemäßig zu thun gehabt, sonst hätte ich Ihnen längst gedankt für die Rede über Gervinus, die mich entzückt hat, Ihnen meine Freude gesagt über Otto's*) Herkommen, das mich und und uns alle sehr freut. Ich habe gestern an den Feldpropst geschrieben, daß er hier bekommt freie Wohnung und monatlich in Summa 160 Thaler, wofür er aber sich den Bedienten halten muß; denn da er nicht mobil wird, kann er keinen Soldaten commandirt bekommen. Die Zulage ist aus diesem Grunde so hoch bemessen, so daß ich denke, daß er gut bestehen wird, Ich freue mich sehr, ihn hier zu haben. Aber den 2. Band der „Mächte" **) habe ich nicht bekommen. Wenn er nur nicht nach Königsberg geschickt worden!

Hier habe ich viel Ärger, aber das liegt nicht an hiesigen Verhältnissen, sondern an Intriguen in der Heimath. Was sagen Sie zu der Provinzialcorrespondenz, die da drucken läßt, zum Schutze der Deutschen hätte die Regierung in den occupirten Departements jetzt den Belagerungszustand proclamiren lassen, und von jetzt an würden Verbrechen gegen deutsche Soldaten durch deutsche Militärgerichte abgeurtheilt werden? Diese ganze Sache ist gelogen. Der Belagerungszustand besteht in den occupirten Departements seit dem April d. J. und alle Vergehen der Franzosen gegen deutsche Autorität werden von unseren Militärgerichten abgeurtheilt. Wenn Fürst Bismarck auf Kosten der Wahrheit und Reputation eines Generals Politik durch Zeitungsartikel machen will, so bin ich nicht der General, der sich hierzu hergiebt. Ich will Wahrheit. Ich muß fort. In treuer Liebe und Verehrung.

Nancy, 8. December 1871.

E. Manteuffel.

6.

Hochverehrter Freund.

Schon wieder schreibe ich heute. Ich habe nämlich heute früh einen Druckbogen bekommen***), den ich in der Anlage schicke. Ich freue mich über den Zusatz pag. 195. Sie werden selbst finden, daß derselbe ganz zu dem Schluß von pag. 208 paßt. Ich habe Ihnen nur eine Bemerkung zur Huldigung der Armee und dem Aufenthalt in Köln vorzutragen. Der

---

*) Ältester Sohn Ranke's, der damals als Militärgeistlicher zur Occupationsarmee ging.

**) „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund".

***) Vom „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen".

König hat im März 1848 nach dem Umzug — dem sogenannten deutschen — befohlen, daß die Armee neben der preußischen, auf der linken Helmseite aber und auf der Mütze unter der preußischen Cocarde, eine dreifarbige deutsche Cocarde trüge. Der König hat aber gleichzeitig alle Anträge zurückgewiesen, daß diese Farben an die Fahnen geknüpft oder in die Schärpen eingewirkt würden. Eine Änderung ist hier nach dem sogenannten Huldigungsdecret des Reichskriegsministers Peucker nicht erfolgt, die Armee hat eben nicht gehuldigt. Ebensowenig ist sie je dem Befehle nachgekommen, die deutschen Farben in ihren Fahnen zu tragen. Als im Herbst 1848 oder im Frühjahr 1849 — das weiß ich nicht mehr ganz genau — die erste Parade wieder bei Moabit von den Wrangelschen Truppen war, wohnte ihr der darmstädtische Minister Schäffer als deutscher Commissarius bei (er war wegen Regulirung der Posener polnisch-deutschen Grenzlinien geschickt). General Schäffer nun machte eine Bemerkung hierüber, der König antwortete so scharf, daß Schäffer schwieg. Man ließ sich eben den passiven Widerstand gefallen.

In Köln z. B. war bei dem Diner im Gürzenich die Tafelordnung so angeordnet, daß der König zwischen dem Reichsverweser und Gagern, dem Präsidenten der Versammlung, sitzen sollte, um ihn zu ehren als eingeschlossen von den Repräsentanten der deutschen Executivgewalt und der deutschen Nationalsouveränetät. Der König sagte: nein; er sei hier Herr und nehme als Gast den österreichischen Erzherzog rechts und dann seinen Onkel (den alten Prinzen Wilhelm) links neben sich — Gagern aber säße ihm gegenüber. Minister Auerswald mußte dies den Herren Arrangeurs sagen und brachte die Antwort: Gagern verlange neben dem Könige zu sitzen, und es sei zu befürchten, daß das deutsche Ministerium mit dem Präsidenten der Nationalversammlung nicht erscheinen und sogar abreisen werde, wenn der König nicht die Gnade hätte, den Wunsch der Herren zu erfüllen. Die Antwort war, daß die ganze deutsche Einheit zusammenfallen könne, ehe er zugeben würde, daß der Präsident der Nationalversammlung den Rang über die Prinzen seines Hauses bekäme. Und Prinz Wilhelm saß neben dem König und Gagern ihm gegenüber.

Nun will ich reiten. Noch eins. Haben Sie die Güte, Otto sehr herzlich für sein Telegramm und für seinen sehr hübschen Brief, den ich heute bekommen habe, zu danken. Telegramm und Brief haben mich sehr erfreut. Ja, von Telegrammen — gestern habe ich auch eins von Herrn Thiers bekommen, dem und dessen Frau und Schwägerin ich durch ein Telegramm an St.-Hilaire gratulirt hatte. Er sagt: Je vous remercie de vos voeux et je vous adresse les miens vifs et sincères pour vous et les vôtres. Jamais je n'oublierai les services que par votre sagesse, votre esprit de modération vous avez rendu à mon cher pays depuis que vous commandez l'armée d'occupation, ce sont

là des titres à mon estime et à mon affection qui ne s'effaceront jamais. Recevez, général, la nouvelle assurance de ma vive affection et de ma haute considération. Sig. A. Thiers. Nicht wahr, das ist doch ganz hübsch? Aber nun herzlich Adio!

Nancy, 2. Januar 1872.

E. Manteuffel.

7.

Nancy, 24. Februar 1872.

Mein herzlich geliebter und verehrter Freund!

Tausend Dank für Ihren Brief. Otto ist wohl und war heute schon bei mir. Schnell zwei Worte über ferneren Inhalt Ihres Briefes. Ihr Scharfsinn hat den Zweck, in dem mein Brief an Sie geschrieben und dessen Abschrift der Königin-Wittwe mitgetheilt war, errathen. So ist der Brief auch nach vielen Seiten zu verstehen. Aber in einem Punkte remonstrire ich gegen Sie. Sie sagen in Ihrem Briefe: „Fast unmöglich ist es für mich, in dem ursprünglichen Text Weglassungen vorzunehmen." Das sieht ja niemand mehr ein als ich, und wenn Sie meinen Brief nachlesen, so werden Sie finden, daß ich meine Verwunderung über das Anstreichen vieler Stellen ausspreche und speciell erwähne, die Kraftausdrücke seien der Individualität des Königs entsprechend und ihre Beibehaltung nothwendig. Ich habe ja nur ein paar Auslassungen vorgeschlagen, wie „neu gekrönter Aas-Vogel". Ich sollte denken, da könnten Punkte genügen. Mein Gedanke hier z. B. war: Der König hat, soviel ich glaube, direct oder indirect in einer ziemlich vertrauten Correspondenz mit Napoleon III. gestanden. Wird nun solch ein Ausdruck von ihm gedruckt über Kaiser Napoleon, so fürchte ich, es steht irgend ein Literat auf und bezichtigt ihn der Zweideutigkeit. Aber wie gesagt, ich bin gegen jede Sinn, Geist und Gedankengang abschwächende Abänderung und ließe mich, trotz Keller oder wer es sei, in keine derartige Abänderung des Textes der Briefe ein — aber die Weglassung eines Wortes wie Bube, wie Aasvogel kann durch Punkte angedeutet werden. Ich würde in Ihrer Stelle die Stelle wieder herstellen, deren Abänderung Ihnen eine böse Nacht verschafft hat. Halten Sie fest, was ich Ihnen schrieb: ich habe alle die Punkte nur angeführt, nicht weil ich Verbesserungen in ihnen sähe, sondern damit Sie sähen, welchen Eindruck die oder die Stelle auf mich gemacht habe, damit Sie daraus Veranlassung nähmen, noch einmal darüber nachzudenken, habe aber speciell gesagt, daß ich mich dem Resultat dieses Denkens unterwürfe.

Anders ist es mit Abänderungen in den von Ihnen gegebenen Resumés; da betrachte ich das von mir Geschriebene nur als ein Material, das ich dem Historiker hinlege; die beiden wichtigsten Stellen — Olmütz

und Verhältniß zu Österreich am Schluß der Regierung — haben Sie auch hier herausgefunden. Für die Richtigkeit meiner Aussprüche darüber glaube ich einstehen zu können. Das Unglück damaliger Zeit war eben, daß im Innern des Landes Nachschwingungen der Märztage Gewalt hatten. So wurden auch die auswärtigen Fragen vielfach von dem reinen Parteistandpunkt beurtheilt, und wurde vor allem der Gesichtspunkt ins Auge gefaßt, ob das conservative oder revolutionäre Princip durch die oder die Lösung Vortheil haben könne. Bruch mit Österreich und Rußland wurde von sehr tüchtigen Leuten als Aufgabe des Königthums und Sieg des Jacobinismus angesehen. Hätte ich nicht Ihre Vorträge bei Prinz Albrecht und auf der Universität gehört gehabt, ich hätte auch leicht zu weit gehen können nach der Richtung; so hielt ich fest, daß die nationale Selbständigkeit und das Staatsinteresse niemals dem abstracten Princip untergeordnet werden dürften*). Auf diesem Boden fand ich Einverständniß mit dem Könige, und aus den Gesprächen mit ihm habe ich meine Ihnen vorgelegten Auffassungen gewonnen. Daß Sie das Beschäftigenwollen von Österreich in Italien und im Orient nicht anführen wollen, ist richtig. Es gehörten zu weit führende Erläuterungen dazu: daß der König nicht recht an Erfolge Österreichs nach beiden Richtungen glaubte, daß er ihm dadurch nur Verlegenheiten zu bereiten bezweckte, die er dann in Deutschland benutzen zu können hoffte. Ich führte die Sache nur an, um Ihnen zu zeigen, wie der König schon lange im Gegensatz zu Österreich sich innerlich befand.

Ich wünsche die baldige Veröffentlichung sehr; ich habe heute deshalb an Fürst Bismarck geschrieben und ihn gebeten, Sie bald zu sprechen. Ich bin gespannt, wie er es aufnehmen wird. Ich sage nur Ihnen, daß ich es gethan. Meine Frau sagt 1000 Grüße. In Liebe und Verehrung

E. Manteuffel.

8.

Nancy, 13. März 1872.

Hochverehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihren soeben erhaltenen Brief vom 10. d. M. Sie mögen vollkommen Recht haben in dem, was Sie mir über den Werth pecuniärer Selbständigkeit sagen, aber es ist wunderbar: ich habe nicht geglaubt, daß der Besitz von Geld so wenig Eindruck auf mich machen würde. Ankaufen will ich mich, da der König die Gründung eines Fideicommisses für meine Familie wünscht. Wo, weiß ich noch nicht. Meine

*) Denselben Standpunkt, nur noch ungleich entschiedener, nahm bekanntlich Bismarck damals gegenüber Leopold v. Gerlach ein.

Sentiments gehen nach Schleswig — dort ist man 66 für mich eingetreten, als meine alten Bekannten in die Meute der Kläffer gegen mich einstimmten. Aber die Idee mit dem Watzdorfschen Gute hat viel für sich, weil die Einrichtung gewiß wohnlich ist; aber die Ertragsfähigkeit? Und doch glaube ich, warf Herr v. Watzdorf das Geld auch nicht zum Fenster heraus. Ich werde doch Erkundigungen einziehen. Bis jetzt habe ich nur Schreiberei von der ganzen Geschichte gehabt.

Aber schnell zu Ihrem Briefe. Ich freue mich schon, wenn mein Brief den Einfluß gehabt hat, daß Fürst Bismarck Sie gesprochen. Das muß immer etwas gutes fruchten. Ich bleibe dabei, es ist von großer Bedeutung, wenn es zum Bewußtsein kommt, daß der hochselige König auch die erbliche deutsche Kaiserkrone aus der Hand der Fürsten gewollt, daß es ein Kampf gegen Demokratie und gegen Übergriffe aus Rom gewesen. Diese Idee, die jetzige Regierung als Fortsetzung der früheren hinzustellen, wird die conservative Partei freier denkend und die Leiter der Regierung unwillkürlich conservativer machen. Beides ist wünschenswerth. Aber ich glaube doch: im Vorwort ist es auszusprechen, denn den Massen muß die Auffassung octroyirt werden; thut man dies nicht, so thut es ein anderer in vielleicht ganz anderem Sinne.

Nun habe ich noch eine Angst. Gräfin Editha schreibt die Hefte ab? Ist sie dem gewachsen? Wie leicht kann ein Verschreiben, ein Nichtrichtigverstehen eines Satzes den größten Unsinn erzeugen!*) Denn wer steht dafür, daß sie sich nicht berufen glaubt, einige Kraftausdrücke eigenmächtig zu ändern, weil sie denkt, das von ihr gewählte oder an dem Theetisch gesprochene Wort giebt denselben Sinn und ist zarter und weniger anstößig? Ich möchte doch, daß die von Gräfin Editha gemachte Abschrift noch einer genauen Controle unterworfen würde, bevor dieselbe dem Cabinet eingeschickt wird. Ich habe zu viele Erfahrung, welchen Nachtheil unrichtige Abschrift bringt, wenn beim Lesen nicht guter Wille vorhanden ist. Werfen Sie selbst einen Blick in die Abschrift, bevor sie expedirt wird.

Da es Sie doch interessirt, Kenntniß von meinem Verhältniß zu Ihrem Freunde Thiers zu haben, so theile ich Ihnen eine Stelle aus einem Briefe mit, den er unter dem 4. März an jemanden geschrieben, allerdings wohl in der Absicht, daß er mir gezeigt würde. „Je suis toujours fort touché des excellents procédés de Mr. de Manteuffel à notre égard et je lui en conserve comme homme et comme citoyen une gratitude éternelle. Je finirai bien par écrire mes souvenirs, à moins que je ne meurs ici à la peine, et les curieux du siècle prochain sauront qu'un général étranger aussi élévé par le cœur

*) Die erste Ausgabe des Briefwechsels enthielt in der That nicht wenige schwere Lesefehler, die später beseitigt worden sind.

que par l'esprit fut envers la France le plus noble des adversaires."
Ich bin nur neugierig, wie lange dies gute Verhältniß noch dauern wird, denn die Occupation von 1815 lehrt es, daß mit der Zeit die Conflicte zugenommen, die guten Relationen zwischen den Spitzen erkaltet sind, und auch hier tritt schon Ähnliches ein.

Otto ist heute bei mir und da werde ich Ihren Auftrag wegen des Schreibens ausrichten. Meine Söhne schreiben auch nicht so viel, wie ich meinen Eltern schrieb. Es ist eben eine neue Zeit. Sonst ist Otto wohl. Meine Frau trägt mir die allerherzlichsten Grüße auf und ich bin und bleibe Ihr dankbarer

E. Manteuffel.

9.

Das geht ja rüstig weiter.*) Gestern Sendung aus Leipzig, heute schon wieder. Aber setzen Sie doch hinzu, daß der König nie nachgegeben hat in der Militärfrage. Was ich damals schrieb, ist ja vollständig begründet!

Ich führe noch an, daß am 30. oder 31. März, als — ich glaube, es war aufgeschoben um einige Tage, aber kurz nach den Märztagen — bei dem ersten Armeeavancement die Minister (der Pf. Alfred Auerswald) nicht wollten, daß er den Generaladjutant Rauch zum Generallieutenant ernennte, und daß der König aufbrauste und es that. Der Hauptgrund zur Entlassung des Kriegsministers Stockhausen lag darin, daß dieser dem Landtag Concessionen machen wollte in Bezug auf den höheren Gehalt der Offiziere des Garde du Corps- und des 1. Garde-Regiments zu Fuß.

Ich habe schrecklich zu thun; verzeihen Sie die Bleischrift. Otto aß gestern hier, ist wohl. Adio.

Nancy, 28. November 1872.

E. Manteuffel.

10.

Mein hochverehrter und tiefgelehrter Freund!

Es sind ja wenig Menschen, denen ich so aus vollem Herzensgrund Glück und Wohl und Heil wünsche, als Ihnen, und so gratulire ich Ihnen so herzlich, wie ich gratuliren kann, zum Geburtstage. Wie gute Erinnerungen sind mir und meiner Frau geblieben von dem Tage, den wir mit Ihrer jetzt vom lieben Gott aus auf Sie herabsehenden Gemahlin in Ihrem Familienkreise begehen durften! Der liebe Gott segne Sie in Ihren Kindern und erhalte Sie noch lange in ungeschwächter Geisteskraft! Ich habe Sie in jüngster Zeit wieder viel gelesen und mich wieder gestärkt in Ihren Büchern. Denn dessen bedarf man in jetziger Zeit. Zu meiner

*) Mit dem Druck des „Briefwechsels".

Freude habe ich vor einigen Tagen einen Brief von Ihnen empfangen und danke Ihnen herzlichst. Aber Herr v. Obstfelder kann sich doch nicht mehr ändern. Sie verlangen zu viel. Aber amüsant ist neben dem Ärgerlichen die Schwierigkeit, die man Ihnen im Hausministerium wieder gemacht hatte. Ich freue mich, daß sie gehoben. Auf Wünsche in Charlottenburg*) ist nach meiner Ansicht keine Rücksicht zu nehmen. Es sind das nur unklare Empfindungen. Ich habe noch keine neuen Correcturbogen wieder empfangen und das ist mir gar nicht lieb. Die Erläuterungen sind ja auch der wichtigste Theil des Buches; so interessant die Briefe an und für sich sind — ohne erstere wären sie nichts. Ich möchte den Brief im zweiten Theil des Lebens von Dahlmann aus dem April 1848 wohl einmal lesen. Ich freue mich, wenn der Standpunkt des hochseligen Königs in Bezug auf das Verhältniß des Militärs zur constitutionellen Verfassung zum Verständniß gebracht ist — das kann der Armee wirklich nutzen. Die Macht der Krone ist heute noch unwiderstehlich, weil noch Traditionen lebendig sind — je mehr diese verschwimmen, je mehr wird diese Macht schwinden, denn sie ist nur in ihnen begründet.

Ich glaube, wenn Herr Thiers, als Herr Gambetta seine Reise machte, ihn hätte verhaften lassen, die assemblée ad hoc zusammenberufen und Gambetta vor ihren Gerichtsstuhl gestellt hätte, so behauptete er seine Stellung der Rechten und der Linken gegenüber. Gambetta hatte die asssemblée angegriffen, diese repräsentirt die Souveränetät des Volkes, Herr Thiers hatte den Beruf, sie zu schützen. In solchen Krisen nichts thun, führt immer zum Nachtheil. Voltaire sagt einmal: J'ai remarqué qu'en tout événement le destin des états dépend d'un moment. Herr Thiers hat neulich einen verfehlt. Nichtsdestoweniger behalte ich mein tendre für den Mann und ich glaube, er schifft auch durch diese Krise durch. Er ist all den anderen geistig zu überlegen, kennt Frankreich und hat wirklich einen ihn leitenden patriotischen Gedanken.

Gestern haben wir hier den Geburtstag meiner Tochter gefeiert. Selbst Otto hat einer Theatervorstellung und dem Tanzen einer Quadrille beigewohnt. Meine Frau hat Ihnen ein kleines déjeuner mit den Wappen von Nancy und von Lothringen ausgesucht, wie das Zeug hier gebräuchlich, und daraus sollen Sie gleich Kaffee trinken, um daran erinnert zu werden, daß Sie versprochen haben, nach Nancy zu kommen. Ihren Geburtstag feiere ich mit einem Diner an die Franzosen, weil Sie doch ein europäischer Mann sind. Otto kommt, obgleich Sonnabend ist. Also das Allerherzlichste von meiner Frau; von meiner Tochter auch, die nun schon 28 Jahre ist. In treuer Liebe und Verehrung

Nancy, 19. December 1872.

E. Manteuffel.

---

*) Von seiten der Königin-Wittwe Elisabeth.

11.

Nancy, 7. Januar 1873.

Hochverehrter Freund.

In großer Eile zwei Worte, da ich heute einen Artikel in der Kölner Zeitung gefunden habe, der Sie interessiren wird, weil er einen Brief von König Friedrich Wilhelm IV. enthält aus dem September 1848. Ich glaube nur, daß darin ein Irrthum besteht, daß die Beckerath'schen Unterredungen ins Berliner Schloß verlegt werden; der König war damals in Sanssouci und ich besinne mich sehr genau darauf, wie Beckerath dort war und welche Mühe wir uns gaben, daß der König nicht ihm die Bildung des Ministeriums anvertraute. Der jetzige König als Prinz von Preußen empfahl Beckerath. Dagegen ist es sehr leicht möglich, daß der Brief des Königs aus Bellevue datirt ist, weil der König damals oft nach Bellevue des Morgens fuhr und dort arbeitete, Audienzen gab und Conseils abhielt. Also ich schicke Ihnen das Blatt.

Sehr herzlich danke ich für Ihren Brief vom 3. huj., der mich sehr erfreut hat. Die Warnung, die Sie bekommen haben von wegen der Schonung und Weglassung drastischer Ausdrücke, amüsirt mich fast. „Schreckt sie alles gleich, was eine Tiefe hat; ist ihnen nirgend wohl, als wo's recht flach ist." Ich glaube, daß Ihnen die Herausgabe dieses Werks zu großem Ruhm gereichen wird, und gewiß ist es schwer, zu arbeiten und zu urtheilen, wo nicht alle Acten vorliegen; aber das Buch wird immer das ungeheure Verdienst haben, zuerst Licht und Aufklärung von einem anderen als dem ganggäbigen Meinungsboden aus über Friedrich Wilhelm IV. und über eine wichtige Entwicklungsepoche der preußischen und deutschen Geschichte gegeben zu haben und so der objectiven Beurtheilung hierüber Bahn zu brechen. Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht in der Vorrede diesem Gedanken — nur klarer gefaßt — Ausdruck gegeben werden sollte, um dadurch von Anfang an Entgegnungen entgegenzutreten, die, belegt mit anderen Briefen, der einen oder anderen Auslegung im Text scheinbar Unrecht geben könnten.

Man muß festhalten, daß Friedrich Wilhelm IV. eben eine sehr eigenthümliche Natur war; er wollte die verschiedenartigsten Persönlichkeiten für seinen Zweck, für sein Endziel benutzen und bearbeitete sie je nach ihrer Individualität; er hatte ferner immer im Auge, einen Rückweg offen zu haben, den er betreten konnte, wenn er nicht durchdrang; er suchte das sich Compromittiren zu vermeiden und war nun einmal nicht angelegt, den Knoten durchzuhauen, sondern immer nur bemüht, ihn zu lösen. Sein Zweck, sein Hauptziel in der deutschen Politik war aber Anbahnung der Herrschaft seines Hauses in Deutschland. Hätte er Österreich bei Königin-

grätz geschlagen gehabt, er hätte nie daran gedacht, dem Habsburgischen Hause die Römisch-deutsche Kaiserkrone zurückzugeben. Aber König Friedrich Wilhelm IV. hatte Österreich nicht geschlagen, und nun gar 1848 war er selbst geschlagen; und wenn Österreich auch innerlich zerrüttet war, so wußte er doch, daß Kaiser Nikolaus es protegirte mit seiner Macht und seinem damaligen Nimbus. Wenn Friedrich Wilhelm IV. in seinen Briefen an Dahlmann, Beckerath, Bunsen und wie sie alle heißen, offen mit seinen Plänen, Hohenzollern an die Stelle Habsburgs zu setzen, hervortrat, so war er Österreich und Rußland gegenüber compromittirt — das that er also nicht; aber er arbeitete daran, daß die deutsche Bewegung Fortgang hatte, und suchte nur jedenfalls das Wesen für sich und sein Haus festzuhalten. Das war das militärische Commando in Deutschland, wie er es bezeichnete. Wenn er sich dabei in mittelalterlichen Bildern und Benennungen bewegte, so war das seine Individualität. In Wien wußte man ganz genau, was das bedeutete.

In dem Blatt, das ich Ihnen schicke, ist auch von den Papieren Dahlmanns die Rede und wird von „Römisch-deutscher Kaiserkrone und Reichsfeldherrnamt“ — die erstere für Habsburg, das letztere für Hohenzollern — gesprochen. Nun, als ich 1854 in Wien verhandelte, ist der Hauptgrund, warum Kaiser Franz Joseph nicht auf die Defensiv- und Offensivalliance, die Österreich und Preußen damals das schiedsrichterliche Amt gegen Rußland und gegen die Westmächte mit Kaiser Franz Joseph als Wortführer geben sollte, einging, der, daß Graf Buol dem Kaiser sagte, er erinnere daran, wie vor einigen Jahren Preußen nach der Herrschaft von Deutschland gestrebt und wie Friedrich Wilhelm IV. Österreich nur mit Redensarten abfinden wolle von Römisch-deutscher Krone, während er selbst aber das Schwert von Deutschland sein wolle, wie der König hundertmal versichert, Reichsfeldherr unter dem Kaiser; das seien alles nur Phrasen von Friedrich Wilhelm IV., um Österreich zutraulich zu machen.

Ich kann nicht mehr schreiben; aber Friedrich Wilhelm IV. ist nicht bloß nach seinen Briefen, sondern nach seinen Handlungen auch aufzufassen — er hat sich factisch nie unter Österreich gestellt. Als aber die Kaiserkrone ihm angeboten wurde, nahm er sie nicht an, weil die Fürsten nicht zugestimmt, und sehnte sich doch, daß dies geschähe, konnte es nicht durchsetzen, weil die Führer des Parlaments zu doctrinär. Die bloß demokratische (nicht nationale) Bewegung hat er nicht anerkannt, die von ihr gebrachte Krone verworfen, die Centralgewalt unter österreichischem Erzherzog aber zertrümmert trotz aller Versicherungen, wie er die historische Stellung Habsburgs anerkenne. Gute Nacht.

E. Manteuffel.

12.

Hier, hochverehrter Freund, ist wieder ein Druckbogen, den mir Herr Geibel*) heute geschickt hat, und den ich mit sehr großem Interesse gelesen habe. Es wird doch ein bedeutendes Buch.

Fragen kann man sich, warum der König, obgleich er sah, daß Bunsen schon nicht mehr mit ihm einstimmte, ihn doch immer noch zu Vertrauensaufträgen brauchen wollte. Mir fällt ein, was mir der Hochselige König da einmal von dem General Willisen gesagt: er lobte viele Eigenschaften von ihm, auch wie er ihm ergeben sei; „aber", sagte er, „er ist nahe daran, ganz in die Hände der Gott versuchenden modernen Liberalen zu fallen; er schwankt am Rande eines Abgrundes und nur ein Strohhalm schützt ihn vor dem gänzlichen Sturz; der Strohhalm ist sein Gefühl für mich, entziehe ich ihm jetzt mein Vertrauen, suche ich nicht immer wieder durch Aufträge ihn zu mir heran zu ziehen, so schwindet der Strohhalm, der ihn noch im Gleichgewicht hält und er stürzt unrettbar in den Abgrund!" Sollte nicht ein ähnliches Gefühl den König trotz aller Rathschläge von Rauch und Brandenburg und Alvensleben immer wieder verleitet haben, Bunsen in die Geschäfte hineinzuziehen? Ich erinnere mich, General Rauch zu Graf Alvensleben sagen gehört zu haben: „Ist es wahr, daß der König Bunsen gehen lassen will, wenn Du das Ministerium nimmst?" — „Ja." — „Nun, da wirst Du doch Minister?" — „Nein." — „Da bist Du kein Patriot; ich kann versichern, daß, wenn der König zu mir sagt: Rauch, willst Du Dich hier an den Baum aufhängen lassen, wenn ich Bunsen den Abschied gebe? — so knöpfe ich selber den Kragen auf und reiche meinen Hals hin. Nimm doch das Ministerium wenigstens auf 24 Stunden, lasse die Ordre von Bunsens Abschied zeichnen und nimm dann selbst wieder deinen eigenen!" Sie glauben gar nicht, welche Kämpfe der König zu bestehen hatte, um Bunsen zu halten.

Meine Frau hat einen sehr lieben Brief von Otto. Mein Sentiment ist: Vermeidung widerstreitender Pflichten in den Zeiten der Krisen! Wir gehen aller Wahrscheinlichkeit nach religiösen Krisen entgegen; ein Mann von Otto's Glaubensfestigkeit und Glaubenseifer darf dann nicht die Fesseln eines Militärgeistlichen haben, wenn er nicht in große Gewissensscrupel oder in häßliche irdische Wirrungen gerathen soll. Am 15. denke ich viel zu Ihnen und Maxa*) bin ich wirklich dankbar für die Pathenstelle. In treuer Verehrung

Nancy, 12. Januar 1873.

E. Manteuffel.

*) Ranke's Verleger.

**) Ranke's Tochter Frau v. Kotze.

13.

Hochverehrter Freund.

Sie werden erschrecken vor den vielen Briefen. Ich habe heute nochmals den 13. Druckbogen bekommen und sende ihn nochmals. Pag. 202 in der 4. Zeile von unten muß, glaube ich, etwas gesagt werden, daß sich das Wort „die Märztage machten darin keinen wesentlichen Unterschied" hauptsächlich auf Süddeutschland bezieht; denn in Preußen selbst war einmal der deutsche Gedanke damals noch nicht allgemein, dann war die Entrüstung über die Märztage so groß und der Ingrimm auf den König selbst wegen der Märztage so heftig, daß, wenn jemand den Satz liest, er unter dem Eindruck des Erlebten und Gehörten oder bisher Erlernten ihn für historisch unrichtig hält. Ich glaube, man muß die beiden Sätze vertauschen und den letzten vor den ersten setzen. Also:

„In den oberdeutschen Gebieten, die einst vorzugsweise als das Reich bezeichnet worden waren, sah die große Mehrheit die Rettung Deutschlands in einer Vereinbarung mit Preußen. Die Märztage machten darin keinen wesentlichen Unterschied, da der König in Patenten und Reden eine entgegenkommende Gesinnung kundgegeben hatte." Dann muß aber 203 in der 5. Zeile von oben es auch heißen „des preußischen Staates" anstatt „dieses Staates".

Ich kenne die Schriftstücke in Springers Buch*) nicht, aber ich möchte doch immer glauben, daß der König nur gesagt: „Österreich erblicher Kaiser", weil er sich nicht zugetraut, das preußische Kaiserthum durchzusetzen. Wie die Dinge lagen und nur, um sich Österreich gegenüber rechtfertigen zu können, wenn von seinem Streben nach Herrschaft in Deutschland die Rede war, schrieb und sprach er von Österreichs erblichem Kaiserthum. Der König hatte Ambition. Dazu kam auch eine größere Jalousie gegen Kaiser Nikolaus; der König hätte Franz Joseph gern eine äußere Stellung gegeben, die den slavischen Kaiser in den Rang stellte. Das Wesen der Macht in Deutschland wollte er nie fortgeben an Österreich. Es ist ausgesprochen 206 und 207, aber ich möchte es noch positiver haben.

Dann pag. 206 Zeile 2 von unten: „man fragt" u. s. w. und pag. 207 auf Zeile 3 von oben ist die Antwort nicht scharf genug hingestellt und durch den Zwischensatz: „obwohl" u. s. w. undeutlich gemacht.

Aber sonst der Bogen ungeheuer interessant. In treuester Verehrung

Nancy, 17. Januar 1873.

E. Manteuffel.

14.

Hochverehrter Freund.

Hier wieder ein Bogen, der mir gestern zugeschickt wurde, den ich aber gestern beim besten Willen nicht lesen konnte, da ich außer nieder-

*) Leben Dahlmanns.

trächtigem Leibschneiden und laufenden Geschäften mittags ein Diner von 72 Couverts und abends eine Gesellschaft von 200 Personen hatte. Ich sehe aus dem Bogen, daß Ihnen die Kölnische Zeitung schon bekannt war, also hätte ich sie nicht zu schicken brauchen. Aber besser zu viel als zu wenig. Entschuldigen Sie daher die vielen Sendungen.

Ich hoffe, Otto kommt nun bald. Neues von hier weiß ich nicht. Vorgestern habe ich bei einer Denkmalseinweihung eine lange Rede gehalten und bin dabei positiv für Bazaine eingetreten, was mir Preußen und Franzosen übel nehmen werden, was aber mir richtig schien, wie ich einmal bin. In sehr, sehr treuer Liebe

Nancy, 21. Januar 1873.

E. Manteuffel.

15.

Hochverehrter Freund.

Hier ein Bogen und ad pag. 228:

Als Heinrich Gagern und Vincke in Potsdam waren, um den König im Frankfurter Sinn zu bearbeiten, gingen beide auch nach Brandenburg, wo unsere Kammer damals tagte, wo ersterer den Ministerpräsident Graf Brandenburg, letzterer den Minister des Innern Hrn. v. Manteuffel zu bereden suchte, ihre Abschiedsgesuche einzureichen, damit der König volksthümlichere Minister nehmen könne. Ich war damals dorthin zu Graf Brandenburg commandirt, und als ich früh 9 Uhr bei ihm war und ihm eben eine Charakteristik von Gagern gegeben hatte, der ihm unbekannt war, ließ sich dieser melden. Er blieb wohl $\frac{3}{4}$ Stunden beim Grafen, und nachdem er fortgegangen, ging ich wieder zu diesem und Graf Brandenburg erzählte mir seine Unterredung auf frischer That. Herr v. Gagern hatte damit angefangen, die Verdienste des Ministeriums zu loben; sein Eintreten in dem Augenblicke sei eine rettende That gewesen, aber seine Aufgabe sei nach Herstellung der Ordnung erfüllt und jetzt sei der Moment gekommen, wo es abtreten und dem Könige die Möglichkeit gewähren müßte, ein volksthümliches Ministerium zu nehmen, wodurch allein ein gutes Verhältniß mit der Frankfurter Versammlung erhalten werden könne. So sei die Lage, und der Patriotismus mache es dem Grafen Brandenburg zur Pflicht, seine Demission jetzt einzureichen; einmal weil er sich dadurch nur für künftige Zeiten der Noth erhalten könne — und diese könnten sich bei der Aufregung der Geister ja immer wiederholen — und denen könne er nur erfolgreich dann entgegentreten, wenn er mit Eclat und freiwillig thue, was er in kurzem werde thun müssen; er solle sich klar machen, daß weder er noch der Minister Manteuffel bei allen sonstigen Qualitäten das Talent der Rede besäßen, was zur Leitung der Kammern unbedingt nöthig sei, und daß sie daher in sehr kurzer Zeit in Debatten

unterliegen und ihre Portefeuilles verlieren würden, dann aber in der Meinung so viel verloren haben würden, daß sie auch für spätere Krisen den Nimbus verlieren und einflußlos bleiben würden. Zweitens aber sei der schleunige Rücktritt der Minister nöthig, weil die Frankfurter Versammlung sich in großer Aufregung befände, den Wunsch ausgesprochen habe, daß der König von Preußen ein volksthümliches Ministerium nehme, und weil, wenn diesem Wunsche nicht nachgekommen würde, die Linke der Versammlung solche Gewalt bekommen und dann zu solchen extremen Werken die Versammlung fortreißen würde, daß die ganze Idee der deutschen Einheit dadurch gefährdet werden könne.

Darauf (es war nämlich der Plan, daß Herr v. Gagern Ministerpräsident, Herr v. Vincke Minster des Innern werden sollte) hat der Graf Brandenburg geantwortet: Er danke Herrn v. Gagern für die Anerkennung seines Patriotismus, aber die Ordnung in Preußen sei noch nicht vollkommen hergestellt, deshalb seine Aufgabe noch nicht gelöst und deshalb könne er auch seinem Rathe, seine Demission zu geben, nicht folgen. Was die Begründung desselben anbelange, so räume er gern ein, daß er kein Redner sei, und auch, daß Herr v. Vincke mehr Gewandtheit im Sprechen habe als Herr v. Manteuffel; aber darauf käme es gegenwärtig weniger an, denn er und Minister Manteuffel stünden auf dem Boden, daß sie sich nicht abhängig von der Majorität glaubten, und daß, wenn noch so viele Abstimmungen gegen sie ausfielen, sie daraus noch keine Veranlassung nehmen würden, Sr. Majestät ihr Abschiedsgesuch einzureichen. Ebenso sei er fern, sich mit ihm — Gagern — in Betracht der staatsmännischen Befähigung zu vergleichen, aber einen Factor habe er — Gagern — doch übersehen bei Schilderung der Situation, das sei die preußische Armee; er — Brandenburg — habe bereits bei Herstellung der Ordnung in Berlin gezeigt, daß er Blutvergießen vermeide, aber im Hintergrunde müßten die Bajonette doch sein, wie die Verhältnisse einmal wären; nun, da könne er aus voller Überzeugnng es sagen, daß, wenn Herr v. Gagern im Parlament besser spräche, die preußische Armee mehr Vertrauen zu ihm, Brandenburg, hätte, und das sei gegenwärtig das wichtigste. Was nun aber die Gefahr anbelange, die sein Verbleiben im Amte in der Versammlung in Frankfurt hervorrufen könne, so dürfe er darauf keine Rücksicht nehmen. Er erkenne die Größe der Idee der deutschen Einheit gewiß an; aber wenn es sich um Bestand Preußens, oder um Aufrechthaltung dieser Idee handle, so sei ihm ersteres wichtiger und werde er für dieses eintreten, wenn auch die ganze deutsche Einheit darüber zuschanden ginge.

Sollten diese inneren Kämpfe um den König herum nicht kurz angedeutet werden? Prinz und Prinzeß von Preußen begünstigten Gagern und dessen Pläne — der König hatte für sich Rauch und sein Ministerium. Welchen Eindruck die Wiedererstarkung Österreichs auf den König machte

und wie sein Ehrgeiz dabei ins Spiel kam und er die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung des Gegensatzes zwischen Österreich und Preußen erkannte, dafür folgende zwei Äußerungen des Königs:

Bald nachdem das Ministerium Pfuel seine Aufgabe nicht erfüllt hatte, trat die Unterwerfung Wiens durch Windischgrätz, die Erhebung von Jellachich ein. Als der König dies erfuhr, sagte er beim Spaziergang zu mir: „Jetzt sind die Folgen von Pfuels Schwanken da; Ordnung in Preußen werde ich schon machen, aber Österreich hat es früher gethan, und nun gehen die Augen von Deutschland nach Wien und nicht nach Berlin."

Als der König 1849 in Ischl beim Kaiser Franz Joseph war, erfuhr er die Auflösung des Landtags von Kremsier und den ganzen Staatsstreich. Der König tadelte mir gegenüber, daß der Kaiser dies mit Ministern gethan, die bereits auf die Verfassung geschworen gehabt hätten, und fügte dann hinzu: „Jetzt müssen wir die Verfassung behalten, denn niemals dürfen wir nachmachen, was Österreich gethan."

Solche unbewachte Äußerungen sind oft charakteristischer als officielle Aussprüche. Ich habe nur immer Angst, Sie zu fatiguiren, sonst überschüttete ich Sie noch viel mehr mit Details, die mir beim Lesen der Druckbogen einfallen. Otto wird zu heute erwartet, ich freue mich, ihn zu sehen. In herzlicher Liebe und Verehrung

Nancy, 23. Januar 1873.

E. Manteuffel.

16.

Hochverehrter Freund!

Pag. 262 stehen Worte, die der König geschrieben haben soll*). Ich sollte glauben, diese Worte seien aus den Monaten April, Mai, Juni 1848, nicht aus der Zeit, wo es sich um Annahme oder Ablehnung der Kaiserkrone handelte. Sie erinnern sich, daß Radowitz dem König gerathen hatte, unmittelbar nach dem 18. März 1848, sich zu effaciren, bis der Sturm vorüber sei; es werde sich dann ein geeigneter Moment finden, wo er als König auftreten und mit allem Revolutionären brechen und dieses niederschlagen könne. Sie selbst haben den König durch Ihre Memoires mit zuerst anderen Sinnes gemacht und wieder zum Eingreifen in die Dinge bewogen. In diese Epoche möchte ich diese geschriebenen Worte legen, nicht in die des Frühjahrs 1849, wo der König sehr in den Dingen lebte und mit seinem Ministerium in gutem Verhältniß stand.

*) An Bunsen: „er habe die preußische Politik in die Hände des Staatsministeriums gelegt, sie sei hinfort nicht mehr die seine." Ranke hielt mit Grund an dem Datum des Briefes — 11. Februar 1849 — fest.

Sollte nicht pag. 267 auch der Schluß der Ablehnungsrede des Königs an die Frankfurter Deputation angeführt werden: „Verkünden Sie in den deutschen Gauen, daß der König von Preußen auch so Schutz und Schirm Deutschlands sein wird"? So ungefähr muß der Sinn gewesen sein. Es stimmt dies mit der Nachschrift im Bunsenschen Briefe über die beiden Wünsche, die er habe, und dann doch auch mit dem, was später in Sachsen und Baden geschehen. Ich habe dem König ein paar Tage nach der Ablehnung bei einem Spaziergang gesagt, er möge nur sein Programm, das er bei der Ablehnung ausgesprochen, wahr machen und „handeln". Es muß etwas ähnliches in der Antwort des Königs stehen. Sein Unglück war, daß er niemanden hatte, der seine großen Gedanken ins Handeln übersetzte.

Ich muß zu Tisch. Hier der Bogen. Otto ißt heute bei mir und ist wohl. In treuester Verehrung

Nancy, 31. Januar 1873.

E. Manteuffel.

17.

Hochverehrter Freund!

Hier zwei heute erhaltene Druckbogen. Ich habe zu pag. 300 und pag. 310 ein paar Bemerkungen geschrieben, die Sie vielleicht lesen, um ein paar Worte einzuschalten oder zu ändern, damit auch einer anderen Auffassung Rechnung getragen werden kann und nicht nur der speciell angedeuteten. Ich meine hier hauptsächlich, daß die Entstehung des Krimkrieges weniger mit den Erzählungen von S. H. Seymour in Verbindung gebracht wird, sondern mehr in der Art, wie Sie es pag. 309 aussprechen, daß der Krieg sich Schritt für Schritt entwickelt hat und daß der französische Imperator die Gelegenheit ergriffen, um u. s. w. Seien Sie mir nicht bös, wenn ich so weitläufig geschrieben, aber ich schreibe aus dem Gedächtniß und habe so wenig Zeit, es vorher zurecht zu legen. Otto ist Gott sei Dank wohl, er giebt jetzt Confirmandenunterricht an 16 vereidete Soldaten, die noch nicht eingesegnet sind — auch ein Zeichen der Zustände. In herzlicher Liebe

Nancy, 13. Februar 1873.

E. Manteuffel.

Bemerkungen.

Ad pag. 300. Ist das hier Gesagte richtig? Ist die Entstehung des Krimkrieges wirklich in den Gesprächen Kaiser Nikolaus' mit Sir H. Seymour zu suchen? Hat deren Veröffentlichung nicht bloß auf die öffentliche Meinung wirken sollen? Hat Anfang 1853 bei Kaiser Nikolaus wirklich die feste Absicht vorgelegen, die orientalische Frage in die Hand zu nehmen? Ich sollte denken: nein!

In Müfflings Memoiren steht am Schluß seine Besprechung mit Kaiser Nikolaus über die Annahme eines türkischen Gesandten in Petersburg. Darin ist des Kaisers Ansicht über die Stellung Rußlands zu der Türkei enthalten, von der er sich nie ganz losgemacht hat, obgleich die Türkei immer mehr mit den anderen Mächten in Gleichstellung trat.

Nun hatte 1852 im Herbst, glaube ich, der Kaiser Franz Joseph den Grafen Leiningen, glaube ich, in einer Specialcommission nach Konstantinopel gesandt und hatte einen diplomatischen Erfolg dadurch gehabt; ebenso hatte Frankreich in der Klosterfrage etwas durchgesetzt. Das alles ärgerte Kaiser Nikolaus; da er eben der Ansicht war, die Türkei müsse anders behandelt werden, als andere Mächte, er auch gern einen ähnlichen eclatanten Erfolg wie Österreich dort haben wollte, so schickte er Mentschikow in einer Specialcommission. Weiter ging sein Gedanke damals nicht, als die äußere Stellung Rußlands in Konstantinopel, die nach seiner Ansicht durch französische diplomatische Erfolge und durch den Erfolg des österreichischen Specialgesandten gelitten hatte, wieder herzustellen. So hat mir Nesselrode erzählt, der gegen die Sendung gewesen war.

Mentschikow hat sich ungeschickt benommen und hat nicht reussirt. Der Kaiser ist unzufrieden mit ihm gewesen, hat ihm verboten, nach Petersburg zu kommen und ihn nach Sebastopol geschickt, wo er dann, als der Krieg ausbrach, weil er zufällig dort war, das Commando erhalten hat. Der Kaiser hat aber gesagt, der Pforte gegenüber dürfe er Mentschikow nicht desavouiren, sie habe gegen seinen Specialgesandten manquirt, müsse gestraft werden, und er wolle sie einschüchtern und zu einem pater peccavi nöthigen durch die Besetzung der Fürstenthümer. Nesselrode hat hiergegen remonstrirt, als nicht in den Verträgen begründet. Kaiser Nikolaus hat aber gesagt, die Pforte sei nicht zu behandeln wie andere Staaten, und Europa kenne seine Gesinnungen und seine Mäßigung, habe Vertrauen zu seinem Charakter und würde seine Handlung als rein gegen die Pforte gerichtet, um sich eine Satisfaction zu schaffen, ruhig hingehen lassen. Kurz, der Kaiser hat auf seinem Willen bestanden und hat den Einmarsch befohlen.

Die Westmächte — Palmerston schon Einfluß übend auf das Ministerium, das er dann gestürzt, und Louis Napoleon, verletzt durch Kaiser Nikolaus, der ihm nicht die schriftliche Anrede mon frère gegeben — haben aber den diplomatischen Fehler Rußlands benutzt — und so ist es zum Kriege gekommen. Ein Schritt ist immer aus dem anderen hervorgegangen und natürlich sind dann, da ja aus dem Schutzanspruch von Glaubensgenossen der ganze Conflict entstanden war, von den Westmächten große Ideen über Schutz der Türkei gegen russische Übergriffe und doch gleichzeitig Schutz der Christen unter türkischem Regiment aufgestellt worden und ist das zum Vorwand persönlicher Gereiztheit und

Interessen von Palmerston, Napoleon und Graf Buol genommen, um die Aufstellung gegen Rußland zu taufen; Rußland hat, um sein Volk zu montiren, dann auch von Glaubensgenossen gesprochen.

Hätte Kaiser Nikolaus den Krieg gewollt, so hätte er sich dazu vorbereitet gehabt; hätte er die orientalische Sache diplomatisch in die Hand nehmen wollen, so hätte er nicht so ungeschickt durch das Eingreifen militärischer Maßregeln selber angefangen. Der Kaiser ist hitzig gewesen und Autokrat auch gegen die Türkei, voilà tout! Der Kaiser hat mir selbst gesagt, in den verschiedenen Stadien sei er, um den Frieden zu erhalten oder ihn wieder zu schließen, bereit gewesen, dem zuzustimmen, was die Westmächte verlangt; aber sobald er dies zu erkennen gegeben, hätten diese es öffentlich und in einer Form verlangt, daß er als Kaiser von Rußland habe ablehnen müssen.

Gar keinen Zusammenhang haben die Seymour'schen Eröffnungen mit dem Kriege selbst. Der Gedanke, daß die Türkei nicht fortbestehen dürfe und könne, daß sie aber, wenn sie zerfalle und unterjocht würde, einen europäischen Krieg herbeiführen müsse, ist seit Jahren ein bei Kaiser Nikolaus feststehender gewesen. Seine Ambition setzte er darein, diesem durch friedliche Theilung der Türkei vorzubeugen. Das, was er hierüber 1852 oder 1853 gesagt hat, hat er schon 10 Jahre früher mit Friedrich Wilhelm IV. und mit Gen. Rauch durchgesprochen, und mit Fürst Metternich und ich weiß nicht wem noch. Meyendorff nannte das Thema das Steckenpferd des Kaisers. Mir erzählte der Kaiser im Winterpalais: „Hier in diesen Zimmern habe ich mit S. H. Seymour wie mit einem Freund gesprochen und wir haben unsere Gedanken ausgetauscht — und nun macht der Mann Depeschen, die die Engländer veröffentlichen, um die Meinung in Europa zu verdrehen und diesen Krieg als von mir herbeigeführt zu schildern." Kaiser Nikolaus hat im Anfang des Jahres 1853 nicht mehr, als im Jahre 1833 und 1843, den Entschluß gefaßt, die orientalische Sache in die Hand zu nehmen. Der Gedanke hierzu hat ihn fortwährend beschäftigt, zum Entschluß über das, was zu thun, ist er nie gekommen. Der Krimkrieg ist durch falsche, aus der Imperator-Auffassung über die Stellung Rußlands entsprungene Schritte des Kaisers Nikolaus gegen die Pforte in einem speciellen Fall entstanden, die von seinen Feinden, die ihm seine europäische Stellung nicht gönnten, benutzt worden sind. Am wenigsten von allen betheiligten Monarchen hat Kaiser Nikolaus selbst den Krieg gewollt. Baron Meyendorff sagte, dieser Krieg habe sich nach und nach aus einem Schritt, der wieder einen anderen hervorgerufen, weil er von der anderen Seite unrichtig ausgelegt worden sei, entwickelt, so daß er in der Geschichte einst der Krieg der Eventualitäten heißen müsse.

Das ungefähr ist die Ansicht, die sich mir als Resultat meiner Ge-

spräche mit König Friedrich Wilhelm IV., Kaiser Nikolaus, Kaiser Franz Joseph, Nesselrode, Orlow, Meyendorff, Münster (Militärbevollmächtigter), Metternich, Buol, Ficquelmont, Windischgrätz, Heß, Nugent, Wallmoden, Baron Bruck, Westmoreland, Sir H. Seymour, Herzog von Cambridge, Bourqueney, mit denen allen ich in dieser Angelegenheit Verhandlungen oder Besprechungen hatte, herausgestellt hat.

Ich möchte nicht gern, daß in einem Werke von solcher Bedeutung wie das vorliegende die landläufige Auffassung, die Veranlassung zum Krimkriege liege in den Absichten über die Türkei, die Kaiser Nikolaus dem S. H. Seymour in vertraulichen Besprechungen mitgetheilt habe, Wiederhall fände. Die Veranlassung zum Kriege war: Neid gegen die Stellung des Kaisers Nikolaus in allen Cabinetten, den Kaiser Napoleon benutzte, um sich selbst wieder eine Stellung zu geben, dabei ein englisches Interesse, die Macht Rußlands, die ihm schon 1814 und 1815 das Gleichgewicht gehalten, zu schwächen. —

ad pag. 310. Könnte hier bei der kurzen Charakteristik über die Politik Friedrich Wilhelms IV. nicht angeführt werden, daß sie jedenfalls Deutschland damals den Frieden erhalten, daß sie Preußen nach der diplomatischen Schlappe von Olmütz und nach dem ganzen Zusammensturze von 1848 zuerst wieder wirklich europäische Stellung gegeben, so daß die anderen Mächte wieder voll mit ihm rechneten; daß sie den Erfolg gehabt, das Verhältniß mit Rußland für die Zukunft so zu gestalten, daß dieses Preußen 1870/71 in der Campagne die wesentlichsten Dienste durch das Schachhalten gegen Österreich geleistet hat? Sie hatten einmal so hübsch ausgesprochen, die orientalische Politik des Königs sei einer der seltenen Fälle in der Politik, wo das Innehalten eines rein moralischen Ganges, das Verfolgen eines reinen Zweckes, zum Erfolg führe; auch hoben Sie einmal so hübsch hervor, wie die Regierung Friedrich Wilhelms IV. sich gliedere in die Zeit bis zu seinem Zusammenbrechen 1848 und in die seiner Wiederaufrichtung, und wie er hier Virtuosität gezeigt und speciell in der orientalischen Krise groß dastehe.

Ebenso hat Friedrich Wilhelm IV. von dem Bunde mit den Westmächten nicht bloß der Gedanke abgehalten, weil er nicht mit Louis Napoleon, in dem er den Verbündeten der Revolution und den Feind der Verträge von 1815 gesehen, in Einverständniß habe treten wollen, sondern auch, weil sein Rechts- und sein religiöses Gefühl dagegen war. Ich habe den König sagen hören, mit Rußland gehe er nicht, weil Kaiser Nikolaus Unrecht im Beginn der Streitfrage durch Besetzung der Fürstenthümer habe; gegen Rußland marschire er nicht, weil die Westmächte dadurch ins Unrecht Rußland gegenüber getreten seien, daß, als Kaiser Nikolaus ihre Propositionen angenomm[illegible] -ber Nachforderungen gemacht, die [illegible] hätten — von

dem Augenblick an datire das Unrecht der Westmächte und das könne er nie unterstützen; außerdem aber werde er nie das Schwert ziehen als Alliirter des Islams gegen eine christliche Macht, der Halbmond gegen das Kreuz könne keine Unterstützung von ihm verlangen.

18.

Hochgeehrter, heißgeliebter, tiefgelehrter Freund!

Ich habe die Grippe und das Denken wird mir schwer, dennoch will ich gleich heute für Ihren lieben Brief vom 16. d. M. danken und einiges darauf erwidern, was die Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus betrifft. Ich bleibe bei meiner Auffassung. Ich möchte Sie bitten, das Memoire zu lesen, das Sie schrieben*), als ich 1854 nach Petersburg gehen mußte, um Kaiser Nikolaus aufzufordern, die Fürstenthümer zu räumen. Sie erinnern sich, daß Kaiser Nikolaus, als ich ihm dies Memoire vorlas, bei verschiedenen Sätzen und auch am Schluß sagte, das unterschreibe er mit seinem Blute, und daß er mich beauftragte, Sie zu grüßen, obgleich er noch nie etwas von Ihnen gehört; worauf die Kaiserin sagte, er solle sich schämen, Sie seien ja ein berühmter Mann, und der Kaiser dann erwiderte: „Das ist mir ganz egal, ich kenne ihn nicht, aber ich sende ihm meinen Gruß"; drittens, daß er dem Fürsten Gortschakow das Memoire als Instruction nach Wien mitgab, denn darin seien seine Ansichten über die Lösung der Streitfrage enthalten. Von Theilungsprojecten war in dem Memoire nicht die Rede! Irre ich nicht, so sind die Berichte von S. H. Seymour veröffentlicht. Sie werden finden, daß diese vertraulichen Herzensergießungen lange vor der Mentschikow'schen Sendung stattgefunden. Daß der Kaiser Nikolaus schon bei seiner Anwesenheit in London und auch in diesen Besprechungen mit Seymour immer als ersten Satz aufgestellt, daß er die orientalischen Verhältnisse nur im Einverständniß mit England ordnen wolle, steht auch fest. Wie ist es nun zu denken, daß Kaiser Nikolaus plötzlich auf dem brüsquen Wege, durch die Mentschikow'sche Sendung und die Besetzung der Fürstenthümer, die Ordnung der orientalischen Verhältnisse hätte einleiten wollen? Mentschikows Sendung war ein Specialfall, sie mißglückte theils durch Mentschikows Benehmen, theils durch die Gegenwirkung der Gesandten Englands, Frankreichs und Österreichs, die sich sagten, daß, wenn sie glücke, Rußland eine zu dominirende Stellung in Konstantinopel einnehmen müsse, was sie nicht dulden könnten. Der Kaiser Nikolaus ließ sich dann zur Besetzung der Fürstenthümer hinreißen, ohne die geringsten militärischen Vorbereitungen zu einem Kriege, selbst nicht gegen die Pforte, getroffen zu haben. Diesen falschen Schritt benutzten alle Mächte, um, ich kann's nicht anders nennen, ihr Müthchen

*) Vgl. Ranke's Werke Bd. 53/54 S. 671 Anm. 1.

an ihm zu kühlen, unter dessen ungeheurer Stellung in Europa sie bis jetzt geseufzt hatten. Ich sage: alle Mächte, denn auch Preußen erließ eine identische Note mit den anderen Mächten. Der König war ganz empört gegen den russischen Übergriff, sein Rechtsgefühl litt. Sie wissen, daß Albert Pourtalès im Herbst 53 und Anfang 54 wieder im Auswärtigen Ministerium arbeitete und Vorträge beim König hatte. Er förderte die Aufregung des Königs gegen Rußland, was in seine ganze politische Richtung paßte. Er hatte dem König auch die Note oder Depesche, die nach Petersburg gehen sollte, vorgetragen; in dieser Note waren Frankreich und England mes alliés genannt. Kaiser Nikolaus gerieth in eine Berserkerwuth und befahl eine Antwort, die wahrscheinlich zum weiteren Bruch geführt hätte. Der preuß. Bevollmächtigte Gf. Münster rieth dem Kaiser, die Note zu ignoriren und dem König eigenhändig zu schreiben, daß er diese Note als ein Mißverständniß ansehe, denn er könne sich nicht denken, daß sein alter Bundesgenosse, der mit ihm nach wie vor auf dem Boden der heiligen Alliance stehe, eine Alliance mit dem Kaiser Napoleon abgeschlossen habe und noch dazu, ohne ihm die geringste Mittheilung davon zu machen. Auf den König machte das einen ungeheuren Eindruck, er behauptete, Graf Pourtalès habe anders geschrieben, als vorgelesen. Pourtalès wurde aus dem Ministerium entfernt, und nun tauchte beim König der Gedanke auf, mit Österreich eine schiedsrichterliche Stellung in der Sache einzunehmen. Österreich aber traute Preußen nicht und war zu gehässig gegen Rußland; es schürte fortwährend die Westmächte noch an; die Triebfedern bei Minister Buol waren persönlicher Haß gegen Kaiser Nikolaus — dieser hatte ihn wiederholt schlecht behandelt —, die Furcht, Frankreich würde sich mit Italien verbinden und Österreich die Lombardei entreißen.

Ich bleibe dabei: Kaiser Nikolaus hat nur die Pforte in altrussischer Auffassung in einem Specialfall behandeln wollen, hat dabei die Verträge nicht eingehalten, und das ist von seinen Gegnern zuerst im allgemeinen und dann im speciellen von Frankreich, England und Österreich zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke benutzt worden. Ich führe hier an, was mir der alte Orlow, Vertrauensperson von Kaiser Nikolaus, sagte und was die altrussische Auffassung über die Behandlung der Pforte auch bezeichnet: „Die Kunst des Regierens besteht darin, daß man zur rechten Zeit streichelt, zur rechten Zeit eine Ohrfeige giebt; der Kaiser hat der Pforte zur unrechten Zeit eine Ohrfeige gegeben und sitzt nun in der Patsche." Ich bleibe ferner dabei, daß Kaiser Nikolaus ehrlichen Willen gehabt hat, nachzugeben, daß man es aber, wenn er dies gethan, unter Formen verlangt hat, die verletzend wurden, daß man ihn nicht aus seiner isolirten und ungünstigen Lage herausgelassen hat. Als Beispiel führe ich an: Preußen und Österreich hatten sich geeinigt, den Kaiser aufzufordern,

einen Termin zu setzen, an dem er die Fürstenthümer räumen wolle. Die Westmächte waren damit einverstanden und wollten das Resultat abwarten. Österreich schickte eine officielle Aufforderung und ein vertrauliches Schreiben, worin es aussprach, mit welchen Erklärungen Österreich und Preußen zufriedengestellt sein würden. Ich wurde mit einem eigenhändigen Briefe des Königs nach Petersburg geschickt, um den Kaiser zu bereden, nachzugeben. Ich war 7—8 Tage dort und habe täglich, Vormittag, Nachmittag, Abends bis gegen 12 Uhr Unterredungen mit dem Kaiser gehabt; ich habe dann in Nesselrode's Cabinet gesessen und er hat seine Antwort mir im Concept vorgelegt, ob sie so Österreich und Preußen genügen würde. Der Kaiser hatte mehr zugegeben, als verlangt worden war. Als ich zurückkam, war der König zufrieden, aber Österreich hatte sich nicht mit Preußen berathen über dies Genügen der Antwort, sondern mit den Westmächten und erklärte plötzlich, die Antwort werde von diesen und von ihm für ungenügend gefunden. Der König war empört; ich wurde nach Wien geschickt — der Kaiser war kalt, Graf Buol erwiderte mir auf meinen Ausspruch, daß die Antwort ja Wort für Wort seinem vertraulichen Schreiben entspräche: „vertrauliche Schreiben haben in der Diplomatie keine Gültigkeit“.

Und nun möchte ich noch einen Punkt berühren. Fürst Metternich sagte mir, seine Hauptstärke habe darin bestanden, daß er die Potentaten und die leitenden Minister so gut gekannt habe. Dadurch sei es ihm möglich gewesen, zwischen den Zeilen zu lesen und zu verstehen, was die eigentliche Absicht dessen, der geschrieben, sei. So fasse England und Graf Buol das Auftreten von Kaiser Nikolaus auf als eine Maßnahme, sich Konstantinopels zu bemächtigen oder die Türkei von Rußland allein abhängig zu machen. Der Kaiser Napoleon sei ein aventurier, der nur gewinnen könne, wenn es zu einem Kriege käme, der ihm Alliancen und Frankreich Gloriole verschaffe. Das Ganze aber sei nichts gewesen, als eine der velléités des Kaiser Nikolaus, den das Glück und autokratische Herrschaft verwöhnt habe. Er würde, wenn er noch im Amte sei, sich über den Schritt des Kaisers Nikolaus gefreut haben, weil er den europäischen Cabinetten Gelegenheit gegeben haben würde, ihm auf die Finger zu klopfen und ihm eine kleine Lehre zu geben, daß er noch nicht in Europa regiere. Weiter aber, zu Schritten, die die ganzen alten Bundes- und Staatsverhältnisse in Europa gefährden mußten, würde er nie gerathen haben, das sei über das Ziel geschossen. Der König habe dieselbe Auffassung und sehe allein richtig. Ein Minister müsse bei seiner Politik einen Ausgangspunkt und einen Endpunkt haben. Graf Buol habe aber nur ersteren — Österreich selbständiger gegen Rußland hinzustellen. Aber den Endpunkt seiner Politik, wohin es führen müsse, wenn die nordische Alliance gesprengt würde, den habe er sich nicht klar gemacht. Also Fürst Metternich. Hat Österreich Nutzen von seiner Politik gehabt?

Dann, verehrter Freund, Sie glauben nicht an Übereilungen bedeutender Männer! Ich möchte Sie an eine Conversation erinnern, die neulich recht gescheute und dem Fürsten Bismarck ergebene Leute gehabt haben sollen — sie meinten, das Glück, das Große, das er gethan, habe ihn manchmal schon bis zu einem gewissen Grade von Unzurechnungsfähigkeit gebracht, er sei dann nicht zugänglich, höre nichts, sondern decretire nur, setze Formen selbst gegen Se. Majestät aus den Augen. Haben 10 Jahre Ministerium ungefähr schon solchen Einfluß auf einen sehr bedeutenden Mann gehabt, welchen Einfluß muß unumschränkte Herrschaft auf einen Kaiser von Rußland üben? Die Menschen bleiben eben Menschen. Als ich im Jahre 1847 in Petersburg war, sagte mir ein jetzt sehr hochstehender Mann, der damals schon zur Umgebung des Kaisers gehörte, Glückwünsche dazu, daß wir eine Verfassung bekämen; denn das Volk müsse eine Garantie haben, daß in seinem Interesse regiert werde. Ich fragte ihn nach ihrer Verfassung. „O", erwiderte er, „wir haben seit langem eine, aber die könnt ihr nicht annehmen, dazu seid ihr zu gebildet — es ist der Dolch oder die Strangulation oder das Kloster!" Kurz, wenn ein Kaiser nicht mehr im Interesse Rußlands regiert, so hört er eben auf zu regieren und ebenso muß sein Regiment nicht über 25 Jahre dauern, weil ein so langer Zeitraum unumschränkter Regierung Größenwahnsinn erzeugen muß, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist. Kaiser Nikolaus hatte über 25 Jahre regiert, hatte neben der uneingeschränkten Herrschaft in seinem weiten Reiche die ungeheure Stellung in Europa und hatte ferner große Rücksicht auf den Glauben seines Volkes zu nehmen; sein Bruder Alexander war sein Ideal und sein Ende ihm sehr gegenwärtig. Daß Österreich und Frankreich Vortheile für die Katholiken in Konstantinopel erstritten, machte Mißmuth bei den Griechischgläubigen. Er fühlte, daß er hier etwas thun müsse, er that es als Imperator, er gerieth dadurch in eine falsche Lage, wollte gern wieder heraus, wurde durch seine Gegner darin festgehalten. Weiß man aber wirklich, welchen Ausgang der Krieg genommen haben würde, wenn Kaiser Nikolaus nicht gestorben wäre? Mir sagte er: „Der Kaiser von Österreich und der König von Preußen waren der Revolution erlegen, ich habe mich beiden als treuer Bundesgenosse gezeigt, dem Kaiser von Österreich habe ich seinen Thron mit Waffengewalt wieder aufgerichtet, dem König von Preußen habe ich gesagt, meine Armee stünde auch ihm zur Disposition; aber ich meinte es gut genug, um ihm zu rathen, denn er sei stark genug, selbst wieder Ordnung zu machen, und es tauge nie, wenn fremde Bajonette in ein Land gerufen würden; ich würde Gloriole, er und Preußen Nachtheile davon haben. Jetzt überlassen beide Monarchen mich meinen Feinden, die auch ihre sind, denn ich werde gehaßt, weil ich den liberalen Tand als Vorspiel zur Republik betrachte. Ihr König zeigt mir bei alledem Freundschaft und

gerade er hätte vielfach Veranlassung, mir persönlich feind zu sein; denn ich habe 1848 sehr hart über ihn geurtheilt. Der Kaiser Franz Joseph aber, den ich wie meinen Sohn geliebt habe — Sie sehen“ (es war im Winterpalais im Cabinet des Kaisers), „da hängt sein Bild noch inmitten der Bilder meiner Kinder — der Kaiser von Österreich benimmt sich nicht bloß feindselig, sondern auch nicht als Fürst gegen mich. Es ist sogar möglich, daß er sich mit den Westmächten verbindet und gegen mich marschiren läßt. Nun, ich bin gefaßt, daß ich Petersburg verliere — dann gehe ich nach Moskau; und daß ich auch das verliere — dann gehe ich nach Sibirien und Kamtschatka. Frieden schließe ich nicht. Ich aber, oder, wenn nicht ich, mein Sohn, oder, wenn nicht der, mein Enkel kehren wieder zurück nach Petersburg und bleiben auf dem Thron. Was dann aber aus den übrigen Monarchien in Europa geworden sein wird, weiß ich nicht.“ Er sah in dem Kampfe, der gegen ihn geführt wurde, Liberalismus gegen Monarchie, liberale Ideen gegen conservative. Kaiser Nikolaus ist gestorben — er hat keinen Frieden geschlossen!

Nun ich habe wirklich starke Kopfschmerzen und das Schreiben wurde mir schwer, ich hielt mich aber doch gewissermaßen verpflichtet, Ihnen das Material zur Beurtheilung vorzulegen, was noch in meinem armen Kopfe sitzt. Otto habe ich gestern nicht gesehen, weil ich Abends zu unwohl war, um hinaufgehen zu können. Meine Frau und Tochter danken auf das herzlichste für die Grüße und verehren Sie, wie Sie wissen, nicht so wie ich, aber doch sehr.

Nancy, 18. Februar 1873.

E. Manteuffel.

19.

Hochverehrter Freund!

Mir geht es nicht besser. Jedennoch habe ich die heute erhaltenen Bogen gelesen und schicke Ihnen diese letzten mit dem Ausdruck vollster Bewunderung für das Ganze. Ich sollte denken, Sie hätten etwas Meisterhaftes geleistet und nicht nur Friedr. Wilh. IV. ein Denkmal gesetzt, sondern auch ein bedeutendes Buch geschrieben. Noch eins: da Sie so viel und gewiß mit Recht Gewicht auf Neufchatel legen, so können Sie am Schluß da vielleicht noch eine Andeutung auf das Verhalten Österreichs in der Sache machen. Im December 1856 war doch schon die Armee formirt, die in die Schweiz einrücken sollte; General Graf Gröben war zum Oberbefehlshaber ernannt. Napoleon hatte sich in einem Schreiben dahin ausgesprochen, daß er neutral bleiben wolle; ähnliches sollte Österreich thun. Es hatte dies verweigert, ich wurde zu Kaiser Franz Joseph, der damals seine Reise nach Venedig und Mailand machte, geschickt, sprach in Wien Graf Buol, in Venedig, Mantua, Padua den Kaiser, und der Kaiser

wies selbst die dünne Erklärung, die Napoleon gegeben hatte, ab und behauptete, Österreichs Interesse erfordere die freie Hand. Da Österreich die Erklärung, Preußen in seiner Expedition nach der Schweiz, wenn diese nicht weiter ginge, als die Herstellung seiner Rechte von Neufchatel, nicht hindern zu wollen, verweigerte, da die von Napoleon nicht officiell gegeben war und die Gefahr also vorlag, daß nach dem Einmarsch eine der in unserer Flanke stehenden Mächte — Frankreich oder Österreich — Halt gebot, so unterblieb die ganze Unternehmung und der König mußte nachgeben. Vielleicht paßt in den Schlußpassus eine Allusion darauf, wie tief den König das Verhalten Österreichs in dieser ihm so nahe liegenden und nach seiner Auffassung seine fürstliche Ehre betreffenden Frage geschmerzt habe.

Gesehen habe ich Otto nicht, aber wohl ist er.

In herzlichster Herzlichkeit

E. Manteuffel.

Der Ausspruch des Königs war: er erkenne gewiß die Pflichten voll und ganz an, die ihm als deutschem Fürsten oblägen, und habe das vielfach bewiesen; aber auch als König von Preußen habe er Pflichten, wenn diese mit seinen Pflichten als deutscher Fürst collidirten, so gingen seine Pflichten als König von Preußen denen des deutschen Fürsten vor, und wenn Österreich das nicht anerkenne und nicht die Rücksicht auf die Stellung nehme, die ihm in Deutschland gebühre, so werde er Sr. Kaiserlich Königl. Apostolischen Majestät auf dem weißen Berge begegnen! — Sie sagen, wenn Österreichs Verhalten mit der Pflicht collidire, die er als König von Preußen habe, so werde er nicht weichen!!! Ich finde das Gegenüberstellen der Pflichten als deutscher Fürst und der Pflichten als König von Preußen und die Erklärung, daß, wenn beide in Collision kämen, die des Königs von Preußen vorgingen, charakteristischer. Das heißt also: in dem deutschen Gefühl halte der König zu Österreich; wenn Österreich dies aber mißbrauche und dem König von Preußen nicht gebe, was diesem zukomme, so sei er König von Preußen wie seine Vorfahren und kümmere sich den Teufel um Deutschland und Österreich und kämpfe mit letzterem um ersteres im Nothfalle!

Ich schrieb dem König damals, das Haus Brandenburg habe lange gezögert, den Platz im protestantischen Deutschland einzunehmen, den das Haus Sachsen eingenommen; die Gewalt der Verhältnisse hätte es gezwungen, dies zu thun; so werde die Gewalt der Verhältnisse das Haus Brandenburg jetzt noch zwingen, den Platz der Habsburger in Deutschland einzunehmen. Der König war nicht unzufrieden mit dem Gedanken. Gute Nacht.

Nancy, 19. Februar 1873. E. M.

20.

Mein hochverehrter Freund!

Daß Ihr Geburtstagsbrief mir der liebste von allen erhaltenen Briefen gewesen ist, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für denselben. Ich habe den Tag übrigens nicht gut zugebracht und fühlte mich sehr unwohl. Auch heute geht es mir noch nicht wieder so wohl, und doch muß ich zu einem Diner zu dem hiesigen General-commando gehen, vor dem ich mich fürchte, das ich aber der hiesigen Verhältnisse wegen nicht absagen mag. Die Franzosen sind so dankbar, wenn ich sie in Formen nicht fühlen lasse, daß wir Occupationstruppen sind. Alle diese Dinge wirken dann wieder zurück auf das Verhältniß von Soldat und Einwohner und meine Aufgabe ist doch, daß die Occupation zu gutem Ende führe. Ist die gelöst, dann sehne ich mich nach Ruhe viel mehr, als Sie glauben.

Apropos, Herr Thiers ist Ihr Freund, und da muß ich Ihnen doch das Telegramm mittheilen, das ich am 25. Februar von ihm bekommen habe. Ich habe den französischen Herren gegenüber natürlich nicht von meinem Geburtstage gesprochen; aber wie das so Brauch ist, hatten eine Menge Regimenter ihre Musiken hergeschickt und waren viele Herren der Armee auch gekommen, um zu gratuliren, so daß Abends eine große Gesellschaft bei uns war. Nun haben die Zeitungsschreiber ja nichts zu thun, kurz am 25. Februar früh brachten die französischen Journale ein Telegramm aus Nancy, mein Geburtstag sei gefeiert worden und die Musiken hätten den ganzen Tag vor dem Palais gespielt. Das hat nun Herr Thiers gelesen und da hat er mir den 25. Februar Nachmittags nachstehendes Telegramm geschickt:

Mon cher Baron de Manteuffel, les Généraux et Officiers Allemands vous ont félicité dans la journée d'hier, anniversaire de votre naissance; ils vous le devaient. Moi, Français, je vous adresse aujourd'hui les mêmes félicitations en reconnaissance de votre incomparable noblesse et générosité envers notre pays. Recevez donc à cette occasion la nouvelle assurance de ma haute estime et de ma durable affection. Ich finde den Ausspruch im Munde des Herrn Thiers, der doch, man sei sein Feind oder Freund, ein bedeutender Mann ist, hübsch. Aber zeigen Sie das Ding nicht an Fremde, das giebt nur unnütz Gerede, und das möchte ich gern vermeiden.

Das ist ja eine ganz andere Sache, wenn Sie meinen, Kaiser Nikolaus habe durch sein Verhalten, durch ewiges Sprechen (nicht nur mit S. Seymour, der nur allein die Gespräche zu einem Berichte zusammengestellt hat) über die Nothwendigkeit, die Türkei zu begraben — er hat mir selbst gesagt, die Türkei müsse noch zu europäischem Kriege führen, er habe seinem Sohn

oder Enkel den gern ersparen wollen durch eine friedliche Lösung der Sache, denn seine Stellung sei so in Europa, daß niemand ihn egoistischer Absichten bezichtigen würde — kurz also, daß dieses ewige Sprechen von der orientalischen Frage, daß die Mentschikow'sche Sendung, daß die Besetzung der Fürstenthümer Facta sind, welche die Westmächte und Österreich denken machten, das steht gewiß fest. Ich bleibe nur dabei, die Sendung Mentschikows und die Besetzung der Fürstenthümer haben keinen inneren Zusammenhang mit den Gesprächen mit Sir H. Seymour. Kaiser Nikolaus ist, wie der Berliner sagt, reingefallen und seine Gegner und Neider (die liberalen Tendenzen haben auch mitgespielt) haben das benützt.

An meinem Geburtstag war Otto wohl, seitdem habe ich ihn noch nicht gesehen, hoffe aber morgen Mittag so auf den Füßen zu sein, daß ich es kann. In treuer Liebe und Verehrung.

Nancy, 27. Februar 1873. E. Manteuffel.

21.

Lieber und verehrter und sehr geliebter und sehr verehrter Freund.

Ich und meine Frau, wir kommen noch selbst, um Ihnen unsere Glückwünsche zum heutigen Tage*) zu sagen, aber ich sende Ihnen schon am frühen Morgen zwei Geschenke.

1) Reiche ich Ihnen die geborgten Bücher mit herzlichem Danke zurück, und das nenne ich Geschenk, denn selten habe ich verborgte Bücher wieder erlangt.

2) Bitte ich Sie, dem Nachbar des Herzens die Bordeauxstärkung zukommen zu lassen, die ihm, wie meine Frau sagt, gut thun soll.

Der liebe Gott segne Sie und Ihr Haus und erhalte Sie noch lange, lange in Ihrer geistiger Frische. Haben Sie die Artikel in der Revue über Ihren Briefwechsel**) gelesen? In herzlichster Herzlichkeit.

Berlin, 21. December 1873. E. Manteuffel.

22.

Hochverehrter Freund.

Ich habe gelesen und wieder gelesen, seitdem ich aus dem Berliner Trouble war. Sie sind ja wie Turenne, der in jeder Campagne denkender wird, Sie werden in jedem Buche brillanter. Fürst Bismarck müssen Sie die Sache schicken***); es ist ja von zu großem Interesse, daß er die

*) Ranke's Geburtstag.

**) Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

***) Den Schlußband einer neuen Ausgabe seiner „Päpste", dem Ranke da-

ganze Frage einmal im Zusammenhange und mit der Wahrheit dargestellt liest, und daß er den politischen Gedanken, der darin liegt und der ja auch Motiv zu seinem Handeln ist, auch klar ausgedrückt liest. Ich bitte Sie himmelhoch, ihm diesen Theil zu schicken, ihm genau zu bezeichnen, von wo an er lesen soll, und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Concil nur vertagt ist.

Nun herzlich Adio. Kann ich, so komme ich nächsten Sonntag Abend zu Ihnen.

In herzlichster Verehrung und Liebe

Spiegelberg, 12. August 1874. E. Manteuffel.

23.

Hochverehrter Freund.

Hier sende ich Ihnen die Druckstreifen wieder, deren Lesen mich aufs höchste interessirt hat. Das Buch *) wird viel Eindruck machen. Zwei Bemerkungen erlaube ich mir:

1) Bei der Einleitung scheint mir der Gegensatz zwischen strategisch-militärischen Gesichtspunkten und gewöhnlicher, sozusagen civiler Betrachtungsweise nicht bezeichnend genug. Mir gefällt die gewöhnliche und die civile Betrachtungsweise nicht. Ich denke mir, das Strategisch-militärische ist das Speciellere, Ihre Auffassung das Allgemeinere. Ich möchte lieber ein Wort, das in späteren Sätzen steht: Universalhistorisch als Gegensatz zu dem Strategisch-militärischen dort sehen.

2) Sollte bei der Schlacht von Leuthen nicht Leuthen selbst einmal genannt werden?

Sonst habe ich mir erlaubt, einige Anstriche zu machen, wo undeutlicher Druck war, oder wo mir Worte ausgelassen oder falsch verstanden schienen. Ebenso habe ich ein großes NB. gemacht, wo auf dem einen Streifen die Sätze unter einander gedruckt waren.

Nun noch eine Bemerkung. Ich habe immer gelernt, in der Schlacht bei Prag habe ein General Manteuffel dem fallenden Schwerin die Fahne aus der Hand genommen. Ist das richtig, so könnte der Name doch vielleicht bei dieser Gelegenheit populärer gemacht werden?

Ich sitze in Processen und in Arbeiten und bin heute früh 1/2 5 Uhr aufgestanden, um Sie nicht warten zu lassen und doch auch um dem Publicum solch Buch nicht um eine Stunde zu entziehen. Ich sehne mich nach den anderen Blättern.

In unwandelbarer Verehrung.

Spiegelberg, 3. August 1875. E. Manteuffel.

---

mals ein Capitel über die Zeiten Pius' IX., insbesondere über das Vaticanische Concil angehängt hatte.

*) „Ansicht des siebenjährigen Krieges", zur Ergänzung des „Ursprungs" damals für die Werkausgabe verfaßt.

24.

Hochverehrter Freund.

Ich habe Sr. Majestät Brief und Buch gegeben und habe aus letzterem dem König den Vergleich Napoleons und Friedrichs II. vorgelesen*). Die Stelle machte großen Eindruck auf Se. Majestät und der König sprach sehr hübsch über Sie.

Um 5 Uhr 5 Minuten muß ich auf der Eisenbahn sein, so daß ich erst um 6 Uhr werde bei Ihnen eintreffen können. Warten Sie daher nicht mit dem Essen, sondern heben Sie höchstens einen Teller Suppe für mich auf, den ich dann in Ihrer Gegenwart verzehre.

In treuer Verehrung.

Berlin, 30. October 1875. E. Manteuffel.

25.

Hochverehrter und hochbewunderter Freund!

Es ist zu betrübt, ich habe heute den letzten Druckbogen gelesen und nun fehlt mir die Nahrung. Was haben Sie da wieder für ein Meisterwerk vollbracht!**) Das ist das Wunderbare, daß bei Ihnen im Alter Elasticität, Frische des Geistes und Gedankenfülle zunimmt, und ebenso, daß, anstatt daß der Stil breiter wird, wie das gebräuchlich, er bei Ihnen, wenn ich es sagen darf, klarer, bündiger und doch fließender wird. Ich glaube, das Werk wird ungeheures Aufsehen machen und seine Bedeutung ist auch, daß es eine Epoche aufklärt, von der so wenig bekannt ist. Ich habe viel gelernt aus dem Buche und, wie gesagt, ich dürfte nach der Fortsetzung. Nebenbei habe ich gleich Nutzen daraus gezogen.

Vor einigen Tagen wurde ich wieder zu einer Erklärung in der Arnimschen Sache aufgefordert. Ich habe da dem Herrn Minister geschrieben: die Acten wären ja da, die möchten sie einsehen, was da drin stünde, wäre officiell und damit Punctum. Es schiene mir vollkommene Unkenntniß über meine Stellung zu herrschen. Man habe Begriff von dem, was ein Gesandter sei, daß dieser sein Gouvernement repräsentire, man habe Begriff davon, was ein General sei, daß dieser Truppen commandire; man habe aber gar keinen Begriff davon, was der Oberbefehlshaber einer selbständig gestellten Armee außerhalb seines Landes sei, und wisse nicht, daß dieser neben seiner militärischen Stellung immer auch eine politische einnehme. Weder weiland König Friedrich Wilhelm II. noch seine Minister hätten daran gedacht, die Schreiben, die der Feldmarschall Möllendorf an die Minister gerichtet, während Haugwitz im Haag verhandelt habe, als Privatschreiben anzusehen. Noch weniger Begriff habe man

*) „Ansicht des siebenjährigen Krieges“ S. 366 ff.

**) Gemeint sind [illegible]

von dem, was der Oberbefehlshaber einer Occupationsarmee sei; dessen Aufgabe sei ja erst recht auch politischer Natur. Als 1815 der Herzog von Wellington die Occupationsarmee in Frankreich commandirt, sei er deshalb zum Botschafter ernannt worden und habe es aus Paris gethan. Ebensowenig habe man Begriff von der Stellung, die ich eingenommen gehabt; ich habe die specielle Vollmacht gehabt, über alles die Armee Betreffende direct mit dem französischen Gouvernement zu verhandeln; dazu seien mir zwei preußische Diplomaten in mein Hauptquartier gegeben worden, und dazu sei ein ehemaliger Gesandter, Graf St.-Vallier, mit 2—3 französischen Diplomaten von dem französischen Gouvernement — unter Thiers und unter Mac Mahon — ebenfalls stets in meinem Hauptquartiere gewesen, und von Anfang bis zu Ende der Occupation habe ich in directen Beziehungen zu dem französischen Gouvernement und zu dem Auswärtigen Amt in Berlin gestanden. Während der Dauer der Occupation habe es eben nicht bloß eine politische Behörde — die Gesandtschaft oder Botschaft —, sondern noch eine zweite politische Behörde — das Obercommando der Occupationsarmee — in Frankreich gegeben, deren Centralpunkt das Auswärtige Amt in Berlin gewesen sei. Was nun Fürst Bismarck mit den Berichten des Botschafters und mit den Briefen des Oberbefehlshabers gemacht, inwiefern er dem einen Kenntniß von dem gegeben, was der andere geschrieben, sei dessen Sache — mich habe er einigemale gefragt, ob er Graf Arnim Mittheilung von meinem Schreiben machen dürfe, und habe dann allemal ein Ja von mir zur Antwort erhalten. Aber was ich geschrieben, sei officieller Natur und sei in den Acten, und die könnten sie meinetwegen drucken lassen. — Aber werden sich die Leute nicht über meine Gelehrsamkeit wundern, daß ich so genau Bescheid weiß über die Verhandlungen von 1795 im Haag?

Daß Sie übrigens am Schluß auch meinen Wallenstein mit angeführt haben, freut mich ganz speciell. Aber ist in der Zeit nicht auch eine der Hauptdichtungen von Goethe erschienen, und sollte man sich nicht wundern, wenn Sie erst die beiden Meister der Dichtung und Sprache anführen und dann nur Dichtungen des einen nennen?

Nun habe ich aber ein Peccavi zu sagen. Ich habe den Brief, den mir der Herr bei Übersendung der Druckbogen geschrieben, ganz besonders aufgehoben und die Folge davon ist natürlich, daß ich ihn jetzt nicht finden kann. Nun bleibt mir nichts übrig, als die Druckbogen Ihnen zu schicken, da ich die Adresse des Herrn nicht weiß, und Sie zu bitten, ihm für die Übersendung zu danken. Noch eins. Sie wissen, daß ich in strenger Disciplin aufgewachsen. Sie haben mir nicht gesagt, ich sollte, wo Druckfehler sind, es anstreichen. Ich habe es daher nicht gethan, aber einer strengen Correctur bedürfen die Bogen von pag. 240 an, oder vielmehr die Streifen oder wie der Kunstausdruck heißt. Haben Sie

niemanden dazu, so schicken Sie sie wieder und Sie sollen sie schnell mit den Anstrichen wieder haben.

Ich danke Ihnen noch, daß Sie neulich meine Tochter freundlich aufgenommen haben. Wir leben hier still und einsam und wunderbar ist es mir selbst manchmal, daß ich auch gar keine Sentiments empfinde, die mich Berlin mit seinem Getreibe vermissen lassen. Sie fehlen mir, und ich möchte, daß Sie es machten, wie es andere große Geister gethan, und aufs Land gingen, um ein Buch zu vollenden. Sie sollten ganz bequem hier wohnen. Alles andere mag in Berlin bleiben und ich fern von ihm. Meine Frau trägt mir die allerherzlichsten Empfehlungen auf und grüßt mit mir Ihre Kinder und ich danke Ihnen nochmals für die Mittheilung der Druckbogen und liebe und verehre Sie mehr, als ich es sonst eigentlich bei einem Mitmenschen thue.

Topper, 17. Februar 1876.

E. Manteuffel.

26.

Mein hochgeehrter Freund!

Welch guten, lieben Brief haben Sie mir geschrieben! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für Brief und Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Sie haben mich mehr erfreut, als ich es sagen kann. Am 21. März komme ich, so Gott will, nach Berlin und besuche Sie und sehne mich nach dieser Stunde. Daß der Napoleon in Ihren Augen steigt, macht mich ordentlich stolz, denn ich habe von Jugend an mich nicht den Leos und Gerlachs und all den Leuten anschließen können in ihrem Urtheil, Napoleon sei der Inbegriff der Gemeinheit, und nur persönliche Ambition sei die Triebfeder zu all seinem Handeln gewesen. Ich habe Ambition, und nicht Ehrgeiz geschrieben, weil in meinem Begriff das Wort Ambition mehr die Bedeutung persönlicher Eitelkeit, des reinen Egoismus in sich schließt, und die Leute den Napoleon nicht einmal des Ehrgeizes, etwas schaffen zu wollen, fähig hielten. Ich bin ganz ungemein gespannt, Ihren Hardenberg weiter zu lesen.

Unter meinen Geburtstagsbriefen ist auch einer, in dem von Ihnen die Rede ist. Ich schreibe Ihnen die Stelle ab: „Ebenso schaffte ich mir auf Ihre Empfehlung Ranke's letztes Werk an. Es fesselte mich dergestalt, daß ich es einigen als das Beste hinstellte, was dieser berühmte Historiker geschrieben. Jetzt werde ich mich an seinen Ursprung und Beginn der französischen Revolution machen!“ Der Brief selbst war von Prinz Friedrich Karl.

Dann habe ich noch zu schreiben, was Sie bei Ihrer Theilnahme für meine Topper'schen Mühen interessiren wird. Zu meinem Geburtstage war mein Vetter, der ehemalige Ministerpräsident, hier; er ist mit mir

überall herumgefahren und hat mir gesagt, daß Topper ihm jetzt einen ganz anderen Eindruck mache, als zu der Zeit, wo es in meinen Besitz gekommen. Wenn der liebe Gott gnädig weiter hilft, so komme ich doch durch.

Mein ehemaliger Diener Marcus ist in Halle gestorben und mein Koch Herlitz reist nach Halle zum Begräbniß, und da er durch Berlin kommt und meinen Kellerschlüssel hat, habe ich ihm gesagt, er solle 10 Flaschen für Sie herausnehmen, da Sie unmöglich bis 11. März reichen können.

Aber nun denke ich an Ihre Zeit und an Ihre Augen und schließe. Meine Frau ist Ihre große Verehrerin und meine Tochter staunt an Ihnen herauf und ich sage von ihnen die aller, aller, allerherzlichsten Grüße und Empfehlungen. Ich hoffe zu Gott, daß es Ihnen und Ihren Kindern und Enkelkindern, worunter ja mein Pathchen, gut geht. In treuester und dankbarster Liebe und Verehrung.

Topper, 1. März 1876.

E. Manteuffel, GFM.

27.

Hochverehrter Freund!

Ich habe gestern die Kreuzzeitung*) bekommen. Was soll ich Ihnen sagen? Sie sagen sich selbst, was in solchem Falle gesagt werden kann. Und daß ich mit vollstem Herzensschlage mitfühle, daß Sie Kummer und Schmerz haben und daß Ihr seliger Bruder Ihnen fehlen wird in Herz- und Geistesverkehr — das wissen Sie auch. Und dennoch drängt es mich, mich Ihnen in dieser Trauerzeit zu nahen und Ihnen die Hand zu drücken. Weh thut es mir auch, daß Ihr seliger Herr Bruder Ärger gehabt in den letzten Wochen seines Lebens; aber das Bewußtsein, daß er viel Liebe und viel Anerkennung das ganze Leben hindurch gefunden, und daß er guten Leumund hinterläßt, hat er doch auch gehabt und das ist gar viel werth und ist ein schönes Erbtheil für die Kinder.

Ich hoffe zu Gott, daß es Ihnen persönlich gut geht; ich schwelge jetzt in Ihren Druckbogen. Aber ist Cobenzl wahr, wenn er sagt, Napoleon sei oft betrunken gewesen? Ich glaube das nicht. Roh, rüde — ja, denn einmal soll ihm Erziehung gefehlt haben, dann muß so ein Oberbefehlshaber einer Armee vor dem Feinde der eigenen Truppen wegen oft härter und rüder erscheinen, als er es au fond ist. Aber betrunken, nein, das glaube ich nicht. Dazu war er zu geliebt und respectirt von der Truppe, um sich solcher Schwäche hingegeben haben zu können.

*) Mit der Anzeige, daß Ferdinand Ranke, Gymnasialdirector in Berlin, gestorben.

Der liebe Gott segne und schütze und erhalte Sie doch nur gesund auch in dieser Gemüthsbewegung. In treuer, treuester Liebe und Verehrung.

Topper, 1. April 1876.

E. Manteuffel.

Meine Frau will Ihnen expreß selbst schreiben.

28.

Topper, 20. Mai 1876.

Mein hochverehrter Freund!

Mit dem herzlichsten Danke sende ich Ihnen die Druckbogen*) zurück, die mich wieder ungemein interessirt haben. Dieses Werk wird ungemeines Aufsehen machen und wird von durchgreifendem Nutzen sein. Nun haben Sie mir diesmal aber erlaubt, Ihnen vorzutragen, wenn mir etwas nicht verständlich ist. Demgemäß lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf den Bogen IV Capitel 4—6, wo ich an 3 Stellen drei Kreuze mit blauem Stift gemacht habe und an einer Stelle nachstehendes Zeichen φ in Blaustift. Bei den Kreuzen ist schon bei Schilderung des 13. October erwähnt, daß Franzosen den Paß von Kösen bereits überschritten gehabt, und hinzugefügt, daß man erwarten konnte, daß größere Massen folgten. Bei der Schilderung vom Morgen des 14. ist gesagt, daß die Nachricht unerwartet gekommen, daß die Franzosen mit klingendem Spiele anrückten, als die 3. Division gegen Kösen vorgegangen sei. Ebenso ist die Absicht der Königin, nach Freiburg zu gehen, so in Zusammenhang mit dem zurückgeschlagenen Angriff Rüchels und der Sachsen gebracht, daß man nachdenken muß, ob sie bei Auerstädt oder Jena, ob bei der Armee des Herzogs oder des Fürsten gewesen. Ich glaube, daß die Doppelschlacht in ihren Einzelheiten getrennter gehalten werden könnte, und möchte König und Königin mehr in einem besonderen Absatze behandelt, auch mehr ausgesprochen sehen, was der König gethan hat nach der Verwundung des Herzogs: ob er das Commando übernommen, wem er es übergeben, wann er das Schlachtfeld verlassen, wohin er gegangen, wo er die Königin wieder getroffen hat. Der Preuße will da einmal ein bischen Detail über König und Königin.

Nun aber die Stelle φ. Da fehlt mir die Hervorhebung einer Haupteigenschaft Napoleons; es ist die, von sich herausstellenden Verhältnissen zu profitiren. Sie sagen, daß Napoleon, als er nach Jena zur Ruhe gegangen, noch keine Ahnung von Auerstädt hatte. Gut. Wie aber hat er's benutzt, als er die Nachricht bekam? Hier zeigte sich wieder seine Virtuosität. Nicht bloß, wie Sie sagen, der Rückzug selbst, sondern

*) Aus dem IV. Buche des „Hardenberg", über den Krieg von 1806.

auch die Art des Verfolgens gehörte dazu, um den Sieg zu vollenden. Das möchte ich hervorgehoben sehen. Wenn Napoleon nach Jena und Auerstädt Zeit verlor im Benutzen des Rückzugs des Gegners, wie er es bei Ligny that, so bekamen die Preußen Zeit, sich zu sammeln. Wie Cäsar es that, wußte Napoleon das Moralische mit in Anschlag zu bringen. Die geschlagene fridericianische Armee mußte durch das Unerwartete des Geschlagenwordenseins in Confusion über sich selbst gerathen sein. Das benutzte Napoleon durch die Art seiner Verfolgung. Hätte die preußische Armee Haltung bewahrt, so wären die einzelnen weit vorpoussirten Corps Napoleons schlecht weggekommen; jetzt vermehrte diese Benutzung des Gefühls des sich selbst Aufgebens die allgemeine panique. Das große, nie genug anerkannte Verdienst L'Estoque's ist es, zuerst wieder Halt in die preußische Armee-Auflösung gebracht zu haben.

Ich möchte aber auch noch Einwendungen machen gegen den Ausspruch: durch eine glückliche strategische Combination habe Napoleon das preußische Kriegsheer niedergeworfen! Seit Erzherzog Karl wird mit dem Wort Strategie Mißbrauch getrieben und nie mehr als gerade in unserer Zeit. Napoleon selbst würde außer sich sein, wenn man seine Erfolge großen strategischen Combinationen zuschriebe, denn gerade er tritt gegen den Cultus auf, der mit diesem Wort getrieben. Er sagt: der einzige strategische Punkt ist die feindliche Armee, ist diese vernichtet, so sind alle anderen strategischen Punkte gewonnen; ist diese nicht geschlagen, so haben diese doch keinen Werth. Sein Verdienst ist gewesen, so lange er jung und noch kräftig und geistig frisch und voller Ambition war: stets die Initiative zu nehmen, seine Truppen in der Hand zu haben und nun die sich ergebenden Verhältnisse zu benutzen. Sein Ausspruch ist: Un plan de campagne doit avoir prévu tout ce que l'ennemi peut faire et contenir en lui-même les moyens de le déjouer. Das hat Napoleon auch 1806 befolgt. Er hat den Feind nicht zur Offensive kommen lassen, ist auf die feindliche Armee losmarschirt, hat einen Theil derselben angegriffen, und durch Zufälle des Krieges ist ein Lieutenant von ihm auf eine zweite, viel stärkere feindliche Armee offensiv vorgegangen, hat durch Nebenumstände — Treffen bei einem Rück- und Flankenmarsch, Verwundung des Herzogs von Braunschweig und Mangel an Führung — diese zurückgedrängt, was Napoleon selbst mit der anderen preußisch-sächsischen Armee gleichzeitig gelungen war; und Napoleon hat diese Verhältnisse mit wunderbarer Energie und dem glücklichen General erlaubtem großen Leichtsinn benutzt. Das ist so die Summe meiner Auffassung über Auerstädt-Jena.

Ich mache noch ein Zeichen in Blau #. War es nicht Napoleon, der dem Herzog von Weimar zugleich mit unserem König den Befehl gegeben hat, das Commando niederzulegen? Ich glaube, es ist in einer

Art von Übereinstimmung geschehen — aber sollte das nicht mit ein paar Worten hervorgehoben werden? Druckfehler habe ich nicht angestrichen, weil Sie das nicht wollten, aber es sind deren viele da.

Beim Lesen der Bogen selbst habe ich Sie mit Turenne verglichen, von dem Napoleon sagt, mit jeder Campagne habe sich mehr Talent in ihm gezeigt. So geht es Ihnen mit jedem Werk. Was macht Ihre Schulter? Ich bin lahm an der rechten Hüfte in Folge einer Parade, die ich machen mußte, als mein Pferd in ein Loch getreten war, und wo ich durch die Anstrengung einen Muskel überschnappt haben muß. Das ist aber lange nicht so schlimm, als die Nachtfröste, die mich um die Ernte zu bringen drohen. Von meiner Frau habe ich Gott sei Dank gute Nachricht. Sie will morgen Karlsbad verlassen, aber noch 14 Tage nach Naumburg gehen. In treuer Verehrung.

Ed. Mntffl.

29.

Hochverehrter Freund!

Wäre mir Berlin nicht gräßlich, ich wünschte, ich wäre dort, um Sie des Abends besuchen und hören zu können. Das thue ich allerdings gewissermaßen auch hier, denn ich lese Sie, aber es ist doch nicht ganz dasselbe, wenn ich auch die Druckbogen wieder voller Bewunderung anstaune. Ich habe die Capitel 7 und 8 gelesen und denke, es ist Ihnen lieber, wenn ich dieselben gleich zurückschicke. Über einen Punkt in jedem Capitel halte ich Vortrag.

Cap. 7 1—3. pag. 2, wo das † ist. Es heißt da: „Man hat es als einen Fehler gegen alle Regeln der Strategie betrachtet, daß Napoleon, indem er den Russen eine entscheidende Schlacht zu liefern beschloß, zugleich einen Theil seiner Truppen nach Königsberg abgehen ließ; doch hat gerade das wesentlich zu seinem Siege beigetragen“ u. s. w.

Es wird ein furchtbarer Mißbrauch mit dem Worte „Strategie“ getrieben und niemand hat sich stärker gegen dieses Wort in seiner vieldeutigen Anwendung ausgesprochen als Napoleon; er sagt: „es giebt nur einen wichtigen strategischen Punkt, das ist die feindliche Armee; hat man die geschlagen, so hat man alle übrigen.“ Deshalb gilt es als Hauptregel, die wieder niemand so scharf vertreten hat als Napoleon in Praxis und in der Theorie, auf dem Schlachtfelde so stark als möglich zu sein. Wurde Napoleon am 14. Juni geschlagen, so war seine Detachirung nach Königsberg verloren, ebenso wie die Detachirung Vandamme's nach Culm sich rächte, so große Erfolge diese hätte haben können. Unter gewöhnlichen Verhältnissen sind Detachirungen vor der Schlacht, wenn man nicht so stark ist, daß man ungeachtet derselben dem Feinde immer überlegen bleibt, stets ein Fehler; aber es giebt auch Fälle, wo man eine Schlacht

braucht und nicht zu ihr gelangt, wenn man dem Gegner nicht einige Chancen giebt zum Siegen, und wenn man damit Manöver verbindet, die für den Fall des eigenen Sieges diesen vervollständigen, so ist dies das volle Handeln als General. Sollte der Fall hier nicht vorgelegen haben? Ich würde in den angeführten Satz die Worte: „gegen alle Regeln der Strategie" weglassen und nur sagen; „man hat es als einen Fehler betrachtet, daß Napoleon" u. s. w. So gefaßt, besteht der Satz vor jedem militärischen Urtheil.

Cap. 8. 1—3 pag. 2, wo φ ist. Die Opposition gegen die Cabinetsräthe ist sehr klar und deutlich geschildert, und ihr Zusammenhang mit der bereits vor der Campagne sich herausgestellt habenden ist, soviel ich weiß, noch nicht ausgesprochen gewesen. Aber es heißt an der erwähnten Stelle: „Nicht gegen die königliche Autorität waren die Beschwerden gerichtet" u. s. w. Ist das richtig? Müßte es nicht heißen: „Nicht gegen die königliche Autorität sollten die Beschwerden gerichtet sein"? Und müßte dann nicht ausgesprochen werden und zwischen den Zeilen zu lesen sein, daß sie es doch waren, denn in der ganzen Aufrechterhaltung von Beyme kam das Souveränetätsgefühl Friedrich Wilhelms III. mit ins Spiel. Kann ein König, einer der es ist, bestehen, wenn er niemanden haben darf, mit dem er unter vier Augen die wichtigsten Fragen berathen darf? In meinem Streite mit den Ministern vertraten Sie auch diesen Standpunkt, und einen Eindruck hat es mir immer gemacht, daß, wo in der heiligen Schrift angegeben wird, wem König David die verschiedenen Ämter des Reiches übertragen gehabt, als Amt auch angeführt wird: der Freund des Königs war der und der. Was war der anders als der Cabinetsrath? Ich sollte denken, in der Darstellung über den Streit der Cabinets- oder Ministerialgewalt müßte der Gedanke, daß in der Aufrechthaltung das Recht des Souveräns liegt, durchschimmern. Was war das Ende des Streites? Daß der König einen Cabinetsminister hatte, der Sitz und Stimme im Staatsministerium besaß, unter dem aber ein Cabinetsrath stand, der nach wie vor mit dem König direct arbeitete und so das Staatsministerium dem König näher brachte, ohne daß er genöthigt gewesen wäre, sich dessen Beschlüssen pure zu unterwerfen, weil er immer Zeit gewann, sie mit dem Cabinetsrath vorher und hinterher zu berathen. So behielt der König sein Souveränetätsrecht; aber dadurch, daß der Rath unter dem Minister stand, war jeder Eingriff des Cabinets in die Verwaltung selbst ausgeschlossen, und das ist das Richtige. In treuer Verehrung und Liebe

Topper, 6. Juni 1876.

E. Manteuffel.

30.

Mehr als hochverehrter Freund!

Hier schicke ich Ihnen die Druckbogen und schreie nach mehr. Ich kann nur immer und immer wieder klagen, daß ich ihren Inhalt und dessen Beleuchtung nicht schon seit 30 Jahren gekannt habe — und dennoch freut es mich mehr, als ich es aussprechen kann, das Buch*) noch gelesen zu haben, ehe ich überhaupt aufhöre, hier noch zu lesen. Nun danke ich Ihnen auch für Ihren Brief und sage Ihnen meine recht von Herzen kommende Theilnahme. Ich fühle es warm mit, daß Sie den Kreis derer, mit denen Sie ein reiches Leben durchlebt hatten, und mit denen Sie, des Verständnisses gewiß, sprechen konnten, immer kleiner werden sehen. Auch ich erlebe schon ähnliches — es ist doch nothwendige Consequenz des eigenen Altwerdens, und so muß es ertragen werden. Aber solche Betrachtungen machen mich immer mehr wünschen, daß Sie uns in Topper besuchen, und doch habe ich meine Gewissensscrupel bekommen, Sie darum zu bitten, von dem Augenblicke an, wo Sie sagen, daß Maxa Sie erwartet — die Tochter geht vor, denn diese zehrt später in der Erinnerung viel länger an dem Besuche des Vaters, als jeder und jede, die nicht das eigene Kind sind. Ich hatte geglaubt, Maxa reise in ein Bad und sie käme nicht in Frage. Also, wenn dies ist, trete ich mit meinen und meiner Frau Ansprüchen zurück. Aber möglich ist ja doch, daß Maxa noch verreist, und für den Fall melde ich, daß ich erst, wenn die Heuschrecken mir überhaupt erlauben, hinzugehen, Ende September nach Gastein zu reisen gedenke, so daß ich den 15. October dann wieder in Topper bin. Ob der König befiehlt, daß ich den Manövern beiwohne, weiß ich noch nicht; wenn das ist, so ist mein Aufenthalt von Ende August an hier unsicher. Aber von jetzt bis in die 2. Hälfte des August bin ich, so Gott will, mit Frau und Kind hier in Topper, habe aber meine beiden Schwestern, und vom 20. Juli ab auch Fräulein Agnes v. Gerlach hier, so daß Sie in eine Art Damenzirkel fallen, was jedoch Ihr ungestörtes Sein und, wo Sie es wünschen, unser Zusammensein nicht stören soll. Eine Wohnung parterre und so, daß Ihre Haushälterin in Ihrer unmittelbaren Nähe schläft, und Platz für Ihren Bedienten reservire ich Ihnen jedenfalls, so daß Sie nur tags zuvor zu schreiben brauchen: „ich komme morgen“, um meine Frau und mich wirklich zu erfreuen. Meine Frau trägt mir das Herzlichste für Sie auf. In unwandelbarer Liebe und Verehrung

Topper, 7. Juli 1876.

E. Manteuffel.

---

*) Den „Hardenberg“.

31.

Hochverehrter junger Freund!

Nur eine halbe Seite habe ich gelesen*) und ich lege das Blatt fort, um Ihnen zum Jung geblieben sein — „es ist der Geist, der sich den Körper baut“, sagt mein Wallenstein — zu gratuliren. Was ist in der bloßen Einleitung wieder für eine Geistesfrische und Geistesuniversalität! Doch genug, ich will weiter lesen und Ihnen nur noch von Herzen danken, daß Sie mir die Druckbogen geschickt haben. Nur 3 Punkte:

1) Bedauern, daß Sie nicht schon im Juli hier sind, und Hoffnung, daß Sie im August kommen — vom 10. August an ist das Haus schon frei — nur 1. bis 10. August sind alte Consequenzen unvermeidlich.

2) Ich finde Druckfehler. Soll ich die anstreichen?

3) Ich sende der Sicherheit wegen Rothwein von hier, da ich in nächster Zeit nicht nach Berlin komme.

Große Freude macht uns die Nachricht von Maxa und mit Gottes Hülfe geht es auch Ihrem Herrn Bruder besser. 1000 Herzliches von mir für die Tochter.

Topper, 21. Juli 1877. E. Manteuffel.

32.

Hoch und innig verehrter Freund!

Der Eindruck, den das Lesen der Einleitung auf mich machte und den ich Ihnen zu schildern versuchte, ist durch das Lesen des Ganzen womöglich noch gesteigert. Ich bin doch froh, daß Reumont die Biographie nicht übernommen hat; er hätte das nicht leisten können und meinem alten König wäre nicht solch Denkmal gesetzt worden. Ich habe nun, da Sie es nicht verboten, beim wiederholten Lesen doch die Druckfehler angestrichen; dann habe ich an einzelnen Stellen Fragezeichen gemacht, wo mir ein Name falsch geschrieben, ein Wort ausgelassen schien; wo ich glaubte, daß in der Construction ein Versehen sei. Vielleicht lassen Sie sich die Stellen mit Fragezeichen vorlesen, um zu prüfen, ob ich es richtig aufgefaßt habe. Ich sende daher die Druckbogen in der Anlage zurück. Dann sende ich Ihnen in der Anlage einen Bogen mit Bemerkungen, wie sie sich mir beim Lesen aufgedrängt haben. Es ist nichts Verarbeitetes, sondern es sind nur der Reihe nach hingeschriebene Sätze, die ich Ihnen vorgetragen hätte, wenn ich die Druckbogen in Ihrer Gegenwart hätte lesen können Zugleich schicke ich Ihnen einen Brief von Müffling mit, um [illegible] ibe ich aber bitte, und einen Brief von dem Regiments=

[illegible] em Artikel „Friedrich Wilhelm IV.“, den Ranke für die Allg. [illegible] aphie verfaßte.

Commandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß, den ich nicht zurückzuerhalten brauche. Jetzt will ich den angekündigten Bogen Bemerkungen möglichst deutlich aus meinen Notizen zusammenstellen und dann diesen Brief schließen. —

1) Pag. 1 steht, bei der Geburt Friedrich Wilhelms IV. seien 72 Kanonenschüsse abgefeuert worden. Ist das bestimmt richtig? Soviel ich weiß, werden bei der Geburt eines Prinzen 101 Kanonenschüsse gelöst. Aber es kann sein, daß es früher anders war.

2) Pag. 5 darf es nicht heißen: so werde ein Anderer Kronprinz sein! sondern: so ist Wilhelm Kronprinz! Einmal hat der damalige Kronprinz wörtlich gesagt: so ist Wilhelm Kronprinz! Und dann liegt es ganz in seiner Auffassung vom Erbrecht. Nicht ein beliebig Anderer kann ihn, den Kronprinzen, ersetzen, sondern, da er keine Kinder hat, nur der nächste Agnat, das ist sein ältester Bruder.

3) Pag. 3. Ist es richtig, daß der Kronprinz 1815 ins Blücher'sche Hauptquartier commandirt gewesen ist? Ich habe immer als etwas König Friedrich Wilhelm III. bei uns sehr populär machendes erzählen hören, der König habe gesagt, es sei dem Kronprinzen nützlicher, die Campagne in der Truppe, als als Galoppin mitzumachen, und er habe ihm daher 1815 die Führung eines Bataillons gegeben. Ich habe deshalb an den Commandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß geschrieben. Hier dessen Antwort, wonach der Kronprinz bis an den Rhein das 1. Bataillon geführt hat und erst am 26. Juni 1815 in das Bülow'sche Hauptquartier abgegangen ist. In der Anlage erfolgt der Brief des Regiments-Commandeurs.

4) Pag. 5 und pag. 6 sind die Sätze, wo gesagt wird, daß die große Allianz noch einmal über die revolutionäre Bewegung triumphirt habe, und wo von der Combination die Rede ist, auf welcher die Friedensschlüsse von 1814 und 15 beruht haben, für den Laien nicht eingeleitet genug und glaube ich es gut, wenn durch Hinzufügung von ein oder zwei Zeilen die Fassung deutlicher gemacht wird. — Pag. 6. In einem deutschen Werke hat das Monsieur vor dem Namen Thiers etwas Wegwerfendes; ich sollte glauben, es wäre besser, wenn es einfach hieße: Herr Thiers.

5) Pag. 7. Lag das langsame Vorgehen wirklich nur in den allgemeinen Verhältnissen? Es lag doch wohl viel in der Individualität des Königs, den Sie so richtig charakterisiren, wenn Sie sagen, bei aller Flexibilität im einzelnen habe er seinen Gedanken festgehalten — ich habe im Augenblick Ihre Worte nicht im Gedächtniß, aber der Sinn ist es. Friedrich der Große schaffte die Folter durch einen Federstrich ab, Friedrich der Große wäre in die Verfassungsfrage gesprungen, wenn er ihr Ergreifen für nothwendig erachtet hätte. Und wie anders wäre es gekommen, wenn Friedrich Wilhelm seine Verfassung 5—6 Jahre früher gegeben hätte, wo

er noch im Besitz der angeerbten Vollautorität des Königthums war, während im Jahre 1847 diese schon geschwächt war! Es lag ferner in dem Umstand, dessen Sie auch Erwähnung thun, daß die Beamten nicht mehr gehorchten. Das fing bei den Ministern an. Es ist nicht mehr Pflichtauffassung, den Gedanken des Königs zu adoptiren und die eigenen Geistesgaben zu dessen Durchführung zu verwenden; sondern die Minister construiren sich ihr eigenes Gebäude und streben nur danach, den König zu benutzen, um dessen Nimbus oder moralische Autorität für sich ins Gefecht zu führen. Alle die damaligen Minister waren gegen den Verfassungsgedanken des Königs; sie sagten ihm aber nicht: König, auf dem Wege können wir Dir nicht folgen! sondern sie thaten, als wenn sie auf den Gedanken des Königs eingingen, und hatten die arrière-pensée, den König nach und nach von ihm abzubringen; sie speculirten auf die Schwäche des Königs und übersahen, daß der Herr doch bei aller Schwäche seinen Gedanken festhielt. Der König aber sah vollständig ein, daß seine Organe nicht mit ihm einverstanden waren, gefiel sich aber im Disputiren und seine geistige Überlegenheit ließ ihn hoffen, die Minister zu überführen, und das schmeichelte ihm und so ging die kostbare Zeit verloren. Ja, da fällt mir ein: ich glaube, ich habe ein Fragezeichen bei der Stelle gemacht, wo Sie Betrachtungen anstellen, ob das Verfassungswerk des Königs würde durchführbar gewesen sein. Den Nachsatz zu dem Schlusse, daß die Frage nie sich würde entscheiden lassen, beginnen Sie mit: „Inzwischen!“ Ich glaube, es müßte ein „denn“ oder „weil“ dem Sinne nach erfolgen.

6) Pag. 11. Ist Müfflings Erklärung wirklich so positiv gewesen, wie Sie sagen, ist nicht die Fragestellung beschränkter, mehr in einem aut aut Sinne gestellt gewesen? Ich habe mit großer Mühe einen Brief Müfflings hervorgesucht, dessen ich mich erinnerte. Ich schicke ihn Ihnen, bitte aber, wie gesagt um seine Rückgabe. Müffling spricht in dem Briefe positiv aus, daß er gegen Erlassung einer Constitution gewesen sei. Auch der Brief zeigt, wie Sie es erwähnen, daß die Maßnahmen des Königs nicht in seinem Sinn verstanden, sondern nur in modern constitutioneller Auffassung acceptirt wurden. Der Brief ist auch insofern interessant, als selbst Müffling in dem Wahn stand, daß Prokesch und Meyendorff Rauch und Gerlach und wohl auch mich beeinflußten, während wir mit ihnen umgingen, um sie zu beeinflussen. Es interessirt Sie vielleicht, eine wörtliche Äußerung des Königs über diese Frage, die, ob er die Verfassung halten müsse, zu lesen. Sie ist vom 28. August 1849 aus einem eigenhändigen Briefe des Königs an einen seiner Freunde, der auch unter dem Eindruck ihm geschrieben hatte, daß die sogenannte Camarilla nur Gedanken des Verfassungsumsturzes hätte; die Stelle heißt wörtlich: „Ich gehe nicht damit um, die Verfassung zu brechen, und kein Mensch, keine Partei, räth mir dazu. Zeigt sie sich aber praktisch völlig unausführbar, soll ich dann

gegen den Menschenverstand, gegen klare Einsicht und freventlich wegsupponirend: „ich habe die Krone nicht von Gottes Gnaden und all die Pflichten, die Gott mir mit ihr auferlegt, seien abgethan mit dem 5. December" — das gewisse Verderben dulden, nur um meines nie und nirgend gegebenen Wortes willen? — !!!!!!! Mein königlicher Vater hatte ein solches Wort nach Ihrer Façon am 22. April 1815 gegeben. Als der Zustand Deutschlands und die Absichten verrätherischen Treibens klar wurden, welches durch die Verfassung als Handhabe den Staat aus den Angeln heben wollte, hütete er sich, eine Thorheit zu begehen. Und Gott segnete ihn dafür. Auf dem Wege der Thorheit wissentlich verharren und Gott dann bitten, den Lohn der Thorheit von Land und Haupt zu wenden, ist entweder Albernheit oder Gott versuchen." Liegt in diesem Ausspruche nicht schon der Vorbehalt, den der König bei dem Eide auf die Verfassung machte? Ich habe die Überzeugung, daß, wenn der König gesund blieb, er die Verfassung wieder aufgehoben oder bedeutend modificirt hätte. Diese Frage, wie wohl der König dazu stünde, hat die Gemüther vielfach bewegt. Sollte nicht ein kurzes Wort hierüber zu sagen sein?

7) Pag. 18 sprechen Sie von dem Untergang des patriarchalischen Systems und von der Folge hiervon, von einer Verfassung auf gegenseitigem Rechtsverhältnisse. Irre ich nicht, so heben Sie in dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. und Bunsens es als besonderes Verdienst des ersteren hervor, daß der König seinen Kampf durchgeführt habe, ohne je das Princip der Volkssouveränetät anzuerkennen. Auch hier wird ähnliches angedeutet, aber die Sache ist nicht so positiv ausgesprochen und doch wäre das wohl richtig und den König charakterisirend.

8) Pag. 20 sprechen Sie über das, was der König Ihnen über den 18. März gesagt habe. Warum führen Sie nicht an, was Sie 1848 aussprachen, nachdem Sie den König zum erstenmale wiedergesehen hatten nach dem 18. März? Sie sagten: der König sei Ihnen vorgekommen wie ein geist- und kenntnißreicher Mann, der durch eine Zufälligkeit durchs Examen gefallen sei. Die Stimmung des Königs über die Märztage bezeichnet auch die Stelle aus einem eigenhändigen Briefe, den er unter dem 27. Juli 1848 auch an einen Freund schrieb, welcher ihm einen verzweiflungsvollen Brief über den Einfluß geschrieben hatte, welchen die allgemeinen Verhältnisse auf seine persönlichen übten. Die Stelle lautet wörtlich: „Mein Theuerster! Wie können Sie mit so viel Glauben an den HErrn so muthlos, so demoralisirt sein? Bei mir ist unter einer dicken Kruste von Traurigkeit, schwarzer Selbsterkenntniß und Reue ein Kern von ungebrochener Hoffnung und Zuversicht auf Ihn, den König der Könige, den allmächtig treuen Gott derer, die Ihn bekennen vor den Menschen. Sie sind hoffnungslos und gebrochen in den Dingen dieser Welt. Ich glaube an das Heil Gottes in den Dingen dieser Welt und der zu-

künftigen.“ Mir sagte der König, nach dem Zeughaussturm und dem Stein'schen Antrag, und als die Nationalversammlung immer üppiger und die Begriffe immer verwirrter wurden: „Ziemlich so schlimm stehen die Dinge als unter Ludwig XVI.; der Unterschied besteht nur darin, daß Ludwig XVI. Schuhe und Strümpfe trug, ich aber Stiefeln und Sporen.“ Ist es nicht charakterisirend, daß der König sich in den Sommermonaten des Jahres 1848 die Geschichte der französischen Revolution vorlesen ließ? Am 10. November 1848 schrieb er an einen seiner Freunde: „Gestern ist der erste Schlag geschehen, der dem Volke sagt: Der König ist aufgewacht! Heute geschieht der zweite. Bitten Sie den HErrn mit mir, daß die Schritte sicher zum Ziele führen, segengewährende seien, und daß der König ganz erwacht sei!“ Sie sprachen es einmal aus: die Regierungszeit des Königs zerfalle in zwei Theile; die erste Periode gehe bis 1848, da habe er in idealer Welt gelebt und vielfach experimentirt, und habe dabei die große Schlacht verloren und machtlos auf dem Boden gelegen. Vom März 1848 an habe der König mit realen Verhältnissen rechnen müssen, und da sei die Virtuosität zu bewundern, mit der er den Thron wieder aufgerichtet und Preußen wieder zu seiner Machtstellung verholfen habe. Das Gleichniß hat mir damals so großen Eindruck gemacht. Könnten Sie da, wo Sie schreiben, der König habe gesagt, sie hätten alle auf dem Bauche gelegen, nicht noch etwas hinzufügen, wie die Wiedererhebung von ihm allein ausgegangen sei, wie seine Lage noch dadurch so erschwert wurde, daß der König nicht nur das allgemeine Vertrauen verloren hatte, sondern auch das seiner Minister und nächsten Umgebungen? Ich rechne es mir zum Ruhme an, daß ich in den schlimmsten Zeiten festgehalten habe, ich sei dem Fleisch und Blut vereidigt, wie der liebe Gott den König geschaffen hätte, daß ich mich deshalb bestrebte, den inneren Gedankengang des Königs aufzufassen, und daß mein Vertrauen zu dem Herrn unerschüttert geblieben ist.

9) Pag. 22 sprechen Sie über den orientalischen Krieg. Sie sagten nach dessen Beendigung, es sei wohl das erste mal in der Geschichte, daß eine Politik, deren Basis allein ein reiner und moralischer Boden gewesen sei, solchen Triumph erreicht habe, wie den des Königs. Es waren andere Worte, die Sie anführten, aber die Politik des Königs war in wenig Worten so sehr hübsch und dem inneren Wesen des Königs entsprechend charakterisirt. Aber um Gottes Willen kein Wort ändern in dem, was Sie sagen — nur kurzer Zusatz!

10) Pag. 22 sprechen Sie von der Ausbildung des Militärwesens unter Friedrich Wilhelm IV. Nicht nur die „Zündnadel“ hat er eingeführt, er hat auch die Landwehr dem stehenden Heere näher gestellt und hat, was wichtig, die dreijährige Dienstzeit durch die ganze Armee wieder in Kraft gesetzt. Aber fast noch wichtiger sind die Instructionen, die er in Bezug

auf Schießen und Felddienst gegeben hat. Unter Friedrich Wilhelm III. war zuletzt alles in ein pedantisches Linienexerciren und mechanisches Betreiben der Schieß- und Waffenübungen übergegangen. Friedrich Wilhelm IV. ließ durch Krauseneck (Chef des Generalstabs) die bekannte Instruction über Exerciren und Manövriren entwerfen, die die Basis der späteren Kriegsausbildung der Armee wurde. Aber den Satz: „Den militärischen Übungen widmete er alle seine volle Aufmerksamkeit", versteht die heutige Armee nicht, obgleich er wahr ist. Der König ritt in den letzten Jahren, oder ich möchte sagen, fast während seiner ganzen Regierung vielfach theilnahmlos bei den Übungen herum, und doch lag er ihnen mit großer Treue ob. Aber der Eindruck in der Armee ist, daß die Übungen den König ennuyirten, und so glaube ich, daß ein paar erläuternde Worte gesagt werden müssen. Ich werde schreiben, was ich weiß, und Sie werden da schon die Quintessenz in einer Zeile auszudrücken verstehen. Der König war als Kronprinz bekannt wegen seiner Passion im Manövriren und hat den größten Eifer und das größte Verständniß dabei gezeigt. In diesem Eifer konnte er meist hitzig werden, und noch als er commandirender General des zweiten Armeecorps war, konnte der Herr in diesem Eifer so hitzig werden, daß die Generale sich wiederholt über ihn beschwerten. Ich erinnere mich, daß erzählt wurde, bei einer solchen Veranlassung habe Friedrich Wilhelm III. gesagt: „Das ist wieder Fritz; ein halb Jahr läßt er sie die Beine krumm und auseinander haben, und dann auf einmal sollen sie gerade und zusammen sein!" Im Jahre 1838 bei dem Herbstmanöver des Garde-Corps war General Müffling oberster Schiedsrichter, und ich erinnere mich, daß der Kronprinz mit flammendem Gesicht auf ihn losgeritten kam und sagte: „Daß 30,000 Thaler hier verknallt werden, ist kein Verlust; daß aber 30,000 falsche Begriffe in die Armee kommen, ist nicht zu dulden!" Bei der Krönungsreise 1840 sah der König das erste Armeecorps und das zweite Armeecorps und hielt Kritiken unmittelbar nach den Manövern und auch an den Ruhetagen, wo er sämmtliche Stabsoffiziere hierzu bestellte. Jedes Wort, was der Herr sagte, war Geist und militärisches Urtheil. Schon bei dem nächsten Manöver des Garde-Corps wurden die Kritiken schwächer und allgemeiner, und bald darauf ließ er die Manöver enden, ohne eine eingehende Kritik an Ort und Stelle zu geben. Als ich Flügeladjutant war, fragte ich den König einmal hierüber. Die Antwort war: „Wollen Sie mich ganz mit Wilhelm überwerfen? Ich überlasse ihm dies Feld, werde aber zur rechten Zeit der Armee zeigen, daß ich sie im Auge behalte." Im August 1857 hatte mir Dr. Moedl gesagt, wenn der König die Herbstmanöver bei Halle mitmache, so habe er sechs Chancen: zwei, daß er todt vom Pferde fiele, zwei, daß er körperlicher, zwei, daß er geistiger Krüppel werde. Über diesen Ausspruch wurde Dr. Schönlein gehört. Er erklärte, Moedl irre sich und der König könne

zum Manöver gehen. Nun trug ich dem König selbst den Ausspruch von Moedl vor und bat ihn, nicht zum Manöver zu gehen. Der König sagte: die Truppenübungen selbst abzuhalten, sei Pflicht des Königs von Preußen; und auf meine Vorstellung, daß dieser doch noch Wichtigeres zu thun habe, sagte er: Pflichterfüllung sei das erste und die Folgen liegen in Gottes Hand. Der Herr ging zum Manöver und in Halle beim Diner verlor der König, als er den Toast ausbrachte, die Worte und im October rührte ihn der Schlag. — Ich möchte, daß nicht nur die Zündnadel angeführt würde, sondern daß auch ein Hinweis auf seine Instruction geschähe, die die Grundlage der Ausbildung der Armee für Felddienst und Schießausbildung geworden, und wünschte, daß nur gesagt würde, daß der König mit großer Strenge auf das Innehalten der Truppenausbildung und der Truppenübungen gehalten und in dem Pflichtgefühl, den Manövern persönlich beizuwohnen, seine Gesundheit in dem Corpsmanöver bei Halle 1857 eingesetzt habe.

Noch zwei Bemerkungen. Sie sagen, Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich sei mit dem Kronprinzen zusammen erzogen; Delbrück habe dagegen remonstrirt, aber vergeblich. Doch glaube ich, daß Luck nur beim Kronprinzen Gouverneur war. Ist nicht in späterer Zeit eine Trennung in der Erziehung der drei Prinzen eingetreten, von der der Termin angeführt werden sollte?

Der König sagt in seiner Huldigungsrede: sein Regiment werde ein Regiment des Friedens sein. Der Regent sagt in seiner Ansprache 1858, er werde die Ehre Preußens hoch halten. Gehört der erstere Satz nicht in die Stelle, wo Sie von der Huldigung reden? —

Nun habe ich doch drei Bogen geschrieben. Seien Sie nicht bös; es ist mein Schreiben länger geworden, als ich beabsichtigte, aber alle Welt kann nicht so kurz und prägnant schreiben als L. Ranke. In herzlicher Liebe und Verehrung

Topper, 27. Juli 1877.

E. Manteuffel.

33.

Hochgeehrter Freund.

Mein seliger Vater hat mir mehr wie einmal gesagt, wichtige Briefe nie abzusenden, ohne eine Nacht vergehen zu lassen. Das habe ich denn heute wieder einmal vergessen. Kaum war mein Brief an Sie fort, so fiel mir ein, daß ich nicht angeführt habe bei dem, was weiland Friedrich Wilhelm IV. für die Armee that, „seine Fürsorge für die Bekleidung, Ernährung und Behandlung der Soldaten". Die ganze heutige Uniformirung datirt von ihm, sie ist geschmackvoller, bequemer und gesunder, als es die alte war. Auch hier brach er Bahn. Er selbst hat bei den Versuchen des

Gepäcks den Tornister getragen, um die Schwere des Gepäcks auszuprobiren. Die Abschaffung der breiten, die Brust einschnürenden Riemen ist von ihm. Kurz, er hat in jeder Hinsicht Bahn gebrochen; aber er verstand es nicht, mit den Generalen und Offizieren zu sprechen, verwechselte ihre Namen, ließ sie stehen und vertiefte sich in ein Gespräch mit einem auch gegenwärtig seienden Minister oder Gelehrten. Das that ihm Schaden in den Augen der Armee.

Topper, 27. Juli 1877.

E. Manteuffel.

Friedrich Wilhelm IV. erhöhte das Gehalt der Unteroffiziere und Gefreiten, er gab die Ordre, daß schlechte Behandlung von seiten der Offiziere auch als Ungehorsam gegen den Befehl des Königs bestraft werden solle.

34.

Mein hochverehrter Freund.

Also Thiers todt! Ich habe ein paar Worte an Barthélemy St.-Hilaire geschrieben und sehr freundliche Antwort von ihm erhalten. Ihnen schreibe ich aber heute, weil vorgestern bei Tisch die Rede zufällig auf die Königsberger Zeit kam und der Kaiser auf meine Frage dann sagte, er sei nur bis 1808 mit seinem ältesten Bruder zusammen erzogen worden, dann nur noch mit Prinz Friedrich der Niederlande; der Kronprinz habe 1808 schon seinen Militärgouverneur bekommen, und er ebenfalls den Major Pirch. Der Kronprinz habe seinen Civillehrer damals beibehalten, er den von Prinz Friedrich mit erhalten. Ich glaube doch, es ist gut, Sie lassen sich noch einmal die Lebensbeschreibung des Kaisers von Louis Schneider vorlegen, weil da vieles über die Jugendzeit des Kaisers steht, woraus Rückschlüsse auf den Kronprinzen zu machen sind. Diese Daten hat nämlich der Kaiser selbst gegeben und die Correcturbogen durchgesehen.

Ich habe häßlichen Husten und Schnupfen bekommen und schreibe daher nicht mehr, wollte Ihnen aber doch diese Notiz aus dem Munde des Kaisers geben. Von meiner Frau habe ich die letzten Nachrichten aus Karlsbad vom 6., sie war Gott sei Dank zufrieden. In herzlicher Verehrung

Brühl, 9. Sept. 1877.

E. Manteuffel.

35.

Topper, 31. Decbr. 1877.

Hochverehrter und innig geliebter Freund.

Ich kann morgen noch nicht nach Berlin kommen und rufe Ihnen mein Prosit Neujahr nur schriftlich zu. Daß es aus warmem Herzen kommt, wissen Sie, daß es warme Wünsche für Sie und Ihr Haus ent-

hält, wissen Sie auch. Noch herzlichen Dank für Ihre Weihnachtsgabe*), die ich mit Freuden wieder lese. Im Jahre 1832 machte Karl Radowitz mir Vorwürfe, daß ich die Fürsten und Völker und die Päpste nicht kannte. Seitdem habe ich Ranke kennen und er ihn verkennen gelernt. Das hängt alles mit der Politik zusammen und auch mich beschäftigt diese heute viel. Ich ersehe nur aus den Zeitungen, was geschieht, aber das hat mich doch alles denken machen, und das Resultat meines Denkens ist, daß ich strebe, mich gesund zu machen, und ich hoffe zu Gott, daß mir dies gelingen wird.

In treuer Liebe und Verehrung

E. Manteuffel.

36.

Mein hochverehrter Freund!

Wie lange wollte ich Ihnen schreiben, wie gern möchte ich Ihnen schreiben! Ich kam nicht dazu und komme auch heute nicht dazu, denn es ist jetzt Mitternacht und ich muß morgen wieder früh am Arbeitstisch sitzen. Daher nur 2 Worte. Wollen Sie meine innere Stimmung wissen, so lassen Sie sich den Wallenstein holen und lassen Sie sich die Stelle vorlesen, wo Wallenstein über den Verlust spricht, den er durch den Tod des Max erlitten. Ich weiß, welche Gewalt die Zeit übt, ich entsage dem Wirken im Leben noch nicht, aber kalt und farblos sehe ich dieses vor mir liegen. Nun hat meine selige Frau von Ihrer seligen Frau ein Armband bekommen, das ihr lieb gewesen ist und das sie im Andenken an diese gern und oft getragen hat, sie hat mir und Isabellchen**) wiederholt gesagt, nach ihrem Tode solle Maxa das Armband ihrer Mutter bekommen. Soll ich es Maxa direct schicken, oder wollen Sie es Maxa geben?

Gestern wurde mir ein Auszug aus der Augsburger Zeitung geschickt und heute steht der Aufsatz über meine selige Frau in einem hiesigen Journale. Ich finde ihn mit Haltung geschrieben und mein ältester Sohn räth, er sei von dem Generalconsul Bamberg in Messina, der in meinem Hauptquartier in Nancy war. Ich schicke ihn Ihnen und Sie lassen ihn sich vielleicht vorlesen. Dann erhalte ich in diesen Tagen den Druck der Reden, die der Pfarrer Steinwender hier am offenen Sarge und der Hofprediger Kögel in Topper beim Begräbniß gehalten hat. Sie sind so freundschaftlich gesinnt gegen meine Frau gewesen und diese hat Sie so hoch gestellt und Sie so lieb gehabt, daß ich denke, Sie lassen sich auch diese beiden Reden in Ihrer Theilnahme vorlesen. Einen Zug möchte ich Ihnen noch erzählen, der

*) „Fürsten und Völker von Südeuropa“ (Osmanen und spanische Monarchie), neue Ausgabe für die Werke. In der folgenden Erinnerung irrt Manteuffel zum Theil: 1832 war von den „Päpsten“ noch nichts erschienen.

**) Manteuffels Tochter.

mir tiefen Eindruck gemacht hat. Meine Frau und ich hatten oft davon gesprochen, daß wir uns unter den alten Eichen auf dem Kirchhofe in Topper begraben lassen wollten. Am Montag Mittag, 5—6 Stunden vor ihrem Tode, sagte mir meine Frau erneut, sie wolle dort begraben sein, aber die Bäume seien alt, ein Sturm könne sie umreißen, und ich müsse daher genau untersuchen lassen, wie weit die Wurzeln gingen, damit ihr Grab, wenn die Bäume fielen, durch diese nicht zerwühlt werden könne. Ich hatte hieran nie gedacht!

Nun danke ich Ihnen herzlich für Ihre Grüße durch Herrn v. Sybel*) und habe mich gefreut, von ihm zu hören, wie wohl und geistig frisch er Sie gefunden; aber er hat mir nicht sagen können, was Sie jetzt arbeiteten. Von mir schreibe ich nichts, denn da müßte ich zu viel schreiben, meine Stellung ist schwer. Gestern besuchte ich Herrn v. Möller, der hier eine Cur braucht an seinem Fuße; er sagte mir, die Organisationsgesetze machten ihm den Eindruck, als ob sie auf meinen Ruin berechnet und entworfen seien. An den Gedanken glaube ich nicht, thatsächlich steht meine Stellung aber wirklich in der Luft und was ich bin, kann ich nur durch Persönlichkeit sein. Nun, so Gott will, komme ich im Januar nach Berlin und sehe und spreche Sie viel und freue mich darauf und will neue Nahrung für mein geistig Leben bei Ihnen holen. Meine Kinder sind gut und meine Schwester ist auch noch bei mir. In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 8. December 1879. E. Manteuffel.

37.

Mein hochverehrter Freund!

Liegt es darin, daß ich den Schmerz empfinde, den Sie vor Jahren empfunden haben, oder darin, daß ich die Gefühle, die meine selige Frau für Sie hatte, mit vertrete — meine Glückwünsche zu Ihrem morgenden Geburtstage sind womöglich noch inniger, noch verehrungsvoller als früher. Der liebe Gott segne Sie in Ihren Kindern und erhalte Sie noch lange in Ihrer seltenen geistigen Kraft. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, aber er giebt mir Veranlassung zur Bitte um ein Weihnachtsgeschenk. Bitte, bitte, schicken Sie mir zum Fest, was Sie am Begräbnißtag meiner seligen Frau aufgeschrieben oder vielmehr dictirt haben und was Sie dann, als Sybel bei Ihnen gewesen, für mich dictirt haben**).

In treuer Verehrung und bitte Ihre Kinder morgen zu grüßen.

Straßburg, 20. Decbr. 1879.

E. Manteuffel.

38.

Hoch und innig verehrter Freund!

Der liebe Gott segne Sie und Ihre Kinder und Enkelkinder im neuen Jahre und erhalte Sie noch lange in der geistigen Frische und Kraft, die so viel Bewunderung erregt hat, erregt und in künftigen Geschlechtern erregen wird. Wie danke ich Ihnen für die Zusendung des Dictats und wie hat mich dies interessirt! Aber eins ändern Sie: Herr v. Sybel hat Ihnen von 5 Tagen gesprochen, die ich aufgebraucht, um mich nach dem Tode meiner Frau wieder den Geschäften zu widmen. So hat mich der liebe Gott einmal nicht geschaffen. Ich habe an dem Todestage selbst und die darauf folgenden Tage meine Vorträge entgegengenommen und die Geschäfte getrieben und nur einen Militärvortrag habe ich aufgeschoben auf den anderen Tag und habe mir nur die wichtigeren Sachen zuschicken lassen, weil dieser gerade auf die Stunde fiel, wo die Leiche in den Sarg gelegt wurde, und ich sie doch gern selbst tragen wollte. Sonst hat der Dienst keine Störung erlitten und als meine Frau mich zum letzten male angesehen hatte und ihr dann das Auge brach und ich in dieses brechende Auge hineinblickte, habe ich nicht anders gefühlt, als ich heute fühle. Wollte ich den Schmerz mitsprechen lassen im Dienst, dann hätte ich nicht bloß 5 Tage die Geschäfte ruhen lassen, dann ruhten sie heute noch und wohl so lange, als mich der liebe Gott hier auf Erden läßt.

Also der liebe Gott gebe Ihnen ein gutes Jahr! In tiefer und wahrer und fast über Verehrung gehender Verehrung

Straßburg, 31. Decbr. 1879.

E. Manteuffel.

39.

Hochverehrter Freund!

Ein Brief von Ihnen zu heute hätte mir gefehlt. Heute Abend ist er eingetroffen. Ich danke Ihnen herzlich. Wie es mir schwer geworden, Sie neulich in Berlin nicht nochmals haben sehen zu können, bedarf keiner Worte; ich wurde beide Abende, die ich dort war, erst um 11 Uhr frei und da durfte ich nicht mehr zu Ihnen gehen. Schreiben kann ich heute auch nicht, denn vor 3 Tagen habe ich ein plötzliches Erbrechen gehabt, wie vor 2½ Jahren in Carlsruh, das mich so matt gemacht hat, daß ich nur mit Anstrengung die Vorträge habe entgegennehmen können. Sonst sitze ich jetzt im Sattel und habe die volle Leitung der Geschäfte.

In herzlicher Liebe und treuer Verehrung

Straßburg, 24. Februar 1880.

E. Manteuffel.

40.

Hochverehrter Freund!

Ich kann nicht schreiben, aber ich muß Ihnen danken für die Weltgeschichte, die ich heute empfangen. Es war vor dem Gehen zum Diner, aber ich habe meine Gäste warten lassen, um wenigstens die Vorrede zu verschlingen. Herzlichen, herzlichen Dank!

In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 17. Decbr. 1880.

E. Manteuffel.

41.

Hochverehrter und sehr lieber Freund!

Wenig Tage nimmt der Tag zu, seitdem ich Ihnen Wünsche aussprach. Aber ich denke, wenn sie so recht herzlich gemeint sind, kann die Wiederholung nichts schaden und so wünsche ich Ihnen so recht aus Herzensgrunde Glück zum neuen Jahre. Ihre Weltgeschichte ist seit langen Jahren das erste Buch, das ich nicht direct aus Ihrer Hand, sondern nur in Ihrem Auftrage zugeschickt bekomme. Das war ein Gefühl, das beim Lesen mich öfters ergriff — ich bin einmal ein sentimentales Geschöpf — und dann war ein anderes Gefühl, das mich unangenehm berührte: es wurde mir wieder so recht klar, wie wenig ich gelernt habe. Aber das wurde alles verscheucht durch den Eindruck, welchen das Lesen des Buches selbst auf mich machte. Welche Summe von Wissen — doch darüber mögen Gelehrte sprechen; über den Reichthum der Gedanken, über das Großartige der ganzen Auffassung, über die Festhaltung derselben in allem und jedem, da spreche ich mit. Habe ich Sie bewundert, so bewundere ich Sie heute noch mehr. Der liebe Gott erhalte Sie in Kraft, daß Sie das angefangene Werk vollenden — das ist mein Gebet für Sie — und segne Sie in Kindern und Kindeskindern.

In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 30. Decbr. 1880.

E. Manteuffel.

42.

Gastein, 4. Septbr. 1881.

Hochverehrter und tiefgelehrter Freund!

Ich komme wieder mit einer Bitte. Aber zuerst: seit gestern bin ich mit Isabellchen hier, muß aber auf einer Chaiselongue liegen, wie ich seit fast 4 Wochen wegen entzündeter Venen thue, doch geht es besser und mache ich schon wieder Gehversuche und hoffe, daß Gastein mir weiter helfen wird. Habe ich nun alle die Zeit fern von Ihnen gelebt, so habe ich doch in Ihnen gelebt und viel Ihre Werke erneut gelesen. Die Behandlung

der religiösen Verhältnisse in der französischen Geschichte ist mir da lehrreich gewesen. Nun denken Sie aber, wie es mir geht. Hierher will ich mir Ihre Geschichte der Reformation mitnehmen. Ich habe 3 Exemplare, ein älteres, eines, das Sie meiner seligen Frau geschenkt, und das der sämmtlichen Werke. Bei allen dreien fehlt wie durch ein Wunder der erste Theil, alle anderen sind da. Wahrscheinlich hat jemand den 1. Theil geborgt und ihn nicht wiedergegeben oder bei den vielen Reisen ist er verloren gegangen oder noch irgendwo verpackt. Kurz mir fehlt hier der 1. Theil der deutschen Geschichte bei den sämmtlichen Werken und da ich gar zu gern meine freie Zeit benutzen wollte, um diese Geschichte, die mir bei unseren Wirren nützlich, zu studieren, so appellire ich wieder an Ihre Güte und bitte, mir einen ersten Theil hierher zu schicken. Glauben Sie nicht, hochverehrter Freund, daß hier Geiz mitspricht; nein, außer den 4 Exemplaren für die Schleswiger Gymnasien habe ich jetzt für meinen Pfarrer in Topper ein Exemplar Ihrer deutschen Geschichte gekauft und ihm zum Geschenk gemacht; hier spricht nur mein Sentiment, ich will Ihre Werke nur in von Ihnen mir geschenkten Exemplaren lesen. Nun kann ich nicht mehr schreiben, hoffe zu Gott, daß es Ihnen gut geht, grüße Ihre Kinder und bin und bleibe in Verehrung

Ihr E. Manteuffel.

43.

Gastein, 9. Septbr. 1881.

Hochverehrter Freund!

Ich kann mir nicht helfen, ich quäle Sie schon wieder mit einem Brief. In Erwartung des 1. Theiles der deutschen Geschichte, der heute angekommen und für dessen Zusendung ich herzlich danke, habe ich Ihren Wallenstein wieder gelesen. Ich hatte es seit Jahren nicht gethan, aber ich muß Ihnen, was ich nach dem ersten Lesen that, wieder meine Bewunderung aussprechen. Was ist das für ein Buch, welche Kritik und Menschenkenntniß, welche Gabe, die Hauptsachen von den Nebendingen zu sondern und klar hinzustellen — was möchte ich noch alles hervorheben, ich kann nur in die Höhe sehen, wenn ich Sie lese. Eine Betrachtung habe ich aber doch gemacht. Mir geht's besser, mein Kopf ist frei, aber ich muß noch auf der Chaiselongue liegend schreiben. Da fühle ich seit Wochen so recht den Unterschied zwischen Gesund sein und Körperlich gefesselt sein. — Wäre Wallenstein ermordet worden, wenn er kein Podagra gehabt, wenn er nicht sich hätte tragen lassen, sondern zu Pferde hätte steigen und sich den Truppen hätte zeigen, mit ihnen hätte marschiren können? Ich kann nicht mehr schreiben. In treuer Liebe und Verehrung.

E. Manteuffel.

44.

Straßburg, 28. October 1881.

Hochverehrter Freund.

Ich komme nochmals auf Wallensteins Krankheit in der Zeit seines Falles zurück. Sie interessirten sich für die hiesigen Wahlen; sie fallen alle zugunsten der Opposition aus. Daß nun dies geschehen wäre, wenn ich in dem letzten halben Jahre nicht über 3½ Monate abwesend und außerdem hier im Lande über 4 Wochen krank ins Zimmer gebannt gewesen wäre, glaube ich nicht, ergo . . .

Ich hoffe zu Gott, daß es Ihnen gut geht.

Ihre Reformationsgeschichte ist doch auch wunderbar schön und klar. Ich möchte, alle evangelischen Geistlichen müßten vor der Weihe den Beweis liefern, sie gelesen und verstanden zu haben. Ich fange an, mich wieder zu erholen. Ist Maxa in Berlin, so grüße ich sie, den Mann, mein Pathchen und bin und bleibe in Liebe und Verehrung

E. Manteuffel.

45.

Hoch hochverehrter Freund!

Wie habe ich mich über Ihren Brief vom gestrigen Tage gefreut, welchen Werth lege ich auf Ihr Urtheil, wie bin ich gespannt auf den zweiten Band!

Ich habe aber gestern schon wieder eine Rede halten müssen. Außer dem Landesausschuß trat jetzt auch das Consistorium unserer Kirche zusammen und ich gab diesem und den ersten Geistlichen der hiesigen Kirchen und der theologischen Facultät der Universität ein großes Diner. Das Mißtrauen der Geistlichkeit über die Hettensche Frage hatte sich noch gesteigert und der Glaube, daß ich in katholischen Händen sei und ein amtlicher Pietist, griff immer mehr um sich. Hätte ich nun der protestantischen Geistlichkeit nichts gesagt, nachdem ich Tags zuvor den Landesausschuß angeredet, so hätte das verletzt. Dazu kam, daß wenige Tage zuvor der Rector der Universität und eine Anzahl Professoren Resolutionen beschlossen, Unterschriften dazu gesammelt und in die Zeitungen hatten setzen lassen. Fast alle Professoren mit Ausnahme von Laband und Schmoller und Kraus hatten sie unterschrieben. Der größte Theil der Herren war was man sagt hineingefallen, aber au fond war die Sache gegen meine Person gerichtet und weder dem Curator, noch einem der Herren des Ministeriums, noch mir, der ich fast täglich 1—2 Professoren an meinem Tisch sehe, war von dieser Absicht, Resolutionen zu erlassen, gesprochen worden. Das ärgerte mich und bestärkte mich, Front gegen diese fortwährenden Agitationen zu machen.

Ich sende Ihnen nun zuvörderst das Blatt, in dem die Resolutionen stehen; vielleicht interessirt es Sie, auch die Namen der betreffenden Professoren zu lesen. Ich bezeichne es mit Nr. I. Dann schicke ich Ihnen das Blatt, in dem meine Rede steht. Daß ich ein bischen aus Ihrer Geschichte der Reformation gestohlen, nehmen Sie nicht übel; es bleibt nur fraglich, ob ich sie richtig verstanden und richtig angewandt habe.

Lebe ich, so bekommen Sie diesen Monat noch einen Brief von mir, und erscheint Ihr zweiter Band wirklich vor Weihnachten, dann noch einen zweiten.

Sagen Sie doch Otto, seine Empfehlung, Noack, hätte auch mit unterschrieben. In herzlich treuer Liebe und Verehrung.

Straßburg, 8. Decbr. 1881.

E. Manteuffel.

46.

Hochverehrter und hochbewunderter Freund!

Ich habe das Jahr 1881 nicht vorübergehen lassen, ohne den zweiten Band fertig gelesen zu haben, und so wird mein Wunsch zum neuen Jahre, daß Gott Sie noch lange, lange in geistiger Kraft erhalte, immer mehr nicht bloß persönlicher, aus Liebe zu Ihnen hervorgehender Wunsch, sondern auch solcher, der aus, wie soll ich sagen, Weltgefühlen hervorgeht. Sie sind noch nothwendig, um Ihr Werk zu vollenden. Was hat mich fast am meisten interessirt? Der Vergleich zwischen dem Nichtreussiren des Alcibiades und dem Reussiren des Augustus. Ich sehe meine instinctartige Politik während unserer Revolutions- und Conflictszeiten darin bestätigt: die Armee stark aufstellen! Ich kann nicht mehr schreiben; daß ich in meinen Glückwunsch Ihre Kinder und Enkel einschließe, bedarf nicht der Worte. Isabellchen hat die Masern.

In Treue und Liebe.

Straßburg, 30. Decbr. 1881.

E. Manteuffel, GFM.

47.

Hochverehrter Freund.

Wie gerne drückte ich Ihnen am morgenden Tage die Hand und sagte Ihnen meine Glückwünsche zur neuen Jubiläumsfeier*) persönlich! So muß ich es schriftlich thun, aber ich thue es aus warmem Sie liebenden und verehrenden Herzen. Der liebe Gott erhalte Sie noch lange in voller Geisteskraft und lasse seinen Segen auch auf Ihren Kindern und Kindeskindern ruhen. Wie bin ich gespannt, wie sehne ich mich nach dem nächsten Theil Ihrer Weltgeschichte! Was Sie mir von dem ersten Capitel

*) 50 Jahr Mitglied der Berliner Akademie.

desselben sagten, ist ja von unendlicher Wichtigkeit für unsere Kirche. Der ganze Rationalismus beruht auf der Behauptung, daß die Evangelien erst in späteren Jahrhunderten künstlich fabricirt sind. Wird wissenschaftlich nachgewiesen, daß sie echt, dann werden die Menschen auch wieder an das Wort glauben: Wer mich verleugnet vor der Welt, den werde ich auch verleugnen! Der liebe Gott hat da viel in Ihre Hand gelegt. Wie leid es mir gethan hat bei meinem jüngsten Aufenthalt in Berlin, den letzten Abend nicht haben zu Ihnen kommen zu können, kann ich nicht sagen, aber meine Verwandten blieben bis gegen 11 Uhr, und da war es zu spät.

Hier geht es, wenn man es aus dem Großen betrachtet und über Details hinwegsieht, gut. Die Opposition des Landesausschusses gegen das Sprachengesetz ist bedeutend und influirt auf viele Fragen, aber in dieser Opposition entwickelt sich das Gefühl der Selbständigkeit des Landes und, ohne es zu wissen, wird dadurch der frühere Zusammenhang mit Frankreich gestört. Sind die Leute in ihrem Ideengang erst von diesem Zusammenhange los, so findet sich das Weitere. In der Landbevölkerung ist aber die Stimmung nach wie vor gut.

Es wird Sie auch interessiren, daß Professor Baumgarten mir sein neuestes Buch: „Vor der Bartholomäusnacht", geschickt hat. Erst vorgestern war Isabellchen nach der Augenschonungsquarantäne so weit, daß ich ihr einzelne Briefe geben konnte, darunter auch Ihren Kalender, der sie sehr glücklich und stolz machte.

Und nun will ich zu meinen Acten zurück und sage Ihnen Adio. In treuer und großer Liebe und Verehrung

Straßburg, 12. Februar 1882.

E. Manteuffel.

48.

Straßburg den 16. Februar 1882.

Hochverehrter Freund.

Gratulirt habe ich Ihnen nicht, als ich in der Zeitung las, welche Auszeichnung Ihnen geworden*); aber gefreut habe ich mich recht aus Herzensgrund Ihretwegen, Ihrer Kinder wegen, die glücklich sind, wenn der Vater geehrt wird, des Königs wegen und Fürst Bismarcks wegen, denn es spricht für beide, wenn sie Sie auszeichnen und dadurch die Anerkennung des Werthes der Wissenschaft kundgeben. Der Kaiser hat mehr Ruhm von der Sache als Sie selbst. Nun also, ich habe mich gefreut und gratulire Ew. Excellenz recht aus Herzensgrunde. Wirklich dankbar bin ich Ihnen für Ihre Relation; Sie wissen, wie mich jede Sie betreffende Kleinigkeit interessirt und daher gewiß auch das Detail dieses Tages; aber von Ihren Kindern sagen Sie nichts, ob diese bei dem

*) Verleihung des Titels Excellenz; vgl. Werke Bd. 53/54. S. 549 f.

Empfang der Gratulirenden dabei waren. Die Anrede des Professor Mommsen, soweit die Zeitungen sie brachten, hat mir auch guten Eindruck gemacht. Aber welch ein Gegensatz: Ihnen schreibt F. Bismarck den wirklich hübschen Brief und den Sie ebenfalls beglückwünschenden Professor Mommsen stellt er vor Gericht! Dieser Professor sollte aber auch lieber von der Tagespolitik fern bleiben. Daß Sie den Brief von Fürst Bismarck haben veröffentlichen lassen und ebenso Stellen aus dem Briefe des Kaisers mitgetheilt, finde ich den Verhältnissen entsprechend; beide lesen sich außerdem gern gedruckt.

Ich werde unterbrochen, daher nur noch, daß mein Landesausschuß heute geschlossen, daß er den Haushaltsetat und die Vorlagen mit einem nicht wesentlichen Amendement genehmigt, daß alles im ganzen gut abgelaufen und daß bei dem gestrigen Diner, das ich ihnen gebe, meine Gesundheit ausgebracht wurde, was bei dem Antrittsdiner nicht geschehen war, und daß sie das Hoch lauter als je schrieen. Und nun herzlich Adio.

E. Manteuffel.

49.

Straßburg, 1. Decbr. 1882.

Mehr als hochverehrter Freund.

Wie danke ich Ihnen für die guten Worte, die Sie mir über meinen Vetter*) schreiben! Sie thaten mir um so wohler, als ich viele böse Zeitungsartikel hatte lesen müssen. Und nun herzlichen Dank für den 3. Band, den ich lese trotz aller Parlamente und Landesausschüsse der Reichslande. Aber ich sage Ihnen offen, ich habe mit pag. 150 begonnen,**) und da ich dann bis zum Verschwinden Pauli gelesen, gehe ich mit voller Lust und Liebe an das ganze Werk. Isabellchen empfiehlt sich auf das herzlich verehrendste, und ich bin und bleibe Ihr

Edwin Manteuffel.

50.

Geliebter hochverehrter Freund.

Welch Buch haben Sie geschrieben, welche Gelehrsamkeit, welche Kenntniß der Details, welche Virtuosität in Wegwerfung desselben, wo es der Festhaltung des Gedankens nachtheilig, welche Einschaltung desselben, wo es zum Verständniß des Gedankens erforderlich! Der liebe Gott wird Ihnen Kraft geben, das Werk zu vollenden. Ich raffte meine Kraft zusammen, um Ihnen zum Geburtstag zu gratuliren, und schreibe Gefühle über das Buch. Nun, ich gratulire von ganzem Herzen, und Gott erhalte Sie noch lange, jedenfalls länger als mich, denn ich möchte

*) Den eben verstorbenen ehemaligen Ministerpräsidenten Otto v. M.

**) Cap. 5. Ursprung des Christenthums.

den Schmerz nicht noch erleben, und segne Sie in Kindern und Kindeskindern. Ich danke Ihnen auch, daß Sie die Liebe uns erweisen, eine Pathenstelle bei meiner Enkeltochter zu übernehmen. Sie soll morgen getauft werden. Ich fürchte, ich werde der Taufe nicht beiwohnen können. Ich bin sehr schwach.

In treuer Liebe und Verehrung.

Straßburg, 20. Decbr. 1882.

E. Manteuffel.

51.

Straßburg, 1. Januar 1883.

Hochverehrter und herzlich geliebter Freund.

Der erste Brief, den ich in diesem Jahre schreibe, sagt Ihnen, Ihren Kindern und Enkeln meinen Neujahrsglückwunsch. Daß er herzlich ist und viel in sich enthält, wissen Sie, ohne daß ich Ihnen viel schreibe, was mich doch noch sehr angreift. Sehr habe ich mich gefreut über die Briefe des Kaisers und der Kaiserin an Sie. Ich habe jetzt auch den Constantin beendet, der noch größer dasteht, als ich glaubte, und bin jetzt in den Analekten, die mich fast ebenso interessiren, als das Geschichtswerk selbst, wenn sie mich auch immer wieder fühlen lassen, wie wenig ich gelernt habe.

Und nun nochmals herzlich Prosit Neujahr.

E. Manteuffel.

52.

Straßburg, 19. Mai 1883.

Hochverehrter Freund.

Seit wie langer Zeit will ich Ihnen schreiben! Ich habe Ihnen viel zu sagen, und deshalb komme ich gar nicht zum Schreiben. So Gott will, sehe ich Sie Ende Juni in Berlin. Auch heute schreibe ich nicht, nur bitte Sie heute um ein paar Keulenschläge, um meinen mir sonst ganz lieben Professor Holtzmann niederzuschmettern, weil er sich unterfängt, Sie öffentlich anzugreifen. Ich schicke Ihnen, aber unter Bitte der Rückgabe, da das Journal dem Ministerium gehört, die Deutsche Revue, in welcher der Holtzmannsche Artikel steht. Ich sollte denken, daß Sie noch eine andere Autorität sind als Zeller und Hausrath, und daß das, was Sie haben drucken lassen, auch wissenschaftlich begründet ist und der Gegner leicht von Ihnen widerlegt werden kann. Es ist eben der Rationalismus, der gegen den Glauben auftritt, und ich bin ja weit entfernt, Sie in theologische Streitigkeiten zu verwickeln, und sehe ein, daß Sie der in Ihrem Werke gegebenen Erklärung treu bleiben und die Stellung des Geschichtschreibers consequent festhalten. Aber Holtzmann greift ja den Ge-

schichtschreiber an. Die Anführung von Galater 2, 8—9 finde ich geradezu Wortklauberei, und der Widerspruch, in den er Matthäus, Marcus und Lucas mit Johannes setzen will, ist rationalistische Auslegerei. Nun, ich schicke Ihnen den Artikel, weil ich mich geärgert habe, glaube nun zwar nicht, daß Sie in Ihrer Autoritätsstellung einen Gegenartikel schreiben werden, denke aber, daß Sie im nächsten Bande in irgend einer Anmerkung Veranlassung nehmen werden, Herrn Holtzmann ad absurdum zu führen. Hier geht es im ganzen gut.

In treuer Liebe und Verehrung

E. Manteuffel.

III.

Geschichtliche Aufsätze und Artikel.

1. Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens *).

Die Geschichte des deutschen Volksnamens ist von der neueren Wissenschaft vielfach behandelt worden und liegt in ihren Grundzügen klar zutage. Der germanistischen Sprachforschung, an ihrer Spitze Jacob Grimm, verdanken wir die etymologische Erklärung: deutsch, theodisk *), Adjectiv abgeleitet von theod = Volk, bedeutet appellativ: zum Volke gehörig, also volksmäßig oder volksthümlich; auf die Sprache angewandt — als Theodiska, die Volkische, mit im Altdeutschen möglicher Auslassung von Zunge oder Sprache — bezeichnet es mithin etwas, was wir in dem einen oder anderen Sinne die Volkssprache nennen würden. Und eben in dieser besonderen Beziehung finden wir das Wort, und zwar in latisinirter Gestalt in dem Ausdruck Theodisca lingua, zuerst in den späteren Jahren Karls des Großen — nach 788 — zur individuellen Charakteristik der Volkssprache germanischer Abkunft im Frankenreich, im Gegensatz zum Latein oder auch zum Romanischen gebraucht. Ich betone sogleich, daß auch das deutsche Wort Theodiska an sich schon vor solcher Latinisirung in beständiger, mehr oder weniger langjähriger Anwendung auf ein und denselben Gegenstand sich zum Eigennamen eben dieser bestimmten Sprache verdichtet haben mußte. Anderenfalls hätte man es ja nicht unmittelbar ins Latein herübergenommen; bei dem völlig durchsichtigen appellativen Sinne des Wortes theodisk hätte man einfach zur Übersetzung durch lingua,

*) Aus den Sitzungsberichten der historischen Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1893, mit Erlaubniß des Herrn Präsidenten der Akademie abgedruckt.

**) Ich wähle absichtlich hier wie später in der Regel die älteste überlieferte Form. — Vgl. J. Grimm, Deutsch. Gramm. I³ Einleitung S. 10 ff.; Gesch. d. deutsch. Spr. ³ S. 545 ff.

sei es gentilis, sei es vulgaris — je nach dem, was unter dem nur für uns doppelsinnigen Ausdruck Volkssprache eigentlich verstanden werden sollte — gegriffen.

Für die weitere Entwicklung vom Ende des 8. bis ins 11. und 12. Jahrhundert hat die Quellenforschung der Historiker — ich nenne vor allen Waitz, Dümmler, Giesebrecht, Köpke*) — die Belege gesammelt und erläutert. Man entnimmt daraus ohne Mühe etwa folgendes Bild. Noch 50 Jahre lang, bis zum Tode Ludwigs des Frommen, ist ausschließlich von deutscher Zunge die Rede**); noch geraume Zeit, mehr als ein Jahrhundert danach, überwiegt wenigstens diese Verwendung des Wortes deutsch jede andere bei weitem. Als rein formale Wandlung ist es dabei anzusehen, wenn von 876 ab allmählich im lateinischen Gebrauch — wie man meint, aus bloßer antiquarischer Spielerei — theotonicus, teutonicus an die Stelle von theotiscus, teutiscus tritt, ohne jedoch bis ins 11. Jahrhundert hinein das letztere, das an dem lebendigen diutisk, diutisch oder italienisch tedesco immer einen Rückhalt hatte, durchaus zu verdrängen. Bereits um 840 war indeß in der Schrift eines deutschen Gelehrten an einer Stelle von sprachvergleichendem Inhalt der abgekürzte Ausdruck Theotisci für die deutsch redenden Menschen aufgetaucht; 845 dient in einer oberitalienischen Urkunde Teutisci neben Langobardi ohne weiteres zur Kennzeichnung von Leuten deutscher Herkunft im Unterschiede von den Lombarden. Aus dem Begriffe der Sprachgenossenschaft ist, wie man sieht, die Idee der Nationalität hervorgegangen. Sehr spärlich bleiben indeß noch lange die Spuren dieser Wendung, erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts begegnet man ihnen überhaupt aufs neue. Inzwischen wählen die historischen Berichte zur Umschreibung der Gesammtheit der rechtsrheinischen Stämme, wo sie diese nicht lieber einfach neben einander aufzählen, die antikisirende, geographisch gedachte Bezeichnung

*) Waitz im V. Bande der Verfassungsgeschichte S. 8 ff., 124 ff., womit die „Anmerkung über die Namen Germanen und Deutsche“ im I. Bd. zu vergleichen; Dümmler in der Geschichte des ostfränkischen Reichs, s. Register unter „Deutsch“; Giesebrecht im I. Bd. der Kaisergeschichte, Rückblick nebst Note; Köpke in dem von Dümmler ergänzten Excurse „Barbari und Teutonici“, Jahrbücher der deutschen Geschichte: Kaiser Otto d. Gr. — Daneben ist noch zu brauchen das ältere Verzeichniß bei Rühs, Erläuterung der Schrift des Tacitus S. 100 ff.

**) Unter den Zeugnissen des ersten Jahrhunderts, von 788—888, begegnet außer der regelmäßigen Verbindung mit lingua auch einmal — im ältesten Katalog der Reichenauer Bibliothek v. J. 822 (s. Becker, catalogi bibliothecarum antiqui p. 8) — Theodisca allein: de carminibus Theodiscae, im engsten Anschluß an den deutschen Gebrauch. Der Bücherkatalog von St. Riquier v. J. 831 (Becker a. a. O. p. 28) hat zum erstenmal das später noch einmal (im Testament des Grafen Ekkard von Autun) wiederkehrende in Theodisco: passio domini in Theodisco; ein Weißenburger Katalog vom Ende des 9. Jahrhunderts bringt: evangelium theodiscum (ebd. p. 37); das Adverb theotisce zuerst bei Otfrid um 868.

Germani, während in staatlicher Hinsicht auch im östlichen Theilreich der fränkische Name noch in umfassender Geltung waltet. Erst seit der Mitte des 10. Jahrhunderts häufen sich nach und nach die Erwähnungen der Theotisci, Teutonici, Teutones, und zwar vornehmlich an oder über den Grenzen, zumal auf italischem Boden, demnächst im halbromanischen Lothringen oder im slavischen Markgebiet. Es entspricht lediglich der realen Entwicklung der Nation unter dem Einfluß äußerer und innerer Politik, wenn so von der ottonischen Kaiserzeit an der deutsche Volksname mehr und mehr an Kraft gewinnt, wenn er zugleich auf das Land und in steigender Concurrenz mit dem fränkischen Namen auch auf Reich und König übertragen wird. Ohne Zweifel haben besonders die Römerzüge förderlich dazu mitgewirkt, auf denen Reisige aus allen deutschen Stämmen sich so oft gemeinsam als Tedeschi begrüßen hörten. Auf der anderen Seite blieb doch bis in die Tage der Staufer hinein das Eigengefühl dieser Stämme viel zu stark, als daß im Binnenleben der Heimath der nationale Name zu wirklicher Herrschaft hätte gelangen können. Freilich darf man aus dem Schweigen der Schriftsteller nicht allzu absprechend auf die mündliche Rede schließen. Unter den literarischen Denkmälern der Volkssprache selbst ist es allerdings erst die Kaiserchronik aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die ausdrücklich von den Diutischen und von Dûtiskland Notiz nimmt; allein sie ist auch das früheste deutsch geschriebene Werk von geschichtlichem Charakter, der einen Anlaß bot, der Nation und des Vaterlandes zu gedenken.

In diesem ganzen Hergange steckt nur ein einziges historisches Problem, dies aber freilich von höchst befremdender Natur: wie nämlich überhaupt der Eigenname für eine bestimmte Volkssprache entstehen konnte vor dem Dasein eines Eigennamens für das betreffende Volksthum selbst, so daß den Zeugnissen der Quellen zufolge der letztere seinerseits aus dem ersteren abgeleitet werden mußte. Denn so entschieden jederzeit und allerorten die Sprache für das vornehmste Kennzeichen eines Volks in der nationalen Bedeutung des Wortes gegolten hat, so gewiß bleibt sie für die natürliche Anschauung doch immer dessen bloße Eigenschaft. Überall sonst ist daher der Volksname früher da, während der Sprachname so oder so von ihm herstammt. Für den umgekehrten Verlauf, mit dem wir es beim Deutschen zu thun haben, wäre nur noch eine, überdies sehr unvollständige Analogie beizubringen. Die Langue d'oc oder Lingua occitana, die neben der Langue d'oïl oder Gallicana in französischen Urkunden des 14. Jahrhunderts direct zur Bezeichnung des von ihr eingenommenen Gebietes benutzt wird*), ist hernach zum Namen einer Landschaft erstarrt; ein irgend lebendiger Volksname hat sich jedoch nicht daraus entfaltet. Immerhin mögen wir aus

*) S. Ducange-Henschel s. v. lingua.

diesem Beispiel den Wink entnehmen, daß es sich bei solcher Urzeugung von Sprachnamen ohne gentilen Stamm um etwas wesentlich anderes handelt, als um einen naiven Proceß. Die Namen Langue d'oc und Langue d'oïl sind Producte einer bewußt vergleichenden Betrachtung literarisch merkwürdiger Idiome*). Der Gedanke liegt nahe, daß es mit der Schöpfung des Sprachnamens Theodiska ähnliche Bewandtniß habe.

Will man den in Rede stehenden Vorgang noch deutlicher in seiner Eigenart erkennen, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, was im gewöhnlichen Laufe der Dinge hätte geschehen müssen. Die „überrheinischen Stämme“, wie sie vom gallischen Standpunkt aus bei den Geschichtschreibern der Merovingerzeit regelmäßig summarisch genannt werden**), ohne daß — wie es ihrer losen Angliederung entspricht — der fränkische Name jemals auf sie erstreckt würde: sie werden im 8. Jahrhundert einer nach dem anderen durch die großen Karolinger dem Reiche wirklich einverleibt und verdienen seither als Angehörige des regnum Francorum in gewissem Sinne Franken zu heißen. Hätte das karolingische Frankenreich von Haus aus lediglich oder doch stark überwiegend germanische Bestandtheile enthalten, so wäre der politische Gesammtname ohne Zweifel auch auf die Dauer zum nationalen geworden; die geschichtliche Entwicklung des Sprachnamens hätte sich diesem Gange einfach angeschlossen. So hat z. B. in Britannien der Sprachname englisch den Sprachnamen sächsisch überschattet und erstickt, nachdem einmal der Volksname der Angeln über den der Sachsen in der Gesammtauffassung des nationalen Wesens den Sieg davongetragen***). Allein die karolingische Monarchie

---

*) Ebenso der Name Sanskrit u. dgl. m.

**) Greg. Tur. IV, 49; 50. — Fredeg. c. 38; 40; 87. — Gesta Franc. c. 5; 32.

***) Ich rede hier vom sächsischen Namen nur in dem Sinn einer Gesammtstammesbezeichnung für die wirklichen Sachsen in England, die Bevölkerung von Wessex, Sussex u. s. w. Zum nationalen Gesammtnamen aufzusteigen hatte derselbe der gewaltigen Mehrheit der Angeln gegenüber wohl niemals Aussicht. Vgl. darüber Freeman in der Note „Use of the word English“ (Hist. of the Norman conquest I, Appendix). In dieser Hinsicht war die Frage bereits zu Beda's Zeit entschieden, ja die Entscheidung schon in den Tagen Gregors d. Gr. deutlich angebahnt. Die Spuren eines Gebrauchs von Saxones, Saxonicus, Saxonia im national umfassenden Sinne, soweit deren in lateinisch geschriebenen Quellen in England selber vorkommen, erklärt der englische Forscher hauptsächlich aus welschen Einflüssen, da die Briten ihrerseits stets — wie er ansprechend vermuthet, von den Tagen der rein sächsischen Anfälle im 4. Jahrhundert her — die Nation ihrer Überwinder mit dem Sachsennamen belegt haben. Die Jahrhunderte hindurch lebendige Geltung des letzteren in particularer Bedeutung bestreitet auch Freeman nicht. Auf sie ist es doch zurückzuführen, wenn man auf dem Continent, für den die Sachsen der Gegenküste im Vordergrunde vor den Angeln standen, vom 7. bis ins 9. Jahrhundert die gesammte überseeische Nation bald mit dem einen, bald

waltete zugleich über ebensoviel romanisches wie germanisches Volk; die Namen Franci und Francia galten zuvörderst politisch für das ganze Gebiet diesseit der Alpen; sie hatten sich überdies bereits im 7. Jahrhundert in engerem Sinne mit besonderem Nachdruck auf Neustrien, das romanische Land an der Seine, niedergelassen*). Unter diesen Umständen ist jener hypothetisch angenommene Proceß zwar nicht gänzlich verhindert, aber doch gestört und wieder rückgängig gemacht worden. Zum Beweise dafür, daß der fränkische Name im 9. Jahrhundert in der That auch in national umschreibender Bedeutung angewandt worden, genügt es, an den stolzen Lobgesang auf Volk und Land der Franken, d. h. dem Zusammenhang und Inhalt nach unzweifelhaft der Deutschen, im ersten Capitel der Evangelienharmonie Otfrids zu erinnern**). Kein Wunder jedoch, daß der inzwischen auf anomalem Wege emporkommende Name Deutsche, der sich als eindeutige Benennung unserer Nationalität bei weitem besser empfahl, das Feld behauptete. Was

---

mit dem anderen Namen belegte oder gleichsam unschlüssig den neutralen Doppelnamen schuf, der erst viel später drüben Fuß faßte: Angli-Saxones, Saxones-Angli zuerst bei Paulus, hist. Lang. IV, 22; V, 37; VI, 15; Engelsaxo in der fränkischen Vita Alchuini von c. 825, c. 11. — Der Composition war die einfache Addition vorausgegangen: in gente Anglorum et Saxonum, schreibt Papst Zacharias 748 an Bonifaz. — Sächsische Zunge nennt Beda, dem die Einheitssprache lingua Anglorum heißt, nur im Süden, das ursprünglich jütische Kent in die sächsische Region einbezogen; auch übrigens gilt von dem Vorkommen von Saxonice dasselbe wie von dem des Namens Saxones. Die Texte in der Volkssprache kennen nur englisc wie Engle und Angelcyn, alles in nationaler Bedeutung. — An dieser ganzen Geschichte der Ausbildung des englischen Nationalnamens scheint nur auffällig, daß die solide politische Einigung, die doch von Wessex ausging, nichts daran zu ändern vermocht hat; allein sie kam nun einmal dafür zu spät. Auf der anderen Seite war wenigstens die lockere Hegemonie des Bretwaldathums vor Egberts Auftreten meist in den Händen anglischer Könige gewesen.

*) S. Waitz, Verfassungsgesch. II, 1³ S. 154.

**) Franken und Frankenvolk, thiot Vrankôno, im Ludwigslied dürfte man als politisch-westfränkisch gemeint nicht hierher ziehen. Das häufige Ostfranken für die Unterthanen Ludwigs des Deutschen ist ebenfalls politisch gedacht und fordert Westfranken als Seitenstück. Mehr nähert sich scheinbar einer nationalen Auffassung der Sprachgebrauch des Sedulius Scottus in einem an diesen König gerichteten Gedicht (carm. II, 71; 73; 84; 91—92): Germania gaudet . . . Francigenum populus plaudit Rhenusque bicornis; Francis tuis; Francigenis; doch ist auch hier sicher anzunehmen, daß der irische Dichter Romanen des Westreiches ebenso bezeichnet haben würde. Sehr merkwürdig ist dagegen das wiederholte Francia im Gegensatz zu Gallia in den späteren Fulder Annalen, z. B. 879, 880, 885 — so ziemlich die Umkehr der Redeweise der Vita Hludowici, die Franci und Francia an einer berühmten Stelle von nationalgeschichtlichem Gehalt vielmehr den Germani und Germania entgegenstellt (c. 45; vgl. c. 20). Die von Waitz, Verfg. V, 122 für das 10. und 11. Jahrhundert beigebrachten Stellen fallen streng genommen sämmtlich unter die politische Kategorie.

nun die Sprache betrifft, so hat sich die Ausdehnung des Namens Fränkisch — worin freilich der Franken jederzeit mit gedacht ward — auf die einheitliche Rede der deutschen Stämme überhaupt eine Zeitlang noch entschiedener vollzogen, als es mit dem Volksnamen selber geschah; erklärlicherweise, denn hier konnte von einer Verwechslung mit dem stets als romanisch bezeichneten Idiom der westlichen Reichshälfte nicht die Rede sein. Es ist lehrreich zu sehen, in welcher Region dieser Act der Übertragung vorzugsweise zuhause ist.

Die einzelnen deutschen Stämme werden ihre Mundart unter örtlichem Horizont natürlich von jeher als bayerisch, alamannisch u. s. f. charakterisirt haben *): quod Alamanni, quod Baiuvarii dicunt, heißt es in den Volksrechten aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Wollte man einige Jahrzehnte später die mittlerweile im Verkehr des fränkischen Reichs als solche bewährte germanische Gemeinsprache kurz bezeichnen, welches anderen Namens scheint es dazu bedurft zu haben, als des fränkischen selber? Wenigstens in dem centralen, wirklich stammfränkischen Bereich, sowie in der officiellen Redeweise, sofern diese vom Standpunkt des herrschenden Stammes ausging, verstand sich jener Ausdruck a potiori von selbst. Dem entspricht nun auch der wirkliche Befund. Ermoldus Nigellus, dessen Gesichtskreis auch im Exil zu Straßburg gallofränkisch blieb, bedient sich stets der Wendungen Francisca loquela, Francica lingua, Franciscum nomen; das alamannische Elsaß führt er ein als

terra antiqua, potens, Franco possessa colono,
cui nomen Helisaz Francus habere dedit,

während ihm die Stammesnamen der Schwaben, Thüringer, Sachsen an sich ganz geläufig sind. Die höfischen sog. Annales Einhardi berichten zu 789 von der slavenischen Völkerschaft, quae propria lingua Welatabi, francica autem Wiltzi vocatur, wo es sich doch sicher um sächsische Überlieferung handelte. In Einharts vita Karoli schwebt, wie die Stelle vestitu patrio id est Francico lehrt, dem Autor auch bei dem sermo patrius, mit dessen Grammatik er seinen Helden beschäftigt zeigt, ein sermo Francicus vor, den er indeß in umfassender Bedeutung den peregrinis linguis, Latein und Griechisch, gegenüberstellt; in dem nämlichen Sinne gedenkt er der bisher apud Francos üblichen Monatsnamen. So begegnet im Capitulare von Boulogne aus dem Jahre 811, wie in der 827 ebenfalls auf westfränkischem Boden vollendeten Gesetzsammlung des Ansegisus **) die Phrase: quod factum Franci herisliz (oder herisceliz) dicunt, ganz parallel der 801 in einem Capitulare Italicum vorgezogenen Fassung:

*) Wobei es denn auch später vielfach blieb: s. z. B. Vita Idae c. 3: locus, qui Saxonica lingua Hirutfeld nuncupatur.

**) Anseg. Capit. III, 70.

quod nos teudisca lingua dicimus herisliz. Otfrid endlich, den man zwar nicht jener innerfränkischen Region, immerhin aber dem Saume der eigentlich fränkischen zuzurechnen hat, spricht in dem erwähnten einleitenden Capitel von unserer Zunge als der frenkisgon, während die Überschrift lautet: cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit; in dem Widmungsbrief an Liutbert von Mainz wechselt er mit theotisce und gleichbedeutendem Franzisce ab*). Augenscheinlich ist also die als natürlich anzusehende Herausbildung eines Sprachnamens Fränkisch von nationalem Umfange in nicht ganz spärlichem Maße thatsächlich zustande gekommen; sie ward nur von vornherein gekreuzt und gehemmt durch die seltsam doppelgängerische Gestalt des Sprachnamens Deutsch. Des weiteren giebt die Herkunft der angeführten Belege den Fingerzeig, daß man — was von vornherein zu vermuthen wäre — die Schöpfung dieses letzteren Namens kaum auf eigentlich fränkischer Erde selbst zu suchen, oder doch wenigstens als von ihr absehend, in bestimmtem Hinblick auf die rechtsrheinischen Gegenden als solche geschehen zu denken hat.

Gerade bei der frühesten literarisch bezeugten Anwendung des bereits geschaffenen Namens Theodiska leuchtet diese rechtsrheinische Beziehung unmittelbar ein. Von der Reichsversammlung zu Ingelheim, die das Schicksal des Bayernherzogs Tassilo entschied, berichten die Annales Laurissenses majores unterm Jahre 788, die Urtheiler hätten ihr Verdict über ihn gesprochen reminiscentes, quomodo domnum Pippinum regem in exercitu derelinquens et ibi quod theodisca lingua harisliz dicitur — zu ergänzen: fecerit. Im Streit der Meinungen über Ursprung und Charakter dieser Annalen herrscht doch Einverständniß darin, daß ihre Nachrichten über die Begebenheit von 788 eine ziemlich gleichzeitige Aufzeichnung verrathen. Ja Barchewitz**) hat es höchst wahrscheinlich gemacht, daß der vorliegende Bericht auf Grund eines amtlichen, vom Pfalzgrafen über die Verurtheilung Tassilo's aufgenommenen Actenstückes abgefaßt worden sei. Er übergeht bei seiner Beweisführung die uns hier interessirende Phrase quod theodisca lingua harisliz dicitur, und doch darf man gerade sie entschieden für seine Ansicht geltend machen. Es ist eine Formel der Rechtssprache, kein Satz eines Annalisten. Wir gedachten bereits einer fast genau gleichen Wendung im Capitulare Italicum von 801 nebst ihren Parallelen.

*) Genau gesprochen steht dreimaligem theotisce einmal franzisce zur Seite; warum, wird man nicht erklären können. Dagegen war Frenkisga zunga im deutschen Text insofern geboten, als es in unmittelbarer Verbindung mit jenem Preise des Frankenvolkes auftritt. Theotiska hätte sich dem Frankôno thiot minder leibhaft angeschlossen: die Nation selbst aber unter deutschem Namen auftreten zu lassen, war um 868, zumal in der concreten Sprache des Dichters, noch gar nicht möglich.

**) Königsgericht der Merowinger und Karolinger S. 43 ff. — Brunner stimmt zu (Deutsche Rechtsgesch. I, 30).

Ein Wormser Capitulare von 829 bietet: quod in lingua theodisca scaftlegi id est armorum depositio vocatur, und in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts begegnen in der Sprache der Gesetze und Urkunden noch fünfmal gleiche oder ähnliche Wendungen*). Sicherlich haben wir also jene Worte der Laurissenses als einen formelhaften Nachhall vom Ingelheimer Gerichtstage selber zu betrachten. Nun aber waren eben zu dieser Versammlung geflissentlich Vertreter aller deutschen Stämme entboten worden: conventum Francorum ceterarumque gentium, qui sub dominio eorum erant, nennen es die Annales Laureshamenses; in den Laurissenses werden als Urtheilfinder bezeichnet Franci et Baioarii, Langobardi et Saxones vel ex omnibus provinciis qui ad eundem sinodum congregati fuerunt. Der politische Proceß, der dem letzten selbständigen Stammesregiment auf deutschem Boden den Garaus zu machen bestimmt war, sollte nicht nach fränkischem Rechtsgefühl allein entschieden erscheinen. Gab es einen Namen, der die deutsche Einheitssprache in dieser ihrer Eigenschaft deutlicher als der fränkische bezeichnete, so mußte man ihm eben hier und diesmal bei der technischen Benennung des Verbrechens den Vorzug ertheilen. Sehr möglich, wenn auch keineswegs gewiß, daß damals wirklich zum erstenmal der bisher nur mündlich umlaufende Name Deutsch in die Schrift eingeführt und zu diesem Behufe latinisirt ward; eine schicklichere Gelegenheit wenigstens hätte sich dafür kaum finden lassen**).

Das Problem der Entstehung des deutschen Sprachnamens gehört, wie berührt, der Zeit vor seiner Latinisirung, mithin der Geschichte des 8. Jahrhunderts vor dem Sturze Tassilo's an. Es sei mir indessen gestattet, ehe ich auf diesen dunklen Punkt selber eingehe, die Zeugnisse der Quellen für seinen Gebrauch in den ersten hundert Jahren nach 788 noch näher vorüberzuführen; man könnte vielleicht hoffen, dabei Rückschlüsse aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu gewinnen. Schon der nächstälteste Beleg für die Anwendung des deutschen Namens, jenes quod nos teudisca lingua dicimus herisliz des italischen Capitulare von 801, legt eine

*) Lothar. cap. add. leg. Lang. c. a. 850: quod lingua Teudisca herisliz, i. e. armorum depositio (hier im Sinne von Desertion) dicitur; Cap. Silvaticum a. 853: de collectis, quas theudisca lingua heriszuph appellat; Synod. Pistens. a. 862: collectas, quas theodisca lingua heriszuph appellant; Urkunde Karls d. K. v. 870: chartam pacationis, quod theotisce suonbuoch appellamus; St. Galler Urkunde von 882: cartam pacationis . . ., quod tiutiscae suonbuoch nominamus.

**) Etwas ähnliches hat wohl Büdinger eigentlich gemeint, als er (Allg. Deutsch. Biogr. I, 576) den wunderlichen Satz schrieb: „Wenn Arno (von Salzburg) wirklich der Verfasser ist (der Laurissenses nämlich, was übrigens bekanntlich nicht der Fall), so hat man in ihm auch den ersten zu ehren, welcher unserer Sprache und damit unserem Volke den entscheidenden Namen deutsch gegeben hat.“ Entscheidend — was denn entscheidend? Gegeben — wie denn gegeben?

Frage nah: ob nämlich die damals bereits dem Aussterben entgegengehende langobardische Volkssprache mit unter den Begriff des Deutschen gefallen sei. Ich stehe nicht an, diese Frage in gewissem Sinne zu bejahen. Das Gesetz wendet sich zwar nicht an die Langobarden allein, sondern berücksichtigt neben ihnen und den Römern auch in Italien ansässige Franken, Alamannen und Leute alterius cujuslibet nationis, so daß die Berufung auf die teudisca lingua auch hierdurch gerechtfertigt erscheint*). Ferner haben die Langobarden selber in ihrer Absonderung, die ja sogar politisch auch nach der fränkischen Eroberung noch einigermaßen fortbestand, im praktischen Leben ihre Zunge unzweifelhaft auf das eigene Volksthum bezogen und nach dem eigenen Volksnamen benannt. Paulus, der nach 787 und wahrscheinlich vor 800 in Montecassino seine Volksgeschichte schrieb, deutet das an, wenn er mehrfach von einer lingua propria, illorum oder eorum lingua u. dgl. spricht. Allein derselbe Autor erzählt daneben: König Alboin werde hactenus etiam tam apud Baioariorum gentem quamque et Saxonum, sed et alios ejusdem linguae homines in Liedern gefeiert, was man ungezwungen wohl nur so verstehen kann, daß Paulus auch das eigene Volk König Alboins in die deutsche Sprachgemeinschaft der überalpischen Stämme mit einschloß, ohne freilich das ins Latein soeben erst eindringende Wort theodisca dabei wirklich zu gebrauchen**). Für

---

*) Das Cap. ist wahrscheinlich auf der Rückreise Karls von Rom Juni 801 noch in Oberitalien erlassen; s. Mühlbacher, Reg. Nr. 366. Das teudisca der besten Handschriften für theodisca steht in den ersten Jahrzehnten ziemlich isolirt da, könnte jedoch sehr wohl auf das Original zurückgehen: es enthält die romanisirte Lautform, paßt also auf italische Conception.

**) Eine engere Auffassung des Ausdrucks ejusdem linguae würde auf die eine Seite der Sprachgleichung Bayern und Sachsen, auf die andere die übrigen deutschen Stämme diesseit der Alpen setzen. Die Stelle ist so wie so bedeutsam, da sie die deutsche Spracheinheit als einen Gegenstand des Interesses für den Ausgang des 8. Jahrhunderts erkennen läßt. — Von ähnlichen Beobachtungen wird übrigens selbstverständlich öfters Notiz genommen. Ohthere berichtete dem König Aelfred, daß die Finnen und Permen fast dieselbe Sprache redeten: thá Finnas, him thúhte, and thá Beormas spraecon néah án gethéode. Jordanis faßt die Gepiden mit Ost- und Westgothen auf Grund ihrer gleichen Sprache gelegentlich in eine einzige Nationalität zusammen: (Get. 133 omnis ubique hujus — i. e. Gothicae — linguae natio; cf. ib. 58: 131; 95): Prokop (b. Goth. IV, 20) legt außer diesen dreien auch noch den Vandalen und anderen „gothischen Stämmen" eine einzige Sprache bei: φωνή τε αὐτοῖς ἐστι μία, Γοτθικὴ λεγομένη. Beide denken dabei an gemeinsame Herkunft der sprachverwandten Völker und hätten Augustin beistimmen können, wenn er (de civ. Dei XVI, 6) sagt: auctus est autem numerus gentium multo amplius, quam linguarum; nam et in Africa barbaras gentes in una lingua plurimas novimus. Das alles verdiente keine Erwähnung, wenn es nicht zugleich den Namen Theodiska aufs neue con[illegible] [illegible]n „derselben" oder „einer"

die rein linguistische Ansicht war ja natürlich die Idee einer bestimmten Sprache so weit ausdehnbar, als das gegenseitige Verständniß von Mundart zu Mundart reichte; und man muß annehmen, daß die 788 in Ingelheim mit anwesenden und Recht sprechenden Langobarden der deutschen Verhandlung genau zu folgen im Stande waren.

Was sich so vom Langobardischen behaupten läßt, ist mit dem entfernter abliegenden Gothisch nachweisbar geschehen und zwar sogleich an dem drittältesten Fundorte für den Gebrauch des deutschen Sprachnamens. Im Donatcommentar des Smaragdus aus der Zeit zwischen 801 und 805 werden neben einander fränkische und gothische Personennamen aus der auf beide Völker erstreckten Theodisca lingua erklärt: In Francorum Gothorumque genere haec patronomica species frequentatur multotiens. A parte enim gentili*) et a Theodisca veniunt lingua, de quibus in exemplo Gothorum pauca primum ponimus nomina . . . und weiterhin: Francorum patronomica secundum Theodiscam linguam haec sunt nomina. Man gewahrt hier deutlich, wie der deutsche Sprachname die Spuren der Entstehung auf dem Wege rein linguistischer Abstraction an sich trägt: auch das Gothische bezeichnet der Grammatiker als deutsch, weil er es mit dem ursprünglich so genannten Idiom zu identificiren vermag; fränkisch hätte er es hingegen schwerlich nennen können, weil sich die dazu nöthige Voraussetzung einer Ausdehnung des zugrunde liegenden concreten Volksnamens Franken auf die Gothen historisch verbot**), wie denn das gleiche auch für die stets von den Franken geschiedenen Langobarden gelten muß. Ich schließe, die chronologische Folge durchbrechend, an Smaragdus alsbald das berühmte Capitel aus dem um 840 verfaßten libellus Walahfrid Strabo's de exordiis et incrementis quarumdam in observationibus ecclesiasticis rerum an***). Der schwäbische Autor führt nämlich hier das barbarische Deutsch, das er mit liebenswürdiger Selbstironie betrachtet, zwar als seine eigene Sprache und die seiner Landsleute ein: secundum

Sprache zu reden, oder wählte für sie, wie im gothischen Falle, den Namen des vornehmsten Volks; einen eigenen, nicht gentilen Namen für die Gemeinsprache zu brauchen, ist in allen jenen Fällen niemandem beigekommen.

*) D. h. hier dem Zusammenhange nach: von heidnischer Seite.

**) Die wenigen Gothen Septimaniens, die als Reichsgenossen politisch Franken heißen mochten, kommen für den geschichtlichen Gesammtbegriff der gothischen Nation nicht in Betracht.

***) Neue Ausgabe des Capitels (VII) aus der ältesten St. Galler Handschrift von Dümmler, Ztschr. f. deutsch. Alt. N. F. XIII, 99 f. Die Datirung „um 840" beruht auf folgender Erwägung. In dem zweiten Reichenauer Bücherkatalog (Becker, a. a. O. p. 19 ff.) verfaßt unter Abt Ruadhelm während der Vertreibung Walahfrids 841—842 ist das Werk des letzteren bereits aufgeführt und zwar an vorletzter Stelle. Das Werk ist ohne Zweifel erst in Reichenau geschrieben, das Walahfrid 838 als Abtei erhielt. Man erhält also die Jahre 838—41, und zwar als wahrscheinlich die zweite Hälfte dieser Zeitspanne.

nostram barbariem, quae est theotisca; auch er aber projicirt es dabei nicht auf eine fest umschriebene nationale Grundlage. Auch ihm haben die Gothen zur Zeit ihrer Bekehrung im griechischen Reiche deutsch geredet: nostrum, id est theotiscum, sermonem habuerunt; von den Resten dieses Volkes am Pontus weiß er, daß sie noch heute eadem locutione ihren Gottesdienst begehen. Wenn er in solchem Zusammenhang von den Wörtern spricht, welche die Theotisci den Latini entlehnt haben, oder von anderen, welche die Theotisci zu eigen besitzen, so ist klar, daß er dabei auch diesen, hier zuerst auftretenden Namen „die Deutschen" nicht anders als den der Lateiner in abstract linguistischer Bedeutung ohne bestimmte nationale Beziehung braucht. Etwas anders faßt — wohl ungefähr um die nämliche Zeit — Walahfrids alter Lehrer Hraban den Gegenstand, wenn er in dem kleinen Aufsatz über die Erfindung der Buchstaben von den Nordmannen sagt: a quibus originem ducunt, qui theodiscam loquuntur linguam*). Die Deutschredenden werden hier im Anklang an die von Jordanis und Paulus mitgetheilte Wandersage von den skandinavischen Germanen genealogisch hergeleitet, für die Gegenwart jedoch von ihnen getrennt; das Deutsche wird somit mehr als bodenständig behandelt.

Überhaupt darf man sich durch die angeführten excentrischen Übertragungen des deutschen Sprachnamens nicht etwa von dessen realer Basis hinweglocken lassen; sie dienen dazu, seine Natur ans Licht zu ziehen, seine wirkliche Geschichte spielt sich nichtsdestoweniger von Anfang bis zu Ende auf deutscher Bühne ab. Gleich das nächste Zeugniß nach Smaragd bringt uns entschieden auf diesen Schauplatz zurück. Auf Geheiß Karls d. Gr. beriethen im Sommer 813 in den Reichslanden diesseit der Alpen**) fünf Provinzialsynoden über die Besserung der kirchlichen Zustände; dem Wunsche des Kaisers entsprechend, schärften sie den Bischöfen aufs neue dringend die Pflicht gemeinverständlicher Predigt ein. Zu diesem Behuf empfahl die Synode von Tours die Übersetzung lateinischer Homilien von

---

*) Der Aufsatz de inventione literarum (vgl. Ebert, Literatur des Mittelalters II, 126 f.), offenbar zu Unterrichtszwecken bestimmt, gehört demnach jedenfalls in Hrabans fuldische Periode, also vor 847, vermuthlich vor 842, wo derselbe die Abtei verließ und sich auf den Petersberg zurückzog. Andererseits war das Interesse für die Nordmannen im Frankenreich erst seit 834, dem Beginn der fast jährlich wiederholten Einfälle, lebendig geworden: cf. Ruodolf. Ann. Fuld. a. 854: Nordmanni, qui continuis viginti annis regni Francorum fines vastabant. Man darf also auch hier auf die Zeit um 840 schließen.

**) Simson (Jahrb. Karls d. Gr. II, 500 f.) läßt die 5 Synoden „in dem westrheinischen Theile des Reichs" abhalten; aber die von Mainz, an der u. a. Arno von Salzburg theilnahm, repräsentirte natürlich die ostrheinischen Lande. Alle 5 Concilien hatten sich mit der kirchlichen Reform im ganzen fränkischen Reiche zu befassen, nicht freilich im langobardischen; eben nur Italien haben die Ann. Einhardi mit ihrem Ausdruck per totam Galliam ausschließen wollen.

vorgeschriebenem Inhalt: ut easdem homilias transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Theotiscam, quo facilius cuncti possint intelligere quae dicuntur. Dem literarisch überlieferten Idiom der Kirche werden hier neben einander zwei lebendige Volks- oder Landessprachen gegenübergestellt, eine romanische und eine germanische, jede für sich als Einheit gedacht; im Verständniß der letzteren, der Theotisca, begegnen einander die Stämme der Franken und Thüringer, Schwaben und Bayern, Friesen und Sachsen. Den Beschluß der Synode von Tours hat ein Mainzer Concil von 847 wiederholt; sein Wortlaut zeichnet in besonders lehrreicher Weise die gesammte sprachliche Situation im karolingischen Frankenreich. In dieser Beziehung schließt sich ihm die bekannte Stelle in des Paschasius Radbert bald nach 826 verfaßter Vita Adalhardi an, wo die dreifache Beredsamkeit des Helden gepriesen wird: quem si vulgo audisses, d. h. in romanischer Umgangssprache — si vero idem barbara, quam Teutiscam dicunt, lingua loqueretur — quod si latine*) etc. Das Deutsche erscheint auch hier in den beiden möglichen gegensätzlichen Beziehungen: dem Romanischen an die Seite gesetzt, mit dem es die Sphäre des Volkslebens im Reiche auftheilt, beide an Werth als vulgär oder barbarisch dem Latein, der Rede des gelehrt gebildeten Kirchen- und Staatsmannes untergeordnet.

Die meisten noch übrigen Belegstellen aus dem 9. Jahrhundert zerfallen unter dem eben angegebenen Gesichtspunkt in zwei Classen, deren erste das Deutsche ausdrücklich oder stillschweigend, sofern es sich um die absolute Setzung des Namens in lateinischem Texte handelt, der letzteren Sprache allein gegenüberrückt, während die andere, minder zahlreiche Deutsch und Romanisch für sich als Gegenstücke zeigt. Zu jener gehören außer den erwähnten Formeln der Rechtssprache in Gesetzen und Urkunden eine Anzahl bibliographischer Notizen in den Bücherkatalogen von Reichenau und St. Riquier aus den Jahren 821—842: carmina Theodiscae, carmina Theodiscae linguae formata, carmina diversa ad docendam Theodiscam linguam — d. h. lateinische Hymnen mit Interlinearversion — passio domini in Theodisco, evangelium theodiscum u. s. f**). Unter dieselbe Rubrik fällt das mehrfache theotisce bei Otfrid, der freilich in dem Zueignungsbrief an Liutbert von Mainz neben dem Latein im Hintergrunde auch des Hebräischen und Griechischen gedenkt***). Man sieht die

*) Die Parallelstelle der als Vorrede zur Vita gedichteten Ekloge
Rustica concelebret Romana Latinaque lingua,
Saxo quibus pariter plangens pro carmine dicat
zeigt, daß der Autor bei der barbara, quam Teutiscam dicunt lingua besonders an Sachsen, wo Adalhard Corvey gegründet hatte, denkt.

**) S. Becker a. a. O.

***) Auch die viel umstrittene praefatio zum Heliand ist hierher zu ziehen.

aufstrebende deutsche Literatur sich gleichsam am Spalier der lateinischen emporranken. Aus dem öffentlichen Leben sind dagegen die Zeugnisse gegriffen, in denen deutsche und romanische Zunge einander in politischem Dialog begegnen. Erst der Bürgerkrieg und die Reichstheilung sind es, die dazu führen. Auf die Straßburger Eide von 842, wie sie Nithard in den Lauten der lingua Romana wie der lingua Teudisca verewigt hat, folgen die gleichfalls in Theodisca und Romana lingua ausgetauschten, jedoch nicht in ihrem Text überlieferten Erklärungen der drei Frankenkönige beim Friedensschlusse zu Coblenz von 860.

Bei der von den Söhnen Ludwigs des Deutschen 876 im Ries vollzogenen Theilung des Ostreiches ist der Sache gemäß, da hier keine Romanen zugegen waren, allein von der Eidesleistung in deutscher Zunge die Rede, die bei dieser Gelegenheit in dem bald nachher aufgezeichneten Bericht der Annales Fuldenses zum erstenmal als theutonica lingua auftritt. Der Ausdruck gehört diesmal ohne Zweifel nicht dem officiellen Actenstück, sondern dem Berichterstatter zu; es ist Meginhart, dem als Fortsetzer des durch seine taciteischen Studien bekannten Rudolf die Erinnerung an die germanische Urzeit nahe lag*). Wenn er nicht etwa selbst die Neuerung gewagt hat, scheint es jedenfalls die historische Stimmung der auf Hraban zurückgehenden fuldischen Klosterweisheit überhaupt zu sein, welcher die lateinische Literatur der Folgezeit diese wohlgemeinte gelehrte Verunstaltung des deutschen Namens zu verdanken hat. Doch ist dieselbe nicht zureichend erklärt, wenn man mit Zeuß sagt: „Der Anklang zum alten Namen Teutones war zu stark, daß man sich dessen nicht hätte erinnern müssen," oder mit Waitz auf das Vorbild einiger Stellen des Claudian und des Merobaudes verweist, an denen das metrisch bequeme Teutonicus sich — pars pro toto — dem Sinne von Germanicus annähert**). Die Hauptsache ist, daß man auch im Bereich dieser primitiven Wissenschaft die Unnatur eines nunmehr nach langer Übung bereits zu nationalem Nebensinne gediehenen Sprachnamens, dem doch kein realer Volksname zugrunde lag, empfinden mußte. Man suchte daher mehr oder minder bewußt nach einem gentilen Substrat für die teutisca lingua und

*) In der Germania, die in der von Rudolf begonnenen, von Meginhart vollendeten Translatio Alexandri benutzt ist, und in den Annalen des Tacitus, die Rudolf in den Fulder Jahrbüchern z. J. 852 citirt, kommen die Teutonen allerdings nicht vor, wohl aber in den Historien, wie bei so manchem anderen, weit mehr gelesenen Autor. Teutonicus boten Properz, Seneca, Claudian u. a. m. Es kam hier nur darauf an, den Ideenkreis zu bezeichnen, in dem die Verwandlung von theotiscus in teutonicus vor sich ging.

**) Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme S. 64: Waitz, Verfg. I³, 31. Übrigens wagte Claudian nur einmal Teutonicus in umfassender Bedeutung, in Eutrop, I, 406: Teutonicus vomer; Merobaudes ist bloßer Nachahmer.

gerieth so, dem Gehöre folgend, auf die alten Teutonen. Ist doch bis heut die nämliche Neigung bei ungeschulten germanistischen Antiquaren aus dem gleichen Grunde nicht völlig erloschen.

Teutonicus, dessen rasche und weite Verbreitung im 10. Jahrhundert für die Intensität der literarischen Beziehungen selbst unter so ungünstigen Zeitverhältnissen Zeugniß ablegt, — denn in eine lebende Sprache ist es im Mittelalter nicht übergegangen — teutonicus hat sich vor 900 nicht ohne Mühe Bahn gebrochen. Notker, der Mönch von St. Gallen, braucht es 883 noch halb unschlüssig: nos, qui Teutonica sive Teutisca lingua loquimur; an einer späteren Stelle, die man mit Unrecht zu übersehen pflegt, setzt er schlechtweg miliaria Teutonica den Italica entgegen.*) In dem Realbegriff deutscher Meilen liegt indirect eine, wenigstens diesseit der Alpen zum erstenmal, von der Sprache absehende Anerkennung der Idee eines deutschen Volkes oder Landes. In Italien erscheinen freilich, wie berührt, schon in einer Tridentiner Gerichtsurkunde vom 26. Februar 845**) unter den bei der Verhandlung Anwesenden vassi domnici — des dux Liutfred — tam Teutisci quam et Langobardi und somit die Unterscheidung einer deutschen Nationalität von der lombardischen, die man sich als damals allgemein romanisirt vorzustellen hat. Denn allein aus der Wahrnehmung der gleichen Fremdsprache konnte sich dem Italiener die Wahl dieses bequemen Sammelnamens für bayerische, schwäbische oder andere, an sich gleichgültige Abstammung der nördlichen Einwanderer ergeben. Der Name Francus, einst dem Langobardus in transalpiner Bedeutung überhaupt entgegengesetzt, zog sich dort nunmehr auf die Galloromanen zurück; eine italische Urkunde von 909 unterscheidet dreierlei Zeugen: ex genere Francorum, Langobardorum, Teutonicorum. In Deutschland selbst wird — aus paläographischen Gründen — noch ins 9. Jahrhundert eine altsächsische Glosse: Germania = thiudisca liudi, die deutschen Leute, gesetzt; nach jener Stelle Notkers, die von deutschen Meilen redet, in der That nicht mehr unerwartet.

Überblickt man so die ganze Reihe von Beispielen der Anwendung des deutschen Namens aus dem Jahrhundert von Tassilo's Sturz bis zum Tode Karls des Dicken, so ergiebt sich leider für die unbezeugte Geschichte seiner Entwicklung vor 788 daraus nur sehr wenig. Das einzige, was wir dabei von Fall zu Fall noch anschaulicher wahrnehmen konnten, als zuvor, ist das langsame Herabsteigen des Namens theodisk aus der ideellen Luft linguistischer Betrachtung auf den reellen Boden der volksthümlichen Gesammtexistenz, d. h. also eine Bestätigung des Problems, keine Hand-

*) Monach. Sangall. I, 10; II, 1.
**) Muratori Antiq. Ital. II, 971.

habe zu seiner Lösung. Im übrigen sieht man eben nur die verschiedenen Verhältnisse widergespiegelt, in denen im 9. Jahrhundert ein Bedürfniß oder doch ein Anlaß bestand, sich des Begriffs einer deutschen Gesammtsprache unter diesem bereits vorhandenen Namen zu bedienen: im Rechtsleben, wo es galt, auf den technischen Ausdruck zurückzugreifen; im kirchlichen, wo es sich um gemeinverständliche Predigt handelte; in der Literatur auf ihrem dermaligen Standpunkt der Übersetzung oder Nachbildung; zuletzt, seit 840, bei den politischen Verhandlungen der national verschiedenen Reichshälften. Man erhält demnach wohl eine Anzahl von Fragen an die Geschichte des 8. Jahrhunderts vor 788, die Antworten aber werden allein von dieser selbst zu erwarten sein. Und auch dadurch kommt man der genauen ursprünglichen Bedeutung des deutschen Sprachnamens und mithin den Umständen seiner Entstehung nicht näher, daß man nach dem Vorgange Jacob Grimms auf die mannigfachen Epitheta ein Auge hat, welche der theodisca lingua neben diesem Namen oder an seiner statt in den Quellen beigelegt werden. Gentilis, vulgaris, barbarus sind ebenso wenig wie patrius, proprius, vivus als erläuternde Übersetzungen von theodisk gemeint; sie konnten der deutschen Gesammtsprache ebenso gut nachgesagt werden, wenn sie die fränkische hieß. Auch sie stellen lediglich Gesichtspunkte dar, unter denen die bereits benannte Sprache im 9. Jahrhundert betrachtet werden konnte; welcher von ihnen — denn einer konnte es nach bekanntem psychologischen Gesetz nur sein — bei der Namenschöpfung selbst im 8. Jahrhundert maßgebend gewesen, läßt sich durch einen Rückschluß nicht ermitteln.

Indem ich mich der Zeit vor 788 zuwende, muß ich noch beiläufig eine irreführende Erscheinung aus dem Wege räumen. In die Monumenta Alcuiniana hat Jaffé einen Brief des päpstlichen Legaten Georg, Bischofs von Ostia, an Hadrian I. aufgenommen, worin jener über das Resultat seiner im Jahre 786 zum Zwecke kirchlicher Reform nach England erfolgten Sendung berichtet.*) Es kommen dabei die Beschlüsse eines 787 zu Cealchyth in Mercien unter König Offa abgehaltenen Concils zur Sprache, von denen es heißt: et in conspectu concilii clara voce singula capitula perlecta sunt et tam Latine quam Teutonice, quo omnes intelligere possent, dilucide reserata sunt. Der Brief ward zuerst in den Magdeburger Centurien nach einer inzwischen verlorenen Vorlage publicirt und ist dann mehrfach in Conciliensammlungen wiederholt worden. Herausgeber und Benutzer scheinen das Teutonice bisher ohne Anstoß gelesen zu haben; Freeman betrachtet es als ein

*) Bibliotheca rer. Germanic. VI, 155 sq. Zur Datirung und Geschichte der Synode von Cealchyth vgl. Heinsch, die Reiche der Angelsachsen zur Zeit Karls d. Gr., Breslau 1875 S. 28 ff.

ἅπαξ λεγόμενον in der Geschichte des heimischen Sprachnamens mit Verwunderung, ohne es doch zu verwerfen.*) Stünde Theodisce da, so fände dieser Ausdruck sprachlich im Altenglischen selbst directe Anlehnung, wiewohl es doch stutzig machen müßte, ihm dies einzigemal in solcher Function zu begegnen. Man möchte deshalb zur Noth den fränkischen Abt Wigbod, der auf Befehl Karls des Großen den römischen Legaten begleitete, für die Einschleppung eines immerhin halb zutreffenden Wortes verantwortlich machen; denn einer Ausdehnung des continentalen Begriffs theodisca auf das Angelsächsische stand 787 nichts erhebliches im Wege. Entscheidend aber ist die Form teutonice als ein beinah säcularer Anachronismus. Gewahrt man nun, daß die Magdeburger Editoren an zahlreichen Personennamen und zwar besonders an deren Anfangssilben die gröbsten, von Jaffé berichtigten Lesefehler begangen haben, so wird man kein Bedenken tragen, teutonice in das verständliche saxonice zu verwandeln**). Es bleibt somit für das Auftauchen des deutschen Namens bei dieser Seite des Kanals und beim Jahre 788.

Bei der nun folgenden gewagten Erörterung handelt es sich nicht etwa um das dem Historiker unzugängliche Geheimniß der Wortschöpfung, vielmehr allein um die Frage, wie, d. h. zu welcher Zeit und womöglich an welcher Stelle, vor allem in welchem Sinn und unter welchen Umständen sich der rein geschichtliche Proceß der Herausbildung eines nomen proprium für die deutsche Sprache aus dem nomen appellativum „die Volkische", d. h. die Volkssprache, vollzogen habe. Dieser Proceß, der, wie wir sahen, vor dem Jahre 788 abgelaufen sein muß, bestand, ich wiederhole es, in der eine Zeitlang constanten Anwendung einer von Haus aus gattungsmäßigen Bezeichnung auf den nämlichen einzelnen Gegenstand. Auf diesen, die Gemeinsprache der germanischen Stämme im Frankenreich, muß zu solchem Ende in der betreffenden Periode eine concentrirte Aufmerksamkeit gerichtet worden sein. Ebenso selbstverständlich ist auf der anderen Seite, daß die in der Namengebung liegende betonte Hervorhebung einen Gegensatz nach außen in sich schließt; Individualbenennung bezweckt überall eine auf Vergleich beruhende Unterscheidung. Als solche Gegensätze bieten sich auf den ersten Blick die lateinische und die romanische Zunge dar, und man hat bald mehr an den einen, bald mehr an den anderen gedacht, je nach der doppelten Auslegung, die das zweideutig schillernde moderne Wort Volk für Begriff und Namen der Volkssprache

*) In der oben angeführten Note „Use of the word English."

**) In saxonice für anglice braucht man nicht nothwendig continentale Redeweise zu sehen (vgl. o. und ferner Saxonicum verbum in der Lul'schen Briefsammlung, Jaffé, bibl. III, 311); an der Synode von Cealchyth nahmen der Erzb. v. Canterbury, der B. v. Winchester u. s. w. theil, sie galt der vorangegangenen northumbrischen gegenüber für die Kirche des südlichen, vorwiegend sächsischen Englands überhaupt.

zu erlauben schien. Noch heute fassen die einen den letzteren im vulgären Sinn als die Sprache der Menge, wobei als contrastirendes Bild nur die Idee des lateinischen Idioms als der Ausnahme von der Regel, der Sprache der Gebildeten oder Gelehrten in Schule und Schriftwesen, Kirche und Staat vorgeschwebt haben könnte. Die anderen erblicken im Deutschen das nationale Moment: die Theodiska wäre die angestammte Zunge des eigenen Volks gegenüber der fremdartigen Rede, wobei sich der Gegensatz zu den romanischen Reichsgenossen als der nächste zu empfehlen scheint; doch will ich sogleich bemerken, daß nach der Ansicht jener Zeiten das Deutsche auch dem Latein gegenüber als nationale Eigenthümlichkeit charakterisirt werden konnte.

Noch ein dritter Gegensatz ist hin und wieder in Betracht gezogen worden; auch er geht vom Nationalen aus, wendet sich aber nach innen statt nach außen, nicht wider das Fremde, sondern wider das Particulare. Die deutsche Sprache wäre die des gesammten Volks, des theod in eminentem Sinne, gegenüber dem Bayerisch, Schwäbisch, Sächsisch u. s. f. der gewöhnlich als theoda bezeichneten einzelnen Stämme. Nur schade, daß diese auf den ersten Blick überaus lockende Annahme einen historischen circulus vitiosus in sich birgt. Ist doch Idee und Name der gemeinsamen Nationalität, wie gezeigt, vielmehr umgekehrt erst aus dem Begriff und Kennwort der gemeinschaftlichen Sprache langsam hervorgewachsen. Daß der Gedanke der nationalen Einheit im 8. Jahrhundert auf germanischem Boden in articulirtem Bewußtsein nicht bestand, erhellt zur Genüge aus dem Mangel eines selbständig entwickelten umfassenden Volksnamens. Verhielte es sich anders, so müßten wir den Theodisci selbst, wo nicht früher, so doch wenigstens gleichzeitig mit der Theodisca lingua begegnen. Es bleibt mithin für die letztere bei dem äußeren Gegensatz, entweder der Vulgärsprache gegen das Idiom der durch Bildung aus der Volksmenge Hervorragenden, oder aber der Sprache des eigenen Volksthums gegenüber der eines fremden. Auch zwischen diesen beiden Vorschlägen endgültig zu wählen, ist nicht schwer.

Das altdeutsche theod oder diot hat nämlich — ebenso wie seine germanischen Verwandten, das altenglische théod, die gothische thiuda, das nordische thioth — mit dem bloß quantitativen Begriff der Volksmenge, also mit dem Vulgären auch in dieser seiner mildesten Bedeutung, nichts zu schaffen; es bezeichnet vielmehr in jenen Tagen ausschließlich das Volksganze, sei es national, sei es politisch organisirt, was für die Jahrhunderte der Stammesgeschichten thatsächlich zusammenfällt, den Volkskörper, die Volkspersönlichkeit. Es besagt generell soviel, wie individuell der Volkseigenname: Gut-thiuda ist Gothorum gens, wie Frankôno thiot bei Otfrid die gens oder der populus Francorum. Theod mag dabei immerhin seiner Etymologie nach ursprünglich von der Idee der

Abstammung so wenig an sich getragen haben, wie etwa das griechische ἔθνος, das dennoch im Laufe der Zeiten ebenso zum technischen Wort für den durch einen eigenen gentilicischen Namen ausgezeichneten, in der Regel auf dem Stammverbande beruhenden Volkskörper geworden ist. Will man einseitig den Blutzusammenhang, die genealogische Einheit dieses Volkskörpers betonen, so braucht man, dem lateinischen genus oder natio jener Zeiten entsprechend, im Deutschen kunni, wie im Altenglischen cyn — so Angelcyn für die englische Nation, das genus Anglorum selber. Gilt es die politische Organisation allein, so steht für den nationalen Heereskörper am liebsten folc, gleich dem populus für exercitus in den Quellen der Völkerwanderungsperiode; im übrigen aber ist auch hier theod vollkommen an seiner Stelle. Es genügt, an die bekannten Ableitungen für staatliche Function, vor allem an den gothischen thiudans, altsächsischen thiodan, altenglischen thèoden, den Volksherrscher, oder an den ähnlichen Sinn des fränkischen wie gothischen Personennamens Theoderich zu erinnern. Das Wort ist später gegen das Mittelhochdeutsche hin als diet in seiner Geltung rasch gesunken, wie gleichzeitig gens in den romanischen Sprachen; für das 9. Jahrhundert dagegen, geschweige für das 8., behauptet es in Deutschland noch durchaus seinen edlen Gehalt. Sucht man indeß nach einem Ausdruck, der wie das lateinische populus vom vornehmen Begriff des Volkskörpers zum plebejischen der bloßen Volksmenge herabreicht, so ist außer auf folc ganz besonders auf liut mit seiner pluralen Nebenform liuti, die Leute, zu verweisen.*)

---

*) „Noch fehlt es uns," kann man nach mehr als 30 Jahren mit Vilmar (deutsche Alterthümer im Heliand S. 62) sagen, „an einer genaueren Erörterung der für Volk, Stamm, Geschlecht, in unserer alten Sprache vorkommenden Ausdrücke, welche ohne Zweifel durchgängig sehr bestimmte Verhältnisse auf ebenso bestimmte Weise kenntlich machten und mit unseren bildlichen und abstract gewordenen Bezeichnungen sich nicht vergleichen lassen." Vilmar selbst behandelt übrigens a. a. O. gerade thiod (thioda) nach seiner Verwendung im Heliand im allgemeinen treffend, während Grimm in seinen Auslassungen über theodisk alle möglichen Erklärungen geistreich durcheinander wirft. — Man vgl. zum oben Gesagten Steinmeyer und Sievers, althochd. Glossen I 164—65: gentes = deota, nationes = khunni u. s. w.; ferner Graff, ahd. Sprachsch. V, 124 ff.: diot = gens, natio, populus, besonders charakteristisch: liute dieto = populos gentium; ebd. II, 193 ff. liut = populus, plebs; III, 505 ff. folc = populus, plebs; vulgus heißt einmal daz smala liut, ein andermal luzilaz folch u. s. w. Dazu die übrigen Wörterbücher, wobei jedoch stets die Chronologie der Belegstellen zu beachten ist. Dem all irmindeot des Hildebrandliedes entspricht genau die cuncta hominum gens des Walahfrid, Poetae Latini II, 393. Auch gentes = Heidenvölker im glimpflichen Sinne wird durch deota wiedergegeben, im scharfen Sinne = Heiden überhaupt steht dafür die heidinen; gentilis = heidnisch heißt wie paganus immer heidanisc, nie dagegen — nach vermeintlich gothischem Muster — theodisk. — Die zahlreichen Composita mit theod haben in allen germanischen Dialekten stets die Beziehung auf das ganze Volk im Auge.

Für theodisk folgt hieraus, daß es sicher nicht volksmäßig, d. h. zum Wesen der Volksmenge gehörig, vulgär, vielmehr allein volksthümlich, zum Volksthum oder zum Wesen des Volkskörpers gehörig, national, angestammt, einheimisch u. dergl. bedeutet haben kann. Wird doch das gerade Gegenstück alienigena, peregrinus, barbarus althochdeutsch analog durch aliodiotig, altsächsisch elithiodig, altenglisch elthéodig = „fremdvolkig" wiedergegeben. Auch an dem altenglischen gethéode = das „Gevolke," die Volkssprache, erkennt man sofort die nationale Farbe des Sinns, wenn man z. B. in König Aelfreds Vorrede zur Regula pastoralis Gregors d. Gr. liest, wie die verschiedenen Nationen, théoda, die heiligen Texte on hiora agen gethéode wendon, in ihre eigene Volkssprache übertragen. Hätte man unsere festländische germanische Sprache als die vulgäre gegenüber dem Latein bezeichnen wollen, so mußte man ein Beiwort dieser Richtung etwa von liut ableiten; wir würden wahrscheinlich die Leutschen, jedenfalls aber nicht die Deutschen heißen. Eine Theodiska dagegen konnte nur die nationale Sprache, das einem bestimmten Volkskörper anhaftende, angestammte Idiom bedeuten. Denken wir uns Otfrid um ein Jahrhundert oder etwas mehr hinaufgerückt, so hätte er neben seinem Frankôno thiot statt von einer Frenkisga zunga vielleicht noch in gleicher Tragweite von einer Frankôno theodiska mit appellativer Verwendung dieses Worts, d. h. einer Francorum lingua gentilis, sprechen können. In Wirklichkeit ist, wie wir wissen, vor 788 diesseit des Rheins durchaus nur von einer Mehrzahl von gentes oder theoda die Rede gewesen. Die Angehörigen jedes dieser sechs Stämme mußten daher den Ausdruck theodisk, sobald er ihnen in Bezug auf das eigene Volksthum in Opposition zu einem fremden entgegengehalten ward, in gerader Linie auf das bayerische, thüringische, friesische theod u. s. w. beziehen. Aber alle diese anscheinend divergirenden theodisk trafen, wenn damit auf die angestammte Sprache gezielt ward, bei der wesentlichen Einheit sämmtlicher Mundarten in der Sache dennoch zusammen. So ward gleichsam schlummernd in die Volksseele, gebettet in den nachgiebig dehnbaren Namen Volkssprache, der Gedanke eines größeren theod, als einer sechsfältig einheitlichen Nation, hineingetragen, um in den folgenden Menschenaltern durch den stetig wiederholten Ruf „so weit die deutsche Zunge klingt" zum hellen Bewußtsein des Deutschthums erweckt zu werden.

Einer so eindringenden Zergliederung der einschlägigen Begriffe bedarf es vornehmlich für den Fall, daß das Wort theodisk selbst eine ganz junge, erst zu der in Rede stehenden Zeit und vielleicht ausschließlich im Hinblick auf das eine Object, die angestammte Sprache, zustande gekommene Ableitung aus dem uralten theod darstellt. War hingegen auch das Adjectiv theodisk, natürlich in genereller Bedeutung, in unseren Mundarten schon in weit früheren Tagen im Schwange, ja vielleicht

wiederum gerade auch für den Gattungsbegriff einer beliebigen Volkssprache gangbar, so mußte sich der Proceß der Erhebung des Appellativs Theodiska zum Eigennamen für die deutsche Gesammtsprache in der Periode kurz vor 788 bei weitem bequemer vollziehen. In längerem Umlauf hätte das Wort gewiß an scharfem Gepräge eingebüßt; die Erinnerung an ein darin steckendes präcis umschriebenes theod konnte dabei ebenso in den Hintergrund getreten sein, wie etwa für uns die an die wirkliche Mutter, wenn wir Muttersprache sagen. Die sechs deutschen „Stämme" oder „Völker", so streng sie sich sonst von einander unterschieden dachten, mochten ein dergestalt abgeschliffenes „angestammt" oder „volksthümlich" nunmehr in constantem Gebrauch ohne weiteres auf die allen gemeinsame Zunge als solche beziehen lernen. Es ist deshalb von Interesse, die Wahrscheinlichkeit einer Präexistenz von theodisk oder theodiska in genereller Bedeutung bei unseren Stämmen zu erwägen.

Im Deutschen selbst tritt ein Appellativ theodisk, diutisk neben seiner Function als Eigenname niemals auf. Wäre es dennoch ehedem gäng und gebe gewesen und nur durch seine Specialisirung generell unmöglich geworden, so sollte man wenigstens für einen anscheinend so wichtigen Begriff wie national alsbald das Emporkommen eines einheimischen Ersatzwortes erwarten. Allein umsonst: unser „volksthümlich" hat sich erst ein volles Jahrtausend später eingestellt; es ward zugleich mit „Volksthum" selbst im Jahre 1810 durch den alten Jahn aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen*). Eine erhebliche Rolle dürfte man übrigens dem appellativen theodisk im Ernst auf keinen Fall beilegen. Das Mittelalter dachte concret; man sagte fränkisch, sächsisch, welsch, lombardisch, wenn man dem eigenen Stammesgefühle Luft machen oder die angeborene Art der Fremden kennzeichnen wollte, und grübelte nicht gleich uns in theoretischer Abstraction über Volksthum im allgemeinen. Überdies fehlt im Nordischen ein dem theodisk paralleles Gebilde ganz, und das gleiche läßt sich getrost vom Gothischen sagen: das formell genau correspondirende Adverb thiudiskô, womit Ulfilas einmal *ἐθνικῶς* im Sinne von heidnisch übersetzt, war eine freie Nothschöpfung für den Einzelfall**). Ein ganz

*) Jahn wußte sehr wohl, was er that: „Namen und Sache war sonst Eins bei unseren Vorfahren: deutsch heißt volksthümlich . . . . unsere Volksthümlichkeit, oder die Deutschheit" (Deutsches Volksthum, S. 9). Man sieht, er machte den Proceß des 8. Jahrhunderts gewissermaßen linguistisch wieder rückgängig durch eine patriotisch reflectirende Destillation des im Volksnamen festgewordenen Appellativs.

**) Gal. II, 14. *Εἰ σὺ Ἰουδαῖος ὑπάρχων ἐθνικῶς ζῇς καὶ οὐκ Ἰουδαϊκῶς, πῶς τὰ ἔθνη ἀναγκάζεις Ἰουδαΐζειν;* — Si tu, cum Judaeus sis, gentiliter vivis et non Judaice, quomodo gentes cogis Judaizare? — Jabai thu Judaius wisands thiudiskô libais jah ni judaiwiskô, hwaiwa thiudôs baideis judaiwiskôn? — Da Ulfilas *τὰ ἔθνη* stets durch thiudôs übersetzt, mußte er

anderes Bild gewährt dagegen freilich die Heranziehung des Angelsächsischen. Hier findet sich wirklich ein Adjectiv théodisc in der allgemeinen Bedeutung zum Volke gehörig, eingeboren; allerdings an einer einzigen und zudem sehr späten Stelle; Layamon sagt in seinem gegen 1205 geschriebenen Brut (V. 5838) einmal von den Bewohnern Roms: tha théodisce men, die einheimischen Männer. Nicht allein drei Jahrhunderte älter, sondern auch an sich um vieles merkwürdiger ist sodann das ebenso vereinzelte Vorkommen eines substantivirten Neutrums théodisc in der generellen Bedeutung „Volkssprache", wofür gewöhnlich, wie gesagt, gethéode steht. Thät thá útemestan thíoda éowerne naman úpáhebban and on manig théodisc éow herigen, heißt es in Aelfreds Boetius: daß die äußersten Völker euren Namen erheben und in mancher Volkssprache — in manchem Deutsch, ist man versucht zu sagen — euch preisen*). Was man aus dieser Erscheinung zum mindesten entnimmt, ist die auch sonst deutlich**) eingeborene Neigung speciell der Westgermanen, aus dem Volksbegriffe das eine oder andere Derivat für die Sprache als Hauptmerkmal der Nationalität zu gewinnen. Auf die Präexistenz eines westgermanischen theodisk mit besonderer linguistischer Tendenz wird man, isolirt und verhältnißmäßig jung wie das Wort bei Aelfred auftritt, nicht mit Gewißheit, immerhin jedoch mit Wahrscheinlichkeit schließen dürfen. Zugleich ergiebt sich aufs

---

hier der strengen Proportion des griechischen Satzes durch ein willkürlich ad hoc gebildetes thiudiskô für ἐθνικῶς ebensowohl gerecht werden, wie durch das natürlich nicht minder neugebackene judaiwiskôn, jüdeln. Das Latein war in derselben Lage: während sonst dem gentilis und gentiles der Vulgata in der Itala regelmäßig Graecus, ethnici oder gentes gegenübersteht, giebt es an dieser einzigen Stelle für gentiliter im älteren Texte keine Variante. Hätte im Gothischen ein Adjectiv thiudisks existirt, so würden wir für οἱ ἐθνικοί nicht die Umschreibung thai thiudô = οἱ τῶν ἐθνῶν, für Ἕλληνές τινες, quidam gentiles, nicht sumai thiudô = quidam gentium antreffen. Auch hinterdrein hat sich ein thiudisks nicht einmal für heidnisch entwickelt; man hielt sich an das neue paganus, das eine spätere Hand als haithnô = Ἑλληνίς, pagana bereits in die gothische Bibel eingetragen hat.

*) Die Metra überarbeiten die Stelle folgendermaßen: thät éow sudh oddhe nordh thá ýtmestan eordhbúende on monig thíodisc miclum herien, daß euch in Süd oder Nord die äußersten Erdbewohner in mancher Sprache stattlich preisen. Grimm sah hier sonderbarerweise in théodisc oder thíodisc eine Nebenform für théod selbst und übersetzte: in variis gentibus; das Richtige, variis linguis ergiebt sich auch aus der Vorlage, Boet. de consol. phil. II, 7: Licet remotos fama per populos means diffusa linguas explicet. Es ist wohl auf Grimms Vorgang zurückzuführen, wenn in Wörterbüchern für théodisc neben lingua noch gens, aber ohne Citate, weiterlebt; s. H. Leo, angelsächs. Glossar S. 132; Bosworth u. s. w.; richtig dagegen Ettmüller, Lexic. Anglosax. p. 598.

**) Dahin gehört, wie auf altenglischer Seite gethéode, auf althochdeutscher das freilich nicht mit unbedingter Gewißheit direct auf diot zurückzuführende diutan, deuten = dem eigenen Volke nahe bringen, auslegen, übersetzen u. dgl. m.

neue, daß die Individualisirung des Gattungsnamens Volkssprache zum Eigennamen eines bestimmten Idioms in Deutschland allein und dort jedenfalls nach der Auswanderung der Angeln und Sachsen stattgefunden hat.

Ich kehre damit zu der uns eigentlich beschäftigenden Begebenheit — wir dürfen ohne Bedenken sagen: des 8. Jahrhunderts — zurück. Sie bestand, wie berührt, aus einer stetig fortgesetzten, ungewöhnlich häufigen Nennung der „Volkssprache" — stillschweigend darunter verstanden die eigene — gegenüber einem damit verglichenen fremden Idiom, wodurch — natürlich unvermerkt — die appellative Bezeichnung zum nomen proprium verdichtet ward. Der geistige Blick mußte ferner dabei auf die Gemeinsprache mehrerer deutscher Stämme als solche gerichtet sein, denn sonst hätte man ohne Zweifel die vorhandene concrete Benennung Fränkisch oder Schwäbisch u. s. w. nicht verlassen. Das leitet sofort nicht allein auf ein bewußt, ja mit Absicht vollzogenes Geschäft, sondern zugleich auf den Gegensatz zum Latein als den einzig möglichen. Die Contingente der rechtsrheinischen Stämme, die auf den Feldzügen Pippins und Karls mit einander den Romanen begegneten, werden, naiv wie sie dachten, zwar in ihrer Gemeinsprache, aber nicht von ihr viel gesprochen haben. Im übrigen kam den Deutschen in ihrer Menge die rustica Romana damals wenig zu Gehör, von national gefärbter politischer Parteiung, wie nach 840, war noch keine Rede. Der höhere Culturverkehr im Reich verlief in erster Linie lateinisch, in zweiter fränkisch. Auch zum Latein aber fühlte man sich auf germanischer Seite, wie schon hervorgehoben, noch in nationalem Gegensatz. Einem Otfrid in seiner Dichtung so gut, wie König Aelfred in seiner Übersetzung stehen bei ihrer Arbeit die Kriachi joh Romani, die Grécas and Laedenware, Lateinmänner, diese Vorbilder literarischer Thätigkeit, mit denen zu wetteifern dem Franken wie dem Engländer Stolz und Pflicht ist, als greifbare Volkskörper lebendig vor Augen. Und nur das Latein bot ja überhaupt vermöge seiner ganzen Stellung im geistigen Leben Gelegenheit, und zwar beständige, zu einer mit linguistischer Besinnung betriebenen Confrontation mit der eigenen Volkssprache, die man dabei als solche kenntlich zu bezeichnen wieder und wieder Anlaß fand.

Ist dem so, wie es denn wohl zugestanden werden wird, so läßt sich am Ende auch der besondere Kreis des geistigen Lebens näher angeben, in welchem der gedachte Vorgang seinen Schauplatz hatte. An den Staat in seiner urkundenden und gesetzgebenden Waltung wird man, obwohl die ältesten Zeugnisse für die theodisca lingua uns gerade auf diesem Gebiete aufstoßen, trotzdem nicht denken wollen. Er verfährt da nicht eigentlich sprachvergleichend; von praktischen Tendenzen beseelt, nimmt er die Dinge einfach, wie sie liegen. Wie er die rechtlichen termini der größeren Klarheit halber in lakonischen Citaten aus der Volkssprache in seine lateinischen Actenstücke herübersetzt, so bedient er sich auch der Sprachnamen kurz als

einmal vorhandener Thatsachen. Er mochte mit politischem Bedacht zumal 788 bei der Katastrophe Tassilo's einen fertigen Ausdruck wie Theodiska wählen, der den östlichen Stämmen directer entgegenkam, als der fränkische Name. Zur vorhergehenden Einübung jenes Ausdrucks in der germanischen Gemeinsprache selbst aber hat er schwerlich viel gethan oder thun können.

Anders steht es natürlich mit der Culturpolitik des Königs selber, mit seiner berühmten Fürsorge für Schule, Sprache und Literatur. Nur daß dieselbe in feinerer und intensiverer Weise bekanntlich erst mit den achtziger Jahren beginnt, und die deutsch linguistischen Bemühungen insbesondere, Entwurf wie sie blieben, gewiß erst der Zeit nach der Unterwerfung Bayerns angehören. Auch erhoben wir aus Einhart und verwandten Autoren die dringende Wahrscheinlichkeit, daß gerade am Hofe, wo man in der That im engeren Sinne fränkisch sprach, wohl in der Regel auch vom Fränkischen im weiteren Sinne des Deutschen gesprochen ward. Jedenfalls wird es zur Ausbildung des letzteren Worts zum festen Spracheigennamen in diesen Kreisen während der kriegerischen Jahre vor 788 schwerlich gekommen sein. Man bedarf dafür ohnehin des Ansatzes einer längeren Periode, woraus zugleich zu folgern ist, daß auch Literatur und Schule überhaupt, soweit sie von der Kirche zu trennen sind, in ihren schwachen Anfängen vor jenem Epochejahr wenig dazu beitragen konnten. Wir werden sonach in jeder Hinsicht auf die kirchliche Region als solche verwiesen. Von der Kirche erhalten wir denn auch sogleich den terminus a quo für den uns beschäftigenden Vorgang.

Vergegenwärtigen wir uns abermals, daß die constante Bezeichnung des dem Latein gegenübergestellten Idioms als theodiska dann und dort vorauszusetzen sein wird, wann und wo man weder allein noch in erster Linie das eigentlich fränkische Wesen, vielmehr die Summe der deutschen Stämme überhaupt oder doch eine Mehrzahl von ihnen mit Überlegung ins Auge faßte. Gerade das war die berufsmäßige Aufgabe der deutschen Kirche von den Tagen ihrer Gründung her. Germanien, als Ganzes an und für sich geistig ergriffen, tritt uns in keinem Buche des Mittelalters so oft und so stark entgegen, wie in der Sammlung der Briefe von und an Bonifaz. Ihm schwebt von Anfang an und jederzeit das rechtsrheinisch deutsche Land, die plaga orientalis Reni fluminis, als providentiell bestimmtes Missionsgebiet vor der Seele. Dort hat er sich vom legatus Germanicus der allgemeinen Kirche zum geistlichen Oberhaupt der von ihm für diese erworbenen provincia Germaniae emporgeschwungen. Das Papstthum erblickte von seiner fernen Höhe herab in den neu herbeizubringenden Stämmen dieses Landes von vornherein, der geschichtlichen Entwicklung vorgreifend, eine einzige große Nation. Dreimal — zwischen 722 und 732 — ist in den Schreiben Gregors II. und III. an den Sendboten und Kirchenstifter — ein alleinstehendes Factum in der karolingischen Zeit — schlecht-

weg von der gens Germaniae, wie von einem und demselben theod, die Rede*). Bonifaz in seiner realen Anschauung des Sonderdaseins der einzelnen deutschen theoda spricht dagegen wieder und wieder nur von der Vielzahl der gentes oder populi Germaniae, der Germanicae gentes**). Indem er sie jedoch zugleich stets in Gedanken insgesammt umfaßt — worin konnte ihm die Einheit dieses seines Missionsgebietes deutlicher gegenwärtig sein, als in der Sprache? Er zuerst kann und wird diese in ihrer wesentlichen Identität von der friesischen Küste bis ans bayerische Gebirg hinauf mit gereiftem Bewußtsein begleitet haben. Ihre Confrontation mit dem Latein war das eigenste Geschäft des Bekehrers und Predigers. Was kümmerte ihn dabei Thüringisch, Schwäbisch oder Fränkisch? Es war immer das gleiche gethéode oder théodisc — um es angelsächsisch auszudrücken —, in das er die Ideen der Kirchensprache zu übersetzen hatte. Was bei den Taufhandlungen der früheren Jahrzehnte praktisch zur Sprache kam***), mußte im Schoße der germanischen Synoden der

*) Jaffé, bibl. III. 81; 86; 91.

**) Es wäre unrichtig, unter den gentes Germaniae oder Germanicae gentes des Bonifaz nichts anderes, als „die Heiden Germaniens, die germanischen Heiden" zu verstehen. Gentes, einst wie τὰ ἔθνη als bloßer Sammelname für eine beliebige, ungegliederte Masse heidnischer Menschen gebraucht, hat im 8. Jahrhundert überhaupt nur noch selten diese Bedeutung; längst war dafür gentiles und vor allem pagani emporgekommen. Gentes selbst hatte sich dem gegenüber, wo es überhaupt mit heidnischer Färbung versehen erscheint, an die Peripherie der christlichen Welt zurückgezogen und bezeichnet dort die von der vocatio gentium noch nicht erreichten Heidenvölker in ihrer natürlichen Gliederung. So mag es auch Bonifaz an vielen Stellen meinen. Daß ihm jedoch dabei wirklich die einzelnen Stämme Germaniens vor Augen stehen, beweisen Wendungen wie ad praedicandum Germaniae erroneis vel paganis gentibus, pro Germanicis gentibus idolorum culturae deditis u. dgl., wo die heidnische Charakteristik den gentes erst von außen durch besondere Zusätze beigelegt wird; ferner das für gentes, wenn auch nur vereinzelt, eintretende populi; endlich die Aufführung der einzelnen Stämme unter ihrem Namen, wie gens Baioariorum. — Schon oben haben wir erwähnt, daß gentes nur in jenem glimpflichen Sinne der noch unbekehrten Völker im Deutschen durch theoda übersetzt wird; alles andere Heidnische wird stets mit diesem noch heute gangbaren Namen bezeichnet. Theodiska könnte daher auf keinen Fall eine Übertragung von lingua gentilis als „der heidnischen Sprache" sein, vielmehr höchstens im Munde des Bekehrers der theoda einen leichten Beigeschmack von „heidnischer Volkssprache" erhalten haben, der jedoch auf die Bekehrten dann nicht überging.

***) Im Jahre 739 hielt Bonifaz in Bayern die Wiedertaufe für nöthig bei solchen, qui baptizati sunt per diversitatem et declinationem linguarum gentilitatis; Papst Gregor III., dessen Schreiben diese Notiz enthält (Jaffé l. c. p. 105), entschied jedoch in anderem Sinne. Vergleicht man damit einen analogen Fall von 746 (ib. p. 168), wo es heißt, der taufende Priester, qui Latinam linguam penitus ignorabat, habe bei der Taufe nesciens Latini eloquii, infringens linguam gesagt: baptizo te in nomine patria et filia et spiritus

vierziger Jahre auf eine gewisse theoretische Stufe erhoben werden. Wenn irgendwo, so war dort der Anlaß gegeben, den Namen einer Theodiska Germaniens auf die Bahn zu bringen.

Es liegt mir fern, diese sich aufdrängende Vermuthung für mehr zu halten, als sie ist; aber so viel wird man allerseits einräumen, daß in der Natur der berührten Verhältnisse der Ausgangspunkt für die allmähliche Umwandlung des Gattungsnamens Theodiska in ein nomen proprium der deutschen Gesammtsprache zu erkennen ist. Selbst an einen angelsächsischen Anhauch, der das noch nicht vorhandene continentale Wort, nach örtlicher Gewohnheit leise modificirt, hervorgerufen, oder aber das längst vorhandene zu neuem Leben angefrischt hätte, würde zu denken wenigstens erlaubt sein*); hat doch anerkanntermaßen auch die Generation der ersten Nachfolger des Bonifaz noch mit altenglischen Gedanken und Worten operirt. Wie sich von selbst versteht, mußte dann die ganze lebendige Spracharbeit dieser nächsten Folgezeit, in der die Einheit der deutschen Kirche innerlich fester ausgebaut und durch die Hereinziehung des Sachsenstammes äußerlich vollendet ward, hinzukommen, um der Theodiska als unablässig aufhorchender Schülerin der Latina die volle Würde eines linguistischen Individualbegriffes zu verleihen. Und nur in diesem allgemeinen Sinne möchte ich es aufgefaßt wissen, wenn ich den Namen Deutsch für den geschichtlichen Taufnamen unseres Volkes zu erklären wage.

---

2. Das älteste Zeugniß für den Namen Deutsch**).

Den „Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens", die ich in der Sitzung vom 4. März 1898 der Classe vorgelegt***), habe ich einen berichtigenden Nachtrag hinzuzufügen. Er betrifft das früheste Vorkommen von theodiscus; einer mittellateinischen Wortschöpfung, die, wie seinerzeit dargethan, im Altdeutschen die Entwicklung des ehedem appellativ

---

sancti, so wird man auch die erste Stelle nicht auf ein Hersagen der Taufformel in der Volkssprache deuten dürfen, sondern ebenfalls auf ein „durch die Verschiedenheit und Abweichung der Zungen der Heidenschaft" verdorbenes Latein schließen müssen. Nichtsdestoweniger boten Fragen dieser Art Gelegenheit, den Gegensatz des Lateinischen und Theodisken vor der Gemeinde mannigfach zu erörtern.

*) Vorausgesetzt natürlich, daß théodisc oder wenigstens gethéode schon so lange vor Aelfreds Zeit im Altenglischen üblich war.

**) Aus den Sitzungsberichten der historischen Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1895, mit Erlaubniß des Herrn Präsidenten der Akademie abgedruckt.

***) Vgl. die vorhergehende Abhandlung.

gebrauchten Beiwortes theodisk zum Eigennamen für die Gemeinsprache der deutschen Stämme als vollzogen voraussetzt. Als ältester Beleg für theodiscus galt bisher allgemein die bekannte, von der Verurtheilung Herzog Tassilo's handelnde Stelle der Annales Laurissenses majores, von der ich nachwies, daß sie uns in der formelhaften Wendung quod theodisca lingua harisliz dicitur einen urkundlichen Nachhall vom Ingelheimer Reichstage selbst, also vom Juni 788 übermittelt hat. Wohl machte ich daneben auf ein scheinbar noch älteres Zeugniß für die Existenz des deutschen Sprachnamens aufmerksam, das jedoch so, wie es vorliege, unmöglich seine Richtigkeit haben könne. Den Magdeburger Centuriatoren verdankt man die freilich an vielen Stellen fehlerhafte Mittheilung eines Schreibens, in welchem Georg, Cardinalbischof von Ostia, dem Papste Hadrian I. über die beiden unter dem Namen der legatine councils berühmten Synoden Bericht erstattet, die im Herbst 786 auf englischem Boden, zu Corbridge in Northumberland und zu Cealchyth in Mercien, abgehalten wurden. Da hieß es denn: die auf dem ersten northumbrischen Concil beschlossenen Capitel seien auf dem zweiten, mercischen laut verlesen et tam latine quam teutonice, quo omnes intelligere possent, deutlich eröffnet worden; eine Lesart, die nach dem ersten Druck, weil die benutzte Handschrift für verloren galt, bis auf Jaffé's Monumenta Alcuiniana herab ohne Bedenken wiederholt ward. Daß in teutonice ein Fehler stecken müsse, war leicht zu zeigen; tritt doch diese gelehrte Verunstaltung von theodiscus sonst erst neunzig Jahr später im Kreise fuldischer Schulweisheit zutage. Im Hinblick auf die Thatsache, daß hier von südenglischer Zunge die Rede ist, schlug ich vor, das gewöhnliche saxonice dafür einzusetzen; bemerkte indeß, daß auch ein theodisce zwar befremden, immerhin aber zu erklären sein würde. Mittlerweile hat sich jedoch die so lange verschollene Handschrift wiedergefunden; aus einem Wolfenbüttler Codex, demselben, den einst Flacius besaß, hat schon 1891 gelegentlich Sdralek*), was mir derzeit leider entging, und vor kurzem abermals Dümmler in seiner Edition der Briefe Alchvins**) das erwähnte Schreiben des Cardinallegaten kritisch herausgegeben. Hiernach erweist sich teutonice als willkürliche Neuerung der Centuriatoren; der wahre Text lautet dagegen in der That: tam latine quam theodisce. So wenig es nun auch überraschen kann, ein von 788 an regelmäßig wiederkehrendes Wort bereits 786 anzutreffen, so entschieden fordern doch die eigenthümlichen Umstände, unter denen theodisce hier zum erstenmal auftaucht, zu einer historischen Erörterung heraus. Daß in dem Brief eines Römers an den

*) Eine kirchenrechtliche Sammlung Trierischer Herkunft; siehe Kirchengeschichtl. Studien, herausgegeben von Knöpfler, Schrörs und Sdralek I, 2. S. 86 ff.

**) Mon. Germ. hist., Epistolae Karolini aevi II p. 19 sqq.

anderen das Angelsächsisch der Unterthanen König Offa's als deutsch charakterisirt wird, noch bevor uns dieser Name in seiner karolingischen Heimath selber nachweislich begegnet: diese Wahrnehmung böte sonst Anlaß genug, alte Irrthümer durch neue Mißverständnisse wiederzubeleben.

Für die Beurtheilung des in Rede stehenden Schreibens ist die Art seiner Überlieferung nicht ohne Bedeutung. Weder in Rom noch in England hat sich eine Abschrift davon, oder auch nur ein verwandtes Document über den Verlauf jener Legatenconcilien erhalten; vielmehr findet sich unser Brief einzig in einer, wie Sdralek gezeigt hat, um 965 im Trierer Kloster St. Maximin angefertigten kanonistischen Sammlung von vorwiegend karolingischem Material, in die er aufgenommen worden ist, weil er die englischen Synodalbeschlüsse von 786 vollständig recapitulirt. Er trägt in der Sammlung die bezeichnende Überschrift: Synodus, que facta est in Anglorum Saxonia temporibus ter beatissimi et coangelici domini Hadriani summi pontificis et universalis pape, regnante gloriosissimo Karolo excellentissimo rege Francorum et Langobardorum seu patricio Romanorum, anno regni ipsius XVIII, missis a sede apostolica Georgio Ostiensi episcopo et Theophylacto venerabili episcopo sancte Tudertine ecclesie, regnante Domino nostro Jesu Christo in perpetuum, anno incarnationis ejusdem Domini nostri DCCLXXXVI, ind. X. Wie man sieht, stammt diese Überschrift aus einer alten, dem geschilderten Ereigniß gleichzeitigen Vorlage, der Abschrift nämlich, die ein Unterthan Karls d. Gr. geistlichen Standes damals von dem Legatenbericht um seines kirchenrechtlichen Inhalts willen genommen. Man beachte die genaue Zeitangabe für die hier in eins gefaßten Synoden: zwischen 1. September und 9. October 786, wobei die Datirung neben Incarnationsjahr und Indiction nach dem Regierungsjahr des ruhmreichen Königs Karl geschieht, während der eigentlich betheiligten Herrscher von Northumberland und Mercien gar nicht gedacht und Papst Hadrian trotz aller übrigens so beflissenen Devotion mit einem summarischen temporibus abgefunden wird. Daß beatissimus, so gut wie coangelicus, auch von dem noch lebenden Papste gesagt ward, lehrt ein Blick in die Correspondenz jener Zeit. Anglorum Saxonia endlich ist nach dem ausschließlich continentalen Sprachgebrauche componirt. Dem Texte des Briefes selber fehlen Adresse und Schluß, die der erste Abschreiber eben in die Überschrift seiner Copie verarbeitet hat; nur aus dieser ergiebt sich für uns, daß der Verfasser Cardinalbischof Georg von Ostia sein muß.

Fassen wir nun den geschichtlichen Gehalt des Briefes, soweit es für unseren Zweck erforderlich, ins Auge. Höchst schwungvoll hebt er an: Inspirante divina clementia, o pastor egregie, summe, sancte, gloriose, decus, alme pontifex Hadriane, misisti nobis epistolas u. s. f. Der Erzählung entnehmen wir, daß Bischof Georg — ohne Zweifel im Früh-

jahr 786 am Hofe Karls, wo er bereits eine Zeit lang als Legat geweilt haben muß — durch Bischof Theophylakt von Todi ein päpstliches Schreiben überbracht erhält, mit der Weisung, nach England hinüberzugehen, um die kirchlichen Zustände daselbst nach säcularer Entfremdung wieder in römischem Sinne laut beigeschlossener Instruction zu reformiren. Beide Legaten, denen Karl d. Gr. aus Verehrung für Hadrian einen fränkischen Abt und Priester namens Wigbod, virum probatae fidei, als Gehülfen mitgiebt, landen nach einer durch Wind und Wetter verzögerten und erschwerten Fahrt, wie nicht ohne Phrasen aus Virgil berichtet wird, glücklich in England. Dort Empfang durch den Erzbischof von Canterbury, später durch König Offa von Mercien, bei welchem auch der noch im nämlichen Jahr 786 erschlagene Cynewulf von Wessex eintrifft; darauf Berathung mit geistlichen und weltlichen Großen, die zum Beschluß einer Theilung der Legation führt. Theophylakt bereist den Süden, Georg macht sich, von Wigbod begleitet, nach Northumberland auf. Dort muß der Erzbischof von York erst den im höheren Norden weilenden König Aelfwald herbeiladen, worüber denn der Herbst herangerückt ist. Dann erfolgt die nordenglische Synode zu Corbridge am Tyne, welche unter Georgs Leitung die grundlegenden Beschlüsse faßt. In zwanzig Capiteln betreffen sie mannigfache Gegenstände vom Glaubensbekenntniß und den Königswahlen bis zur Behandlung der Pferdeschwänze herab; neben zahlreichen Bibelcitaten erscheint darin, namentlich eingeführt, ein Vers des Prudentius. Ein sichtliches Streben nach Eleganz verräth nicht minder der Verfasser des Legatenbriefes selbst, wenn er die einzelnen Capitel durch stets neue stilistische Wendungen einleitet; erst mit dem vierzehnten ist sein Vorrath erschöpft, von da an heißt es geschäftsmäßig einfach: decimum quartum caput u. s. w., woran sich die Unterschriften aus den Concilsacten in wörtlicher Aufzählung schließen. Dann wird der Bericht wieder aufgenommen: Georg und Wigbod kehren nach Mercien zurück, mit ihnen als northumbrische Gesandte und Überbringer der Acten von Corbridge zwei Geistliche: Alchvin, der also damals wieder in der Heimath verweilte, und Pyttel, der auch im Frankenreich einmal als Begleiter Alchvins aufgetreten ist. Alsbald kommt es zur südenglischen Synode zu Cealchyth, die auch von der angelsächsischen Annalistik nicht vergessen ist, weil es König Offa dort gelang, gegen Verheißung einer Jahrzahlung an Rom die Zustimmung beider Legaten für die Erhebung von Lichfield zum Erzbisthum auf Kosten Canterbury's zu gewinnen. Von dieser für Rom und England wichtigen Begebenheit, die durch ein Schreiben Leo's III. an Offa's Nachfolger 797 eingehend bestätigt wird*), sollte man in dem Bericht des Legaten gewiß eine Meldung zu finden erwarten; für fränkische

*) Ib. p. 187 sqq.

Leser war sie freilich verhältnißmäßig gleichgültig, und so wird sie wenigstens in der uns vorliegenden Abschrift mit Stillschweigen übergangen. Diese gedenkt vielmehr bloß der Verlesung, Erläuterung und Annahme der Decrete von Corbridge — an dieser Stelle erscheint, wie gesagt, jenes auffallende tam latine quam theodisce — und schließt mit den Unterschriften der Acten von Cealchyth, lauter südenglischen Namen, an der Spitze Jaenbreht von Canterbury und König Offa.

Was nun unser theodisce betrifft, so ist vor allen Dingen scharf zu betonen, daß auch äußerlich nichts dafür spricht, als sei es etwa aus den Concilsacten von Cealchyth in den Bericht des Cardinalbischofs herübergeflossen. Getrost darf man es daher nach wie vor für innerlich ausgeschlossen erklären, daß dies Wort im Sinne von angelsächsisch in einem von Angelsachsen verfaßten, ja auch nur unterzeichneten Schriftstück je gestanden haben kann. Im ganzen Mittelalter ist ein namentlicher Hinweis auf die nationale Sprache auf englischem Boden und durch Engländer selbst lateinisch nie anders als durch anglice oder saxonice gegeben worden. Diesem thatsächlichen Befunde in allen einheimischen Quellen steht ein principiell durchschlagender Grund zur Seite. Allerdings nämlich war ein substantivisch gebrauchtes Neutrum théodisc neben dem häufigeren gethéode in der Bedeutung von Volkssprache überhaupt im Altenglischen vorhanden; allein es erhob sich niemals, wie in Deutschland, über die Stufe des Appellativs hinaus zum nomen proprium. Wenn gegen Ende des 9. Jahrhunderts König Aelfred in seinem Boetius thá útemestan thíoda, die äußersten Völker, on manig théodisc, in mancher Volkssprache reden läßt, können seine Landsleute hundert Jahr früher ein lateinisches theodisce, das unter allen Umständen nicht generell, sondern individuell von einer bestimmten Sprache zu verstehen war, zur Bezeichnung ihrer eigenen Zunge weder besessen, noch verwendet haben. Hingegen stand es eben damals jedem Deutschen frei, den in Deutschland allein entstandenen, dabei jedoch aus rein linguistischer Betrachtung erwachsenen Begriff seiner theodisca lingua so weit zu erstrecken, als ihm nach fernerer sprachlicher Beobachtung deren einheitliches Gebiet zu reichen schien. Und so ist es gerade in den ersten Jahrzehnten der nachweisbaren Existenz des deutschen Sprachnamens, bevor sich dieser im Laufe geschichtlicher Entwicklung mehr und mehr mit der Idee der Nationalität erfüllt hatte, mit dem Ausdruck theodiscus in Deutschland selber wirklich gehalten worden. Auf dem Ingelheimer Tage 788, wie im Capitulare Italicum von 801 wird die Berufung auf einen Rechtsbegriff der theodisca oder teudisca lingua neben den eigentlich deutschen Stämmen auch an langobardische Hörer und Leser gerichtet. Smaragdus mißt zwischen 801 und 805, wie noch um 840 Walahfrid Strabo ausdrücklich auch den Gothen einen Antheil an der theodisca lingua, dem sermo theotiscus bei.

Ganz gewiß konnte daher 786 ein Franke oder anderer Deutscher von seinem Standpunkt aus einen Angelsachsen theodisce sprechen lassen; es gehörte dazu nichts weiter, als daß er, was höchstens dem Oberdeutschen schwer fallen mochte, mit Bewußtsein den Gedanken einer über den Kanal hinübergreifenden Spracheinheit faßte.

Es ergiebt sich demnach die Forderung festländisch deutschen Ursprungs für das nur unter solcher Bedingung in dem Bericht des Cardinallegaten Georg begreiflich erscheinende theodisce; ein derartiger Ursprung läßt sich auf mehrfache Weise vorstellen. Das einfachste, sozusagen roheste wäre, dem fränkischen Abschreiber des Briefes, dem Verfasser jener nach Karl d. Gr. datirenden Überschrift, die Einschwärzung eines ihm vertrauten Begriffs und Wortes zur Last zu legen. Wer dieser Abschreiber war, kann, denke ich, kaum einem Zweifel unterliegen. Der von Karl den päpstlichen Legaten als adjutor zugesellte Abt und Priester Wigbod mußte nach dem Ablauf seiner Sendung seinem Herrn natürlich über die für die allgemeine Kirche wichtigen Ergebnisse der Legation referiren; die beste Grundlage für ein solches Referat bot eine Copie der einschlagenden Partien aus dem Rechenschaftsberichte des Cardinalbischofs, von der ein zweites Exemplar höchst wahrscheinlich in Wigbods eigenen Händen blieb. Es ist uns nun anderweit ein Presbyter Wigbod bekannt, der um eben diese Zeit, zwischen 774 und 800, auf Karls Befehl Commentarien zum Oktateuch aus den Kirchenvätern zusammengestellt hat. Er widmete seine Arbeit dem Könige durch ein längeres Vorwort in Hexametern, die jedoch größtentheils aus der praefatio des Eugenius Toletanus zu Dracontius entwendet sind;*) ein Mann also von literarischer Bestrebung ohne eigene Ader. Die einzige Handschrift seiner Commentarien, welche zugleich diesen Prolog enthielt, war aber ein jetzt verlorener, von Martène als sehr alt gerühmter Codex von St. Maximin in Trier, woselbst sich, wie erwähnt, auch die einzige Spur unseres Legatenberichts in der Kanonsammlung von 965 erhalten hat. Es liegt somit ungemein nahe, beide Priester Wigbod mit einander zu identificiren und in der Vorlage des Sammlers von 965 eine Aufzeichnung des karolingischen Mitgesandten von 786, d. h. eine jener Copien des Legatenberichtes zu vermuthen. Daß nun aber in dieser Copie mit dem Texte des Originals ein freies Spiel getrieben und theodisce für saxonice oder dgl. mit derselben Willkür eingesetzt worden sei, mit der achthundert Jahr später die Centuriatoren theodisce in teutonice verwandelten: dies anzunehmen haben wir doch kein Recht, solange sich eine Möglichkeit zeigt, das Vorkommen von theodisce im Originaltexte des Legatenberichtes selber zu erklären.

*) Mon. Germ. hist., Poetae Latini aevi Karolini I, 1. p. 95 sqq. cf. p. 88.

Hierfür nun giebt es zwei Wege. Der erste wäre die Annahme, daß Bischof Georg von Ostia sich zur Abfassung seines Berichts geradezu einer fremden Hand bedient habe. Daß der literarische Charakter des Briefes von dem kirchlichen, zumal curialen Geschäftsstile jener Zeit einigermaßen abweicht, hat schon Dümmler erkannt, wenn er bemerkt: es wäre nicht undenkbar, daß die Fassung der Synodalbeschlüsse, in denen die Dichter Virgil und Prudentius benutzt seien, zum Theil von Alchvin herrühre.*) In den Synodalbeschlüssen von Corbridge kommt indeß nur der eine Prudentiusvers vor, den man wohl auf Rechnung der bekannten Schulbildung des northumbrischen Klerus im allgemeinen setzen darf.**) Die virgilischen Floskeln finden sich dagegen in der persönlichen Reiseschilderung des Legaten, sodaß Dümmlers Gründe dazu führen müßten, auch in dieser die Hand Alchvins zu vermuthen. Nun war Alchvin zuvor mindestens zweimal in Rom gewesen. Er machte beide englische Synoden von 786 mit,***) begleitete den Bischof von Ostia von der einen zur anderen als Überbringer der Decrete; er selbst wäre ganz der Mann gewesen, die Capitel von Corbridge tam latine quam theodisce, d. h. angelsächsisch, zu erläutern. Daß er aber auch an der Abfassung des Legatenberichtes betheiligt gewesen sei, wird mir gerade um des Ausdrucks theodisce willen äußerst unwahrscheinlich. Ohne Zweifel war ihm schon damals der deutsche Sprachname bekannt, denn er hatte bereits einen mehrjährigen Aufenthalt im Frankenreiche hinter sich. Eine Ausdehnung desselben auf die heimische Zunge mußte jedoch ihm als geborenem Angelsachsen gänzlich fern liegen. In den zahlreichen Briefen und Schriften, die er hernach auf fränkischer Erde verfaßt hat, kommt das Wort theodiscus überhaupt niemals vor; das Angelsächsische bezeichnet er seinen Landsleuten gegenüber als deren propria lingua†) und es galt ihm für eine, wenigstens von der bayerischen Mundart des Deutschen verschiedene Sprache. Er bittet Arno von Salzburg, er möge seinem Schüler, dem Angelsachsen Witto im dortigen Rupertskloster propter adjutorium hominum linguaeque notitiam den Bayer Adalbert zum Genossen bestellen.††) Ganz anders steht es hingegen mit dem fränkischen Abte Wigbod, dem ständigen, man darf sagen officiellen adjutor des Cardinallegaten bei dem englischen Unternehmen des Jahres 786; wenn überhaupt jemand, so wird er als

---

*) Neues Archiv XVIII, 61 f.

**) In Alchvins berühmten Versen über die Yorker Bibliothek vermißt man übrigens gerade Prudentius.

***) Seine Freundschaft mit Bischof Chuniberct von Winchester schloß er zu Cealchyth, nicht zu Corbridge, wie Dümmler, Epp. Karol. aev. II, 316 n. 4 angiebt.

†) Ib. p. 54.

††) Ib. p. 253 sq.

Mitarbeiter auch an dem amtlichen Reisebericht des Bischofs Georg zu betrachten sein. Daß Wigbod selbst im Briefe des Bischofs als vir probatae fidei gerühmt wird,*) scheint mir nicht allzu schwer dagegen ins Gewicht zu fallen.

Hält man indessen hierdurch eine schriftliche Mitwirkung Wigbods an dem Briefe des Legaten für ausgeschlossen, so bleibt als letzte Möglichkeit zur Erklärung des Gebrauchs von theodisce die Annahme übrig, der Cardinalbischof von Ostia habe Begriff und Wort aus deutschem Munde sozusagen aufgelesen und beides sodann selbständig auf englische Verhältnisse übertragen. Wahrscheinlich hat er seinen Bericht erst nach der Rückkehr aufs Festland redigirt und vom Hofe Karls aus durch Theophylakt nach Rom gesandt. An eben diesem Hofe hatte er sich vor dem Aufbruch nach England einige Zeit bewegt; auf der Reise genoß er täglich des Umgangs mit dem Franken Wigbod; ihm selbst, dem Römer, war die germanische Sprache jedenfalls ziemlich fremd, so daß er von sich aus schwerlich zwischen fränkisch und englisch unterschieden haben wird: um so eher wird ihm ein bequemer Gesammtname für beides eingeleuchtet haben.

Wie dem auch sein mag, so oder so haben wir in diesem ersten theodisce vom Herbst 786 mehr oder weniger direct vermittelt nichts anderes zu begrüßen, als das älteste in der Reihe continental deutscher Zeugnisse für das Dasein unseres Sprachnamens; ein Zeugniß, das auch in der ideal erweiterten inneren Beziehung dieses Namens auf das stammverwandte Ausland von den nächst jüngeren der folgenden zwanzig Jahre nicht wesentlich absticht. Weit merkwürdiger ist auf der anderen Seite der reale Horizont einer fernhin bemessenen äußeren Verständlichkeit, der nunmehr schon so früh dem Namen theodiscus angewiesen erscheint. Ob mit Recht oder Unrecht, Bischof Georg von Ostia, oder wer sonst der Verfasser seines Berichtes war, muß darauf gerechnet haben, daß auch dem Empfänger des Briefes, dem Papste zu Rom der deutsche Sprachname in dieser seiner lateinisch krystallisirten Gestalt wohlbekannt, um nicht zu sagen geläufig sei. Solche Zuversicht aber konnte sich allein darauf gründen, daß theodiscus wenigstens in seiner deutschen Heimath im mündlichen Gebrauch bereits entschieden befestigt war, was dann wieder eine weit längere Zeit der Einübung voraussetzt, als man nicht selten angenommen hat. Selbst die grammatische Form jenes ältesten Zeugnisses dient dazu, diesen Eindruck zu verstärken. Bisher begegnete uns von 788 bis 822 einzig die Verbindung theodisca lingua, 822 zuerst Theodisca mit Auslassung von lingua nach damaligem deutschen Brauch, 831 daneben in Theodisco, um 840 der sermo theotiscus und die Theotisci

*) Alchvin erscheint darin gar als vir inluster.

des Walahfrid; ein Adverb theotisce fand sich nicht früher, als um 868 bei Otfrid. Daß wir die letzterwähnte Bildung nun bereits 786, in der Schrift also von vornherein kennen lernen, beweist eine schon damals erworbene Geschmeidigkeit, d. h. wiederum eine längere mündliche Vorgeschichte des Wortes theodiscus überhaupt. In dem einen wie dem anderen erblicke ich eine willkommene Bestätigung meiner vordem ausführlich begründeten Hypothese, daß der Proceß der Herausbildung eines Eigennamens für die deutsche Gemeinsprache, zunächst in deutscher Zunge selbst, nicht etwa erst mit der nationalen Culturpolitik Karls d. Gr. begonnen hat, vielmehr auf die kirchlich einigende Gedankenarbeit der bonifazischen Synoden, am letzten Ende auf die systematische Thätigkeit des germanischen Apostels selber zurückzuführen ist. In dieser Hinsicht kommt noch eine weitere Wahrnehmung in Betracht. Der bisherige älteste Beleg für den Namen Deutsch, das quod theodisca lingua harisliz dicitur vom Ingelheimer Reichstag, stellte sich als eine weltliche Rechtsformel dar, wie sie von da ab in gleicher oder ähnlicher Fassung noch häufig wiederkehrt. Das tam latine, quam theodisce von 786 aber trägt in seiner Verbindung mit den motivirenden Worten quo omnes intelligere possent ebenso deutlich das Gepräge einer kirchlich eingewöhnten Ideenverbindung und Redewendung an sich. So beschließt das Concil zu Tours 813 die Übersetzung von Homilien in rusticam Romanam linguam aut theotiscam, quo facilius cuncti possint intelligere, quae dicuntur, während die gleichzeitige Reimser Synode die Predigt verlangt secundum proprietatem linguae, prout omnes intelligere possint; woraus dann ein Achener Capitulare die Summe zieht: de officio praedicationis, ut juxta quod intelligere vulgus possit assidue fiat. Wird hierdurch nur die Mahnung wiederholt, die schon um 760 Chrodegang von Metz ausgesprochen: et juxta quod intelligere vulgus possit ita praedicandum est,*) so klingen die Worte der Reimser Synode näher an ein Sendschreiben an, welches Alchvin 793 aus dem Frankenreiche an Benedictiner seiner Heimath gerichtet, wo es heißt: et propria exponatur lingua (sc. regula s. Benedicti), ut intellegi possit ab omnibus.**) Fünf Jahr später fordert derselbe von König Karl auslegende Predigt der Priester, ut ab omnibus intellegatur.***) Überall wird an solchen Stellen in Verbindung mit dem Gedanken einer gemeinverständlichen Kirchenlehre, sei es stillschweigend, umschreibend oder auch namentlich, der Volkssprache gedacht. Es ist gleichsam die Luft geistlicher Vermahnungen und Berathungen, wie sie seit den Tagen des Bonifaz im karolingischen Reich

*) Vgl. E. Jacobs, die Stellung der Landessprachen u. s. w., Forschungen zur dtsch. Gesch. III, 378.

**) Epp. Karol. aev. II, p. 54.

***) Ib. p. 209.

im Schwange waren, die wir bei der Lectüre dieser stehenden Redeformen athmen. In solcher Luft, die uns, nach England abgelenkt, auch aus dem nunmehr ältesten Zeugniß für den Namen Deutsch von 786 entgegenweht, wird dieser Name selbst seit der Mitte des Jahrhunderts allmählich erwachsen sein.

---

3. Die Säcularperioden in der deutschen Geschichte*).

Mitunter möchte man fast bedauern, daß wir nach der christlichen Aera unsere Jahre zählen. Wer könnte des abgekürzten Ausdrucks der Perioden durch die Ziffern der Jahrhunderte entbehren, wer hätte nicht schon einmal vom Geiste des 11., des 13., des 18. Jahrhunderts gesprochen und nicht doch dabei zuweilen schmerzlich empfunden, wie selten solch eine willkürliche Zusammenfassung mit der natürlichen Gruppirung der geschichtlichen Wirklichkeit übereinstimmt? Freilich würde uns auch mit einem anderen Anfangspunkt unserer Zeitrechnung nicht durchaus geholfen sein; das „Rollen der Begebenheit" kehrt sich doch nun und nimmer an unser Zehnfingersystem, noch überhaupt an die Maßeinheiten, deren unser kurzsichtiger Geist bedarf. Das aber leuchtet ohne Schwierigkeit ein, daß unsere deutsche Geschichte wenigstens sich viel reiner und deutlicher zergliedern ließe, wenn die Jahrhunderte in der Mitte der jetzt üblichen anfingen und abliefen. Daß die mehr als tausendjährige Geschichte unserer Nation sich zwanglos in solche Säcularperioden zerlegen lasse, ja von selber in sie zerfalle, wollen die folgenden Zeilen in Kürze darlegen; es wird ihnen nur zu willkommener Bestätigung ihrer Wahrheit dienen, wenn man ihren Inhalt trivial finden sollte. Zuvor aber bedarf es einer raschen Verständigung über den Werth historischer Periodeneintheilung überhaupt.

Daß die scharfen Einschnitte, die wir zum Zwecke leichterer Aufnahme ins Gedächtniß in den geschichtlichen Stoff zu machen pflegen, der Wirklichkeit nicht entsprechen, gewahrt man bald. Vor allem in den zeitgenössischen Quellen vermißt man oft mit Staunen jede Andeutung, daß dies oder jenes Ereigniß — wie sich hernach herausgestellt — eine wichtige Wendung bezeichne. Nur die äußerlich, fast sinnlich wirkenden Momente fallen den Zeitgenossen auf die Seele, eine große Feldschlacht etwa, ein langerharrter Friedensschluß, oder der Tod eines führenden Mannes, und diese werden dann wiederum in ihrer vermeintlichen Bedeutung gewöhnlich überschätzt. Wie sehr würde man aber irren, wollte man nun einer treuen Geschichtschreibung die Aufgabe stellen, was im wirklichen Verlauf als unaufhaltsamer Strom des Geschehenden dahinging, auch in der historischen

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1871.

Darstellung in seiner ruhelosen Continuität wiederzugeben! Unsere neuere Forschung ist freilich dieser Gefahr nicht allemal entgangen; je reichlicher man die Quellen aufgedeckt hat, besonders die übervollen, fast unversiegbaren diplomatischer Natur, welche die moderne Geschichte speisen, um so eifriger waren einige unserer Historiker beflissen, sie einfach zu dem alten Strome der politischen Wirklichkeit wieder zusammenrinnen zu lassen. Solchem Bestreben sind dann Bücher entwachsen, unerquicklich wie die Werke der Zukunftsmusik, mit lauter Halb- und Trugschlüssen fast Seite für Seite, aber keinem einzigen wahren Schluß, mehr diplomatische Actenstöße als historische Werke zu nennen; man liest sie und vermag nirgend betrachtend auszuruhen, man hat sie gelesen und hat nichts behalten; man liest sie wieder, und abermals flattert der Geist über der Fluth, ohne ein trockenes Fleckchen wahrzunehmen, wo er sich ein Blättlein breche, — mancher freilich liest sie auch nicht wieder. Der wahre Geschichtschreiber dagegen, der die plastische Kraft des Künstlers in sich fühlt, gliedert seinen Stoff; er weiß, daß alte und neue Zeit allemal in einander übergreifen, doch hindert ihn das nicht, die sich schneidenden Grenzlinien mit entschiedener Hand zu ziehen; ja er darf sie dreist tiefer eingraben, als die Realität sie vorgezeichnet, diese bloß zu copiren ist nirgend seine Aufgabe: indem er überall auch unter dem Gleichzeitigen das Wesentliche hervorhebt, das Unwesentliche zurückschiebt und so vieles gar verschweigt, entsagt er überhaupt der Treue mechanischer Nachbildung der Vergangenheit. Wie erhaben über den Zeichner seines Schulatlas dünkt sich der Knabe, wenn ihm zum erstenmal ins Bewußtsein tritt, daß alle Terrainabschnitte, Flüsse, Gebirge und Straßen auf der Landkarte in höchst unnatürlicher Breite wiedergegeben sind! Eine reifere Einsicht belehrt ihn später, daß ohne solche Übertreibung jede graphische Darstellung größerer Erdflächen unmöglich wäre. So trage denn auch der Historiker immerhin die Scheidelinien der Perioden ein wenig zu stark auf: aus dem verschärften Gegensatz wird man das Wesen der gesonderten Zeiten um so besser begreifen. Was hat — um nur zwei hervorragende Beispiele anzuführen — was hat nicht Mommsen für die sichere Unterscheidung zwischen richtiger und verkehrter Großmachtspolitik des römischen Senats gewonnen dadurch, daß er die Schlacht bei Pydna, über die man bisher achtlos bis zu den äußerlich drastischeren Zerstörungen von Korinth und Karthago oder Numantia hinwegging, als Wendepunkt erkannte und mit der schneidenden Bestimmtheit, die ihm eigen ist, für immer als solchen den Annalen einprägte! Oder wer gedächte nicht der großen historischen Stationen in den Werken Ranke's? Niemand, denk' ich, vermag wie er die zahllosen, mitunter in der einen Seele des Helden sich kreuzenden Richtungen des Moments zu überschauen und darzustellen, und doch hat auch niemand einen so klaren Blick für die großen Epochen. Er erzählt mit athemloser Lebendigkeit die einzelne Be-

gebenheit, doch, sobald sie abgelaufen, hält er still, um die Summe ihres Inhalts als Ereigniß auszusprechen. Präciser kann man einen weltgeschichtlichen Umschwung nicht bezeichnen, als mit seinen Schlußworten nach dem Tode Richelieu's, feierlicher nicht, als im Eingang des zweiten Buchs der Päpste.

Können wir also getrost die Nothwendigkeit einer scharfen Periodisirung der Geschichte als zugestanden betrachten, so muß andererseits jeglicher Versuch, sie in Perioden von gleicher Länge — Perioden im eigentlichen, mathematischen Sinne — abzugliedern, wie wir es im folgenden für die deutsche Geschichte vorhaben, das äußerste Mißtrauen hervorrufen. Was Zahlenspielerei, zu der unser Geist vermöge seines natürlichen Bedürfnisses nach Symmetrie bedenklich hinneigt, in allen Wissenschaften für Unheil angerichtet hat, ist sattsam bekannt. Auch die Geschichte hat man so öfters verunstaltet. Am meisten hat da die Mystik gesündigt, die immer so gern an einem festen Zahlengerüst für die wallende Nebelmasse ihrer gestaltlosen Ideen Halt gesucht hat. Die vermeintlich historischen Zahlen der Urgeschichten mit ihrer schönen Regelmäßigkeit, Producte aus Allegorie und Willkür, dienten dabei zum Vorbild für die Eintheilung der echt historischen Zeiten. Zu dieser kindlichen Spielerei ist in modernen Tagen eine andere, kindische getreten, ich meine die Bestrebungen des von Analogien lebenden Dilettantismus, die Herrschaft durch Zahlenformeln auszudrückender Naturgesetze aus den exacten Wissenschaften in die historischen hinüberzutragen. Wir wünschten uns in den Augen der Leser aus dem Haufen der gewöhnlichen Erfinder von Geheimmitteln für die Wissenschaft auszusondern. Mystik und Methodenmengerei sind uns gleich fremd, wir hegen die ehrfürchtigste Scheu vor der Wirklichkeit historischer Thatsachen und haben weder Athem noch Keckheit genug, um dem mächtigen Schritt der Ereignisse, während sie vor unserem Gedächtnisse vorüberziehen, den Tact vorzupfeifen. Was wir bringen, ist das Ergebniß einer einfachen Beobachtung.

Unsere alten wackeren Reichshistoriker freilich würden sich schier entsetzen, wenn sie bemerkten, daß wir dabei auf die Regierungsanfänge der einzelnen Kaiser gar wenig Rücksicht nehmen, die ihnen das bequeme, aber unregelmäßige Eintheilungsschema darboten, in das sie alle „Merkwürdigkeiten und Veränderungen, so sich unter dieser oder jener Regierung zugetragen" nach Nummern einzureihen pflegten. Die modernen Geschichtschreiber unserer Kaiserzeit werden wenigstens die großen Abschnitte der einander ablösenden Dynastien vermissen; aber auch dieser Gesichtspunkt der gebietenden Rasse, so zu sagen, ist der Volksgeschichte nicht würdig. Wo es zu einer wirklichen Familienpolitik kommt, wird man diese als ein geistig wirkendes Moment selbstverständlich nicht außer Acht lassen; sonst handelt es sich uns nicht um eine Zerlegung der Herrschergeschichte, viel-

mehr um die der nationalen, aber natürlich werden wir diese meist von dem Centrum aus betrachten, wo die Macht und damit die Geschicke der Nation zusammengefaßt erscheinen.

Seit in der Mitte des 9. Jahrhunderts unser Volk sich aus der Masse der abendländischen romanisch-germanischen Christenheit zuerst in seiner Besonderheit ausgeschieden, ist bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ein Jahrtausend deutscher Geschichte verflossen, wir stehen heute noch eben im bewegten ersten Viertel des elften deutschen Säculums. Was jenem Anfangspunkt voraufliegt, ist fast wieder ein Jahrtausend germanischer Geschichten. Ich denke nicht daran, ihnen einen stetigen Zusammenhang oder gar eine feste Ordnung anzudichten, die sie nicht haben. Die ersten fünfhundert Jahre über empfangen ja die Bewegungen, die wir unter den Stämmen unserer Volksart kennen, von Rom aus Anstoß, Richtung und Maß, hernach gar oft noch aus weiterer Ferne, von Nordasien, Arabien, Afrika oder Byzanz her. Selbst die frühere Entwicklung des Frankenreichs lass' ich beiseite, um nur das letzte germanische Säculum in die Betrachtung hineinzuziehen, das einmal für den ganzen mittelalterlichen Verlauf der eigentlich deutschen Geschichte verhängnißvoll geworden ist, das große karolingische Jahrhundert von der Verbindung König Pippins mit dem römischen Stuhl bis zur Auflösung des Weltreichs in den Zwistigkeiten und Erbtheilungen seiner Urenkel. Hier nun wie später allemal sind die Scheidejahre 750 und 850 nicht in buchstäblicher Strenge zu verstehen, sondern als Durchschnittsmarken, über welche die Ereignisse einmal ein wenig hinausgreifen, während sie ein andermal um ein geringes davor zurückbleiben. Wie oft hat man das Jahr 800, die Kaiserkrönung Karls des Großen für einen entscheidenden Wendepunkt ausgegeben! Das heißt den Schein für die Sache nehmen; Karl ist überhaupt nur ein Vollender größter Art, neue Richtungen hat er nirgend eingeschlagen; so lange die nachfolgenden Geschlechter auch an seinen Namen anknüpfen, so sehr dessen Glanz den der früheren verdunkelt hat, die Bahn machenden Schritte gehören Pippin an: die Aufrichtung des neuen Königthums wie dessen Verbindung mit dem kirchlichen Schirmherrnamt, der Eingriff in die Unabhängigkeit des langobardischen Italiens wie die unselige Gründung des Kirchenstaats. Ich breche Karls Ruhme nichts ab, wenn ich seine Gestalt aus dem Anfang in die Mitte rücke; nicht jeder große Mann findet die Welt „aus den Fugen“, der Vater kommt oft um zu beginnen, der Sohn um zu erfüllen, der Enkel um aufzulösen, und mit den Herrschern arbeiten die Geschlechter der Völker Hand in Hand. Ich berühre damit eine wiederkehrende Erscheinung, die wohl geeignet ist, das Vorhandensein gerade hundertjähriger Perioden einigermaßen zu erläutern; denn in drei Generationen vollzieht sich häufig, wiewohl nicht immer, dieser Proceß des Bereitens, Vollführens und Verderbens. Wohl jenen Männern der ragenden Mitte, denn alles

Andenken, alle Liebe der Völker versammelt sich um sie! Für die historische Forschung aber hat es größeren Reiz, die Thaten der Gründer aufzudecken; die Vertreter des Verfalls endlich trifft im Leben die Wucht des Schicksals, im Tode der Haß parteiischer Schreiber, erst eine späte Wissenschaft widmet ihnen ein pathologisches Interesse.

Das karolingische Weltreich ging sammt der Herrscherstellung seiner Kaiser um die Mitte des 9. Jahrhunderts zugrunde. Unbewußt fast sonderte man in den vielgenannten Theilungen die Nationen oder doch die Stammcomplexe von einander, aus denen nun Nationen erwachsen konnten. Für die Bildung der deutschen und zugleich die eines deutschnationalen Königthums haben die folgenden hundert Jahre bis zum italienischen Zuge Otto's I. den Zeitraum abgegeben. Das ist ein Jahrhundert von anderem Charakter, dies erste Jahrhundert der deutschen Geschichte, ein aufsteigendes, das mit seinem Gipfel abschließt. Über seine Hälfte hinaus steht es noch gar kümmerlich um die Herausbildung deutschen Volksthums; nur negativ wird dies zunächst festgestellt, nur begrenzt durch die furchtbare Nachbarschaft erbitterter Feinde. Spät erst erscheint in Heinrich der rechte Einiger der Stämme, festere Einheit und größere Macht schafft Otto, bis er selber plötzlich aus eigenem, klarem Entschluß sein nationales Reich hineinreißt in die Bahn zur Weltherrschaft, zu neuer, vorerst noch vortheilhafter Verbindung mit der römischen Hierarchie.

Nun liegt es diesen Zeilen fern, den alten Streit des Urtheils über den Segen oder Unsegen der That Otto's zu erneuern; daß sie jedoch von umwälzender Bedeutung war, werden Freund und Feind einräumen. Der Epoche eines den Nachbarvölkern weit überlegenen, Mitteleuropa und vornehmlich auch die Kirche beherrschenden Kaiserthums deutscher Nation war dann wiederum der Raum eben eines Jahrhunderts zugemessen. Was Otto's des Großen erste Heerfahrt nach Italien begründet, brach mit Heinrichs III. Tode zusammen, doch hätte die Minderjährigkeit seines Sohnes allein einen so gewaltigen Umschwung nicht hervorgerufen. Die Nation, die sich so tief in äußere, ihr oft fremde Welt- und Kirchenhändel eingelassen, mußte erleben, daß der Anstoß zur Wendung ihres ganzen Geschicks nun von außen kam. Es wird mir fast schwer, so allgemein anerkannte Thatsachen zu wiederholen: wer wüßte nicht, daß der Geist Hildebrands zwei Jahrhunderte des Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum heraufbeschwor, zwei Jahrhunderte ähnlichen und doch auch verschiedenen Inhalts? Das erste, bis zur Mitte des 12. christlichen reichend, emancipirte die geistliche Gewalt von der weltlichen und erhob in Deutschland das selbstsüchtige, aufsässige Fürstenthum zu einer den Ausschlag gebenden Mittelstellung, die ihm nicht wieder entrissen werden konnte. Im zweiten Zeitraum, den wir gar wohl den staufischen nennen dürfen, da sein Beginn durch das kräftige Auftreten Friedrichs I., sein Ausgang durch

den jähen Fall Friedrichs II. so scharf bezeichnet wird, in diesem Zeitraum nimmt der Weltkampf gewaltigere Dimensionen an; aus dem Streit über die Vormacht wird ein wilder Krieg über das Daseinsrecht der Macht überhaupt. Wenn das Papstthum seinen Sieg der Bundesgenossenschaft der oberitalienischen Städte verdankte, so vermochte das Kaiserthum nicht durch die reichsten Spenden an Rechten und Vollmachten die nachhaltige Hülfe des deutschen Fürstenthums zu erkaufen; nicht die äußere bloß, auch die innere Ohnmacht der deutschen Centralgewalt ist die Hinterlassenschaft der Staufer für unser Volk gewesen. Hier war einmal der Riß so tief, daß man niemals verkannt hat, daß um 1250 zwei Perioden unserer Geschichte einander abstoßend berühren.

Die zwei folgenden Jahrhunderte des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, die Jahre 1250—1450, scheinen einen fortlaufenden Strom zu bilden, dessen Theilung in der Mitte vielen auf den ersten Blick wie ein Act der Willkür vorkommen mag. Und in der That geht manche charakteristische Entwicklung unseres nationalen Lebens: das Emporkommen der Städte und in ihnen wieder das Aufsteigen des demokratischen Elements der Zünfte, die Bildung der gewaltigen Städtebündnisse und die Ausbreitung ihrer Macht, die Entwicklung des Ritterstandes, der dem fürstlichen zur Seite treten möchte, allenthalben der Zusammenschluß der Gleichgestellten, der Drang nach Einungen beim weiteren Zerfall der Gesammteinheit, die imposante Colonisation des Ostens, alles das und so vieles andere geht durch beide Jahrhunderte hindurch und macht jeden Versuch der Abgrenzung um 1350 zuschanden. Und doch möchten wir einen solchen aufrecht erhalten, indem wir den Blick auf die Spitze der nationalen Verfassung, auf das Kaiserthum selber richten. Wer kann leugnen, daß mit Karl IV. ein neuer Geist in die deutschen Geschicke eintritt, der Geist moderner Politik? Was vor ihm liegt seit dem Interregnum, diese Zeit der „Kaiser aus verschiedenen Häusern", wie sie unsere Hülfsbüchlein nennen, ist noch nicht frei von Rückfällen in die mittelalterlichen Kaiserideen; alle centralen Neubildungen dieser Epoche sind provisorischer Natur, selbst das Vorspiel habsburgischer Hausmachtspolitik hätte für die Zukunft nichts bedeutet ohne den späteren, entscheidenden Hinzutritt der böhmisch-ungarischen Tendenzen und Rechte des Luxemburger Hauses. Erst Karl IV. ist der Schöpfer des Kaiserthums der neueren Zeiten; alsbald nach seinem Regierungsantritt begründet er verfassungsmäßig die kurfürstliche Oligarchie, die autonome Bildung des vorangegangenen Jahrhunderts, die sich schon das Verdienst der Emancipation des Reichs vom Papstthum erworben hatte. Die goldene Bulle ist doch immerdar das vornehmste Reichsgesetz geblieben, für den aristokratisch bundesmäßigen Charakter der Reichsverfassung zeichnete sie die wichtigsten Grundlinien nieder. Und zugleich welch gewaltige Bestrebungen verwandter Art, Bestrebungen nach Reform

in Reich und Kirche erfüllen dies Luxemburger Jahrhundert! Selbst unter Wenzel hat man einen Neubau des Reichsfriedens mit Ernst versucht; auf dem Konstanzer Concil ward neben der kirchlichen auch die Reichsaufbesserung in Angriff genommen, erst mit dem kläglichen Ende der Basler Versammlung gehen alle diese Bemühungen und mit ihnen die Periode wie hoffnungslos zu Ende. Nicht aber ging sie zu Ende, ohne dynastische Gründungen von damals ungeahnter Tragweite zu hinterlassen; wollte man auch die Erhebung der Wettiner übergehen, so darf doch die verhängnißvolle Verbindung Sigmunds mit den Hohenzollern und Habsburgern nicht vergessen werden. Die letzteren fand das neue Jahrhundert auf dem Thron, ein Geschlecht, bereit, nicht nur die ererbten östlichen Aufgaben der Luxemburger, sondern ihre ganze dynastische Politik mit zäher Energie im großen Stile durchzuführen.

In dem neuen Jahrhundert nun, dem siebenten der deutschen Geschichte, stehen wir nicht an das der Reformation zu erkennen. Es ist zwar üblich, als Reformationsepoche das Jahr 1517 zu bezeichnen, doch ist das wiederum nur eine Verwechslung zwischen Anfang und Durchbruch der Bewegung. Muß doch, wer die Geschichte der Reformation schreibt, allemal von der Mitte des 15. Säculums ernstlich anheben. Und auch Luther, denk' ich, geschieht kein Unglimpf, wenn man ihn auf den Gipfel seines Jahrhunderts stellt; oder hieß' es nicht andererseits seine That mit Unehre beladen, wollte man noch die öde Zeit der Orthodoxie bis 1600 mit dem Namen der Reformationsperiode zieren? Mit dem Scheitern des Basler Concils war eben entschieden, daß die Reform, wenn sie noch geschehen sollte, von unten her, aus der Freiheit des individuellen Geistes unternommen werden mußte. Kein Wunder, daß gleich nach 1450 jene treibende Unruhe der Geister, die berühmte „allgemeine Gährung" beginnt — selbst der epochemachenden Erfindung des Buchdrucks dürfen wir wohl im Vorbeigehen bedenken. Neben der kirchlichen Reformbewegung erfüllt dies Jahrhundert aber noch die weltliche. Auch sie geschah diesmal gegen die Obrigkeit aus freiem Entschlusse der ständischen Gewalten; man weiß, wie Kurfürsten, Fürsten und Städte ihre Reichsverfassung, die Kaiser Friedrich III. nicht abzudringen gewesen, Maximilian abdrangen, wie Karl V. sie dann in der Hauptsache wieder zerstörte; der Revolutionen der Ritter und Bauern zu geschweigen, welche die reichsständische Aristokratie selber niederschlug. So waren am Ausgang der Reformationszeit die Hoffnungen auf Reichsreform fast vernichtet, die Stellung der religiösen trotz ihres endlichen Siegs im Herzen der Gegner doch nur geduldet. Sah doch dies Jahrhundert zugleich den ersten Anlauf der Habsburger zur Gründung der Weltmonarchie auf Kosten unseres nationalen Geistes. Auch in dieser Hinsicht kann man den Zeitraum nirgend zerschneiden: von den unscheinbaren Anfängen der listigen Staatskunst Friedrichs durch das phantastische Glücks-

spiel Maximilians hindurch bis zur weltumspannenden Politik Karls V. immer das gleiche uns innerlich abgewandte, unersättliche Trachten in die Ferne. Die spanische Tyrannei Karls wehrte uns das Landesfürstenthum ab, das sich nun für immer im Sattel fühlte; aber ein durchschlagender Sieg war nicht erfochten, weder über das Haus Habsburg, noch über die alte Kirche; ein unehrlicher Friede beschließt die große Periode, eine neue, kleine unheimlich verkündend.

Von nun an muß ich kurz sein, wenn so oft Vernommenes den Leser nicht ermüden soll. Denn daß die Zeit des sogenannten Religionsfriedens und der dreißigjährige Krieg zusammengehören wie Ausholen und Einhauen, kann auch dem blödesten Sinne nicht entgehen. Es ist das Säculum der kirchlichen Reaction, das dem der Reformation folgt, zugleich der zweite Sturmlauf des Hauses Habsburg nach dem Ziel einer absoluten Herrschaft über das auf militärischem Wege geeinte Deutschland. Er mißlang wie der erste: was Karl nicht vermocht, brachte Ferdinand nicht zustande: nur daß dies Jahrhundert weit trauriger abschloß, als das jüngst vergangene: den ehrlicheren Frieden verdankten wir nur der allgemeinen gleichen Zerrüttung und der schlimmen Hülfe der Fremden; das Gebiet der freieren Kirche war zusammengeschmolzen, die Territorialherren von der letzten Reichskette losgelassen, Österreich draußen, Schweden drinnen, Frankreich überall! Auch das Jahr 1648 hat man nie in seiner trennenden Bedeutung unterschätzt.

Auf die beiden Habsburger Perioden sind zwei preußische oder, wenn man will, zollerische gefolgt, die gerade in unseren Tagen oft genug beschrieben sind. Ich will nur rechtfertigen, daß ich den Aachener Frieden von 1748 als Scheide zwischen ihnen aufrichte. Das erste Jahrhundert ist das der Erhebung des brandenburgisch-preußischen Staats in Deutschland fast aus dem Nichts bis zu gleicher Höhe mit Österreich; das, denk' ich, ist mit dem Abschluß des Erbfolgekriegs vollendete Thatsache, während der Aachener Friede zugleich den Fortbestand Österreichs, der so hart bestritten worden war, auf lange hin besiegelt. Wie ruhmreich der siebenjährige Krieg für Preußen auch sei, daß er nichts in der Lage der deutschen Dinge verändert hat, ist bekannt genug; und so möcht' ich auch den ganzen Zeitraum von 1748—1848 als den des im Gleichgewicht ruhenden Dualismus bezeichnen, wie der vorige den werdenden Dualismus darstellt. So epochemachend die französische Revolution für die Universalgeschichte ist, so wenig war sie's leider für die deutsche, darum möge mir die Generation unserer Väter verzeihen, daß ich die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nur für die Rückseite der zweiten des 18. ansehen kann. Nach Ablauf unserer geistig reichsten Periode waren wir 1848 in der Hauptfrage nationaler Politik keinen Schritt weiter als 1748. Von da an ward's anders, die Erkenntniß drang durch von dem Einen, was

Noth sei, auf die Erkenntniß ist die That gefolgt, das zweite Jahrtausend deutscher Geschichte hat bisher seine Schuldigkeit gethan. Möchte, wenn unser elftes Jahrhundert zu Ende geht, mit ihm die Periode erfolgreichen Einheitsstrebens im tiefsten und umfassendsten Sinn ihren Abschluß finden!

Man sieht, daß die Säcularperioden, die wir in der deutschen Geschichte wahrgenommen, nur selten in ihren Grenzen mit Abschnitten der allgemeinen Historie sich berühren; auch bin ich entfernt, ihnen eine weitere Bedeutung beizumessen. Was die Erklärung der immerhin auffälligen Erscheinung betrifft, so bemerk' ich nur, daß, wenn einmal eine Säcularperiode stattgefunden, ihr sehr leicht eine andere und dritte folgen kann, eben wegen des oben berührten natürlichen Ablaufs einer bestimmten Entwicklung innerhalb dreier Generationen. Hierauf verlohnt sich vielleicht einmal besonders zurückzukommen. Überhaupt wie vieles mußte unberührt bleiben! Der ganzen Geistesgeschichte hab' ich nicht gedenken können, in der sich die politischen Perioden verspätet wiederzuspiegeln pflegen, gleichwie die Extreme der Temperatur des Tages oder Jahres erst eine Weile nach dem höchsten oder niedrigsten Sonnenstand eintreten. Ob sich nun diese Art, unsere Geschichte zu betrachten, irgend fruchtbar zeigen könne, wag' ich nicht zu behaupten. Praktisch werden wir Deutsche nie den alterthümelnden Versuch machen, eine nationale Aera einzuführen, zu fest sind wir mit der Culturwelt verwachsen; allein der abkürzenden Gesammtbezeichnungen für unsere Jahrhunderte, wie „erstes, siebentes, zehntes deutsches Jahrhundert", könnte man sich, wo nur von nationaler Geschichte die Rede ist, wohl ohne Albernheit bedienen.

---

4. Muratori's Bedeutung.

Vignola ist ein Burgflecken, nicht ganz drei Meilen südsüdöstlich von Modena am Panaro, da wo er aus dem Appennin heraustritt, auf felsiger Anhöhe beherrschend gelegen. Um ein bethürmtes Schloß, das schon vor Mitte des 10. Jahrhunderts in den Kämpfen um die Krone Italiens genannt wird, scharen sich die einfachen Häuser, in denen man etwa 900 Einwohner zählt; durch die umgebende Landschaft wächst die Kopfzahl der Gemeinde auf 3000. Der Name des kleinen Ortes ist berühmt geworden dadurch, daß ihn nach der Sitte italienischer Künstler der 1507 daselbst geborene Architekt Jacopo Barozzi sich als Zunamen beigelegt hat, ein Mann, der als Theoretiker die bereits frei abartende Renaissance strenger zu den Formen des Alterthums zurückzuführen suchte, als Praktiker im Innenbau der Jesuitenkirche zu Rom ein Muster aufgestellt hat, welches langehin für

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1872.

die Gotteshäuser des restaurirten Katholicismus als Kanon gegolten. Allein Italien, ja die Nachwelt überhaupt verdankt dem emilischen Burgflecken noch einen wichtigeren Mann: am 21. October 1672 ward in Vignola Lodovico Antonio Muratori geboren, der größte italienische Geschichtsforscher, mit dessen Leistungen an Umfang und Bedeutung in mancher Hinsicht kein anderer einzelner Mensch die seinen vergleichen dürfte. Vignola hat gegenwärtig schwer an den Kosten einer neuen Straße ins Gebirge sowie einer stattlichen massiven Brücke über den Panaro zu tragen, trotzdem hat es sich nach Kräften zur zweiten Säcularfeier der Geburt Muratori's gerüstet, wobei ihm die Mitwirkung Modena's, das ein halbes Jahrhundert über Schauplatz der Wirksamkeit des Gefeierten gewesen, zustatten kommt. Das Vorfest wird am 20. in Vignola selbst begangen: Empfang der Gäste, Besuch des Geburtshauses, Eröffnung einer landwirthschaftlichen Ausstellung, Schmaus und Musik, Freudenfeuer auf den Hügeln. Am 21. in Modena: Enthüllung einer Marmorbüste im Muratorilyceum, Ausstellung von Autographen und anderen Reliquien, Eröffnung einer außerordentlichen Kunstausstellung moderner und älterer Werke, Sitzung der Akademie mit Vorträgen, Publication nachgelassener Schriften und Briefe des großen Mitbürgers, Besuch seines Wohnhauses, der Statue, die ihm 1853 in der Hauptstraße errichtet worden, und seiner Gruft in Sant Agostino. Endlich allgemeine Illumination, Freudenfeuer, Knabenchöre und ein Jahrmarkt aller Weine der emilischen Provinz. Den ganzen Tag über stehen alle Bibliotheken, Sammlungen, Institute und Casinos unentgeltlich offen, auch der Verein zur Volkshebung producirt seine Arbeiten, das Communaltheater schon am Vorabend seine Künste.

Ein buntes Programm, mit der liebenswürdigen Naivetät jenes italienischen Municipalgeistes zusammengestellt, der sich aller Erzeugnisse des heimathlichen Bodens mit gleicher Heiterkeit erfreut, des Weines und der Feldfrucht wie der Kunst und Wissenschaft seiner großen Männer; ein Programm zugleich, das nur möglich ist, wo man die allgemeine Popularität des gefeierten Namens voraussetzen darf, und das ist in der That diesmal der Fall: kaum der zehnte Theil der Festgenossen hat wohl je eine Schrift Muratori's in Händen gehabt, aber eine ungefähre Vorstellung von dem Werthe seiner Arbeit ist selbst dem geringsten unter ihnen eigen. Das aber eben nur, weil es einem nächsten Landsmanne gilt; im übrigen Italien, welches ihm doch nicht minderen Dank schuldet, wird der Jahrestag, wenn man sein überhaupt gedenkt, höchstens im Schoße gelehrter Gesellschaften begangen werden. Daß auch wir ihm nicht theilnahmlos vorbeigehen, wird dadurch gerechtfertigt, daß Muratori zu den nicht gerade zahlreichen Gelehrten Italiens gehört, die gleich den unzähligen großen Künstlern des gesegneten Landes eine internationale Bedeutung haben. Diese hervorzuheben ist unsere Aufgabe, doch läßt sie sich von der nationalen keineswegs scharf sondern;

denn auch dieser Mann hat durch sein Wirken den modernen Glaubenssatz bewährt, daß, wer für sein Volk schafft, für die Welt arbeitet.

Viele freilich von den Früchten seiner kolossalen Thätigkeit hatten nur einen vergänglichen Werth; gewiß muß man loben, daß seine Landsleute sich 1860 anschickten, eine Gesammtausgabe seiner italienischen Schriften in 16 enggedruckten Quartanten in Parma erscheinen zu lassen, sie lösen damit eine Aufgabe der Geschichte ihrer nationalen gelehrten Literatur: allein für uns, ja überhaupt für heut ist gerade unter diesen kleineren Schriften wenig mehr brauchbar. Muratori, eine Generation jünger als Leibniz, zwei Menschenalter nach Conring geboren, lebte in einer Zeit, wo Polyhistorie noch gepflegt und geschätzt ward, wo jedoch dauernder wissenschaftlicher Ertrag bereits einzig durch concentrirte Forschung zu gewinnen war; glücklicherweise hat ihn seine Vielwisserei und Vielschreiberei von einer solchen ernsten, festumgrenzten Arbeit auf immer noch gewaltig ausgedehntem Gebiete nicht zurückgehalten. Wider den Wunsch seines armen Vaters, der ungern seinen Namen mit dem einzigen Sohne aussterben sah, widmete er sich in Modena dem geistlichen Stande, dabei ging jedoch seine eigentliche Neigung vorerst auf schönwissenschaftliche Studien, wie sie damals in Anlehnung halb an die antike, halb an die moderne classische Literatur allenthalben in Italien in geselligem Dilettantismus betrieben wurden. Doch begegnen uns unter den jugendlichen Versuchen des Zwanzigjährigen neben einer Abhandlung über Nutzen und Vorzug der griechischen Sprache, die er erst sechs Monate früher zu lernen begonnen, auch eine andere über die ersten christlichen Kirchen, eine dritte über Steigen und Fallen des Barometers, wie eine lateinische Lobrede auf Ludwig XIV. Ende 1694 erwarb er überdies den juristischen Doctorgrad, zur nämlichen Zeit ward er zum Diakon befördert und folgte bald darauf, im Februar 1695, einem Rufe der Borromeer an die ambrosianische Bibliothek in Mailand. Hierdurch ward ihm der wahre Boden angewiesen; er war, wenn man so sagen darf, Bibliothekar von Gottes Gnaden, wie es deren unter den italienischen Gelehrten so viele giebt, wozu, wie ich glauben möchte, selbst klimatische Gründe beitragen. Denn was ist erquicklicher in dem südlichen Lande, als der Aufenthalt in den hohen, kühlen, halbschattigen Sälen der Bibliotheken? Der unbemittelte Gelehrte, der sich daheim in einem unfreundlich beschränkten, oft sogar unsauberen Gemache behelfen muß, fühlt sich hier geradezu in fürstliche Räume entrückt; sind doch die meisten dieser unvergleichlichen Bücherschätze so gut wie die Gemäldegalerien wirklich in den eigenen Palästen der nun verschwundenen Dynastien geborgen, die in ihre Sammlung und Bewahrung einen wetteifernden Ehrgeiz gesetzt hatten. Da nun verbringen jene meist dem geistlichen Stande angehörigen Forscher, die Antiquare, die Philologen und Localhistoriker, ihren Tag in still genießendem Fleiße; denn das läßt sich freilich auch nicht leugnen, daß es der Mehrzahl unter ihnen dort nur gar zu behaglich ergeht. An Kennern ist

kein Land so reich, an Producenten vielleicht keines so arm: sie lesen, sammeln und ordnen, sie wissen, aber sie schweigen; höchstens, daß sie registriren und compiliren; die meisten natürlich nur, keineswegs alle. Das leuchtendste Beispiel aber eines überaus productiven Bibliothekars hat unser Muratori gegeben.

Nicht gerade schon in Mailand; die ambrosianische Periode, 1695 bis 1700, war für ihn nur eine Zeit der Vorbereitung, doch eben deshalb nicht unwichtig für seine Entwicklung. Noch ganz von hingebender Verehrung gegen das Alterthum erfüllt, sucht er nach unbekannten literarischen Reliquien desselben; was er findet, gehört jedoch streng genommen nicht mehr dem antiken Wesen an, vielmehr beziehen sich die meisten Stücke seiner 4 Quartbände Anecdota Latina (1697—1713) und des einen Bandes Anecdota Graeca (1709) auf die älteste kirchliche Geschichte und Literatur, einzelne greifen auch schon ins Mittelalter und die Zeit der Renaissance herüber; allen sind erläuternde Dissertationen beigefügt, in denen sich der Herausgeber als antiquarischer und historischer Kritiker die Sporen verdiente. In Mailand begann er auch gleichzeitig die fleißige Sammlung antiker Inschriften, die jedoch erst 1739—43 in 4 Folianten als Novus thesaurus veterum inscriptionum ans Licht trat. Diese große Compilation wie die übrigen auf das Alterthum gerichteten Studien Muratori's können vor moderner Kritik freilich nicht bestehen, man begegnet daher unter unseren ersten Philologen nicht selten entschiedener Geringschätzung des modenesischen Gelehrten; aber zu seiner Erscheinung, wie sie einmal durch Zeitalter und Nationalität bedingt war, gehört dieser gelehrte Cultus des Alterthums nicht minder wesentlich, als seine Ausgaben, Beurtheilungen und Biographien Petrarca's, Tassoni's und anderer zum Theil viel geringerer italienischer Poeten und Literaten. Zeitlebens, obwohl seine Hauptarbeiten ihn weit davon abführten, verließ ihn nie das Interesse an den classischen Antiquitäten; mit freudigster Theilnahme begrüßte er noch im höchsten Alter den herrlichen Fund der großen Erztafel mit dem Decrete Trajans über die Pflege armer Kinder. In jener Mailänder Periode nun zumal war er von so einseitigem Enthusiasmus für die alte Welt beherrscht, daß ihm, wie er sich lebhaft ausdrückt, die Augen weh thaten, wenn er daneben das Mittelalter, seine Geschichte, seine Literatur und seine Sitten betrachtete; ihm war zumuthe, als wandere er dabei einsam durch rauhes Gebirg, erbärmliche Hütten und thierisch wildes Volk. Und derselbe Mann, der so über die barbarischen Jahrhunderte dachte — anders nannte sie damals kein Italiener —, sollte bald darauf durch die treue Erforschung eben dieser verschmähten Zeiten sein einziges wahrhaft unsterbliches Verdienst erringen.

Man kann denken, mit wie schwerem Herzen er folgte, als der Ruf dazu an ihn erging. Anlaß gab indirect Leibniz, der 1699 seine eigenen zehn Jahr früher in Modena angestellten Forschungen über den gemeinsamen

Ursprung der Häuser Braunschweig und Este durch Hagemann im dortigen Archive fortsetzen ließ. Um das Archiv aus der dabei peinlich empfundenen Verwirrung zu reißen, berief Herzog Rinaldo I. von Modena Muratori als Archivar und verlieh ihm zugleich, um den Tausch weniger schmerzlich zu machen, den Titel eines Bibliothekars. Muratori gehorchte vornehmlich aus Anhänglichkeit an sein angestammtes Fürstenhaus, dem er von da an funfzig Jahre lang ein treuer Diener geblieben ist, trotz aller Anfechtungen und Lockungen, die besonders während der wiederholten Invasionen des estischen Gebiets durch feindliche Macht an ihn herantraten. Im August 1700 siedelte er nach Modena zurück und verbrachte zwei Jahre über der Ordnung des Archivs, das gleich darauf vor den Franzosen hinweggerettet werden mußte. Durch diese archivarische Thätigkeit wird er sich in die neue Wissenschaft der Urkundenlehre praktisch hineingelebt haben, die 1681 durch Mabillons unsterbliches Werk De re diplomatica geschaffen worden, eine nothwendige formale Vorbedingung für die materiellen Dienste, die Muratori hernach selbst der mittelalterlichen Historie geleistet. In den nächstfolgenden kriegerischen Jahren finden wir diesen jedoch wieder ganz den literarischen und schöngeistigen Bestrebungen der Gegenwart hingegeben: 1703 setzt er unter erdichtetem Namen durch den Vorschlag zu einer italienischen Gelehrtenrepublik die literarische Welt in Aufregung, 1706 giebt er eine zweibändige Poetik heraus, die viel Beifall aber auch Widerspruch fand, da sogar Petrarca darin zurechtgewiesen ward, 1708 läßt er ihr Reflexionen über den guten Geschmack in Wissenschaften und Künsten folgen, alles — um kleinerer gleichzeitiger Schriften zu geschweigen — Themata, die während des 17. und 18. Jahrhunderts nur gar zu häufig die Schriftsteller der verschiedensten Nationen beschäftigt haben.

Da war es ein Ereigniß von großer Tragweite für die Zukunft der Wissenschaft, wenn auch politisch von geringem Belange, daß 1708 zwischen Kaiser und Papst Irrungen über Stadt und Gebiet von Comacchio ausbrachen, welche 1598 nach Alfonso's II. Tode sammt Ferrara als päpstliche Lehen ziemlich gewaltsam mit dem Kirchenstaate vereinigt worden waren. Das Haus Este, das niemals seine Ansprüche auf die verlorenen Gebiete hatte fahren lassen, sah in dem Auftauchen dieser „Frage“, wie man heute sagen würde, eine erwünschte Gelegenheit, dieselben aufs neue in Erinnerung zu bringen. In dem Federkriege, der sich darüber entspann, führte Muratori als bestellter historisch-publicistischer Anwalt die Sache seines Souveräns in einer Reihe gelehrter und geschickter anonymer Streitschriften. Praktisch blieben sie zwar erfolglos, denn Dinge derart werden allemal durch Macht entschieden; allein, da die Gegner im Verlaufe des Handels die Behauptungen Muratori's über Alter und Adel des Hauses Este in Zweifel gezogen hatten, so gab Rinaldo seinem Archivar den Auftrag, diese Gegenstände in helleres Licht zu setzen, und hieraus erwuchs das erste unter den historischen Haupt-

werken Muratori's, seine „estischen Alterthümer" in zwei Folianten (1717 und 1740), ein Werk durchweg auf den umfassendsten archivalischen Studien beruhend, das Muster einer vollständigen urkundlichen Dynastengeschichte — der zweite Band verfolgt die Geschicke der Este's bis ins andere Viertel des 18. Jahrhunderts — und noch heute wichtig wegen seines an Diplomen überreichen Inhalts. Damals nun gar ward es als ein Meisterstück begrüßt und erregte um so größeres Aufsehen, als es in seinem ersten Theil mit den wichtigen Studien von Leibniz und Genossen über die Geschichte des Welfengeschlechts zusammentraf. Über die freundlichen Beziehungen beider auf ähnliche Ziele hinarbeitender Männer wie über die Mißverständnisse, die zwischen ihnen doch auch nicht ausblieben, hat der beste Kenner italienischer Literar- und Familiengeschichte Alfred v. Reumont 1854 in seiner bekannten sauberen und glatten Weise einen inhaltreichen Essay geschrieben.

Der vornehmste Werth jedoch der „estischen Alterthümer" liegt nicht in ihnen selber, sondern in der Richtung, die sie der späteren Forschung Muratori's gaben. Denn durch sie war er nun doch tief in die Kenntniß des Mittelalters eingeführt worden; der echte Reiz, der auch der Geschichte dieser Zeiten innewohnt, wenn man sich ihr mit unbefangenem realistischen Sinne nähert, nahm seinen Geist für alle Zukunft in Besitz; mit erstaunlicher Energie erhob er sich zu den drei gewaltigen Leistungen, die unter einander im engsten Zusammenhange stehen: der Sammlung aller Quellen der italienischen Geschichte innerhalb der Grenzen der Jahre 500 und 1500 n. Chr., in 27 Folianten 1723—38, den 6 Folianten Antiquitäten des italienischen Mittelalters 1738—43, und den Annalen Italiens von Anfang der christlichen Ära bis 1749, in 12 Quartanten 1744—49. Jedes einzelne dieser Unternehmen würde mit den einleitenden und begleitenden Bemühungen ein gewöhnliches Menschenleben vollauf beschäftigen: so oft bei anderen Nationen die Lösung der entsprechenden Aufgaben versucht ward, haben sich dazu ganze Genossenschaften von Gelehrten zusammengethan, und dennoch sind sie bisher nirgend damit zum Abschluß gediehen. Indeß der imposante Umfang dieser Arbeiten Muratori's ist bei weitem nicht das wichtigste daran.

Was schon die Sammlung der Scriptores auszeichnet, ist vor allem die Klarheit des Grundplans in seiner zeitlichen Begrenzung wie in seiner Ausdehnung auf die gesammte nationale Geschichte während jenes erwählten Jahrtausends. Weder aus der politischen Gegenwart seines zerspaltenen Vaterlandes noch aus der zum Thema erkorenen Vergangenheit selbst, in der es noch viel trauriger und wilder zerrissen gewesen, konnte sich dem modenesischen Abbate die Einheit des nationalen Gesichtspunktes ergeben; sein kirchlicher Sinn — und wir werden erfahren, daß er von ganzem Herzen Geistlicher war — führte überdies noch die andere Gefahr mit sich, daß ihn die Betrachtung der welthistorischen Erscheinung des Papstthums im Mittelalter

in das weite Gebiet der allgemeinen Geschichte hinauslocken werde; aber er hielt zwischen Particularismus und Universalismus tactvoll die richtige Mitte, offenbar eine Folge seiner ursprünglichen, wie auch immer dilettantischen Begeisterung für die neuclassische nationale Literatur; denn in ihr besaß schon der Italiener des 17. Jahrhunderts, was uns erst viel später zutheil geworden, ein Centrum vaterländischer Gedanken. Mit allerhand mühsamer Diplomatie, besonders durch die anreizende Aussicht auf genealogischen Gewinn, wußte Muratori beim Sammeln das Mißtrauen der kleinen Nachbardynasten zu überwinden und sein Eifer ward durch eine so reiche Ernte belohnt, daß erst die jüngstvergangenen Jahrzehnte von Florenz und Turin aus eine beträchtliche Nachlese eingebracht haben. Was nun die auf Herstellung der Texte aufgewandte Kritik betrifft, über die Muratori in knappen, aber inhaltreichen Einleitungen Rechenschaft ablegt, so stand sie im allgemeinen auf der Höhe der Zeit, wenn auch dann und wann Flüchtigkeit oder die ungeschickte Hand minder begabter Gehülfen, deren der große Sammler natürlich nicht entrathen konnte, sich zu erkennen giebt. Die Tage waren freilich noch fern, wo ein Philipp Jaffé den mangelhaften Schriften mittelalterlicher Autoren den gleichen, bis zur höchsten Eleganz ausgebildeten Scharfsinn zuwenden sollte, den die inzwischen ungemein verfeinerte Philologie gegen die antiken Classiker angestrengt. Wenn heutzutage deutsche Historiker gereinigte Ausgaben mancher von Muratori edirten Quellenschrift herstellen, so ist das doch nichts anderes, als der späte Dank, den die eine Nation der anderen abstattet für die materielle Förderung, die ihre Geschichtskunde ein Jahrhundert lang aus dem großen Quellenbehälter Muratori's sich geschöpft hat. Denn wie Italien im Mittelalter dastand, in manchem Betracht noch immer das Herz der abendländischen Welt, wie besonders die deutschen Geschicke damals aufs innigste mit den überalpischen verflochten waren, so geschah, was für italienische Geschichte gethan ward, nothwendig zugleich für die allgemeine und vornehmlich für die deutsche Historie.

Mittelalterliche Autoren zu lesen ist leicht, sie zu verstehen aber schwierig, nachdem einmal die moderne Welt sich in bewußter Abkehr von jenem Zeitalter ihrer eigenen Jugend einen neuen Bau der Gedanken und des Lebens aufgezimmert hat, halb aus antikem, halb aus jüngstentdecktem Material. In dieser Einsicht ließ Muratori seinen Scriptoren die Antiquitäten folgen. „Ich habe mir vorgenommen,“ sagt er in der Vorrede, „zu zeigen, wie die italienische Nation vom 5. bis zum 15. Säculum beschaffen gewesen.“ Seine Zustandsschilderung behandelt in vielen gesonderten Untersuchungen Würde und Amt der Könige, Herzoge, Markgrafen, Grafen u. s. w., die mannigfachen Weisen des staatlichen Regiments wie die Bräuche des Privatlebens. Freiheit und Knechtschaft, Gerichts- und Heerwesen, Gesetz und Münze, Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, wie der Ursprung

der Landessprache ziehen an uns vorüber in deutlichen Bildern, die überall mit Umsicht und Vorsicht zugleich entworfen sind. Die breite und feste urkundliche Unterlage der Forschung zwingt auch uns noch heute stets darauf zurückzugreifen, obwohl anstelle der darüber aufgerichteten Theorien längst solidere und reinere Anschauungen getreten sind. Das weltliche Wesen wenigstens des Mittelalters, das in Staat und Gesellschaft, in Recht und Sitte so durch und durch germanisch ist, ward erst durch die deutsche Forschung unseres Jahrhunderts offenbar, die aus den Tiefen eines urverwandten Gemüthes her heimlich dazu erleuchtet ward. Nichtsdestoweniger bleibt es überaus achtungswerth, mit welcher Liebe hier der italienische Gelehrte dem Leben und Treiben derselben Barbaren nachgegangen, gegen die er vordem ein so abgünstiges Vorurtheil gehegt hatte. Den mächtigen Einfluß des Germanenthums auf Bildung und Entwicklung, selbst auf Rasse und Sprache der Italiener hat er nirgend unterschätzt; seine römerstolzen Volksgenossen haben sich eher beklagt, daß er ihn mitunter zu hoch angeschlagen.

In der Vorrede zu den Alterthümern forderte Muratori seine gelehrten Landsleute auf, seine Vorarbeiten für eine wahrheitsgetreue Darstellung der italienischen Geschichte zu verwerthen; da sich jedoch niemand daran wagte, nahm er selbst nach Vollendung der Antiquitäten, obwohl bereits in den Siebzigen, das Werk in Angriff. Er vollendete die Annalen Italiens in rascher Folge bis zum Jahre 1500 und fügte auf dringende Mahnungen dann sogar noch eine Fortsetzung bis in die jüngste Gegenwart hinzu. Die Annalen machten Epoche in der historischen Literatur als die erste vollständige, überall quellenmäßig beglaubigte, auf eine schlichte Darstellung des Thatsächlichen beschränkte, überdies in der lebendigen Landessprache geschriebene Nationalgeschichte. Ihre jüngsten Theile mußten zwar bald der modernen aus Archivalien schöpfenden Historiographie gegenüber veralten, ihre ältesten Partien hielten der seitdem unendlich vertieften Alterthumswissenschaft nicht Stand; aber für das eigentliche Mittelalter giebt es noch heut kein besseres oder auch nur gleich gutes Handbuch der italienischen Geschichte, wieder und wieder sieht man sich darauf zurückverwiesen. Es ist die Enthaltsamkeit, der dies Werk sein langes, immer noch jugendfrisches Leben verdankt. Wie nah liegt dem modernen italienischen Prosaiker der Abweg zur Rhetorik! Keiner ihrer Historiker hat sich so gänzlich frei davon gehalten wie Muratori, wobei ihm ohne Zweifel das naive Vorbild seiner Quellen zustatten kam. Wie nah lag dem gläubigen katholischen Priester die einseitige Verherrlichung des Papstthums in seiner größten Zeit, oder die Beschönigung seiner Verworfenheit in seinen dunkelsten Tagen! Nichts von alledem begegnet bei Muratori, mit schöner Unparteilichkeit stellt er die Kämpfe des Kaiserthums mit der Hierarchie dar; deutscher Scheinwissenschaft im 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, allen Segen auf das Haupt Innocenz' IV., allen Fluch

auf das Friedrichs II. zu häufen. Dabei beleidigt der gelehrte Annalist doch nirgends durch herzlose Kälte übertriebener Urtheilslosigkeit; mit edler, halb menschlicher, halb christlicher Wärme betrachtet er vielmehr die Handlungen der Menschen und die von ihnen abhängigen Geschicke der Gemeinden und Staaten. Es ist in diesem Zusammenhange interessant, noch einmal auf seine nichthistorische Schriftstellerei, ja auf sein ganzes übriges Leben zurückzublicken.

Außer den schon berührten Schriften zur Ästhetik und Literaturgeschichte kommen da, neben den vereinzelten Erscheinungen seines gesundheitspolizeilichen Werkes von 1714 über die Pflicht des Staats, der Heilkunde und der Kirche gegenüber den Epidemien und seines staatsökonomischen Fürstenspiegels von 1749, zunächst seine philosophischen Versuche in Betracht, eine Moralphilosophie und zwei Tractate über die Kräfte des menschlichen Verstandes und der Phantasie, sämmtlich etwas weitschweifige Ergüsse einer milden und flachen Popularphilosophie ohne andere Bedeutung, als daß er auf solchem Wege alle moralisirende Didaktik, woran sein Jahrhundert so übergroßes Behagen hatte, von seinen historischen Werken wohlthätig ableitete. Weitaus wichtiger ist seine Theilnahme an der theologischen Literatur, zu deren Verständniß es jedoch einiger Worte über sein praktisches Verhalten bedarf. Muratori war Priester aus Neigung und Überzeugung. Von 1716 bis 1733 hat er als Propst von Santa Maria della Pomposa alle Pflichten eines seelsorgenden Pfarramtes mit pünktlicher Treue erfüllt; als ihn hernach das Andringen der Ärzte nöthigte, so gehäufter Mühwaltung zu entsagen, ward er doch nicht müde, Beichte zu hören und an der Spitze der von ihm gegründeten Barmherzigkeitsgesellschaft das Leid der Armen zu lindern. Er war der erste, der in Modena auch den Gefangenen geistlichen Besuch abstattete, er zuerst rief 1712 die erbaulichen Predigten der Jesuitenmissionen in die Stadt. Daß er auch dem Volksunterricht seine Fürsorge zuwandte, braucht bei ihm nicht erst erwähnt zu werden. Kein Wunder, daß er da auch das Treiben der Jesuiten in Paraguay in günstigem Lichte dargestellt, daß er in mancher Streitfrage wider Protestanten oder andere Anfechter den katholischen Standpunkt entschieden vertreten hat; er bekannte die Unfehlbarkeit päpstlicher Aussprüche von der Kathedra herab in Sachen des Dogmas, er empfand es übel, daß man ihm in Paris beim Druck einer seiner Streitschriften an allen dahin lautenden Stellen den Zusatz gemacht hatte: „soweit die Kirche in ihrer Gesammtheit damit einverstanden ist.“ Aber derselbe Mann focht nicht minder tapfer gegen die jesuitische Lehre, daß man geloben dürfe, für die Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß sein Leben einzusetzen, derselbe Mann trat gegen Cardinal Querini muthig in die Schranken für die Verminderung der Festtage, welche der aufgeklärte Benedict XIV. durchzusetzen wußte. Über die Verketzerungen, die ihm deshalb nicht erspart blieben — man hat in Salzburg den Pöbel gegen ihn aufgepredigt und, als

er ein Jahr vor seinem Tode erblindete, eine Rache der heiligen Jungfrau darin gewittert —, mochte ihn die Gunst desselben Papstes trösten, der ihn rühmte als einen braven Priester und als eine literarische Zierde Italiens, welches durch ihn anderen Ländern nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen erscheine.

Ein Urtheil, das den Nagel auf den Kopf trifft. In Muratori begegnet uns ein frommer Katholik, dem man selbst auf dem Boden historischer Wissenschaft die Hand zu reichen vermag; gegen alles Legendenhafte ist er nicht minder mißtrauisch als die kühnsten Bollandisten. Der humane Geist des 18. Jahrhunderts war bereits in ihm rege; zugleich aber war seinem Zeitalter noch völlig angemessen jenes Zweikammersystem des Denkens und Glaubens im menschlichen Haupte, das freilich heut zum unhaltbaren Anachronismus geworden ist. Wie sehr es auch für die absolute Befreiung der modernen historischen Weltanschauung noch der ätzenden Zuthat voltairischen Geistes bedurfte, so war doch für die lautere und treue Erfassung der hochwichtigen Periode des Mittelalters das schlichte Gemüth Muratori's unvergleichlich besser geeignet; in dieser Hinsicht bezeichnet Gibbon, der Jünger Voltaire's, trotzdem er ihn an Talent zur Darstellung unermeßlich überragt, einen Rückschritt hinter den italienischen Polyhistor. Versuchen wir überhaupt einmal, die Stellung des letzteren innerhalb der internationalen Entwicklung der Geschichtswissenschaft zu bestimmen.

Der Geschichtswissenschaft, nicht der historischen Kunst; denn mit dieser hat der trotz aller poetischen Doctrin recht prosaische Genius des Bibliothekars von Modena schlechterdings nichts zu schaffen. Um die großen Erscheinungen unserer vollendeten historischen Literatur, die Macaulay, Ranke und Mommsen zu erklären, bedürfte es freilich auch eines Rückblicks auf die ästhetische Entfaltung des modernen Geistes, dem wir hier entsagen müssen. Auch in jene andere vornehme Reihe von Reformatoren unserer Geschichtsanschauung gehört Muratori mit nichten, der politischen oder philosophischen Vordenker der Neuzeit, der Bolingbroke und Montesquieu, der Voltaire, Herder und Lessing. Unter den Trägern einer bescheideneren Sendung muß man ihn suchen, den Begründern der eigentlichen Technik historischer Forschung, deren von Raynaldo, Papebroch und Mabillon bis auf Niebuhr eine stattliche Gesellschaft ist. Von selbst ergiebt sich aus unseren früheren Bemerkungen, welchen Platz Muratori unter ihnen einnimmt. Was er vorfand, war materiell eine urkundlich gesicherte Kirchengeschichte, formell Legendenkritik und Diplomatik, was er selbst hinzugeschaffen, ist Erforschung der weltlichen Geschichte einer ganzen Nation während des Mittelalters, gegründet auf umfassende Quellen- und Urkundensammlung zu vergleichenden Studien. Er wies so aber indirect wenigstens auch der Erkenntniß der neueren Geschichte die Bahnen; denn das Verständniß der modernen Entwicklung der romanisch-germanischen Völker be-

ruht durchaus auf dem Verständniß ihres mittelalterlichen Daseins, ein Satz, der durch einen Blick auf die einzelnen historischen Werke Ranke's hinreichend bewiesen wird. An Muratori hat in der That — und das sei uns noch zu zeigen vergönnt — auch die deutsche Geschichtsforschung ein anmahnendes Vorbild gewonnen.

Man hätte erwarten sollen — eben wegen jener früher hervorgehobenen Blutsverwandtschaft der modernen deutschen Nation mit dem treibenden Geiste des weltlichen Mittelalters —, daß aus unserem Vaterlande die Leistungen Muratori's entsprungen wären, und in der That waren Ansätze dazu vorhanden. Mit naiver Freude holten im 16. Jahrhundert unsere Humanisten die besten unserer mittelalterlichen Autoren aus den Klosterhandschriften ans Licht, mit gesundem Sinne suchten hernach fast gleichzeitig — um 1640 — der geniale unter dem Namen Hippolithus a Lapide verkappte Chemnitz und der Polyhistor Conring Reichsrecht und Reichsgeschichte von den Irrlehren der Romanisten hinweg auf die nationalen Grundlagen zurückzuleiten, in den kühnsten Anläufen trat endlich die große Kraft eines Leibniz an die nämlichen Aufgaben heran, die Muratori gelöst hat, und zwar noch bevor dieser sich dazu anschickte. Man hat gern den Parallelismus aufgezeigt, der die historischen Bestrebungen des Deutschen und des Italieners beherrscht, von denen jener an Geist außer allem Vergleich reicher und tiefer angelegt war, dieser aber den Vorzug edleren Charakters behauptet. In der That hätte Leibniz leicht seine Untersuchungen und Quellensammlungen zur welfischen und niedersächsischen Geschichte zu einer gesammt-deutschen Ausdehnung erweitern, seine staats- und völkerrechtlichen Studien directer auf das germanische Mittelalter hinlenken, seine trefflichen Annalen des abendländischen Reichs, die mit Karl dem Großen beginnen, über das Jahr 1005, wo sie stehen geblieben, hinausführen können, aber seine schöpferische Vielseitigkeit hat ihn denn doch in Wirklichkeit daran verhindert. Auch waren seine Annalen, die leider mehr als fünfviertel Jahrhundert nach seinem Tode ungedruckt vergraben gelegen, lateinisch geschrieben, und schon dieser eine Umstand belehrt uns darüber, daß hinter ihm nicht wie hinter Muratori bereits eine Nation stand, für die man mit ganzer Seele ihre Geschichte hätte erforschen und schreiben mögen; dasselbe trübe Verhältniß aber nimmt man an der kargen Kälte wahr, mit der damals und auch später noch jedem ähnlichen Unternehmen, sobald es sich um materielle Unterstützung handelte, in Deutschland begegnet ward.

So blieb es bei uns während des 18. Jahrhunderts, obwohl es an einzelnen Versuchen nicht fehlte. Die achtungswerthen Compendien der Reichsgeschichte, welche die Publicisten lieferten, kamen nicht über die staatsrechtliche Dürre hinweg; anderen Unternehmungen schadete die deutsche

Weitschweifigkeit, wie der trefflichen Geschichte der alten Deutschen von Mascou, die man, wäre sie nur weiter gediehen, Muratori's Annalen wohl vergleichen dürfte. Ein historischer Sinn erster Ordnung, wie der Mösers, blieb bei der politischen Auflösung des nationalen Daseins in der Anschauung seiner territorialen Umgebung befangen. Quellen wurden noch hie und da gesammelt, aber ohne daß der Zeitgeist daran Freude gehabt hätte; denn der kehrte sich in hohem poetischen und philosophischen Aufsluge theils mit erneuter Begeisterung der antiken Cultur, theils in unbestimmtem Triebe dem allgemein Menschlichen zu, gegen das man in der vermeintlich überaus specialisirten Welt des Mittelalters, soweit man diese überhaupt kannte, einen feindlichen Gegensatz erblickte. Es ist bekannt, wie erst die Epoche der Romantik und der nationale Aufschwung in den Freiheitskriegen darin Wandel schaffte; da brachen denn auch für uns die Muratori'schen Tage an.

Wenn ich nun behaupte, daß die seitdem begonnenen großartigen Unternehmungen der deutschen Geschichtsforschung häufig entschieden an das Muster des bescheidenen Propstes von Maria della Pomposa erinnern, so ist die Meinung nicht, daß man ihm dabei stets absichtlich nachgeahmt habe; allein, je weniger das letztere der Fall gewesen, desto ehrenvoller nur für den Mann, der nach seinen Zielen selbständig Wege eingeschlagen, welche sich einer späten, vielfach gewitzigten Folgezeit aus rein sachlicher Erwägung an sich als die besten und geradesten empfehlen. So klingt zunächst die große Scriptorensammlung, welche die vornehmste Abtheilung der Monumenta Germaniae bildet, durch Umfang und Begrenzung des Planes wie durch manchen Zug der Anordnung und Ausführung an ihr italisches Gegenstück an, wenn auch Textkritik und Prüfung der Herkunft der Nachrichten in dem jüngeren Unternehmen unvergleichlich weiter gediehen sind. So gemahnt die Ausarbeitung von Jahrbüchern des deutschen Reichs, zu der Ranke 1834 seine ältesten Schüler anleitete, noch schlagender an die Annali d'Italia, welche damals den Waitz und Genossen oft zum Vorbilde, bisweilen — und somit nicht minder nützlich — zur Warnung dienten, während sich die jüngere Generation, die jetzo nach Anweisung der Münchener historischen Commission die Jahrbücher fortführt, bequemer an jene deutschen Erstlingsarbeiten aus den dreißiger Jahren anlehnt. Auch Antiquitäten endlich hat man als besondere Gruppe der Monumenta in Aussicht genommen; da jedoch noch kein Buchstabe davon das Licht der Welt erblickt hat, so muß man vorläufig die reiche, aber zerstreute antiquarische Privaternte auf den seit Anfang des Jahrhunderts gemeinsam bestellten Feldern der nationalen Rechts- und Sprachwissenschaft als Ersatz betrachten. Und wie viel kommt freilich nicht auch sonst noch von allen Seiten an verwandter Arbeit hinzu, wovon nur eines erwähnt sein mag: die von Böhmer geschaffene, von Jaffé meisterhaft ausgebildete Regesten-

literatur, ein neuer Trieb unserer Wissenschaft, um dessen Entwicklung uns selbst ein Muratori beneidet haben würde!

Nicht aber hierdurch allein, überhaupt — wieviel auch zu wünschen übrig bleibe — darf man sagen, daß die deutsche Nation in diesem Jahrhundert der italienischen heimgezahlt habe, was sie im vorigen von ihr für die Erkenntniß ihrer eigenen Vergangenheit an Gaben empfangen. Nicht aufzuzählen sind die tausendfachen, oft allerdings schmerzlich heilsamen Dienste, welche die moderne deutsche Kritik der antiken und neueren, ganz besonders aber der mittleren Geschichte des schönen Landes jenseit der Berge geleistet hat und für die ihr drüben meist mit liebenswürdiger Freude gedankt worden ist. Vergessen darum auch wir heute nicht des Dankes gegen den schlichten Mann im Priestermäntelchen und -käppchen, wie er im Standbilde zu Modena erscheint, den Mann von eisernem Fleiß, der kaum ein Bedürfniß kannte außer dem unstillbaren Drange, zu arbeiten und wohlzuthun, dem selbst in der Villeggiatur während des quälenden Sommers Lectüre und Schriftstellerei die beste Erquickung gewährte. Gewönne dieser Marmor Leben und dürfte er, bescheiden wie er immer war, heruntersteigen vom Postament, sein erster Gang führte ihn wieder ins hohe Schloß seiner Herzoge, das jetzt zum königlichen Palaste geworden. Verwundert bliebe er da wohl einen Augenblick stehen vor der Inschrift über der Thür, die seine liebe Bibliotheca Estensis nun für Eigenthum der Nation erklärt, und wüßte vielleicht nicht einmal, daß er selbst vor anderen dazu geholfen, daß diese Nation sich endlich zu edlerem Gemeinleben zusammengefunden. Dann aber träte er ein in die herrlichen Säle, in Büchern und Handschriften zu lesen, sturmgeschwind nach seiner Art, daß ihm niemand zu folgen vermochte, und zu schreiben, wie er pflegte, drei Werke auf einmal, davon zwei für den Untergang mit der Sonne des Tages, eins aber allemal für die Unsterblichkeit.

---

5. Philipp Jaffé *).

Philipp Jaffé, ausgezeichneter Geschichtsforscher, Meister in mittelalterlicher Philologie, geboren am 17. Februar 1819 zu Schwersenz bei Posen, gestorben in Wittenberge am 3. April 1870. — Als begabter Sohn eines jüdischen Hauses im polnischen Osten ward Jaffé, nachdem er das Gymnasium in Posen durchgemacht, vom Vater zum Handelsstande bestimmt und, 19 Jahr alt, Ostern 1838 in einem Bank- und Getreidegeschäft zu Berlin untergebracht. Kaum jedoch hatte er die Lehrzeit an-

*) Erschien in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Leipzig bei Duncker & Humblot 1881.

getreten, so empfand er seinen Zustand mit Widerwillen als eine Knechtschaft des Geistes, unerträglich dünkte ihn die Aussicht, seinen Lebenszweck im Gelderwerbe suchen zu müssen. Wie er als Primaner Neigung zur Schriftstellerei verspürt hatte, so gab er sich auch jetzt noch eine Weile der ästhetisch-literarischen Mode des Tages hin: des Morgens las er und arbeitete an seinen Novellen. Gar bald aber wich dieser Hang dem Triebe zur Wissenschaft, der immer mächtiger und am Ende auch für die Seinen unwiderstehlich in seiner Seele hervorbrach: während der Mittagspause traf man den jungen Commis in den Hörsälen der Universität. Gleich anfangs zog ihn dort am meisten die Geschichte an, für die er als Knabe wenig Theilnahme gezeigt; und zwar interessirten ihn zunächst ihre allgemeinen Resultate, wie sie im Lichte der Zeitbildung sich darstellten: moderne Historie sucht er auf: den Gehalt an Ideen, vornehmlich politischen, rühmt er an Raumers Vorträgen, an denen Ranke's erscheint ihm besonders die philosophische Tiefe der Anschauung merkwürdig. Wie er nun aber Ostern 1840 das leidenschaftlich erstrebte Ziel erreicht sah und, aus dem Contor erlöst, als wirklicher Student die Berliner Hochschule bezog, wandte er sich sofort dem speciellen Unterricht zu, den Ranke in seinen historischen Übungen ertheilte. Vier Semester lang hat er hier an mittelalterlichen Objecten die Methode kritischer Forschung erlernt und dadurch, wie so mancher unserer Historiker, für seine künftige Richtung den entscheidenden Anstoß empfangen. Der bisher mühsam verhaltene Drang nach freier Übung seiner intellectuellen Kräfte äußerte sich dabei mit solcher Heftigkeit, daß Ranke den Eindruck behielt, an keinem anderen seiner Schüler habe er einen so brennenden Eifer wahrgenommen. Kein Wunder, daß Jaffé die nächste Preisaufgabe ergriff und löste: im Sommer 1843 erschien als gekrönter Erstling seiner Studien die „Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen“. Da das Parteiregiment dieses Kaisers bekanntlich hinterher den natürlichen Rückschlag hervorrief, so fühlte sich Jaffé durch die Sache selbst angetrieben, nachdem er 1844 ohne Promotion die Universität verlassen, im Jahr darauf sein an sich schon stattliches Buch noch durch das Gegenstück einer Geschichte Konrads III. zu ergänzen. Beide Schriften stellten sich nach Form und Inhalt bewußt in den Kreis jener Jahrbücher der deutschen Geschichte, welche Ranke vordem durch seine älteren Schüler für die Periode des sächsischen Hauses hatte ausarbeiten lassen. Worauf es bei diesem grundlegenden Unternehmen abgesehen war: vollständige Sammlung des zugänglichen Materials, sorgfältige Prüfung der Quellen im ganzen und einzelnen, genaue Feststellung der Thatsachen und ihres nachweisbaren Zusammenhangs, schlichte Klarheit in der knappen, annalistisch geordneten Erzählung, — alles das hat auch Jaffé in seinen Reichsgeschichten geleistet, freilich auch grundsätzlich um kein Haarbreit mehr. Denn im Trachten nach urkundlich strengster Objectivität, in der Scheu vor dem geringsten falschen Pragmatis-

mus ging er noch weiter als seine Vorläufer, sodaß er nicht nur auf allen Schmuck der Darstellung, sondern auch auf jeglichen Schwung der Auffassung verzichtete. Allerdings fordert jener Abschnitt unserer Geschichte nirgend zur Begeisterung heraus, aber nüchterner läßt er sich gewiß nicht behandeln, als Jaffé gethan; diese Bücher sind offenbar ohne jede Gemüthsbewegung geschrieben, wenn man absieht von der Freude des Verfassers am Proceß seiner eigenen Denkthätigkeit. Und ein für allemal hat er so das ehedem rege Verlangen nach ästhetischem Genuß, nach idealem Gewinn für seine Welt- und Zeitansicht still unterdrückt; mit einseitiger Energie stellt er von nun an seine Phantasie in den Dienst seines kritischen Verstandes; alle Wärme seines Herzens scheint hinfort in das kolossale Feuer seines Fleißes aufzugehen. Der Geschichtschreibung entsagt er ganz und zieht sich auch in der reinen Forschung mehr und mehr von der Ermittlung des Factischen auf dessen materielle Begründung zurück; er sammelt, sichtet, läutert und reproducirt alsdann die Überlieferung an sich. Auf diesem Wege gelangte er zu eigenthümlicher Bedeutung; ob er nicht aber seiner menschlichen Natur dabei Gewalt angethan? Wahren Frieden wenigstens hat er so leider nicht für immer gefunden.

Unverzüglich legte er zunächst Hand an eine ebenso schwierige, wie gemeinnützige Arbeit. Über seinen Reichsgeschichten, unter deren Beilagen bereits tabellarische Verzeichnisse von Aufenthalten und Acten vorzüglich der deutschen Bischöfe den breitesten Raum einnehmen, war ihm das allgemeine Bedürfniß nach päpstlichen Regesten deutlich geworden; und so faßte er den kühnen Gedanken, für die Geschichte des Papstthums dasselbe zu leisten, was J. F. Böhmer für die des Kaiserthums vollbracht. Nach etwa fünfjähriger Anstrengung, der die politischen Wirren der Zeit höchstens äußere Störung bereiten konnten, trat dann im Sommer 1851 das Riesenwerk seiner „Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum p. Chr. n. 1198“ fertig ans Licht. Es sind darin 11000 päpstliche Urkunden, Briefe, Bullen, Decrete, die bisher in 1700 Bänden zerstreut gedruckt, zum Theil auch noch gar nicht veröffentlicht waren, in chronologischer Ordnung aufgereiht, ihr Inhalt in kräftigen Zügen kurz dargelegt, über das Leben der Päpste, ihre Kanzlei, ihre Synoden die wichtigsten Daten eingeflochten. Hinter dem Umfang der Unternehmung aber steht die Art ihrer Durchführung nicht zurück. An kritischer Vorbereitung, sachlicher Fassung, bequemer Einrichtung haben Jaffé's Regesten ihr Böhmersches Vorbild entschieden übertroffen, während sie allen späteren ähnlichen Werken gegenüber ihr mustergültiges Ansehen behaupteten. Mit dem Anfang des Pontificats Innocenz' III. setzte Jaffé seiner Arbeit deshalb ein Ziel, weil von diesem Zeitpunkt an die früher fast völlig verlorenen Originalregister der Curie noch im Vatican vorhanden, der rücksichtslosen Forschung jedoch unzugänglich sind. Statt einer dauerhaften Neuschöpfung,

wie für die ersten 12 Jahrhunderte, wäre ihm also da doch nur ein Nothbau möglich gewesen, welchen überdies die eben aus jenen Registern geschöpften Annalen der Fortsetzer des Baronius einigermaßen entbehrlich gemacht hatten. Mit vollem Recht endlich wählte Jaffé die lateinische Sprache, nicht bloß weil sie die eigene Farbe der im Umriß vorgeführten Documente echt bewahrt, sondern auch wegen der internationalen Bestimmung seines Regestenwerks, die sich nicht minder weit auf die Studien aller gebildeten Völker erstreckt, als die Herrschaft der Päpste selbst voreinst über Länder und Staaten. Für die Universalgeschichte des Mittelalters ist in der That wohl niemals ein lehrreicherer Band erschienen; daß auch innere Kirchenhistorie, Kirchenrecht und verwandte Disciplinen wesentlich dadurch gefördert wurden, liegt auf der Hand. Am meisten aber kam bei dem innigen Zusammenhang der Entwicklung des Papstthums mit den Schicksalen des Kaiserthums die mühselige Leistung des jungen deutschen Gelehrten am Ende doch wieder der vaterländischen Geschichte zugute, wie seitdem so zahlreiche größere und kleinere Schriften über unsere ältere Kaiserzeit erfreulich dargethan.

So hatte Jaffé mit 32 Jahren im Schweiße seines Angesichts einen hohen wissenschaftlichen Rang erworben; selbst Pius IX. nahm von dem jüdischen Manne Notiz, der den welthistorischen Spuren der Hierarchie so aufmerksam nachgegangen. Allein leben ließ sich davon nicht, denn das historische Lehramt war damals noch dem mosaischen Bekenntniß verschlossen, und Jaffé, wiewohl er den väterlichen Glauben innerlich überwunden, hätte nimmermehr öffentlich die Religion gewechselt, um sich eine Laufbahn aufzuthun. Seine geistige Elasticität, sein eiserner Wille halfen ihm jedoch auf andere Weise. Schon seit 1850 war er wieder akademischer Bürger geworden; diesmal aber war es Medicin, was er drei Jahr über theils in Berlin, theils in Wien in der Absicht studierte, durch ein anständiges Nebengewerbe seinen Unterhalt zu verdienen, während er im Herzen natürlich nach wie vor der historischen Forschung treu blieb. Das erhellt selbst aus dem Thema der Dissertation: „De arte medica saeculi XII“, mit der er 1853 in Berlin den medicinischen Doctorgrad erlangte. Indessen kaum begann er ebendort nach bestandenem Staatsexamen seine ärztliche Praxis, als ihn der Antrag, nach Wattenbachs Abgang an den Arbeiten für die Monumenta Germaniae theilzunehmen, dem Zwang einer immerhin ungern ausgeübten Kunst für allezeit enthob. Fast neun Jahre lang, 1854—63, ist er bei der Herausgabe des großen Nationalwerks und zwar als der tüchtigste der damaligen Mitarbeiter beschäftigt gewesen. Rasch und gewandt, wie immer, eignete er sich alle Kenntnisse an, deren es zur Edition mittelalterlicher Geschichtsquellen nach formeller, wie materieller Seite hin bedarf. Bald leuchteten die von ihm besorgten Stücke in Text, Noten und Vorreden durch sauberen Wortlaut, sachkundigen Commentar und gediegene philologische und literarhistorische

Einführung aus ihrer Umgebung hervor. Man begegnet seiner geschickten Hand im 12., 16., 17., 18., 19. und 20 Bande der Scriptores; besonders anzuerkennen sind unter seinen Ausgaben die der elsässischen, bayerischen und oberitalienischen Annalen, um derentwillen er 1858 eine süddeutsche Reise, 1860 eine größere über die Alpen zum Besuch der lombardischen, venetianischen, emilischen und toscanischen Bibliotheken unternahm. In der Bearbeitung jener Elsässer Quellen und des Hermann von Altaich erblickt man ihn abermals in überlegenem Wetteifer mit dem hochverdienten Böhmer. Von Übersetzungen wurden ihm nur die Biographien Heinrichs IV. und der Königin Mathilde aufgetragen; auch das Archiv der Gesellschaft enthält von ihm nur eine Abhandlung über die Rosenfelder Annalen, 1858 im 11. Bande, da es gleich darauf für lange Zeit zu erscheinen aufhörte. Seine neue kritische Ausgabe der Annalen von Flavigny und Lausanne verbirgt sich in den Beilagen zu Mommsens Cassiodor. Nicht leicht zu hoch aber wird man den förderlichen Einfluß anschlagen, den Jaffé's frische Kraft außerdem persönlich auf die Sache der Monumenta überhaupt in jenen Jahren ausgeübt, so lange wenigstens, als er sich mit Pertz, dem unumschränkten Leiter des Ganzen, in freundlichem Einvernehmen befand. Allein dieser vielvermögende Mann, dem Jaffé einst seinen Konrad gewidmet, dessen Lob er noch im Vorwort zu seinen Regesten mit überschwenglichem Danke verkündete, verstand es nicht, sich als Vorgesetzter Vertrauen und Zuneigung des lebhaften, in jeder Empfindung eifrigen, bei feinem Zartgefühl auch leicht verletzbaren Untergebenen zu erhalten. In der schmerzlichen Überzeugung, Unbill und Kränkung erlitten zu haben, löste Jaffé endlich entschlossen ein Verhältniß, dessen sachliche Pflichten ihm desto größere Befriedigung gewährt hatten, je mehr sein specifisches Talent sich in ihnen hatte entwickeln und ergehen dürfen. Der peinliche Schritt ward ihm äußerlich dadurch erleichtert, daß ihm kurz zuvor ein ebenso würdiger Beruf nach langem Zögern glücklich eröffnet worden war. Daß er eine Anstellung bei der Direction der Florentiner Archive ausschlug, diente nämlich seinen Gönnern, vor allen Ranke, zur Handhabe, um die bei seiner eigenthümlichen Richtung völlig unangebrachten confessionellen Bedenken zu beseitigen, welche seiner Zulassung zum Lehrfach bisher im Wege gestanden. Als der erste Jude in Preußen ward er 1862 zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der Berliner Universität ernannt.

Die vierte und letzte Periode seines wissenschaftlichen Lebens, in die er nun eintrat, wird daher zuvörderst durch seine Thätigkeit als Docent charakterisirt. Vom Herbst 1862 bis an seinen Tod hat er in seinen Vorlesungen 15 Semester über ununterbrochen denselben engen Kreis historischer Hülfswissenschaften durchmessen. Winter und Sommer wechselte lateinische Paläographie mit römischer und mittelalterlicher Chronologie; in

den praktischen Übungen, für die er vortreffliche Schrifttafeln, Urkundendrucke und anderen Apparat anfertigte, wurden außer jenen Disciplinen auch Textkritik, Diplomatik, Quellenkunde und dergleichen mehr vorgenommen. Auch für die reizlosesten, wie die wunderlichsten Seiten dieser Studien wußte Jaffé die höchste Theilnahme seiner Schüler zu erregen durch die Schärfe seiner Auffassung und die Lebendigkeit seines Vortrags. Er selbst aber steigerte so durch beständige theoretische Vergegenwärtigung natürlich auch die eigene Virtuosität, die ihm mehr und mehr den Ruf des vornehmsten Sachverständigen in allen Fragen der äußeren Kritik verschaffte. In solchem Sinne genügte bald sein paläographischer Wahrspruch, um der überklug verdächtigten Hrotsuit das verdiente Ansehen der Echtheit wiederzugeben oder äffende Fälschungen, wie das Wiener Schlummerlied (1867 in Haupts Zeitschrift) und die Pergamente von Arborea (in den Berliner Monatsberichten von 1870) dem Abscheu oder dem Gelächter zu überantworten. Zumeist indeß beruhte diese seine Autorität doch wiederum auf der großartigen literarischen Thätigkeit, die er, von seinem akademischen Amte wenig gehemmt, in jenen letzten Jahren rastlos entfaltete. Auch nach seinem Abschied von den Monumenten mochte er der Quellenedition, die ihm während seiner dortigen Dienstzeit fest ans Herz gewachsen war, keineswegs entsagen. Nun erst begann er vielmehr dies Lieblingsgeschäft in voller Freiheit und Selbständigkeit und mit wahrhaft wunderbarer Productivität in eigenem Namen zu betreiben. Schon im Frühjahr 1864 lag der erste Band seiner „Bibliotheca rerum Germanicarum“ vollendet vor, dem in einjährigen oder anderthalbjährigen Abständen vier weitere folgten, während ein sechster bei seinem jähen Hingange mit ähnlicher Geschwindigkeit dem Abschluß entgegengeführt war. Er hatte den edlen Ehrgeiz, durch diese höchst individuelle Privatarbeit das monumentale Werk einer durch Generationen fortgepflanzten gelehrten Genossenschaft nach außen zu ergänzen und nach innen zu überholen; in ersterer Hinsicht, wenn man will, noch einmal dem originellen Vorgange Böhmers getreu, in letzterer mehr als jemals dessen Leistung in Schatten stellend. Denn in dieser Bibliothek erscheinen Jaffé's Gaben wirklich auf ihrer Höhe; hier besonders zeigt er sich nach Dümmlers Ausdruck, der mit Wattenbach zusammen 1873 den posthumen Schlußband herausgab, als größter Künstler in der lichtvollen Behandlung mittelalterlicher Autoren. Die Anlage selbst verräth historischen Geist; der Inhalt jedes Bandes gruppirt sich um eine hervorragende geschichtliche Gestalt, wie Gregor VII., Karl den Großen, Alcuin, oder um eine Hauptstätte kirchlicher, politischer, literarischer Cultur, wie Corvey, Mainz und Bamberg. Den Kern bilden allemal Briefsammlungen, deren dringend ersehnte kritische Ausgabe durch die Redaction der Monumenta längst versprochen, aber noch nicht angerührt worden war. Daran schließen sich erzählende und berichtende Quellen mannigfacher Art, wie es dem

Stoffe angemessen schien, ohne Rücksicht auf frühere Editionen, denn fast überall gab es aus den Handschriften nachzubessern oder durch kritische Operationen zu heilen. Einleitungen und Anmerkungen vermitteln eine Fülle real- und literarhistorischer Erörterung und Aufklärung. Die Pflege des Textes aber läßt den unvollkommenen, oft genug gar unbeholfenen Sätzen und Versen einer barbarischen Latinität dieselbe liebevolle Sorgfalt angedeihen, die man sonst nur classischen, durch Kunst- und Sprachform denkwürdigen Geisteserzeugnissen zuwandte. Man fühlt sich an die Vorzüge etwa der Lachmannschen Philologie erinnert, mit deren Anhängern, den Haupt, Mommsen, Müllenhoff in der That Jaffé vertrauten Umgang pflog. Auch wo er irrt, geschieht es in ähnlicher Richtung: von Nachlässigkeit oder Gedankenlosigkeit kann nirgends die Rede sein, dagegen, obwohl selten, von Überspannung der Principien, Übertreibung der Intelligenz; in Vermuthung und Auslegung entspringt bisweilen dem eigenen geistigen Bedürfniß das Bestreben, das Wirkliche der Überlieferung seinem Sträuben zutrotz zum Vernünftigen emporzuheben. Die äußere Ausstattung verbindet Zweckmäßigkeit mit Eleganz; selbst das behende Format bezeichnet einen großen Fortschritt gegen die ungeschlachte Riesengarde der Monumenta. Mit gerechter Liberalität liehen übrigens fremde Bibliotheken und Archive Jaffé ihre handschriftlichen Schätze dar; nur dadurch vermochte er so rasch und zugleich so genau zu arbeiten. In den Ferien aber begab er sich von 1863—69 alljährlich auf einige Studienreisen, die ihn wiederholt nach Süd- und Westdeutschland, Österreich und der Schweiz, Belgien, Frankreich und England führten. Ein Besuch jenseits des Kanals trug ihm 1868 unter anderem die Nebenfrucht der Cambridger Lieder ein, die er im 14. Bande der Hauptschen Zeitschrift gesondert edirte. Sonst wären außer den erwähnten paläographischen Gutachten an losen Einzelarbeiten aus dieser Periode nur noch zu nennen eine Notiz zur älteren Lebensbeschreibung der Mathilde im 9. und eine Abhandlung zur Chronologie der Bonifazischen Briefe und Synoden im 10. Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte; die letztere ein Meisterstück der Polemik, nicht ohne Anflug von einer freilich schon bitteren Ironie, während Jaffé früher in seinen schlagenden gelehrten Ausführungen ab und zu eine schalkhafte Ader hatte durchblicken lassen, die nur leider zu schwach war, um ihn dem Trübsinn zu entreißen.

Wer Jaffé's Bibliothek las, die uns anmuthet, wie ein Codex aus dem 12. Jahrhundert mit seinen bestimmten, ebenmäßigen, geschmackvollen Schriftzügen, der durfte glauben, eine Leistung von solcher Klarheit und Sicherheit entstamme nothwendig einem reingestimmten Gemüthe. Mit welchem Entsetzen vernahm man da die Kunde, daß Jaffé in den Osterferien 1870, mitten von der Arbeit an seinem Alcuin hinweg, Berlin verlassen und sich im Gasthof zu Wittenberge erschossen habe! Der freiwillige

Sturz vom Gipfel seiner Erfolge war so unbegreiflich, daß selbst die erbärmlichsten Erdichtungen des Gerüchtes Glauben fanden, von denen nur eine einzige, welche sich auch in der Presse breit gemacht, wenigstens Abweisung erheischt. Danach sollte sich Jaffé in Reue über seine Taufe verzehrt haben, durch die er 1868, nachdem er von Familienrücksichten entbunden war, zum evangelischen Christenthum übertrat; eine israelitischen Kreisen, in denen sie auftauchte, naheliegende, allein völlig unbegründete Hypothese. Denn Jaffé, stockjüdischem Wesen durchaus fremd, war nie gesonnen, wider den Stachel der Geschichte zu löcken, von der er alle seine Gedanken antreiben ließ. Nur soviel ist richtig, daß er, schwermüthig und argwöhnisch wie er aus anderen Gründen geworden, wohl auch eine Mißdeutung jenes Schrittes durch die schnöde Welt für möglich hielt. Obschon er sich längst zuvor als Jude wacker seine Lebensstellung erobert, bat er nun wiederholt um Rücknahme der Gehaltserhöhung, die ihm zufällig gleichzeitig mit jenem Bekenntnißwechsel zutheil geworden, weil er eben einen zweiten ehrenvollen Ruf nach Florenz, auf den paläographischen Lehrstuhl Milanesi's, abgelehnt hatte. Doch schuf ihm diese Sache wenig Unruhe; peinvollere Bilder suchten seine Seele bedrückend heim, wenn sie in ihrer Abgeschiedenheit ausruhte von der Überanstrengung ihrer Kräfte. Jaffé stand allein; unvermählt, ohne Behagen füllte er mit seiner einsamen und am Ende doch einförmigen Arbeit im öden Zimmer den Tag aus. Den wohlwollenden Verkehr mit Freunden und Schülern beschränkte er absichtlich fast ganz auf wissenschaftliche Fragen. Furchtsame Einbildungen waren ihm auch früher manchmal aufgestiegen; auf Spaziergängen vor den Thoren italienischer Städte floh er wohl die erste beste malerische Figur als vermeinten Banditen. Jetzt versank er, ohne Zweifel auch von physischen Beschwerden geplagt, in den Wahn einer geistigen und moralischen Verfolgung. Nie hatte er das alte Zerwürfniß mit Pertz vergessen. In diesem Manne, mit dem eine Aussöhnung um so unwahrscheinlicher ward, je schneidiger und sieghafter ihm Jaffé in seiner deutschen Bibliothek nun auch auf gelehrtem Felde begegnete, sah er den Feind seines Glücks, den Anfechter seiner Ehre. In krankhaft erhitzter Aufwallung erhob er sich schon im Frühling 1869 gegen ihn zur Abwehr eines albernen Verdachts, dessen Widerlegung jeder, der Jaffé kannte, für unter seiner Würde erachten mochte. Bessere Jahreszeit und zerstreuende Reisen, neue Aufgaben und freundlicher Zuspruch gewannen ihm noch einmal einen Waffenstillstand mit seinen düsteren Vorstellungen ab. Als der Kampf in seinem Innern dennoch wieder ausbrach, erlag er; ohne zu ermessen — denn wie stark hätte ihn das nicht aufrichten müssen! — welcher Zierde, welcher Hoffnungen sein Untergang die deutsche Geschichtsforschung beraubte*).

*) Nachruf vom Verfasser dieser Zeilen in der Nationalzeitung, 1870, Nr. 171: vgl. dazu Berichtigung von E. Dümmler, ebenda Nr. 177, sowie ein paar Notizen

6. Die amtliche Zeitgeschichtschreibung in Preußen*).

Erscheinungen ersten Ranges erinnern unwillkürlich an ihresgleichen, Der Eindruck, den sie selbst hinterlassen, verliert dadurch nichts an seiner Stärke; man empfindet es vielmehr als einen weiteren Vorzug des wahrhaft Bedeutenden, daß es von Haus aus einer erlesenen Gesellschaft angehört. So erweckt denn auch Heinrich v. Sybels jüngstes Werk, mit dessen Genusse die deutsche Lesewelt rings beschäftigt ist, gerade durch seinen hohen Eigenwerth desto lebhafter das Andenken nächstverwandter Vorgänger. Was ist seltener in aller Welt, als rücksichtslose Darstellung der Zeitgeschichte auf fester urkundlicher Grundlage, nicht minder gediegen an Wissenschaft, als an Kunst vollendet? Der preußische Staat, in anderer Hinsicht von der historischen Muse lange stiefmütterlich verabsäumt, ist in dieser umgekehrt frühzeitig und wiederholt durch sie ausgezeichnet worden. Wenige Jahre nach dem Tode des großen Kurfürsten, 1695, erschienen Pufendorfs meisterhafte Commentarien über dessen Thaten; 1788, unmittelbar nach dem Hinscheiden Friedrichs des Großen, wurden die eigenhändigen Memoiren des Königs, ein geschichtliches Selbstzeugniß, einzig wie der Held, der es abgelegt, dem Publicum überantwortet. Den einen wie den anderen reiht sich Sybels Arbeit würdig an. Wie die besten Errungenschaften der hohenzollerischen Staatskunst selbst, die Stiftung der brandenburgischen Macht, der Großmacht Preußen, des deutschen Reichs, so reichen sich ihre Abbilder im reinen Spiegel gleichzeitiger Geschichtschreibung über die Jahrhunderte hinweg die Hand. Es bildet, darf man sagen, einen Charakterzug jener Politik, daß sie jedesmal gleich nach dem glücklichen Abschluß eines epochemachenden Tagewerks mit dem aufrichtigen Geständniß ihres Wollens und Vollbringens vor das Angesicht der Mitwelt tritt. Kühnheit und Klugheit gehen dabei verschwistert Arm in Arm. Denn die früheste zusammenfassende Schilderung einer geschichtlichen Periode, sei sie mit oder ohne Kunde, wohl- oder überwollend ausgeführt, pflegt nach dem Gesetz der Trägheit aller literarischen Überlieferung auch die historische Ansicht der Nachwelt auf lange hinaus zu bestimmen. Gleich den großen Ahnen soll also auch Kaiser Wilhelm des edlen Vorrechtes genießen, daß der Geist seines Handelns den folgenden Geschlechtern von vornherein in ungetrübtem Licht erscheint. Niemand

---

in der italienischen Übersetzung jenes Nachrufs von E. Piccolomini, Rivista Europea, III, fasc. 1. — Größerer Nekrolog von O. Lorenz, Zeitschrift für die österr. Gymnasien, 1870, Heft 4. — Jugendbriefe von Jaffé, mitgetheilt von S. Löwenfeld, Im neuen Reich 1880, I, S. 451 ff.; dazu die Vorreden seiner Schriften.

*) Gedruckt in der Kölnischen Zeitung 1890.

wird leugnen, daß er seinem innersten Wesen nach dies Glück mit ihnen zu theilen verdient hat.

Geschichtliche Ähnlichkeiten werden freilich erst durch scharfe Begrenzung anziehend und belehrend. Kurfürst Friedrich Wilhelm zeigt sich auch hier als entschlossener Urheber. Im lebendigen Gefühl seines schwungvollen Daseins und Wirkens, nach der Weise des Zeitalters, das in Künsten und Sitten vor allem nach großartigem Ausdruck strebte, war er Jahrzehnte lang unablässig bemüht, für die Darstellung der Geschichte des von ihm so mächtig emporgerichteten Hauses und zugleich für die seines eigenen Heldenlebens geeignete Männer anzuwerben, deren Studien sich auf die echten Quellen des Wissens, die Acten der Archive selbst erstrecken sollten. Die letzteren hat er auch anderen für ihre Zwecke zugänglich gemacht, der Ermittlung und Verbreitung historischer Kunde überhaupt mit Vergnügen Vorschub geleistet. Denn Wahrhaftigkeit war die Lebensluft seiner Seele, seine warmblütige Politik ein steter Gewissenskampf im Drange der Umstände; der Nachruhm, wie er seiner Phantasie vorschwebte, sollte nichts anderes sein, als gerechte Anerkennung. Er hat über einige Abschnitte seiner Kriegführung selbst Berichte für die Öffentlichkeit verfaßt, dabei jedoch nur seine Sache vor Unglimpf zu schützen gesucht, seine Person bescheiden im Hintergrund gehalten. Eine vollständige Geschichte seiner Thaten wäre auch unter seinen Augen kein prahlerischer Schmuck, sondern ein ehrliches Denkmal geworden. Doch fand er, wieder und wieder getäuscht, erst dicht vor seinem Ende den richtigen Mann; die Arbeit Pufendorfs fällt durchaus in den Anfang der folgenden Regierung, mithin ohne Zweifel in die günstigste Zeit.

Von der unwichtigeren älteren Geschichte Brandenburgs sah man ab; die Aufgabe ward beschränkt auf das nunmehr übersichtlich vollendete Walten des großen Mannes selbst, in dessen politischen Geleisen sich andererseits die überlebende Generation noch dankbar fortbewegte. Urkundliche Treue schien ein Gebot der Pietät, weitgehende Offenheit das natürliche Gewand für innere Hoheit; sehr weniges, wie den vorübergehenden Bund des Verlassenen, Verbitterten mit dem Feinde Ludwig XIV., galt es um der Lage, der Stimmung des Augenblicks willen einigermaßen zu verschleiern. Pufendorf stand seinem Stoffe geistig nah: eine gesunde Natur, beherzt und zusammengenommen; der freieste juristische Denker jener Zeit; auf historisch-politischem Felde so geübt wie begabt, ein Kenner und Seher des Lebendigen und Todten in Vergangenheit und Zukunft des deutschen Wesens, in der Fremde bewandert. Sein Fleiß darf eisern heißen auch im Jahrhundert der Folianten; unübertrefflich seine Kunst, zu lesen, auszuziehen, zu ordnen, zu verarbeiten. Für die Art der Behandlung brachte er das Muster mit. Die anmuthige Erzählung der Begebenheiten, verziert mit naiver psychologischer Betrachtung,

wie sie das Zeitalter der Renaissance geliebt, war in den Stürmen der Religionskämpfe verloren gegangen. Aus diesen erhob sich mit der hohen Politik selbst, zumal bei den emporstrebenden Mächten, eine hochpolitische Geschichtschreibung. Leitende Staatsmänner haben dazu in Frankreich und England die Feder ergriffen; sogar von Österreich gingen diplomatische Enthüllungen aus. Im Auftrag und nicht ohne Beihülfe des Reichskanzlers Oxenstierna schrieb Chemnitz mit Benutzung der neuesten und geheimsten Staatspapiere die Geschichte des schwedischen, in Deutschland geführten Krieges. An Chemnitz hat sich Pufendorf im Norden selber ausgebildet; er legte dessen deutsches Werk seiner eigenen, lateinisch verfaßten schwedischen Geschichte zugrunde und führte diese Arbeit ebenso actenmäßig kraft amtlicher Bestallung bis auf den Tod Karl Gustavs fort; es war das Vorspiel seiner brandenburgischen Thätigkeit.

Auch seine Geschichte des großen Kurfürsten hat daher etwas überaus Diplomatisches, Ministerielles. Es ist eine lange, wohlgegliederte Kette von lauter Staatsactionen, die aus der Einsicht, dem Willen des Fürsten allein hervorgegangen scheinen; selbst wirklich einflußreiche Rathgeber lernt man höchstens als ausübende Gehülfen kennen. Das innere Staatsleben kommt nur in Betracht, soweit es sich um Streitigkeiten über Macht und Hoheit handelt. Desto weiter ist der Horizont der auswärtigen Politik; er umspannt beinahe alle Verhältnisse Europa's, wie sie von Brandenburg empfunden, aufgefaßt und hinwider nach Maßgabe seiner Kräfte mitgestaltet wurden. In unendlicher, bisweilen doch ermüdender Melodie wälzt sich das würdevoll kräftig componirte Recitativ der Handlungen und Unterhandlungen durch neunzehn Bücher dahin. Auch der Krieg erscheint, wie nach Clausewitz' berühmter Abstraction, als bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Pufendorf ist nicht gleich Chemnitz Soldat gewesen, und in dieser Beziehung hätte sein Werk den großen Kurfürsten schwerlich ganz befriedigt. Der feurige alte Sieger hätte wohl dafür gesorgt, daß die ungeheure concrete Eigenart des Krieges lebendiger darin zum Vorschein gekommen wäre, er hätte persönlich ein Stück Generalstabsarbeit dazu beigetragen. Im übrigen konnte er sich kein stattlicheres Ehrendenkmal wünschen. Ohne jemals populär zu werden, da das Römercostüm der Rede, anders als die antike Tracht des Schlüterschen Reiterbildes, schon die nächste Generation abschreckte, kam Pufendorfs Werk dem letzteren trotzdem in seiner eigenen Sphäre an Wirkung gleich. Es bestimmte und beherrschte die Anschauung der Folgezeit bis auf den heutigen Tag. Weder die sorgsame Publication von Urkunden und Actenstücken zur Geschichte Friedrich Wilhelms, die vor 25 Jahren begonnen ward, noch selbst ausgezeichnete moderne Darstellungen, wodurch die öffentliche Meinung sich leichter bekehren läßt, haben einen wesentlichen Zug in dem großherzigen historischen Löwenantlitz des Kurfürsten verwandelt.

Kaum waren Pufendorfs Commentarien erschienen, so bereute der jählings in Schwäche versinkende Berliner Hof ihre Aufrichtigkeit; der Beschluß einer französischen und deutschen Ausgabe ward zurückgenommen. Ein Umschwung der Gesinnung, welcher bald genug allerorten zu spüren war. Im achtzehnten Jahrhundert wäre eine Geschichtschreibung wie jene nicht möglich gewesen. Die hohe Politik ward bei abnehmender Religion entschieden gewissenloser, dafür jedoch um so verschwiegener und verlogener; die Literatur, soweit sie auf die Zeitgeschichte Rücksicht nahm, bei offenem Auftreten schmeichlerisch, bei verkapptem verleumderisch, von wirklicher Kenntniß oder Wahrheitsliebe da wie dort gleich weit entfernt. Die historische Wißbegier schlug neue Bahnen ein; vergleichendes Studium der geistigen und sittlichen Entwicklung der Völker, weltbürgerliches Räsonnement, sogenannte Philosophie der Geschichte kam in Mode. Zumal in Deutschland verschwand in den Tagen Friedrichs des Großen der rechte Sinn für neuere Staatshistorie im großen Stil fast ganz hinter philosophischen und pädagogischen, kritischen und ästhetischen Interessen. Selbst die Göttinger Schule trieb doch eben nur Schulpolitik. Welcher vornehme Geist wäre 1786 im Stande gewesen, den heimgegangenen Helden des Jahrhunderts den Nachlebenden historisch zu vergegenwärtigen? Johannes v. Müller, der sich lange mit dem Vorsatz trug, besaß zur Ausführung doch zu viel schöne Redekunst und zu wenig Charakter. Da geschah das Unverhoffte: der todte König stand als sein eigener Geschichtschreiber auf. So nachlässig die Veröffentlichung abgethan ward, bei der neben Hertzberg leider auch Wöllner die Hand im Spiele hatte, sie verfehlte dennoch ihre Wirkung nicht: König Friedrichs schöpferische Thaten mochten nach wie vor bewundert oder gescholten, verkannt aber konnten sie nach dieser eigensten historischen Darlegung nicht mehr werden.

Das Element der Wahrhaftigkeit, in welchem Friedrich ebenso natürlich athmet, wie sein großer Ahn, ist bei ihm gleichwohl von etwas anderer Beschaffenheit. Er führte seine Sache nicht leidenschaftlich, wie jener, täglich vor Gott und Gewissen; Pflicht und Ehre, die ihm anstelle dieser Mächte getreten sind, hat er so unverwandt im Auge, daß er sie nur selten anzurufen braucht. Desto häufiger aber fühlte er das Bedürfniß, seinem scharfen Verstande von seinem Thun und Lassen bis ins einzelne, selbst schriftlich, in Vor- und Rückschau Rechenschaft abzulegen. Das hellste Bewußtsein, das auf diese Weise seine Staatskunst durchleuchtet, bildete dann, verbunden mit dem frohesten Muth, ja, Übermuth echter Genialität, die Bürgschaft für eine Treue geschichtlicher Selbstdarstellung, wie sie nicht zum zweitenmal in der Welt vorgekommen. Man nehme hinzu, daß die Memoiren des Königs stückweise, bei noch frischem Andenken des Details geschrieben, daß überall die Acten, wenngleich natürlich durch vermittelnde Hände, herangezogen wurden. Von vornherein für

die Nachwelt bestimmt, ist die Schilderung furchtlos im Urtheil über andere; vor jeder Überhebung, ja sogar vor Nachsicht gegen die eigene Person bewahrt den Autor die skeptische Ader der Selbstironie und die strenge Zucht entsagender Pflichtübung. Geflissentlich verwischt er niemals einen begangenen Fehler; wo es unbewußt geschieht, bleibt die Darstellung wenigstens subjectiv schlagend. Der Beweggrund für das ganze Unternehmen war überhaupt nicht die eigene Bespiegelung, vielmehr in der Jugend schriftstellerischer Drang, im Alter der Wunsch, die Leser, vornehmlich seine Nachfolger politisch und noch mehr militärisch zu unterrichten. Der entsprechende Unterschied in Ton und Haltung, den wiederholte formelle Neubearbeitungen der früheren Theile nicht ausgeglichen haben, giebt dem Ganzen den weiteren unfreiwilligen Vorzug einer beweglichen, mit der Entwicklung des sich selbst darstellenden Helden Schritt haltenden Ähnlichkeit; wie überhaupt der unwillkürliche Abdruck seines Wesens den willkürlichen in jeder Zeile vertieft hat.

Trotzdem weicht die Leistung Friedrichs von der Pufendorfs vielfach aufs fühlbarste ab. Die Memoiren des Königs sind unvollständig; die letzte Zeit vom Frieden zu Teschen an hat er nicht beschrieben, eine zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege gelassene Lücke nur sehr summarisch ausgefüllt. In dem Vorhandenen zeigt sich überdies ein starkes Schwanken des historiographischen Gesichtspunktes. Der junge Autor begann im Geschmack der Zeit, als Schüler und Bewunderer Voltaire's, dessen Schrift über das Jahrhundert Ludwigs XIV. ihm speciell als Muster vorschwebte. Demgemäß eröffnet er sein erstes Buch mit einer geistvollen Umschau, nicht bloß über die staatlichen, sondern auch über die Culturverhältnisse der Gegenwart; er nimmt fast die Miene an, als gelte ihm der Wissenschaft und Kunst gegenüber die Politik für eine minderwerthige Thätigkeit. Dabei bleibt er indeß mit nichten. Zwar finden sich über sein inneres Walten, zumal in wirthschaftlicher Richtung, auch in den späteren Theilen inhaltvolle Capitel, denen Pufendorf nichts an die Seite zu setzen hat. Von Culturgeschichte im weiteren Sinn aber ist alsbald keine Rede mehr, die philosophische Reflexion schrumpft auf das Maß einer bloßen Stimmung zusammen. Im ganzen bildet denn doch die große Politik in Diplomatie und Kriegführung auch für König Friedrich den eigentlichen Gegenstand seiner Memoiren. Nur daß er dabei, gegen Pufendorf gehalten, den Schwerpunkt der Darstellung höchst entschieden in die Kriegsgeschichte verlegt. Er hob an wie Voltaire, um wie Cäsar zu enden. Was wir vom großen Kurfürsten als möglich vermutheten, that Friedrich wirklich: er schrieb vor allem sein eigenes Generalstabswerk. Durchaus nicht etwa aus Egoismus. Denn den Kriegsruhm hat er mit manchem Helden in seinem Heere gemein und theilt ihn als Geschichtschreiber redlich mit ihnen. Die friedliche auswärtige Politik war, anders als bei Kurfürst Friedrich

Wilhelm, vom ersten bis zum letzten Gedanken ganz sein eigen, und dennoch stellt er sie zwar deutlich und eindringlich, doch aber meist nur ziemlich lakonisch dar. Warum? Diplomatie an sich, ohne großen productiven Erfolg, wie etwa bei der Theilung Polens, die er nicht ohne selbstzufriedenes Behagen schildert, scheint ihm keinen breiten Raum in der Historie zu verdienen; wie er denn Pufendorf geradezu für ein langweiliges Nachschlagebuch erklärt. Eben deshalb auch die oben berührte Lücke: sein zehn Jahre hindurch glückliches Bemühen, den heraufdrohenden siebenjährigen Krieg zu beschwören, hat er hinterdrein nicht ausführlich zeichnen mögen, weil das so lange zurückgebannte Unheil im elften Jahr dennoch unaufhaltsam eintrat. So ergänzt denn die seit einem Jahrzehnt unternommene Publication der gesammten politischen Correspondenz König Friedrichs die einst durch ihn selber eröffnete Einsicht in sein diplomatisches Handeln in erwünschtester Weise. Das monumentale Bild seiner Staatskunst, wie es seit hundert Jahren dasteht, wird indeß auch dadurch nicht verändert; und noch weniger dürfte die thatsächliche Kenntniß seiner Kriegführung durch die von unserem heutigen Generalstab geplante neue Nachforschung erheblich gesteigert werden. Auf jeden Fall können Friedrichs historische Memoiren, deren pointenreiches französisches Kleid seiner Geistesart so trefflich zu Gesichte steht, als schriftstellerisches Erzeugniß in keiner Zukunft veralten.

Das neunzehnte Jahrhundert hat bereits vor den Tagen Kaiser Wilhelms eine andere Gelegenheit, Großthaten preußischer Politik und preußischer Waffen durch eine amtlich geförderte Zeitgeschichtschreibung zu feiern, erlebt, jedoch unbenutzt vorübergehen lassen. Die scheue Befangenheit der Restaurationszeit reichte so weit, daß man nicht einmal die Kriegsgeschichte der Befreiungsjahre auf urkundlichem Fundament durch einen Clausewitz schreiben zu lassen unternahm. Und so hat sich denn die Wiederkehr der alten rühmlichen literarischen Erscheinung abermals um ein volles Jahrhundert, bis heute, verzögert. Dafür erblicken wir sie nun in überaus erfreulich verwandelter Gestalt. Kriegsgeschichtlichen Arbeiten ersten Ranges, die an allseitiger technischer Vollendung die Berichterstattung Friedrichs des Großen überragen, tritt in Sybels Buch eine hochpolitische zeitgenössische Historiographie an die Seite, die dem Werke Pufendorfs gegenüber den gewaltigen Fortschritt nationaler Geistesentwicklung erkennen läßt. Denn befruchtet durch jene scheinbar abliegenden philosophischen, kritischen, ästhetischen Ideen des vorigen Jahrhunderts, wuchs nach dem erweckenden Erlebniß der Napoleonischen Epoche in den stillen Tagen seit 1815 eine historische Wissenschaft und Kunst in Deutschland auf, die in Leopold Ranke alsbald auch auf dem Felde moderner Staatengeschichte zur Meisterschaft ausreifte. In ernster Sammlung ging sie den Tagesinteressen aus dem Wege, um an Stoffen der Fremde, der Vergangenheit die volle Sicherheit der Erkenntniß und des Urtheils zu gewinnen. Unter Ranke's Schülern

aber war es gerade der begabteste, Heinrich v. Sybel, der mit aller Strenge der Forschung, aller vornehmen Ruhe der Darstellung doch von vornherein eine energische Bestimmtheit der politischen Auffassung und Abschätzung zu verbinden wußte, welche ihn zu der hohen Aufgabe diplomatischer Zeitgeschichtschreibung im Stil unserer Tage vor allen übrigen berief. Die geniale Nüchternheit, mit der er von dem überlieferten Bilde der Revolutionszeit, ja von dem Wesen unseres eigenen Kaiserthums im Mittelalter, genau wie einst Pufendorf von der gepriesenen Verfassung des heiligen römischen Reichs, den falschen Glanz für immer abgestreift, ließ ihn als den würdigsten erscheinen, Commentarien über die Thaten Wilhelms I., und wir dürfen hinzusetzen, des Fürsten Bismarck zu verfassen.

Kaiser Wilhelm besaß vermöge der schlichten Lauterkeit seines Herzens, der Gesundheit seines Verstandes bei aller Verschiedenheit des Temperaments die gleiche Liebe zu historischer Wahrheit wie seine großen Vorgänger. Jedes Schriftstück, das unmittelbar von ihm ausgegangen, legt dafür Zeugniß ab; er versäumte nicht, Ranke auf kleine Versehen in seinen biographischen Angaben über Friedrich Wilhelm IV. aufmerksam zu machen; auf den Schlachtenbildern, die er bestellte, verlangte er, bisweilen zum ästhetischen Bedauern des Malers, den Hergang vollkommen richtig dargestellt zu sehen. Erst unter seiner Regierung sind die preußischen Archive mit großartiger Liberalität der Forschung aufgethan, die wichtigsten Veröffentlichungen systematisch in Angriff genommen worden. Für diese bestimmte er jedoch als untere Zeitgrenze, solange er lebe, den Anfang seines eigenen Regiments; wobei er in seiner freundlichen Güte betonte, man werde ja nicht lange zu warten brauchen. Nur Tact und Bescheidenheit hat ihn zu diesem Wunsche vermocht; denn was sonst, als das Ehrenvollste, hatte er zu befahren? Eine Ausnahme machte er allein mit der Geschichte seiner Kriege oder, wie er es selbstlos nannte: den Thaten seiner Armee. Die wollte er so bald wie möglich historisch bekannt gemacht wissen, das Generalstabswerk noch selber lesen und studieren; auch das doch wieder der alte hohenzollerische Familienzug. Wenn der Kaiser so die getreue Schilderung seiner politischen Leistung geduldig der Zukunft überließ, so hat auch sein großer Minister, wie man dem Vorwort Sybels entnimmt, den Anstoß zu der wichtigen Arbeit des letzteren nicht gegeben; sie ist vielmehr aus dessen eigener Bewegung hervorgegangen. Desto dankbarer müssen wir dem Reichskanzler für die ertheilte Erlaubniß sein. Die freie Bewerbung unserer modernen, zur Selbständigkeit herangewachsenen Geschichtswissenschaft hat der deutsche Staatsmann nicht abweisen mögen, wo es das reine Gedächtniß des gemeinsam verehrten Herrschers galt. In Bezug auf sein eigenes Wollen und Handeln hat er uns längst an die kühne Offenheit der älteren Zeiten zurückgewöhnt; er sieht mit den Oxenstierna und Richelieu in echt historischer, actenmäßiger Publicität eine gute, blanke Wehr und Waffe.

Für Sybels Buch ergab sich nun eben aus dieser Art seines Ursprungs der besonderste Vorzug seines Charakters. Es ist nur amtlich autorisirt, nicht amtlich bestellt, wie Pufendorfs Commentarien. So durfte denn der Verfasser auch bei der Ausführung nach eigenem Ermessen des forschenden und bildenden Geistes schalten. Statt der abstracten Einheit fürstlicher Politik, wie sie bei Pufendorf begegnet, erhalten wir denn eine lebensvoll zusammengesetzte Handlung, selbst im eigenen Lager eine Fülle in Rath und That individuell auftretender Gestalten, mit einem Wort den Reichthum einer wirklichen Geschichte. Über den festen Boden ausschließlich heimathlicher Documente weht doch der frische Zug universalhistorisch geübter Betrachtung hin. Der Autor hält mit seiner persönlichen Ansicht der Menschen und Dinge so wenig zurück, wie König Friedrich in seinen Memoiren. Doch sprechen uns Erwägung und Urtheil nicht subjectiv an, wie aus dem Monolog des handelnden Helden selbst; sie klingen vielmehr wie der Wahrspruch des Chors, der sich mit unserer, der Zuschauer, Empfindung einverstanden weiß. Das schwierigste Unternehmen war in dieser Hinsicht gewiß die historische Exposition der Haupthandlung. Pufendorf hat es behutsam vermieden, die klägliche Regierung Georg Wilhelms als dunkle Folie für die Thaten seines großen Sohnes zu gebrauchen. Friedrich der Große hielt es erst hinterdrein für angezeigt, der eigenen Geschichte die seines Hauses als Einleitung vorzusetzen, wobei er dann allerdings die Politik seines Großvaters und seines Vaters mit souveräner Härte und Milde behandelt hat. Für Sybel war es unumgängliche Pflicht des Historikers, den Leser durch die Vorhalle der Zeiten Friedrich Wilhelms IV. hindurchzuführen, aus der die Wilhelm und Bismarck mit der Erkenntniß ihrer Aufgaben und dem Willen, sie zu lösen, hervorgegangen sind. Mit unerschrockenem Antlitz hat er dieser Pflicht genügt. Friedrich Wilhelm, den wir durch Ranke biographisch verstehen und entschuldigen gelernt, hat durch Sybels politische Schilderung sein geschichtliches Urtheil empfangen. Aufathmend, wie von Morgenhauch berührt, wenden wir uns an Sybels Hand von dem erschütternden Ausgang des königlichen Bruders zu dem beruhigenden, erhebenden Anblick der Haltung Wilhelms I. hinüber.

Man muß sie mit einander glücklich preisen, den Kaiser, seinen Geschichtschreiber und die deutsche Lesewelt, daß eine literarische Frucht von so seltener, köstlicher Gattung zu guter Stunde noch einmal unter uns gezeitigt worden. Es kommt hinzu, daß sie auf anderer Wachsthum keinen Schatten wirft; neben der Staatshistorie Sybels wird Treitschke's Volksgeschichte der Tage Kaiser Wilhelms dereinst erst recht gedeihen.

7. Johann Gustav Droysen*).

Der 6. Juli dieses Jahres hat den siebzigsten Geburtstag Johann Gustav Droysens an uns vorbeigeführt. Von öffentlicher Feier, wie sie Schüler und Verehrer in Berlin ihm zudachten, mußte man auf seinen Wunsch wieder absehen; der Mann, der ein halbes Leben an die Verherrlichung der aufsteigenden Geschichte Preußens gesetzt, vermochte es nicht über sich, in Tagen vaterländischer Trauer eigene wohlverdiente Ehre zu pflücken. Diese Blätter aber möchten einer glücklicheren Nachwelt zu anderen frohen Pflichten doch nicht alle Danksagung überlassen.

Das Pommernvolk empfahl einst Friedrich der Große seinen Nachfolgern als zuverlässigste Stütze des Staates, ein Ruhm, den 1807, als ringsum Muth und Treue verschwunden schienen, die Bürger von Colberg wacker zu bewähren wußten; ein paar Stunden davon, in Treptow an der Rega, ward ein Jahr darauf der Geschichtschreiber geboren, der hingebend und ausdauernd wie kein anderer der Monarchie der Hohenzollern eine Stütze geistiger Art aus Werkstücken historischer Forschung und Kunst zu errichten unternahm. An der erwachenden Seele des Knaben zogen die Freiheitskriege vorüber, deren erhabenes Andenken in der Stille deutscher, vor allem preußischer Familien langezeit aufrecht blieb. Zur Bestimmtheit und Festigkeit norddeutscher Natur, zur lichten Wärme des positiven Protestantismus, wie sie das elterliche Pfarrhaus erfüllte, mochte sich so alsbald Gefühl und Verständniß gesellen für Dasein und Bewegung geschichtlicher Mächte, für das Feuer nationaler Triebe wie den Ernst politischer Kämpfe. Insofern dürfte man mit Recht, wie die ganze Schöpfung unserer modernen deutschen Geschichtswissenschaft, so auch Droysens Bestimmung zu einem ihrer tüchtigsten Meister unmittelbar ableiten von der Epoche der nationalen, in der Tiefe aus historischen Kräften entspringenden Erhebung Europa's gegen Napoleon. Wie wenig äußerlich jedoch diese Beziehung überhaupt zu denken ist, wie sehr es dem deutschen Geiste bei seiner damaligen Wendung um historische Weltanschauung ganz im allgemeinen zu thun war, zeigt kaum etwas so deutlich als der Umstand, daß der künftige Verfasser der Vorlesungen über die Freiheitskriege, der Biograph Yorks, der Geschichtschreiber der preußischen Politik ohne jede Ahnung von den Aufgaben seiner reifen Jahre sich frei und rückhaltlos dem Studium des griechischen Alterthums zuwandte.

Auch in dieser speciellen Wahl darf man freilich nicht etwa Zufall sehen; positiv wie negativ ward sie durch Zeit und Gelegenheit geleitet. Welcher Augenblick und welche Stätte waren minder geeignet, noch halb

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1878.

schlummernde Begabung für moderne politische Geschichtsforschung und -darstellung völlig zu erwecken, als die Berliner Hochschule in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre? Die nationalpatriotische Erregung der Tage der Burschenschaft war gewaltsam gestillt worden, noch hatte keine Julirevolution das Zeichen zu neuen Hoffnungen gegeben. Der einflußreichste Lehrer des Zeitalters, Hegel, der gerade damals in der preußischen Hauptstadt auf dem Gipfel seines Ansehens thronte, beschwichtigte durch die philosophische Verklärung des Bestehenden Wollen und Denken zugleich. Dicht neben ihm begann soeben der jugendliche Ranke noch in bescheidener Stellung seine für alle Zukunft unserer historischen Wissenschaft epochemachende Wirksamkeit; vielleicht die denkwürdigste seiner Neuerungen aber war, daß er aus innigster Überzeugung die Geschichte als reine Kunde vergangener Wirklichkeit von der Gegenwart und ihrer Politik energisch losriß. Zugleich wies er, wiewohl selbst vor allem der neueren Historie hingegeben, seine Schüler aus methodischen Gründen den langen und stillen Weg der Erforschung des Mittelalters, auf dem nur wenige spät zur modernen Geschichte, von den namhaften nur ein einziger zu politisch betonter Geschichtschreibung vorgedrungen ist. In rechten Zug sind jedoch die Arbeiten der Schule Ranke's erst zu Anfang der dreißiger Jahre gekommen, als Droysen bereits seine Studien vollendet hatte; als er in sie eintrat, stand ungleich stolzer neben der jungen Historie die stattliche Gestalt der Philologie da, schon manches Jahr her die bestgepflegte Disciplin der aufblühenden Universität. Und unter ihren Meistern ragte auf griechischer Seite Boeckh, der, die Ideen Wolfs und Niebuhrs in sich versammelnd, die Philologie zur Alterthumswissenschaft zu vertiefen beflissen war; ein Geist von echt historischer Haltung und doch bei aller Besonnenheit den vorstrebenden Gedanken der neuen Zeit und dem Wesen activer Politik überhaupt im Herzen zugethan. Nimmt man hinzu, was der junge Droysen als angeborene Gabe mitbrachte, den feinen Blick für jegliche Form sowie das Vermögen, die schöne Form insbesondere genießend zu begreifen, so kann es nicht befremden, wenn er in dem einmal erkorenen Studium der classischen, vornehmlich der griechischen Philologie und Alterthumskunde volles Genüge fand.

Auch nachdem er die Universität verlassen, ist er jedoch elf weitere Jahre ununterbrochen in Berlin thätig gewesen, als Gymnasiallehrer, dann selbst als Docent und außerordentlicher Professor, und so hat er freilich noch lange Zeit bei wachsender eigener Productivität und in stiller Selbständigkeit nur mit desto größerem Gewinn die Einflüsse der umgebenden wissenschaftlichen Atmosphäre in sich aufnehmen können. Dahin gehört nicht bloß auf rein historischem Gebiete nun doch das unschätzbare Beispiel Ranke's in kritischer Methode sowohl wie in universalhistorischer Weltansicht, gegen das seit den dreißiger Jahren niemand mehr ohne

Schaden die Augen hätte verschließen dürfen; man muß sich auch erinnern, daß in der nämlichen Periode die Erdkunde durch Ritter jene geistvolle Ausbildung erfuhr, welche der besonderen Richtung des Meisters gemäß vor allen dem Historiker und namentlich dem Alterthumsforscher zugute kam. Auf wie fruchtbaren Boden diese Lehre bei Droysen fiel, beweist allerorten der geographische Hintergrund, den er seinem Alexander wie seinem Hellenismus gegeben; vorzüglich aber möchten wir dafür hindeuten auf die großartige Grundanschauung von den Gegensätzen der morgenländisch continentalen und der abendländisch mediterranen Hälfte des Schauplatzes der antiken Geschichte. Vor allem indeß ist hier der Philosophie zu gedenken, zu der unter unseren Historikern ersten Ranges niemand in so nahem Verhältniß steht, wie gerade Droysen; eifriger und eindringlicher als irgend einer seiner ausübenden Fachgenossen hat er sich in späteren Jahren mit der Theorie seiner Wissenschaft beschäftigt. Es versteht sich von selbst, daß eigenes speculatives Talent und entschiedenes Bedürfniß nach systematischer Ordnung der Gedanken den Hauptanstoß zu dieser Richtung gegeben haben; doch ist die Gunst der Zeitumstände daneben keineswegs gering anzuschlagen. Denn niemals hat in Berlin die Philosophie in höherer Geltung und breiterer Wirkung gestanden, als in Droysens akademischen Lehrjahren, wo Hegel und Schleiermacher einander gegenüber walteten. Nach ihrem Tode sodann ließ man zwar alsbald von der Fortbildung der modernen Philosopheme ab, doch nur um desto fleißiger das historische Studium der Philosophie überhaupt zu betreiben; eben in den dreißiger Jahren hielten die deutschen, vornehmlich aber wieder die Berliner Gelehrten die Stunde für eine kritische Renaissance des Aristoteles gekommen. Und gerade von diesem Denker nun, mit dem ihn seine Originalarbeiten über die Geschichte des alexandrinischen Weltalters in unmittelbare Berührung brachten, ist, wie fast alle seine Schriften zeigen, auf Droysens Weltanschauung der mächtigste und nachhaltigste Einfluß ausgegangen. Jene große durch Kant begonnene Bewegung der neueren Philosophie dagegen hätte zwar, wie Goethe wenigstens in seinem Winckelmann behauptet, einzig etwa der echte Alterthumsforscher ungestraft von sich abweisen, sich ihr widersetzen, sie verachten dürfen. Andererseits aber drohten einem solchen, wenn er sich ihr dennoch anschloß, wegen der unvergleichlich bestimmten Gestalt und inneren Gediegenheit seines wissenschaftlichen Objectes auch jedenfalls die geringsten Gefahren. Und so wird man in dem „Grundriß der Historik", in welchem Droysen die Hauptlinien seiner Theorie der Geschichte aufgezeichnet hat, zwar manchen Anklang an Denk- und Ausdrucksweise Hegels antreffen; doch handelt es sich dabei eigentlich nur um den bleibenden Gehalt der Hegelschen Philosophie, ihren von Haus aus wesentlich historischen Charakter. So viel aber ließ sich ohne Schwierigkeit mit der im Grunde doch antik

idealistischen Lehre Wilhelm v. Humboldts verknüpfen, die Droysen in seiner Historik mit dem realistischen Tact eines praktischen Geschichtsforschers gewissermaßen aus dem Platonischen ins Aristotelische übersetzt hat. In seiner Geschichtschreibung selbst aber begegnet uns, abgesehen von einer mit den Jahren zunehmenden Vorliebe für abstracten Ausdruck im einzelnen, keine Spur von Eingriffen der Speculation; wenn ein constructives Moment darin zu erkennen ist, so ist es politischer, nicht philosophischer Natur.

Mit der Vollendung solcher Ausrüstung ernstlich beschäftigt und zugleich jeder Art von Bildung offen, welche Tag und Glück durch Verbindungen des Geistes und Herzens ihm entgegentrugen, hat Droysen die erste Reihe seiner Leistungen vollbracht, seine Arbeiten im Dienste der alten Geschichte. Denn auf die historische, nicht auf die sprachwissenschaftliche Seite der Alterthumskunde concentrirte sich alsbald seine Neigung und Bemühung. Philolog in der besten Bedeutung des Namens ist er freilich auch gewesen und geblieben, im Stande, wenn's gilt, das Wort beim Worte zu nehmen; allein von jeher war ihm das Wort nur ein Aufschluß des Lebens, ja vornehmlich — und das unterscheidet ihn als geborenen Historiker im engeren Sinne von den übrigen Realphilologen und Antiquaren — des politischen Lebens. Denn so gewiß ihn zu dem ersten Unternehmen, das ihm den Dank deutscher Leser erwarb, zu der nachdichtenden Übersetzung des Äschylos und Aristophanes, kunstsinnige Freude an den eigenthümlichsten Blüthen griechischer Poesie begeisterte, so lenkte er doch wahrlich nicht zufällig bei dieser Arbeit sein ästhetisches Vermögen auf die Gestalten gerade der beiden Dichter hin, die, hoch erhaben über die Wirklichkeit der eine, der andere schrankenlos frei mit ihr schaltend, trotzdem mit hellstem Bewußtsein und entschiedenstem Willen die Schöpfungen ihrer Phantasie mit dem Boden des zeitgenössischen Staatslebens in Berührung gebracht haben. Weit deutlicher natürlich tritt dann der wahre Charakter der Alterthumsforschung Droysens in der Hauptarbeit hervor, die ihn über ein Jahrzehnt beschäftigt hat, ja in der er damals bescheiden das Tagewerk seines Lebens sah, in der Geschichte des Hellenismus, der die Geschichte Alexanders des Großen zur Einleitung dient. Niemand wird leugnen, daß diese große Periode uns in erster Linie durch ihre Bedeutung für die allgemeine Cultur wichtig ist, und aufs schärfste betont auch Droysen diesen ihren welthistorischen Gehalt; er stellt sie dar als die Periode der Verschmelzung des hellenischen und des orientalischen Wesens, eine räumliche Verbindung, deren Product, eben die hellenistische Bildung, dann wieder im Stande war, auch zeitlich zwischen antikem und modernem Geiste mannigfach zu vermitteln. Nichtsdestoweniger steht in Droysens Erzählung der Geschichte Alexanders und seiner Diadochen und Epigonen die politische Thätigkeit jener Generationen durchaus im Vordergrund; und doch dürfte man nicht sagen, daß er dabei nur eben dem Antriebe seines persönlichen Talentes gefolgt sei, vielmehr

hat er ohne Zweifel auch sachlich so seiner Aufgabe am besten entsprochen. Denn da die Culturleistung jenes Jahrhunderts nur in sehr beschränktem Maß in geistiger Schöpfung von innen her, desto mehr jedoch in Ausgießung und Verbreitung des Geistes nach außen hin bestand, so war es doch der Reichsgedanke des macedonischen Eroberers, es waren die Schlachten und Verhandlungen der Feldherren und Könige, worin die wahrhaft active Bewegung der Periode zur Erscheinung kam und historisch zur Anschauung gebracht werden mußte. Es gehörte freilich eine geschickte Hand dazu, das anscheinend so verworrene Durcheinander von Unternehmungen blinden Ehrgeizes und eigensüchtiger Willkür in ein verhältnißmäßig einfaches System von Linien aufzulösen, von Bahnen politischer Kräfte, welche an sich vielleicht nicht überall merkwürdig, dennoch bewußt oder unbewußt immer im Sinne der allgemeinen Entwicklung der Menschheit gewirkt haben. Verhehlen wir nicht, daß gerade solche Schilderung solcher Zeit mit einer zwiefachen Gefahr zu kämpfen hat. Denn die Lückenhaftigkeit sowohl wie die innere Dürftigkeit der Überlieferung, die Droysen selbst in ehrlichem Betriebe des wissenschaftlichen Handwerks dem Leser offen darlegt, sie müssen unvermeidlich, die erstere den scharfsinnigen Forscher zur Combination, die letztere den geistreichen Darsteller zur Ausdeutung der Begebenheiten und Handlungen anreizen. Wollte man aus Furcht, dabei im einzelnen hie und da zu irren, einem derartigen Geschäfte lieber ganz entsagen, so hieße das auf eine Geschichte dieser und anderer Perioden der alten wie der mittleren Zeiten überhaupt verzichten. Statt dessen hat uns Droysen, mit Muth und Glück jenen Gefahren begegnend, aus vielseitiger Kunde der Quellen und Denkmäler jeder Art vielleicht die beste der möglichen Geschichten des Hellenismus gegeben, ein Werk jedenfalls von großem Entwurf und tüchtiger Ausführung, in edlem und noch schlichtem Stil gehalten, in welchem sich Frische und Reife wohlthuend durchdringen.

Gedenkt man dazu der einzelnen Untersuchungen und Abhandlungen, die Droysen außerdem zu wiederholtenmalen, zuletzt noch jüngst bei Gelegenheit der neuen Ausgabe jener umfassenden Arbeiten verschiedenen Punkten des griechischen Alterthums gewidmet hat, verknüpft man ferner damit die Erinnerung an seine mündlichen Vorlesungen über die griechische Geschichte, das lehrreichste und anziehendste unter seinen zahlreichen Collegien nach unserer Meinung wie nach dem Urtheil einsichtiger Studienfreunde, so drängt sich fast wehmüthig die Berechnung auf, wieviel wir trotz reichlicher Entschädigung doch andererseits wirklich verloren haben dadurch, daß Droysen von der antiken zur modernen Historie überging. Es ward uns so, um es möglichst prägnant zu sagen, der griechische Mommsen entzogen, d. h. der Mann, der von den unseren am besten im Stande gewesen wäre, das Ganze der hellenischen, nicht bloß der hellenistischen Geschichte mit staatsmännischem Geiste zu behandeln, so daß wir nicht täglich genöthigt wären,

zum fremden Brote zu greifen. Denn wer möchte wohl im Ernste glauben, daß es zur vollen Erfassung des griechischen Wesens lediglich ästhetischer Organisation bedürfe, daß sittliches Zartgefühl zum Maßstabe für die Schätzung etwa des athenischen Staatslebens ausreiche? Allerdings scheint es überhaupt noch immer an der Zeit, den absoluten Werth einer eminent politischen Betrachtung jeglicher Periode der allgemeinen Geschichte scharf hervorzuheben. Wenn es als ein unermeßlicher Fortschritt gelten muß, daß die moderne deutsche Historiographie im Gegensatz zu den engen Schulbegriffen, die im vorigen Jahrhundert bei uns herrschten, ihren Blick über die bloßen Staatsactionen hinaus rings auf die ganze Breite des nationalen Lebens in allen seinen materiellen und geistigen Formen erstreckte, so verdient es nicht minder streng als ein verderblicher Rückschritt bezeichnet zu werden, wenn man nun, in sogenannter Cultur- oder Civilisationsgeschichte schwelgend und prassend, gar häufig vergaß und vergißt, daß der Staat unter allen Umständen das wichtigste Product der menschlichen Culturarbeit ist, weil sie sich in ihm erst das wenn auch noch so plumpe und irdene Gefäß bereitet, welches alle übrigen Früchte der Civilisation und nicht zum letzten gerade die feinsten Säfte der Bildung einhegend oder immerhin einzwängend vor Verderbniß und Vernichtung bewahrt. Droysen nun, der unter den Historikern von Fach am frühesten und kräftigsten die formelle Selbständigkeit der Geschichtsforschung und ihrer Methode gegen die prahlerisch anmaßenden Angriffe Buckle's in Schutz genommen, er würde nicht minder den entschlossensten und glücklichsten Vertheidiger auch des materiellen Gehalts der Staatengeschichte abgeben wider den jüngsten Überfall seitens einer naturwissenschaftlichen Culturgeschichte, welche mit vornehmer Geberde auf das niedere Treiben der gemeinen bürgerlichen Historie herabsieht. Noch unendlich wirksamer jedoch als durch alle Theorie hätte vor anderen er vielleicht durch eine mit dem Verstand und der Leidenschaft des echten Politikers geschriebene griechische Geschichte das eigenste Geschäft des Historikers an einem der größten Gegenstände musterhaft aufzeigen können.

Allein es ist vielleicht thöricht und gewiß sehr unbillig, zu wünschen, daß ein eigenthümlich begabter Mann eine seinem Talente freilich angemessene Bahn einer anderen, die der Summe seiner Kräfte noch viel weiteren Spielraum ließ, hätte vorziehen sollen. Auch kann von einer Wahl eigentlich kaum die Rede sein: das wirkliche Staatsleben der Gegenwart, die politische Forderung des Tages, die als dringende Pflicht an ihn heran trat, zog Droysen unaufhaltsam von der alten zur neuen Geschichte herüber. Im Jahre 1840 nach Kiel berufen, schloß er sich eifrig der schleswig-holsteinischen Bewegung an. Wie hätte er ihrer nationalen Seite das wärmste Mitgefühl versagen können? Aber auch den constitutionellen Ideen, die sich mit ihr verbanden, gehörte er, wie die meisten und besten der jüngeren Männer seit der Julirevolution, längst mit innerer Überzeugung

an. Daß er bald zu einer hervorragenden Rolle berufen ward, kann nicht wundernehmen. Der politische Proceß, den die Herzogthümer gegen die dänische Krone führten, regte neben staatsrechtlichen auch verwickelte historische Fragen in Menge auf; ein Historiker mit starker politischer Ader war im Stande, die trefflichsten Dienste dabei zu leisten. Indem aber Droysen als Autor von Adressen, Deductionen und Flugschriften der örtlichen Sache publicistisch zuhülfe kam, errang er sich zugleich durch eine bedeutende historisch-literarische Arbeit Ruf und Ansehen bei den Gebildeten seiner ganzen Nation und ein geistiges Anrecht auf Sitz und Stimme unter den politischen Berathern des gesammten Deutschlands. Es waren die Tage der Professorenpolitik überhaupt; denn aus den Regionen des Denkens und Wissens, in denen allein er sich bisher hatte frei bewegen dürfen, schickte sich der deutsche Geist an, in die des Wollens und Handelns hinüberzuschreiten; die Führer von drüben boten sich da von selbst zu Bahnbrechern auch im Diesseits dar. Es spricht für den Ernst und die Gründlichkeit des nationalen Strebens, daß man, in Ermangelung der Presse auf die Belehrung vom Katheder her angewiesen, vorzugsweise von den Historikern politischen Unterricht erbat und empfing. Während nun andere wohl Doctrin und Theorie boten, die sie aus der Geschichte für die Gegenwart und Zukunft abgezogen, trat Droysen enthaltsam mit der ungleich werthvolleren Gabe wirklicher Geschichte hervor, solcher Geschichte freilich, welche die erwünschten Lehren unmittelbar bei sich trug. Im Frühjahr 1846 veröffentlichte er seine im Winter 1842 auf 43 gehaltenen Vorlesungen über die Freiheitskriege, unter welchen Namen er indeß die ganze Fülle der Völkerbewegungen und Staatengeschicke von der Erhebung Nordamerika's gegen England bis zur Stiftung der heiligen Allianz begriff. Auf diese Weise ward der doppelte Kern der damals jüngstvergangenen welthistorischen Epoche einheitlich dahin zusammengefaßt, daß der Kampf um äußere, wie der um innere Freiheit, die nationale wie die liberale Tendenz einander nothwendig zu ergänzen schienen. Das deutsche Programm der Zeit, welches das Verlangen nach Staatsmacht auf dem Grunde der Einheit mit der Forderung nach verfassungsmäßig verbürgter Volksfreiheit verband, erhielt so seine geschichtliche Rechtfertigung. Wie der Gedanke zu den Vorlesungen selbst und nicht minder der Entschluß zu ihrer Herausgabe im Hinblick auf die Hoffnungen und Besorgnisse des Moments gefaßt worden, so sprach Droysen am Ende seines Buches offen und klar die Summe der populären Wünsche aus, für deren 1815 noch versagte Befriedigung er das Volk nunmehr für reif ansah. Man kann denken, wie lebhaften Beifall ihm ein dahin zielendes Werk eintrug; es war dessen jedoch werth, ganz abgesehen von der politischen Stimmung des Augenblicks. Denn es ist unzweifelhaft, wenn man so sagen darf, die liebenswürdigste von Droysens Schriften; leicht geschürzt und graziös bewegt sich

die durchweg aufs Ohr berechnete Rede; allerdings waltet eine ergreifende und fesselnde Rhetorik durch das Ganze, nicht jedoch eine Rhetorik des Ausdrucks: durch die geistigen Mittel vielmehr der lebendigen Gruppirung eines überreichen, höchst concreten Inhalts — hierin wetteifernd mit der Kunst Ranke's — und der freien Verkündigung einer warmen sittlichen Gesinnung — darin doch wieder sehr abweichend von der Weise jenes Meisters — verfolgt und erreicht diese Rhetorik ihren Zweck. Und zugleich wird der Leser, der etwa heut von der Lectüre der späteren Werke Droysens zu diesen Vorlesungen zurückkehrt, sich angenehm berührt fühlen durch die Vielseitigkeit der universalhistorischen Betrachtung, die für jedes Volk und seine Cultur, für jeden Staat und seine Politik fast die gleiche Theilnahme, das gleiche freundliche Verständniß hat. Es wäre herzlich zu bedauern, wenn unser Publicum um anderer ausführlicherer Bearbeitungen desselben Stoffes willen, in denen dank den erst seitdem erschlossenen archivalischen Quellen das Thatsächliche im einzelnen vielfach berichtigt worden, jenes schöne Buch als veraltet in Vergessenheit gerathen ließe, denn veralten kann es im Ton und Charakter niemals; freilich würde es sich, ohne diesen zu zerstören, auch kaum umarbeiten lassen, und am wenigsten vielleicht durch den Verfasser selbst.

Es folgten die Tage der Revolution von 1848, die unter den Männern, auf welche die Nation ihre Hoffnung setzte, sogleich auch Droysen auf die große Bühne von Frankfurt riefen. Als Vertrauensmann der schleswig-holsteinischen Regierung im Siebzehnercollegium, als Abgeordneter zur Nationalversammlung, als Mitglied und Schriftführer ihres Verfassungsausschusses hat er an Thaten und Leiden jener vergeblich ringenden Generation vollen Antheil genommen. Von der Tribüne hat er, der auf dem Lehrstuhl selber nicht frei redet, sich ferngehalten; aber für die feine Arbeit der Formulirung und der Redaction, für die scharfe Debatte im Club und das eindringliche Gespräch mit den Fractionsgenossen war er die rechte Persönlichkeit; mit der entschiedensten Klarheit in der Hauptfrage verband er die geräuschlose, aber rührige Energie eines die Partei zusammenhaltenden Mannes. Da er jedoch auch hierdurch so wenig wie die mächtigsten Individualitäten unter seinen politischen Freunden auf ihre Weise dem Schicksal zu wehren vermochte, so war das wichtigste für ihn wie für uns die Erfahrung, die er selber aus jenen Erlebnissen davontrug. Von Anfang an zu den unbedingten Anhängern des preußischen Erbkaiserthums gehörig, schied er von Frankfurt mit der Überzeugung, daß die deutsche Frage eine Frage der Macht sei, zu lösen einzig durch den Entschluß Preußens, sich die ihm bestimmte Stellung, nicht der zweiten Macht in Deutschland, sondern der deutschen Macht schlechthin, Europa und vor allem Österreich gegenüber natürlich eben durch Machtentfaltung zu erobern. Diese Überzeugung hat er in dem Gutachten eines Schleswig-Holsteiners vom 7. August

1849 kühn und sicher ausgesprochen, als es galt, nach der Gothaer Versammlung für die noch aussichtsvolle Unionspolitik Preußens Unterstützung zu werben. Der Tag von Olmütz konnte dann der Wahrheit, die Droysen in dieser musterhaften Flugschrift kundgab, für die Zukunft nichts abbrechen; und es wird niemanden befremdet haben, seinerzeit in diesen Blättern zu lesen, daß Fürst Bismarck öfters den Wunsch geäußert, sie aufs neue abgedruckt zu sehen, weshalb sie Droysen in die vor zwei Jahren edirte Sammlung seiner Abhandlungen zur neueren Geschichte unverändert aufgenommen. In der That kommt ihr der bleibende Werth einer literarischen Handlung von politischer Bedeutung ungefähr in dem Maße zu, wie den wichtigsten Aufsätzen Treitschke's, der überhaupt keinem seiner Vorgänger in der historischen Grundauffassung so nahe steht wie Droysen. Was jenen von diesem, wenn man sie als Publicisten zusammenhält, dennoch merklich unterscheidet, ist die wuchtigere Gewalt der Seele, das großartigere Pathos des jüngeren, oder, um Worte Huttens über Sickingen zu gebrauchen, jene unerschrockene Muthsamkeit, das stolze heldische Gemüth, das, wie es scheint, noch heutzutage unter unseren Staatsmännern der That oder des Wortes die besten der Ritter vor den besten der Bürger voraushaben.

Jener Aufsatz von 1849 giebt nicht bloß, wie Droysen im Vorwort zu der erwähnten Sammlung von Abhandlungen sagt, für diese selbst, sondern, wie man erweiternd hinzusetzen darf, für das gesammte spätere Leben seines Autors, für dessen wissenschaftliches Dichten und Trachten überhaupt den Grundton an. Fast ausnahmlos drehen sich die Studien und Arbeiten, die er seit 1851 in Jena, seit 1859 wiederum in Berlin unternommen und ausgeführt, um den einen großen historischen Gedanken der deutschen Politik Preußens, auf welche, wie sie vom Erscheinen des großen Kurfürsten an in Contrast zu den Bestrebungen anderer Territorien und bald in Gegensatz zur Politik des Hauses Habsburg trat, schon das Gutachten des Schleswig-Holsteiners zur Stütze seiner Rathschläge hinwies. Episodisch wenigstens hängt mit diesem Hauptthema doch auch das berühmteste seiner Werke zusammen, das er zuvörderst in Angriff nahm, das Leben des Grafen York von Wartenburg; wiewohl sich ihm diese Aufgabe noch von früher her aufdrängte als ein inneres Resultat seiner Schilderung der Zeit der Freiheitskriege. Wer wüßte nicht, daß es ihm gelang, den unvergleichlichen Gegenstand in classischer Weise zu bewältigen? Voll und rund treten Persönlichkeit und Handlung des Helden in den Mittelpunkt, und doch umringt ihn und uns beständig der weite Horizont der Zeitgeschichte. Wir lernen York begreifen und verehren, ohne doch nur einen Augenblick mit ihm und seinetwegen die Stein und Blücher verkennen zu müssen. Aber während so das Urtheil des Biographen mit seltener Unbefangenheit über seinem Auserwählten schwebt, bequemt sich aufs wunder-

barste Geist und Form der Darstellung dem Wesen des Dargestellten an. Die eigene Stimmung und Haltung Droysens nach dem Schiffbruch der nationalen Hoffnungen, Resignation und trübe, aber desto straffere Pflichterfüllung, mag ihn dabei unterstützt haben; doch auch so bleibt es erstaunlich, bis zu welchem Grade er den Ton des Ernstes, der Stärke, der Härte, der Enge, kurz der ungemischten und deshalb auch der ungemilderten Männlichkeit getroffen, der seinen Helden so einzig auszeichnet; es war nur möglich durch die größte Selbstbeherrschung vor allem im Stil, der in einfacher Knappheit seinesgleichen sucht. Der Lohn andauernder Popularität ist dafür nicht ausgeblieben, und man darf schon heute behaupten, daß Droysen in dieser Biographie, die als solche von keiner anderen in unserer Literatur übertroffen und von nicht gar vielen in allen Literaturen erreicht wird, seine unvergänglichste Leistung vollbracht habe.

Darauf nun wandte er sich dem eigenthümlichsten, größten und gewichtigsten seiner Werke zu, der Riesenarbeit seiner Spätjahre, an der alles, Plan und Durchführung, der Aufwand an Geist wie der Muth und die Beharrlichkeit des Fleißes, neben den Vorzügen aber, wie wir freimüthig gestehen, nach unserem Dafürhalten auch die Mängel einen ungemeinen Maßstab zeigen. Fügen wir jedoch sogleich hinzu, daß alles, was uns daran als Mangel erscheint, aufs innigste mit der ganzen Absicht des Verfassers zusammenhängt; so daß für den, der sich auf Droysens eigenen Standpunkt zu stellen vermag, jene Gebrechen sich von selbst in ebenso viele Vollkommenheiten verwandeln müssen. In den Jahren des Krimkrieges, zur Zeit des Manteuffelschen Regiments, als die preußische Politik der Gegenwart nach innen und außen gleich häßlich und jämmerlich dastand, beschloß Droysen die Geschichte der preußischen Politik zu schreiben in dem unerschütterlichen Glauben an deren Bestimmung für das Heil Deutschlands, die ihr geworden sei von Anbeginn an bis in die fernste Zukunft. Denn in solchen, an die Redeweise der Dogmatik anklingenden Ausdrücken darf man wohl sprechen von der Kraft einer historisch-politischen Überzeugung, die sich anschickte, gewissermaßen mit einem Credo quia absurdum der verzweifelnden oder schadenfrohen Meinung des Tages entgegenzukämpfen. Unter preußischer Politik versteht denn auch Droysen nicht ohne dogmatischen Anflug den unveränderlichen Charakter dieses Staates, die Continuität seines historischen Lebens, seine Seele gleichsam, deren Wesen ihm, wie wir wissen, in der Idee der Entwicklung zur deutschen Macht beruht. Kein Mensch würde heute gegen eine solche Auffassung Einspruch erheben, wäre sie, wie Droysen selbst früher angedeutet, auf den Staat des großen Kurfürsten und seiner Nachfolger eingeschränkt worden. Indem er jedoch den Begriff des politischen Charakters oder der charakteristischen Politik dieses Staates bis ins Persönliche steigerte, kam er zu der sozusagen biographischen Tendenz, auch die brandenburgische Geschichte vor 1640 in dem Lichte eines jugendlichen Vor-

lebens etwa jener preußischen Staatsseele zu erblicken und darzustellen. Ja er ging noch weiter: da er den Ursprung der jungen preußischen Politik nunmehr in den Augenblick der Berufung des Hauses Hohenzollern in die Marken setzen zu müssen meinte, so erwuchs ihm auch noch die weitere Aufgabe, in der hohenzollerischen und der brandenburgischen Einzelgeschichte gewissermaßen die Eltern seiner Heldin, wie man in Biographien einleitend zu thun pflegt, abzuschildern. Auf diese Weise schrieb uns Droysen in den ersten Bänden seines großen Werkes ein herrliches Stück theils deutscher, theils brandenburgischer Historie vom 13. bis ins 17. Jahrhundert; ja man kann nicht leugnen, daß es zur gesammtdeutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts bisher kein anderes auch nur halb so bedeutendes Buch giebt, wie die einschlagenden Partien der Geschichte der preußischen Politik. Auf der anderen Seite muß man desto lebhafter bedauern, daß in einer so geistvollen historischen Schrift durch den einen mißlichen Umstand der schrägen Beleuchtung von einer späteren Zeit aus — wie man sie ähnlich, aber noch unglücklicher einmal selbst für unsere mittelalterliche Kaiserzeit vorschlug — das Ganze ein einseitiges und das Einzelne bisweilen ein schiefes Ansehen erhalten hat. Im übrigen sind gerade die ältesten Theile des Werkes durch den Reichthum an mannigfachem Inhalt, durch die Kunst in der Verwendung eines oft spärlichen Materials und besonders durch den hohen sittlichen Ernst einer festen und männlichen Staatsgesinnung, die denn freilich an jenen wirren und wilden Tagen unendlich viel mehr zu schelten als zu preisen findet, ausgezeichnet.

Von dem Auftreten des großen Kurfürsten an ist eine preußische Politik im Sinne Droysens für jedermann, wenn man so sagen darf, auch mit bloßem Auge erkennbar; hier kann also von keinem Einwand gegen das Vorhaben, sie historisch darzustellen, mehr die Rede sein; hier bedarf es keiner künstlichen, leis anachronistisch gefärbten Beleuchtung mehr; die Dinge stehen von Haus aus da von ihrem natürlichen Licht umflossen uud angestrahlt. Was uns daher Droysen über die Zeit von 1640 an — bisher bis 1745 in acht ansehnlichen Bänden — geliefert hat, ist in der That vollkommen das, was es sein will, und zwar so durchaus, daß uns nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß es noch etwas anderes hätte sein wollen. Wir erinnern uns, daß er die Natur des preußischen Staats definirte als die deutsche Macht; die preußische Politik ist ihm daher nicht gleich dem gesammten deutschen Dasein dieses Staats, etwa auch nach innen und unten, er sucht sie vielmehr ganz consequent lediglich in dem Machtleben desselben, d. h. fast ausschließlich in seiner auswärtigen Politik. Wie er 1849 so prophetisch vor allen Dingen Machtentfaltung Preußens zur Lösung des deutschen Problems verlangte, so interessirt ihn auch an dem früheren Emporkommen Preußens eben die Machtentfaltung, durch die es emporkam. Während gerade er, wie vornehmlich seine Vorlesungen über

die Freiheitskriege glänzend darthun, die Fähigkeit besaß, die uns noch fehlende preußische Geschichte zu schreiben, eine Geschichte im vollsten Sinne des Wortes, die vom Mittelpunkt des Staatswesens aus alle Seiten desselben umfaßt hätte, ein Gemälde voller echt menschlicher Gestalten und individuell bestimmter Charaktere, hat er der einmal ergriffenen Idee gemäß die strenge Enthaltung so weit getrieben, daß er hinter die eine abstracte Persönlichkeit der hohen Machtpolitik Preußens, deren vielbewegtes Leben er unermüdlich begleitet, sogar die concreten Personen, in denen sie lebt und durch die sie handelt, zurücktreten läßt. Einen Ersatz gewissermaßen hat er für sich und uns in der Vollständigkeit der Darlegung jener Politik in allen ihren Momenten, Wendungen und Wandlungen gesucht. Und allerdings, wenn die selbständige Substanz der Politik eben in der Continuität besteht, vermöge deren sie die einander ablösend an ihr arbeitenden Generationen sammt ihren wechselnden Bestrebungen und Handlungen mit einander verbindet, so läßt sich schwer entscheiden, welche von ihren unzähligen Phasen wichtiger wäre als die andere; der Proceß selbst erscheint hier als das wahrhaft Bedeutende, nicht dieser oder jener Abschluß, dem er heute oder morgen zudrängt, um dann doch nie bei ihm Halt zu machen. So rollt denn durch Droysens kolossales Geschichtswerk die unsterbliche Begebenheit der preußischen Politik ruhelos dahin, eine unendliche Melodie diplomatischen Recitativs, wenn wir das Bild aus dem Musikdrama Richard Wagners hervorholen dürfen; allein hier wie dort können wir nicht wünschen, daß der imposanten, aber so schwer genießbaren Form oder Unform, welche die Energie eines einzelnen Meisters für die Bethätigung seines eigensten Denkens und Willens geschaffen, in allgemein vorbildlichem Sinne die Zukunft gehöre.

Von Reichen heischt man und an Großen wird gekritelt; wie aber sollten wir den unermeßlichen positiven Werth der denkwürdigen Hauptarbeit Droysens verkennen dürfen? Sie erinnert am meisten, wie schon öfters bemerkt worden, an das Werk Pufendorfs über die Thaten Friedrich Wilhelms des Großen; nicht zufällig hat daher Droysen selber den Ruhm des geistesverwandten Vorgängers durch eine eigene Abhandlung zuerst unter uns erneuert. Und wenn unlängst auch der Geschichtschreiber der preußischen Politik mit dem alterthümlichen Titel eines brandenburgischen Historiographen geehrt worden, so paßt hier einmal der Kranz vortrefflich auf das Haupt, dem er zur Zierde bestimmt ward; denn, alles anderen zu geschweigen, nur mit der Zähigkeit des an seinem Vorsatz unablässig haftenden Fleißes, wie wir ihn an den Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts bewundern, konnte die Geschichte der preußischen Politik geschrieben werden. Sie wird von Historikern und Staatsmännern gelesen, oder vielmehr studiert und benutzt werden, solange ihr Gegenstand theoretisch oder praktisch noch den Antheil deutscher Forschung oder Staatsbetrachtung er-

regen wird, d. h. soweit wir die künftige Existenz unseres nationalen Staates abzusehen vermögen. Eine Zeit, in der sie gleich den Schriften Ranke's oder Macaulay's, gleich der römischen Geschichte Mommsens oder Droysens eigenem York Gemeingut der Gebildeten werden könnte, fällt uns schwer uns vorzustellen; zur Popularität ist sie nicht angethan und hat sie Droysen selber nicht bestimmt. Denn immer mehr hat dieser seine Vorliebe mit zunehmenden Jahren dem Cultus des inneren Heiligthums auch der historischen Wissenschaft, der eigentlichen Forschung zugekehrt; von historischer Kunst, deren er sich ehedem so mächtig bewiesen, will er wenigstens selbst nichts wissen, die Darstellung ist ihm nur die freilich unentbehrliche Verkörperung der Forschung selbst. Wir versagen uns, hier auszuführen, wie von dieser theoretischen Ansicht aus neues Licht auf die für die Geschichte der preußischen Politik gewählte Gestalt fällt, zu deren Herstellung in der That nur die Quintessenz der Actenforschung selbst mit möglichst geringem Zusatz künstlicher Bindemittel verwandt worden zu sein scheint; wir knüpfen lieber die den Kennern längst geläufige Bemerkung an, daß Droysens Virtuosität sich wirklich in seinen zahlreichen lediglich der Forschung dienenden Abhandlungen und Untersuchungen am hellsten offenbart; mögen sie nun quellenkritischer Natur sein oder einzelne materielle Punkte des geschichtlichen Stoffes zu bemeistern trachten, überall wird man das Geschick der Fragestellung, die Gewandtheit der Discussion, die Strenge der Logik, die Umsicht des Urtheils, kurz die kluge Führung vom Gegebenen zum Gesuchten, vom Ausgangsort zum Ziel mit geistigem Vergnügen und vor allem nicht ohne eigene wissenschaftliche Förderung wahrnehmen und betrachten können. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie wohl er immer verstanden, auch der Forschung anderer eine bestimmte Richtung zu geben. Die großen Editionen der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten, der preußischen Staatsschriften aus der Zeit Friedrichs des Großen hat er angeregt, anderes verwandter Art ist noch in der Vorbereitung begriffen; schon vor Jahren geschah die Herausgabe unserer historischen Volkslieder auf seinen Antrag bei der Münchener Commission; auf die allerdings nur secundäre Bedeutung der Flugschriften für die geschichtliche Forschung und auf wie vieles nicht sonst hat er seine Schüler oft und erfolgreich hingewiesen.

Und das führt uns endlich auf seine Lehrthätigkeit überhaupt. Ihr Schwerpunkt liegt nicht in seinen Kathedervorträgen; so reich an Gedanken und Pointen, so voller Kunst und Effect sie erscheinen mochten, den kalten Glanz des Fertigen und daher Bewußten vermochte keine Energie der Rede völlig zu durchwärmen; sie werden sämmtlich gleich jenen Vorlesungen über die Freiheitskriege durch den Druck eben so sehr gewinnen, als Häussers Lectionen, bei denen vorzüglich die originelle Gemüthsbewegung des Moments den Hörer fortriß, im gleichen Falle verloren haben. Desto ent-

schiedener kam Droysens außerordentliche Lehrgabe — ähnlich wie er einst politisch im Club gewirkt und nicht auf der Tribüne — im engeren Kreise seiner historischen Gesellschaft zur Geltung, in welcher er Jahrzehnte lang so viele Jünger der historischen Muse, vor allem so viele Lehrer unserer höheren Schulanstalten herangezogen. Wie er so dasaß während des Vortrags irgend einer Schülerarbeit, die strenge Falte zwischen den Brauen, fest geschlossen die feinen, unbärtigen Philologenlippen; wie er dann wohl die scharfen Gläser der Brille putzte oder mit sicherer Hand bis fast zum mathematischen, unkörperlichen Punkt den Bleistift zuspitzte, mit dem er seine kritischen Bedenken anzumerken gedachte, — so bot er auch sinnlich ein Bild dar der geistigen Kräfte, die er alsbald in Urtheil und Debatte zum Nutzen aller, die ihn umgaben, ins Spiel brachte: der Strenge, der Feinheit, der Schärfe, der Sicherheit, ja — wenn man sie in dem guten Sinne nehmen will, den sie durch pädagogischen Gebrauch verdient — der Spitzfindigkeit; jener weit überlegenen geistigen Kräfte, mit denen er das Richtige zu ordnen, das Falsche zu beseitigen, die Unklarheit aufzuhellen, das Übermaß einzuschränken, die Eifrigen zu lenken, die Verzagten zu ermuthigen, die Prahler und Schwindler mit der geduldigsten Ironie in ihre eigene Hohlheit hineinzustürzen wußte.

So groß nun aber die Zahl derer ist, die sich im Andenken an solche unvergeßliche Stunden mit dankbarem Stolz als seine Schüler bezeichnen, so darf man doch nicht von einer Droysenschen Schule reden, wie es wohl bisweilen von unbesonnenen Anhängern oder Gegnern geschehen ist. Es giebt nur eine wissenschaftliche historische Schule in Deutschland, deren Wahrzeichen die gemeinsame Methode der Forschung ist, in welcher Droysen, obwohl er selbständig neben der breiten Bahn der directen Einwirkung des Ranke'schen Genius aufgestiegen ist, sich nirgend wesentlich von den vornehmsten seiner Fachgenossen unterscheidet. Differenzen im Einzelergebniß bei gleichen Grundsätzen der Untersuchung bedingen keine wissenschaftliche Trennung; Unabhängigkeit ist keine Kriegserklärung. Somit haben die Schüler Ranke's oder seiner Schüler und die Zöglinge Droysens im wesentlichen doch immer nur dasselbe lernen können, außer etwa Stil und Manier der Meister, deren bewußte Aneignung freilich hüben wie drüben zu widerrathen wäre. Der geistlose Nachahmer Ranke's müßte trivial und ins Allgemeine verflüchtigt, der geistlose Nachahmer Droysens affectirt und carikirt erscheinen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Droysen selbst von dem falschen Ehrgeiz einer besonderen Schulbildung allezeit frei gewesen ist.

Jetzt nun, wo wir ihn auf der mühen- und ehrenreichen Höhe der Siebzig erblicken, erfreuen wir uns doch am meisten an der Aussicht, daß er damit den Gipfel seines Daseins und Wirkens noch lange nicht erschritten habe. Wenn man ihn so täglich rüstig daherkommen sieht durch

die Hauptstadt des von ihm so hoch gefeierten Staats, zum Brandenburger Thor herein, beim Friedrichsdenkmal und den Schlössern der Hohenzollern vorbei, um den Sperrsitz der Arbeit im fernen Archiv aufzusuchen, mit kühnem Blick, in gerader und strammer Haltung, den Rebstock an der Schulter, der ihn selbst aufs Katheder zu begleiten pflegt und dessen sich die nationalen Genossen sogar vom Frankfurter Fractionstreiben her noch deutlich entsinnen, so kann man sich getrost der Hoffnung hingeben, daß er in ungebrochenem Wetteifer dem greisen Vorbilde Ranke's in gleicher Schaffenslust auch noch aus den Siebzigen in die Achtzig nachsteigen werde, so daß wir uns noch wieder und wieder an den lebendigen Gaben seines Geistes erquicken dürfen.

---

8. Der Prophet unseres Reichs *).

Seit wir in unbefangenem historischen Sinne begonnen haben, was ehedem für heilige Geschichte galt, nach menschlichem Maße zu messen, ist uns auch für das Prophetenthum des alten Volkes Israel ein anderes und besseres Verständniß aufgegangen. Die mächtigen Gestalten des Jesaias, des Jeremias und ihrer Genossen sind des faltenreichen, theatralischen Gewandes geheimnißkündender Zauberer entkleidet worden, wir suchen nicht fürder eine Zukunft aus ihren Worten herauszudeuten, die sie so wenig erschaut haben, als sie erschienen ist oder je erscheinen wird; dafür aber stehen sie vor uns als ganze Männer ihres Volks und ihrer Zeit und eben darum denkwürdig für alle Zeiten und Völker. Von dichterischer Begeisterung emporgetragen und doch den durchdringenden Blick tief in das Herz ihrer Nation hinabgesenkt, halb Lyriker und halb Politiker — so haben sie geredet und geschrieben, darin allerdings Wahrsager und Weissager, daß sie ihrem Volke Weisheit und Wahrheit sagten für seine Gegenwart. Von der Zukunft aber rollten sie zweierlei Bilder auf, hier Heil, da Verderben, goldene Zeiten friedlicher Herrschaft oder Knechtesdienst unter fremden Überwindern und Untergang des eigenen Volksthums; nicht an ihnen, sondern an der Nation lag es, in welche von beiden Gestalten das erfüllende Schicksal gegossen ward. Solch nationalen Prophetenthums nun haben sich viele Völker zu rühmen; nicht allenthalben tritt es mit der grandiosen Feierlichkeit der alten Jehovahprediger auf, aber überall offenbart es die Hoheit einer geistigen Welt, immerdar hat es Götzen zu stürzen, muß wecken und warnen, eifern und trösten, strafen und verheißen. In

*) Erschien zur Anzeige der vierten Auflage von Heinrich v. Treitschke's historischen und politischen Aufsätzen 1871 in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel.

schweren Zeitläuften entfaltet es seine größte Kraft, denn drohendes Unheil schärft Augen und Zungen der Menschen; nie wohl ist es ergreifender laut geworden als im Munde des Demosthenes, nie erschütternder tragisch verschollen. Doch wohl dem Volke, dem auch in den Tagen gewaltigen Aufschwungs die weissagende Stimme nicht verstummt, dem ein Redner verliehen worden, es anzufeuern zu weiterer Arbeit und abzumahnen von Bethörung und Unsitte, die sich nirgend breiter niederzulassen pflegen als im Lager des Glücks. Wir Deutsche nun haben der großen und der kleinen Propheten die Fülle gehabt; unser urkräftiger Volksheld Luther läßt sich wohl dem Elias der Sage vergleichen, dem zornigen Verderber der Baalspfaffen, dem rauhen Zuchtmeister der Könige. Dann zu den Zeiten ihrer tiefsten Erniedrigung ist ein anderer Prophet vor unsere Nation getreten, scheltend und Buße fordernd, das gegenwärtige Zeitalter verdammend, auf daß ein künftiges reiner und glücklicher ihm nachfolge; und es gelang ihm, nicht bloß Gehör, sondern sittlichen Gehorsam zu finden. Neben dem deutschen Redner unterm Zenith des Bonapartismus, der nach Freiheitskriegen gerufen, darf der deutsche Redner aus den Tagen seines Niedergangs, er, der unsere Einheitskriege verlangt und verkündet hat, neben Fichte darf Heinrich v. Treitschke genannt werden.

Wer freilich historische Ähnlichkeiten einzig nach dem Parallelismus des Äußerlichen abzuschätzen liebt, den wird so leicht nichts wunderlicher, ja lächerlicher dünken, als daß wir den dunklen Figuren einer grauen, uns orientalisch fremdartigen Frühzeit der Geschichte, den riesenhaften Predigern des Monotheismus die helle, überall deutliche Erscheinung eines Mannes modernster Bildung an die Seite stellen, des Verfechters einer so jungen und so irdischen Lehre, wie der Monopolitismus der Völker ist. Aber auch dieser Gegensatz, so unermeßlich weit — zwischen Himmel und Erde — er sich zu spannen scheint, beruht allein auf der zeitlichen Verschiedenheit des Ausdrucks gleicher Weltanschauungen; denn was wollte doch den Propheten des alten Bundes die Gotteseinheit anders besagen, als Einheit und Herrlichkeit ihrer eigenen Nation? Aber nicht von ihnen soll hier weiter die Rede gehen, und wer da will, lasse das Gleichniß fallen, auf dessen ernsten historischen Sinn wir nur hingewiesen haben, um dem Propheten unseres Reichs diesen Ehrennamen rein von dem traurigen Beischmack eines vorwitternden Opferschauers und Zeichendeuters zu erhalten. Treitschke's Hoffnungen, die so über alles — auch sein eigenes — Erwarten bald und reichlich erfüllt worden sind, blieben ebenso lauter und heiß patriotisch, seine Mahnungen ebenso eindringlich und tiefsinnig, der ganze Mann ebenso kühn und großartig, wenn Thaten und Begebenheiten, anstatt so oft seinen Worten auf dem Fuße nachzufolgen, noch ein Jahrhundert oder länger hinterm Berge gehalten hätten. Noch einmal: nicht das Wirkliche voraus-, sondern das Richtige herauszusagen, macht den

Propheten, wie er uns verehrungs- und liebenswürdig erscheint. „Es ist ein großes Ding", schreibt er selber, „die Weissagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht so erfüllt sie sich, wie der am Buchstaben haftende Deuter sie auslegt." Wer aber die keimtragenden Gedanken seiner Zeit in weitem Geiste zusammenfaßt, wer dann die kraftvollen Strahlen glühender Sprache über sie ausgießt und das reinigende Ungewitter sittlichen Eifers darüber hinschüttelt, der mag wohl manche Frucht seines Willens und Thuns noch mit lebendigen Augen gedeihen und reifen sehen.

Treitschke ist ein geborener Redner, ein Redner nicht für das äußere Ohr des Hörers allein, sondern auch für das geistige des Lesers. Er ist freilich auch an die beiden Stellen berufen worden, wo es in unserer schreibenden und lesenden Zeit noch einzig möglich ist, mit frischem Worthall auf Gebildete zu wirken, auf die Tribüne des Parlaments und das akademische Katheder, und beidemal ist er so recht am Platze; denn auch den Lehrstuhl der Universität und den historischen zumal wollen wir niemals zum bloßen Sitze docirender Doctoren herabkommen lassen, sondern er soll uns die Bühne persönlicher Wirkungen auf die Jugend, eines mächtig antreibenden sittlichen Beispiels bleiben. So hat auch Treitschke immerdar auf akademischem Vorposten für die Nation gestanden, gegen den sächsischen oder holstischen Particularismus wie gegen den römischen Geist des Breisgaues; so wirkt er noch heut als der allein würdige Verwalter des Redeamtes der Schlosser und Häusser; und, wenn es anders billig wäre, daß ein einziger vor jede Bresche träte, so dürfte kein anderer Lehrer ins Elsaß gesandt werden, um wiederzubringen, was uns dort an Herzen noch nicht völlig verloren ist. Allein all diese lebendige Wirksamkeit Aug' in Auge wiegt doch die kaum minder lebendige seiner Schriften, seiner geschriebenen Reden möchte man sagen, nicht auf. Die „historischen und politischen Aufsätze", die soeben seit sieben Jahren in vierter vermehrter Auflage erscheinen und denen wir diese kurzen Worte zu neuer Einführung bei unseren Lesern mitgeben möchten, wenn es deren bedürfte, diese größeren Aufsätze, verbunden mit kleineren momentanen Gelegenheitsergüssen in den preußischen Jahrbüchern, unserer vornehmsten Zeitschrift, sind das Muster dessen, was edle Beredsamkeit, von dem hinreißenden Athem freien, männlichen Geistes durchweht, der verwöhnten Menge hastig genießender Gebildeter zu bieten vermag; dem Eindruck, den sie gemacht haben und hinterlassen werden, vermag keine andere Leistung moderner deutscher Literatur etwas ähnliches an die Seite zu setzen.

Auch Treitschke ist als Redner und Redeschriftsteller halb Lyriker, halb Politiker. Bei der tiefsten und klarsten Geschichtserkenntniß trifft man doch in seinen bisherigen Aufsätzen nirgends die epische Ruhe eigentlicher Erzählung an. Der dichterische und weit mehr noch der moralische Schwung seiner Empfindung hebt ihn über die breiten Niederungen der

Nebendinge hinweg von Spitze zu Spitze der Erscheinungen und Gedanken; die Darstellung des Vergangenen selber ist allenthalben mit den feurigen Reflexen gegenwärtiger Gefühle, künftiger Aussichten übergossen. Wundervolle Lebendigkeit gewinnen dadurch besonders die biographischen Einzelbilder, mit wie wenigen Strichen sie auch dann und wann gezeichnet sein mögen, wie etwa der diesmal neu angefügte kleine Essay über Karl Mathy; wo es aber den Aufriß einer Gesammtgeschichte gilt, wie z. B. der des deutschen Ordenslandes Preußen oder der vereinigten Niederlande, tritt der Mangel echt historischer Ruhe empfindlicher hervor. Selbst der gewichtigste, nicht bloß farben-, sondern auch gedankenreichste aller Aufsätze Treitschke's oder vielmehr die Reihe von Aufsätzen über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus, in denen, gleich fern von urtheilsloser Vergötterung, wie sie vordem unter uns Sitte war, und von hochmüthiger Lästerung, wie sie jetzo von den aufgeregten Zeiten des vorigen Jahres her leider noch bei den Unseren im Schwange ist, die alte, von der ersten Revolution her andauernde Krankheit des französischen Volksthums und Staatswesens aufgedeckt wird: die gleichheitsfrohe und freiheitsscheue Einheit despotischer Formen — selbst diese wunderbare Geschichte hat ihrer Wirkung Eintrag gethan durch ihre allzu schmuckbeladene Tracht. Wenn man wohl sonst von einem Strome des Geistes spricht, muß man in der essayistischen Darstellungsart Treitschke's gleichsam einen geistigen Sturzbach erkennen; am geruhigen Strome nun, wie voll er auch einherwalle, ist gut sich anbauen, dem Wasserfall gegenüber in seiner blendenden und betäubenden Schönheit kann man nur staunend eine Weile ausharren.

Seltsam, daß der Autor weit einfacher schreibt in den eigentlich politischen Abhandlungen! Das sittliche Pathos ist hier womöglich noch höher, aber die bestimmten praktischen Ziele, die er dem mächtigen Anlauf seiner Rede setzt, geben ihrer Bahn eine gestrecktere, ebnere Gestalt. Hier ist er, wie bekannt, auf der Höhe seiner Gaben. Mit Recht hat er dem Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat" auch im Wiederabdruck die alte, man darf sagen classische Form belassen. So gewiß Krieg und Reform von 1866 die wahrhaft schöpferischen Thaten unserer neuen nationalen Epoche gewesen, denen alle folgenden, wie sie auch glänzen und rauschen mögen, nur als ihren Quellen entflossen sind, ebenso gewiß ist jener Aufsatz, der Krieg und Reform von 1866 sammt allem, was für jetzt und künftig in ihrem Schoße ruht, heraufbeschwört, die schärfste, klarste und gediegenste politische Schrift, die jemals in deutscher Zunge verfaßt worden, das Programm unserer Zeit, das rechte Hauptstück unseres Reichspropheten. „Das constitutionelle Königthum in Deutschland" und die kritische Abhandlung über „Parteien und Fractionen", beide erweitert und auf den Augenblick herabgeführt, verhalten sich dazu wie Ausführungsgesetze zur grundlegenden Verfassung. Wie der kühne Gedanke, dem dieser Mann sein ritterliches

Geistesleben geweiht, der Gedanke einer germanische Freiheit und Sittlichkeit schaffenden und schützenden deutschen Staatseinheit fernerhin mehr und mehr verwirklicht werden könne, was wir zu thun, und fast noch mehr, was wir zu lassen haben zu diesem einen großen Zweck, in den verwickelten Zuständen einer Weltlage, über die wir nicht Meister sind: das ist der Lehrinhalt der jüngsten Ausführungen Treitschke's.

Noch immer wendet sich sein streitbares Wort dabei nach zwei Seiten; hier gegen die Feinde der Nation, den hohen Dynastenadel zumal, dem er mit allen Waffen edlen Hasses und ernstgesinnten Hohns zuleibe geht, dort gegen die Thoren unter den Freunden der Nation, gegen das Philisterthum der liberalen Doctrinäre. Aristokrat ist er vom Scheitel bis zur Sohle, Aristokrat vor allem des Geistes; ein vornehmer Idealismus schwellt ihm die Brust; das Massengefühl der Selbstsucht, wo es sich auch zeige, auf dem kleinen Thron, am Pulte des Amts oder in der Werkstatt communistisch aufgereizter Proletarier, bekämpft er mit der Tapferkeit eines reinen Gewissens. Was nur irgend den Menschen emporhebt aus dem Staube des die Geister und die Herzen einförmig zermahlenden materiellen Getriebes, und wären es selbst die phantastischen Riesenarme der Kirche: er heißt es willkommen mit sittlicher wie mit ästhetischer Freude, denn das Bild einer zu öder Flachheit eingesunkenen Welt ist ihm ein Greuel. So idealistisch er aber fühlt und denkt, so wenig vermöchte er doch vom irdisch Wirklichen abzulassen, das — über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausgedehnt — reich genug ist, auch die stolzesten Wünsche eines humanen Sinnes zu befriedigen; nicht daß ihn das Wirkliche schon vernünftig däuchte, aber wo anders soll der Idealist von heute die Erscheinung von Vernunft und Ideal für möglich halten, als im Wirklichen? Selbst vorm Lobe des Furchtbaren schrickt er nicht zurück, wo er es für nothwendig erkannt hat; er hat dem Krieg als solchem ein Preislied gesungen, das milderen Jahrhunderten doch hart und grimmig klingen wird. Denn niemand ist muthiger als er, dem, was sich öffentliche Meinung nennt — so oft nur einer Popularphilosophie des Egoismus — ins Angesicht zu widersprechen. Er ist der Redner, der, wie er heute spricht, für heute spricht, weil er für heute wirken will: das Künftige mag kommen und seine eigenen Redner bringen.

Man kann aus seinen Worten vernehmen, was alles den deutschen Geist unserer Tage bewegt; neben der Freude an unserer handelnden Gegenwart hat da die Erinnerung an all unsere geistige Größe früherer Zeiten Raum. Und nicht an unsere allein; so sehr ihm heilig ist, die eigene Nation auf die Höhe der Macht, der Freiheit und der Bildung emporzubringen, so gerecht verehrt, so weitherzig liebt er auch die Größe anderer Nationen, solange sie in den Grenzen bleibt, die zugleich ihr eigenes Heil und das der anderen bedeuten. Der Zusammenbruch der französischen

Gesittung ist ihm ein entsetzliches Unglück für die Bildung des Welttheils. Nicht aus dem schalen Gerede unserer Chauvinisten, die heute nur zum eigenen Volksthum anbetend „Herr, Herr" sagen, sondern aus dem Welt und Geschichte frei überblickenden Geiste dieses Propheten möge die Nachwelt lernen, in welcher Gesinnung wir es unternahmen, uns ein eigenes und einiges Reich unter den anderen des Namens werthen Völkern aufzurichten.

---

9. Treitschke's deutsche Geschichte *).

Der mächtige Aufschwung, den vornehmlich seit den dreißiger Jahren die historischen Studien überhaupt unter uns Deutschen genommen, hat doch von der Beschäftigung mit dem, was man neueste Geschichte nennt, unsere Gelehrten im allgemeinen eher abgeschreckt, als daß er sie dazu ermuthigt hätte. Kein Wunder; denn je deutlicher man sich der strengen Anforderungen bewußt ward, welche die Historie als Wissenschaft nach innen und außen zu stellen befugt ist, desto mehr trug man Bedenken, sich an die Erforschung und Darstellung von Zeiten und Dingen zu wagen, für deren tiefere Kunde die rechten Quellen noch größtentheils unzugänglich blieben, für deren reine Auffassung das eigene Gemüth noch zu leidenschaftlich bewegt schien. Auch war es wohl in der That kein erheblicher Schade, wenn das populäre Verlangen, das schon Homer als menschlich anerkennt, von den neuesten Begebenheiten vor allem singen und sagen zu hören, vor der Hand durch jene dienstfertigen Erzähler gestillt ward, welche Nachrichten und Urtheile des Tages aus den Zeitungen in ihre Bücher hinüberzuschöpfen und unabgeklärt dem naiven Leser als Geschichte darzubieten pflegen. Und doch müssen wir um weit höherer Interessen willen dringend wünschen, daß auch der Erkundung und Schilderung der jüngsten Vergangenheit Talent und Fleiß echter Historiker sich opferwillig zuwende; denn eben auf diesem Boden ruhen ja alle Zustände, erheben sich alle Bestrebungen der Gegenwart; mag für das künftige theoretische Bedürfniß einer vollkommenen historischen Anschauung der uns unmittelbar voraufgegangenen Zeiten die spätere Nachwelt in wiederholter Arbeit selber sorgen: uns ist aus praktisch-politischen Gründen daran gelegen, die Geschichte dieser Periode unserer Väter so klar und gründlich erkannt zu sehen, so lebendig und geistvoll vortragen zu hören, wie das für heut dem ernsten Bemühen unserer besten Männer vom historischen Beruf nur irgend gelingen kann. In diesem Sinne begründete um die Mitte der funfziger Jahre Salomon Hirzel in Leipzig, einer der selbst-

*) Erschien zur Anzeige des ersten Bandes 1879 in der Schlesischen Zeitung.

denkenden Verleger, die nicht bloß als Förderer, sondern als Erreger gediegener literarischer Thätigkeit Lob erworben, das umfassende Unternehmen der „Staatengeschichte der neuesten Zeit". Eine Sammlung von ausführlichen Einzeldarstellungen sollte die Entwicklung aller bedeutenden Staaten und Völker seit den Umwälzungen an der Scheide des vorigen und jetzigen Jahrhunderts dem gebildeten Deutschen vor Augen führen. Und so brachten uns denn die zwei Jahrzehnte von 1858—78 im ganzen bisher in 23 Bänden die Geschichten von Frankreich, Italien, Spanien, England, Österreich, Rußland, Griechenland und der Türkei: die meisten von den Napoleonischen Tagen herabgeführt bis an oder auf die Schwelle der noch andauernden politischen Gestaltungen, darunter einige von der Hand namhafter Historiker wie Springer, Pauli, Baumgarten. Noch aber fehlte die wichtigste, zugleich freilich auch die schwierigste Leistung in dieser ganzen stattlichen Reihe, die „deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", deren Erscheinen man mit desto lebhafterer Ungeduld entgegensah, seitdem ruchbar ward, daß ihre Ausführung von keinem geringeren übernommen worden sei, als von Heinrich v. Treitschke. Denn jedermann mußte sofort einleuchten, welche Lösung der Aufgabe gerade dieser Name ankündige. Kann neueste Geschichte überhaupt kaum anders als vom Boden der Gegenwart aus betrachtet werden, so ist vollends die des Vaterlandes und der eigenen Nation nicht denkbar ohne die bestimmte Beziehung auf einen festen Standpunkt inmitten der activen Politik des Tages. Wer sonst aber nimmt innerhalb der nationalen Bewegung, in der unsere heutige Generation begriffen ist, eine so einfache, sichere, centrale Stellung ein, wie der kühne Redner und gewaltige Schriftsteller, der jeden neuen Aufflug unserer Volksgeschicke mit leuchtendem Auge begleitet und vorher wie nachher so oft seinen kräftigen Segen darüber gesprochen hat? Er, der Prophet unserer Einheitskriege, wird nun auch rückwärts gewandt die jenseits liegenden Jahrzehnte deutscher Entwicklung am besten in das Licht einer Vorbereitung auf sie zu stellen wissen und somit dem Geschlecht der Sieger die eigene Vorgeschichte am meisten zudanke schreiben. Und daß wir auch der Gunst der äußeren Bedingungen nicht vergessen: vor wem werden die Thüren der Archive, derer wenigstens des vornehmsten deutschen Staates, so weit aufspringen und die Actenbündel so getrost ihr Geheimniß ausschütten, wie vor dem geschworenen Freund und Bundesgenossen, dem bewährten Herold der Macht und Ehre des „preußischen Reiches deutscher Nation"?

Welche Freude daher, als uns vor etlichen Wochen der 24. Band der Hirzelschen Staatengeschichte den ersten Theil von Treitschke's Werk leibhaftig überantwortete! Zwiefache Freude, als sich erwies, daß er uns mit dem größten Theil seines Inhalts eine ganz unverhoffte Gabe bescherte! Nicht die Geschichte des deutschen Bundes allein, wie anfangs in

seiner Absicht gelegen, will uns Treitschke nun darreichen; indem er die Begebenheiten von 1815—66 vier künftigen Bänden vorbehält, erzählt er uns in diesem ersten auf fast 800 Seiten einleitend in stetig wachsender Ausführlichkeit den Untergang des deutschen Reichs in seiner alten Verfassung vom westfälischen Frieden bis zur Begründung der Oberherrschaft Napoleons, sodann die Erhebung Preußens, die Befreiungskriege und die Neuordnung Deutschlands auf dem Wiener Congreß. Es sind, wie man sieht, äußerlich genommen, dieselben Gegenstände, welche einst Ludwig Häusser in seiner deutschen Geschichte auf mehr als dreimal so breitem Raum in einer Weise behandelt hat, daß Treitschke selbst dem Buche seines Vorgängers das Zeugniß giebt, es habe bei seinem Erscheinen wie eine politische That gewirkt und werde für immer eine Zierde unserer historischen Literatur bleiben. Da Häussers Werk in vier Auflagen in weitesten Kreisen verbreitet und geschätzt ist, wird sich am bequemsten im Vergleich mit ihm erkennen lassen, zu wie warmem Danke wir dem jüngeren Geschichtschreiber dafür verbunden sind, daß er es nicht verschmähte, einen im wesentlichen bereits vortrefflich bearbeiteten Stoff noch einmal in eine mit Geist und Kunst entworfene und gebildete Form zu gießen; ganz abgesehen davon, daß diese Form der originelle Ausdruck einer großartigen, uns theuren, jedermann merkwürdigen nnd selbst vom Haß politischer Feinde bewunderten Persönlichkeit ist. Wir legen dabei verhältnißmäßig das kleinste Gewicht auf die immerhin erhebliche Berichtigung so manches thatsächlichen Moments, die sich für Treitschke aus dem Fortschritt der Forschung in den letzten Jahren natürlich ergab; wofür hier nur als an das wichtigste, außer seinen eigenen Archivstudien für die Jahre 1814 und 15, an Dunckers reichhaltige und Lehmanns scharfsinnige Untersuchungen, vor allem aber an die von Ranke veröffentlichten und meisterhaft erörterten Denkwürdigkeiten Hardenbergs erinnert werden mag. Denn es ließe sich denken, ja es bleibt nach wie vor zu wünschen, daß eine kundige und zugleich schonende Hand die in der Hauptsache nirgend veraltete Häussersche Geschichte durch rathsame Ergänzungen und Änderungen materiell ebenfalls wieder auf die Höhe der Kenntnisse des Tages bringe. Wäre das jedoch auch glücklich geschehen, so würde dennoch das Buch Treitschke's seine unvergleichliche Eigenthümlichkeit ungeschmälert behaupten.

Häusser war, nicht als Mensch, wohl aber als Historiker eine beschränkte Natur von einseitiger Tüchtigkeit; nur die politische Geschichte ist sein Thema, wie er nur für sie Verständniß hat. Treitschke begann seinen literarischen Lauf als Lyriker; noch die vier ältesten seiner glänzenden Essays haben Dichtergestalten zum Object; alle seine folgenden Schriften, auch wo sie noch so unmittelbar der Politik dienen, verrathen nicht bloß reiche ästhetische Begabung, sondern einen fast universellen Sinn für geistige Interessen überhaupt. So mochte er es nicht übers Herz

bringen, in einer modernen deutschen Geschichte auf die Schilderung der einen vollen Hälfte unserer nationalen Wiedergeburt zu verzichten. Auch diese unsere geistige Erhebung nun ist für sich von Literatur- und Culturhistorikern oft und schön genug dargestellt worden, so gut wie die politische: noch niemals aber sind beide so innig mit einander verbunden, noch nie so anschaulich ihre unbewußte Stammverwandtschaft bei äußerer Trennung im 18. Jahrhundert, ihre erste freundliche Begegnung im 19. gezeichnet worden, wie jetzt durch Treitschke. Man darf daran die Hoffnung knüpfen, daß er auf dem so in der Einleitung gelegten doppelten Grunde auch in den späteren Büchern nach beiden Seiten hin fortbauen werde. Hat doch nach 1815 die nationale Bewegung auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst geraume Zeit über wieder beinah den Vorsprung gewonnen vor der auf staatlichem Gebiete. Da wird denn wohl auch der Naturforschung, die bisher kaum berührt worden, und der Musik, die ja nun erst aus Österreich in das übrige Deutschland mit mächtiger Wirkung herüberströmt, eindringliche Würdigung zutheil werden. Mit einziger Ausnahme dieser beiden jedoch finden wir schon im vorliegenden Bande sämmtliche Regungen unseres erwachenden Volksgeistes mit gleicher Liebe beobachtet; am herzlichsten freilich zeigt sich Treitschke doch immer mit unserer Poesie vertraut, in der ja auch allezeit das wahre Metall des nationalen Wesens am lautersten zutage tritt. Selbst mitten aus seiner eigenen historischen Erzählung sprießen gar häufig denkwürdige Verse auf, Erzeugnisse der geschilderten Zeit, wie Blumen, die sich zur Lust des Wanderers auf den Weg verirrten.

Die eigentlich politische Geschichte nun, die, während sie Häusser ausschließlich beschäftigt, selbstverständlich auch für Treitschke im Vordergrunde steht, offenbart uns in Übereinstimmung und Verschiedenheit den Charakter der Leistung beider noch ungleich deutlicher. Auch Häusser, dem die wackere patriotische Haltung seines Buches einst bei großdeutschen, ultramontanen und particularistischen Gegnern den rühmlichen Scheltnamen eines Geschichtsmachers des Nationalvereins eintrug, erblickt mit völliger Klarheit in dem stetigen Emporkommen Preußens das Heil Deutschlands. Eben die Entschiedenheit, mit der er dem Leser diese Wahrheit vor Augen führt, die rücksichtslose Strenge, mit der er die verrätherische Politik der rheinbündischen Kleinstaaten verurtheilt, die ruhige Schärfe, mit der er die selbstgenügsame Gleichgültigkeit Österreichs gegen die deutsche Sache darlegt, — das alles hat ihm jene Anerkennung vonseiten Treitschke's verschafft, daß sein Buch in den funfziger Jahren selber wie eine politische That gewirkt habe. Man kann denken, wie sehr der jüngere Patriot und Historiker in allen jenen Urtheilen mit dem älteren im Einklang ist. Wenn aber Häusser, der Süddeutsche von Geburt, der treue Bürger seines badischen Staats, doch in seiner Darstellung immer die ganze Nation mit Sympathie und

Sorgfalt umfaßt, auch im Handeln und Leiden der Deutschen in Österreich und den kleinen Territorien noch reale deutsche Geschichte sieht, so kennt Treitschke schlechterdings nur ein einziges positives Moment unserer politischen Nationalhistorie, das ist Preußen sammt allem, was ihm mit Bewußtsein dient. Dies Preußen ist ihm auch für damals nicht das werdende künftige, sondern das ganze wirkliche Deutschland, außerhalb dessen es zwar, wie aus der Betrachtung jenes Wachsthums unserer geistigen Cultur erhellt, ein Stück deutscher Volksgeschichte geben kann, aber keinerlei deutsche Staatsgeschichte. Aus diesem unverrückbaren Gesichtspunkt schildert er denn durch sein ganzes Buch hin die inneren und äußeren Schicksale und Thaten Preußens mit grenzenloser Hingabe; kein Wunder, daß vor allem das Capitel von der Erhebung dieses Staats von 1807—13 unter seiner Hand zum unübertrefflichen Meisterwerk nicht bloß, sondern schlechtweg zu endgültiger historischer Wahrheit herangediehen ist. Eine vollständige geschichtliche Darstellung jener ganzen Periode, um ihrer selbst willen unternommen, wie Häusser sie anstrebte, müßte freilich nach wie vor auch das Gebaren des nichtpreußischen Deutschlands von innen heraus zu verstehen und zu erklären suchen. Allein man darf billigerweise nicht vergessen, daß Treitschke diese Dinge nur als Einleitung behandelt zu einer Geschichte des deutschen Bundes, die mit 1866 in der Ausstoßung Österreichs und der Unterwerfung der Mittel- und Kleinstaaten gipfeln wird. Da erscheinen diese denn mit Fug von Anfang an nur wichtig, insoweit sie dem großen Gange der preußisch-deutschen Politik störend und hindernd entgegengetreten sind, als zu überwindende Kräfte der Trägheit und des Widerstandes. Das edle Vorrecht des Siegers, großmüthig zu vergessen, so klug seine Übung zugleich in praktisch-politischer Hinsicht sein mag, darf der Autor der neuesten Geschichte seines Volks, der stets zugleich dessen strafender Lehrmeister sein will und soll, leider nicht gebrauchen. Den unerschütterlichen Gleichmuth aber der rein wissenschaftlichen Erkenntniß, deren Sonne aufgeht über Gute und Böse und die ihr leidenschaftsloses Urtheil regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, vermag auch der größte Historiker nur entschwundenen Jahrhunderten gegenüber zu gewinnen und zu behaupten.

Alle übrigen Unterschiede zwischen Häussers und Treitschke's deutscher Geschichte drängen sich dem Leser sofort als solche persönlicher Anlage und Neigung auf. Wenn jener, so bürgerlich er lebte und dachte, sich doch mit auffallender Vorliebe in umständlicher, selbst in technisches Detail eindringender Malerei der militärischen Actionen ergeht, weiß dieser dafür bei aller Kürze seiner Feldzugs- und Schlachtberichte vermöge seiner angeborenen ritterlichen Art den inneren kriegerischen Geist der Streiter, das Pathos des Muthes, die Poesie der Tapferkeit, ja sogar die Wildheit der Kampfbegier unnachahmlich vor uns aufleben zu lassen. Und so stechen sie auch sonst von einander ab: der herrlichen Reihe lebensvoller Helden-

gestalten bei Treitschke kann Häusser, obwohl ihm nicht alle Fähigkeit zu individueller Charakteristik abgeht, nichts ähnliches an die Seite stellen. Bei diesem waltet durchweg ein nüchterner Ernst, bei Treitschke Schwung und Begeisterung. Der eine sucht uns in schlichter Einfalt zu überzeugen und ergreift uns bisweilen gerade durch den Contrast der männlichen Würde seiner Gedanken mit der fast kindlich kunstlosen Form seiner Rede; der andere reißt uns hin von der ersten bis zur letzten Seite — man weiß nicht, was erstaunlicher erscheint, Fülle und Tiefe seiner Empfindung, oder Pracht und Adel seines Stils. Auf Seelen von höherer Bildung muß Treitschke unermeßlich intensiver wirken, am unfehlbarsten auf die Jugend, die zu solcher Bildung aufstrebt, und auf Frauen, die sie von Natur besitzen. Der Mann aus dem bürgerlichen Volke, vorab in Süddeutschland, die älteren Leute aus unserem Lehrerstand und ihresgleichen werden vermuthlich bei ihrem Häusser bleiben oder zu ihm zurückkehren.

So nah indessen diese ganze Parallele liegen mag und so nützlich es sein kann, sie zu verfolgen, ein Schriftsteller von so ursprünglicher Bedeutung wie Treitschke darf fordern, daß man ihn in erster Linie mit sich selbst vergleiche. Und da thut sich uns erst der allererfreulichste Anblick auf! Wie einst Macaulay, ist nun auch Heinrich v. Treitschke vom großen Essayisten zum Historiker von erstem Range aufgestiegen; wie jener in der berühmten Einleitung zu seiner englischen Geschichte, arbeitet sich auch dieser in der zu seiner deutschen von Hauptstück zu Hauptstück mehr und mehr zur classischen Kunst echt epischer Erzählung hindurch. Im Anfang blitzen noch hie und da die rhetorischen Pointen und Antithesen des Pamphletschreibers auf, wie es der Engländer nennt, und blenden und beunruhigen das geistige Auge des Lesers; über dem zweiten Buch aber, wo mit dem Wiener Congreß die ausführliche Darstellung beginnt, liegt schon der ruhige Himmel ausgespannt, unter dessen heiterem Gewölbe die Muse der Geschichte am liebsten ihre hohen Gedanken zu sammeln und für die Dauer aufzuzeichnen pflegt. Welch erquickende Aussicht auf die folgenden Bände, in denen Treitschke — wir hoffen: recht bald — den bisher von gelehrter Forschung erst so spärlich besuchten Boden der eigentlich sogenannten neuesten Geschichte unseres Volks betreten wird!

---

10. Gervinus †*).

Wer ließe nicht gern die Todten ihre Todten begraben und wendete sich schweigend ab von dem Schatten eines Mannes, der einsam zürnend hinabfährt zu den Geistern, die er so vergeblich angerufen wider die Mächte

*) Nachruf in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1871.

des ihm fremd gewordenen Lebens? Aber wenn der Tod die kleinen Zwistigkeiten der Einzelmenschen beschwichtigend löst und die Anklage vor der Wehklage verstummt, so steht es anders um den Wettkampf der Gedanken in Wissenschaft und Staat: auch vor den Gräbern hält er nicht inne, er ruft daraus hervor zu seinem Dienste, was die Abgeschiedenen erkannt und was sie geirrt, ihnen selber freilich gönnt er Ruhe. Gervinus, stolz und unerschrocken wie er im Urtheil war, würde zuerst vor allen uns feiger Schwäche zeihen, wollten wir sein Andenken weichmüthig und unaufrichtig in schönfärbende Worte kleiden.

Gervinus ist in jenem stillen Zeitalter herangewachsen, dem wir so viele große Gelehrte verdanken, vornehmlich solche, die, von der Gegenwart abgestoßen oder doch nicht angelockt, der ernsten Erforschung des Vergangenen im Rechts-, Staats- und Geistesleben der Völker ausschließlich ihre Kraft gewidmet haben. Auch seine Neigung wandte sich den historischen Studien zu, aber das eindringliche Vorbild seines Lehrmeisters Schlosser und das starke Maß subjectiver Selbständigkeit in seiner eigenen Natur wiesen ihn alsbald darauf hin, den wahren Werth der Geschichtschreibung in ihren lebendigen Beziehungen zur Gegenwart zu erblicken. Man kann sagen, daß ihm Schlossers Gestalt immerdar vor der Seele gestanden; wie er ihn schildert als „einen Censor der Zeit und der Menschen und zugleich in geistiger Beschaulichkeit einen Anachoreten", so ist er selber gewesen bis ans Ende, oder besser: so hat er sein wollen, denn was bei Schlosser naiv war, ist bei Gervinus Reflexion. Zum praktischen Politiker war auch er nicht geschaffen, aber seine reifenden Jahre fielen in die wunderliche Zeit, da unsere Nation vom Erkennen zum Handeln überging und eben deshalb die muthigsten gerade unter den Erkenntnißreichen plötzlich zu Handlungen berufen wurden, denen sie nur wenig gewachsen waren. Die Jahre 1837 bis 1849, von der Göttinger Protestation bis zum Untergange des Frankfurter Parlaments, bilden dies Zeitalter der Professorenpolitik, des Doctrinarismus in seiner Blüthe. Ehre dem Namen der Männer, die standhaft mitten im Kreuzfeuer despotischer und anarchischer Feinde die Brücke vom Jenseits ins Diesseits, von der Theorie zur Praxis für unser Volk geschlagen, aber kein Wunder, daß man ihrer hernach zu den Kämpfen hüben nicht fürder bedurfte; wohl denen, welche die Übergangsnatur ihrer öffentlichen Thätigkeit begreifend, bescheiden und zufrieden zu ihrer idealen Arbeit zurückkehrten!

Gervinus wandte sich früher ab, als die Genossen, schon im Sommer 1848 gab er die Frankfurter Versammlung auf, nie aber hat er die Gedanken aufgegeben, für die er damals gestritten; von allen, die an ihre Lehrsätze glaubten, ist er der gläubigste gewesen, nie hat er die Axt an die eigenen Meinungen zu legen gewagt. Eine merkwürdige Mischung von Klarheit und Verblendung in diesem Geiste! Ihm bangte nicht, wie

Goethe, vor den Umwälzungen, die uns Deutschen ein großes Staatsleben bringen sollten, sie dünkten ihn ein wohlthätiges Gewitter — als es heraufzog im Jahr 1866, hat er dem Gewitter geflucht. Er rief für uns einen Mann herab zur politischen Reformation des Vaterlandes, einen „Münzer von lutherischem Gepräge" — als der Münzer erschien, hat er ihn verkannt und geschmäht. Er sah die Zeit nahen, wo Deutschland in unserem Welttheil die bisherige Bedeutung Frankreichs überkommen werde, — als die Zeit erfüllt war, hat er in seinem Groll die Todten dagegen anreiten lassen. Er war ein blinder Seher, der die Wahrheit seiner Weissagungen nicht schauen konnte, die historischen Gestaltungen, die er nun leibhaftig mit Händen griff, fühlten sich doch anders an, als sie vor seinem inneren Auge standen; er erkannte nicht an, was er nicht als sein erkannte. Niemand hat beredter und entschiedener als er uns aufgefordert, unser eitles Dichten fahren zu lassen und der Wirklichkeit zu leben, er aber ist inmitten der gewaltigen Wirklichkeit in seinem Dichten befangen geblieben. Denn was ist es anders, als ein dichterisches Geschäft, wenn man sich vermißt, die Ideen, die man aus der Geschichte herausgesponnen, mit vorschauender Berechnung zum Gewebe der Zukunft wieder zusammenzufügen?

Gervinus, so tief und bedeutsam, so gehaltvoll und gewichtig seine historischen Werke sind, ist doch kein Historiker gewesen. In ihm ist noch der systematische Trieb unserer poetisch-philosophischen Epoche lebendig, so umfassend seine Induction ist — über Erdtheile und Weltalter schweift sein Blick —, doch verfährt er im Ganzen wie im Einzelnen deductiv. Wo käme man in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts zum Genusse wahrhaft erzählender Darstellung? Es sind lauter Urtheile und Schlüsse; Grundsätze und Definitionen hat er in der berühmten Einleitung vorausgeschickt. Es ist, als ob man Spinoza läse, eine „Geschichte nach geometrischer Methode bewiesen." Wie schade, daß durch dies drübergespannte schematische Gitternetz historisch-politischer Theorie der volle Anblick eines Werkes getrübt wird, das an Kühnheit des Entwurfs wie an sittlicher Strenge seinesgleichen sucht! Denn sittliche Reinheit und Festigkeit spricht ja aus allem, was dieser Mann gewirkt und geschaffen, darin ist er stets der Göttinger Protestant geblieben; selbst wo er verbittert auf den Weltlauf schalt, geschah es immer nur, weil er ihn auf moralischen Abwegen zu ertappen vermeinte.

Diese vorwiegend ethische Natur hat sogar seinen Leistungen auf seinem anderen Hauptgebiet, dem ästhetischen, mitunter Eintrag gethan. Nicht zwar in der „Geschichte der deutschen Dichtung"; denn die zahlreichen Klagen, die sich auch gegen sie, unter den Kennern besonders unserer älteren Literatur, erhoben haben, erklären sich einfach aus der Größe des von einem Einzelnen vielleicht niemals zu bewältigenden Unternehmens

wie aus dem Übergewicht, das auch hier ästhetische Doctrin, aus völkerumfassender Kunstkenntniß gewonnen, über die historische Auffassung und Darstellung hat. Wohl aber tritt in seinem „Shakespeare" deutlich ein moralisirendes Element hervor, das allzu ängstlich bestrebt ist, die oft rein künstlerische, ja theatralische Structur der shakespearischen Dramen auf einen kahlen, dann und wann langweilig symmetrischen Grundriß von ethischen Ideen zurückzuführen. Noch schlimmer hat Gervinus geirrt in der einseitigen, maßlosen Überschätzung Händels, in dessen Musik er gleichfalls vorzugsweise „ein sittliches Bildungsmittel" erblickte; wie er dabei den wahren Charakter aller Tonkunst verkennen mußte, liegt auf der Hand.

So sind nun einmal die Werke dieses Mannes, anregend wie wenige sonst, oft zum Beifall, öfter zum Widerspruch, immer zum Nachdenken; ein reicher Geist spricht aus jeder Einzelheit, aber aus dem Ganzen kein großer, oft ersticken die leitenden Gedanken fast unter der erdrückenden Fülle anderer, die gesellig aus allen Provinzen seines weiten Wissensreiches herzuströmen — daher sein übertriebener Hang zu Parallelen und Antithesen. Es ist schwerer, aufzuhören mit der Rede über seine denkwürdige Erscheinung, als damit zu beginnen. Man hüte sich, Welt und Kunst mit seinen Augen zu betrachten, aber man rühme ihm nach, daß, wenn er zu den größten Doctrinären aller Zeiten gehört, er auch der ehrlichsten einer gewesen ist.

---

11. An J. G. Droysen *).

In Schlesien, das durch den kühnsten Flug der preußischen Politik dem neuen deutschen Staate gewonnen ward, in Breslau zumal, wo dieser Staat sich ein Herz faßte, durch den Aufruf zum Freiheitskampf über Yorks erlösende That den Segen zu sprechen, darf der Kreis derer, die der vaterländischen Geschichte Antheil und Pflege widmen, Ihren siebzigsten Geburtstag nicht ohne Gruß des Dankes und der Verehrung vorüberlassen.

Von dem Ideal eines deutschen Professors der Geschichte, wie es Friedrich der Große vor bald hundert Jahren in dem Sendschreiben über unsere Literatur hoffnungsvoll gezeichnet, haben unter so manchen Genossen der Arbeit und des Verdienstes vornehmlich Sie durch Ihre Wirksamkeit in Schrift und Lehre vielen und wesentlichen Zügen zum Dasein verholfen. Er wird ausgehen von den alten Historien, sagt der König, und wird schließen mit den modernen. Vor allem der deutschen Geschichte wird er sich befleißigen als der merkwürdigsten für uns Deutsche. Nicht aber ins

*) Adresse des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens an sein Ehrenmitglied zum 6. Juli 1878; gedruckt in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens, Breslau 1878.

Dunkel der quellenarmen Urzeit soll er sich da versenken, noch bei den abgestorbenen Gestalten des Mittelalters lange verweilen; erst vom dreizehnten Jahrhundert an, von den Grundlagen der neuen territorialen Bildungen aus soll er mit wachsender Ausführlichkeit den Lauf der deutschen Geschicke durch die europäischen Verwicklungen hin verfolgen, den Blick stets auf die Gegenwart und, was in ihr aus der Vergangenheit fortlebt, gerichtet. Ohne Ansehen der Person soll er die guten Thaten loben und die schlechten tadeln, die großen Angelegenheiten der Völker und Staaten mit der Würde behandeln, die ihnen zukommt.

Nicht das Wort des großen Königs freilich, vielmehr sein Werk hat Sie solche Wege gewiesen; früh und entschieden vor anderen verbanden Sie mit der Kraft nationaler Empfindung die Klarheit politischer Einsicht in die deutsche Art und Bestimmung des Staates der Hohenzollern. Aus dem Schiffbruch noch unzeitiger Handlungen hat dann niemand standhafter als Sie die feste Gesinnung gerettet; gerade nun, wo der Glaube an Preußens Zukunft rings verloren schien, unternahmen Sie, ihn für sich und uns aus Preußens Vergangenheit historisch geläutert zu begründen. Jahrzehnte lang haben Sie seitdem allen Fleiß unablässiger Forschung, allen Ernst scharfsinniger Kritik, alle Fülle originaler Gedanken, allen Einfluß thätiger Anregung auf diesen einen gewaltigen Gegenstand gewandt. Wohl galt es männliche Entsagung, um von dem nachdichtenden Genusse attischer Dramen zur formlosen Masse deutscher Actenprosa herabzusteigen, statt der leuchtenden Königsgestalt Alexanders das verdüsterte Heldenthum des alten York zu schildern, aus dem Culturkreise des Hellenismus, der Morgen- und Abendland einigend umfing, sich zurückzuziehen auf die stille Warte brandenburgischer Staatskunst. Doch solche Zucht mannhafter Resignation entsprach nicht bloß der sittlichen Strenge Ihres eigenen Wesens, die laut aus allen Ihren Urtheilen redet, sie bildete zugleich einen Grundzug eben des historischen Stoffes, welchen Ihre kunstfertige Hand nunmehr ergriffen; sie vermählte den Geist des Meisters mit der Natur seiner Arbeit und machte Sie würdig, Wollen und Walten des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen darzustellen.

Wessen Mühe ward je glänzender belohnt, als die Ihre? Während Sie noch im Schatten gleichsam des alten Baumes der preußischen Politik seine vergangene Blüthe aus treuer Erinnerung aufzeichneten, fiel Ihnen schon die reife Frucht in den Schoß. Die patriotische Hoffnung, die überm Forschen und Schreiben Ihre Seele in Spannung hielt, ist in reichstem Maß erfüllt worden. Zwar den anderen wohlverdienten Lohn, der in der wissenschaftlichen Wirkung und Anerkennung der von Ihnen gefundenen und verbreiteten historischen Wahrheiten liegt, vermag voll und gerecht erst die Nachwelt Ihrem Andenken darzureichen. Möchte jedoch heut, wo Freunde, Schüler und Verehrer lebendiges Zeugniß ablegen für das Ge-

deihen Ihres Thuns, wenigstens ein Vorgefühl des künftigen Dankes Sie erquicken! Uns aber vergönnen Sie freundlich den herzlichen Wunsch, daß Ihnen noch lange Freudigkeit und Frische dauere, zu vollbringen, was Sie sich vorgesetzt, oder was Ihnen fürder der Geist Ihrer Wissenschaft eingiebt; auf daß auch unser bescheidener Verein noch fernhin sich mit der Zierde Ihres Namens schmücken dürfe!

---

12. Döllingers akademische Vorträge*).

Dr. Max Lossen, Secretär der Münchener Akademie, dem Döllinger vor drei Jahren im Vorwort zum zweiten Bande seiner herrlichen Sammlung akademischer Vorträge für thätigen Beistand bei der Herausgabe herzlich gedankt, hat nun das Werk des Meisters in einem dritten Bande selbständig zum Abschluß gebracht. Er ist dabei mit all der achtsamen Hingebung verfahren, die zur Lösung solcher Aufgaben gehört; doch brauchen wir darüber nicht viel Worte zu machen: deutsche Treue versteht sich unter unseren Gelehrten nach wie vor von selbst.

Das Werk des Meisters — so dürfen wir die Sammlung trotz ihrer Mannigfaltigkeit bezeichnen, denn sie hat ihre Einheit in der Tiefe des hervorbringenden Geistes. In jedem dieser Vorträge ist gleichsam eine besondere Ader von edelstem Metall des Wissens angeschlagen; aber Glanz und Gehalt verrathen, daß die Gänge sich drinnen zusammenscharen: sie deuten hinab auf ein unerschöpfliches Lager historisch gewichtiger Gedanken, zu dem diese Einfahrt leider die letzte war.

Unsere Leser entsinnen sich der Zusammensetzung der früheren Bände. Der erste bestand aus zwölf in öffentlichen Sitzungen der Akademie gehaltenen, für den Druck zum Theil beträchtlich erweiterten Vorträgen von universalhistorischem Inhalt; denn auch Einzelgestalten aus der Schriftwelt, wie Dante und Aventin, waren dabei in das freie Licht der allgemeinen Geschichte gerückt. Die übrigen Gegenstände stammten aus Mittelalter und Neuzeit, Morgen- und Abendland, oder verbanden auch wohl beide Zeiten und Räume mit einander. Neben die Schicksale ganzer Völker und Länder traten welthistorisch bedeutsame Familien und Personen in ihrem Thun und Lassen, Wesen und Schein; wie der laute Gang der Waffen- und Ideenkämpfe, so ward der geräuschlose Strom friedlicher Cultureinflüsse aufmerksam begleitet. Der zweite Band führte sodann innerhalb eines nicht minder umfassenden Gesichtskreises in Universitätsreden und akademischen Ansprachen Gesammt- und Einzelbilder aus der Geschichte der Wissen-

*) Erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1891.

schaften, der Literatur, der gelehrten Anstalten selber vor. Auch hier werden mit beherrschendem Blick längst entschwundene Jahrhunderte und Tage der Gegenwart in geistige Beziehung gesetzt; von den Bestrebungen und Leistungen auf heimischem Boden leiten den Redner und mit ihm den Hörer oder Leser auswärtige Freundschaften des akademischen Körpers ohne Mühe in den abgesonderten Bereich portugiesischer Geschichtschreibung, in die seltsame Ferne ostindischer Gesittung hinüber.

In beiden Theilen jedoch, so verschieden sich ihre Wendung ausnimmt, bleibt Döllinger eigentlich immer bei derselben großen Sache: er spricht und schreibt als Kirchenhistoriker im höchsten und weitesten Sinne des Wortes. Auch im äußeren universalgeschichtlichen Dasein der Nationen und Helden erkennt er, rein oder getrübt, den Lebensodem der Religion; auch in den Gebilden der Wissenschaft und Literatur verehrt er im Grunde nichts anderes, als den gleichen Wahrheitstrieb, wie im Glauben auf den göttlichen Kern der Welt, so hier auseinanderstrahlend auf die Breite der Wirklichkeit gerichtet. So ist die Form seiner Anschauung ebenfalls die historische des Theologen: er begreift die Entscheidungen des Geschicks und versteht die Entschlüsse der Volks- und Einzelgeister; allein er beugt sich vor jenen nicht ganz und billigt noch weniger diese alle. Von der ruhigen Spiegelung der Dinge nach Ranke's Art bleibt er mit Wissen und Willen entfernt; auch der Fluß seiner Sprache zeigt nicht die nämliche glatte Oberfläche. Überraschend tritt nicht selten ein neuer Gedanke aus dem Hintergrund hervor; aber einleuchtend, wie er sich sofort erweist, läßt er im Gefühl keinen Zweifel aufkommen an einem dem Ohr oder Auge verborgenen Zusammenhang.

Der dritte Band*) nun bringt Ergänzungen zu beiden früheren. Von seinen zwölf Stücken war nur eines ehedem gedruckt, die übrigen wurden dem handschriftlichen Nachlaß enthoben. Die meisten darunter sind nicht ohne Lücken überliefert; was aber irgend erhalten blieb, ist merkwürdig und gediegen. Den Reigen eröffnen zwei weitere Rectoratsreden von 1867 und 1871; in der letzteren begrüßt der Sprecher mit Hoffnung und Mahnung das neue Deutsche Reich. Von fünf akademischen Festreden gehören zwei der literargeschichtlichen Sphäre an, sie behandeln Darstellung und Beurtheilung der französischen Revolution und den Antheil Nordamerika's an der Literatur. Bei weitem höheren Flug nehmen die anderen, universalhistorischen: über Religionsstifter und Geschichte der religiösen Freiheit, die erstere zumal ein Meisterstück vergleichender weltgeschichtlicher Betrachtung; ferner über den Untergang des Tempelordens, Döllingers letzte Ansprache, von mächtigem Eindruck durch die sittliche Entschiedenheit,

*) Akademische Vorträge von J. v. Döllinger. III. Band. München, C. H. Beck. 1891.

mit welcher hier ein Wahrspruch, den die bloße Einsicht des Forschers nach Lage der Quellenberichte versagen muß, getrost — zugunsten der Angeklagten — von dem Gewissen des greisen Redners ertheilt wird.

Mit dem Rest des Bandes hat es eine etwas andere Bewandtniß. Die fünf Nummern, in denen das Kaiserthum Karls des Großen, die Schenkungsurkunden der Kaiser für die Päpste, die Ermordung Herzog Ludwigs von Bayern, der Übergang des Papstthums an die Franzosen und die Katastrophe Bonifaz' VIII. zu Anagni historisch erläutert werden, sind nicht gleich allen übrigen Stücken der Sammlung in öffentlichen Sitzungen oder an Festtagen vor gemischter Hörerschaft, sondern im Ringe der akademischen Genossen selber vorgetragen und demgemäß auch in der späteren Bearbeitung mehr zu gelehrten Abhandlungen ausgebildet worden. So vor allem die vorlängst veröffentlichte großartige Arbeit über das Kaiserthum Karls des Großen in ihrer zwiefachen Entwicklung, in der das centrale Ereigniß der mittleren Geschichte aus der Vergangenheit überzeugend erklärt und zugleich seine Wirkung auf die abirrende Phantasie der Folgezeit beleuchtet ward. Ein für allemal hat dabei der Wahrheitssinn Döllingers das Andenken Karls von dem Flecken einer verstellten Haltung in der Weihestunde seines Lebens gereinigt. Von den vier bisher ungedruckten Vorträgen dieser Reihe ist der über die Schenkungsurkunden, wenigstens materiell, veraltet, der den Übergang des Papstthums an die Franzosen betreffende aphoristisch behandelt. Anagni dagegen ist durch erschöpfendes Zusammengreifen von Untersuchung und Erzählung, die Ermordung Herzog Ludwigs — die mit vollem Recht Kaiser Friedrich II. zur Last gelegt wird — durch Schärfe und Wucht der Beweisführung in hohem Grade ausgezeichnet. Auch in diesen Nummern ist übrigens durchweg die freilich strengere wissenschaftliche Darlegung, gerade wegen ihrer Reife, jedem gebildeten Leser verständlich.

Akademische Reden und Vorträge nehmen in unserem deutschen Schriftthum einen eigenen, vornehmen Rang ein. Unsere besten Geister stellen sich in ihnen, durch edle Gelegenheit aus ihrer sinnvollen Versenkung herausgelockt, mit ernstem Bemühen der dankbaren Menge mit feierlichen Gaben in den Händen dar. Unter allen Sammlungen solcher Geschenke aber sucht die der Vorträge Döllingers an Reichthum, Weisheit und ursprünglicher Schönheit ihresgleichen.

---

13. Heinrich von Treitschke †*).

Kaum über die Mitte seines zweiundsechzigsten Lebensjahres hinaus, in der Fülle der Arbeit, auf der Höhe des Erfolgs, ist Heinrich v. Treitschke

*) Erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1896.

am 28. April 1896 dem schweren Leiden, das ihn erst vor acht Wochen ernstlich befiel, der acuten Brightschen Krankheit, rasch erlegen. Unsere größte Universität verliert in ihm ihren persönlich gewaltigsten und wirksamsten Lehrer, die Kunst der Geschichtschreibung einen Meister von darstellender Kraft, dessengleichen Völker und Zeiten selten zu erzeugen pflegen. Der deutschen Literatur hinterläßt er den vornehmsten Ausdruck des nationalpolitischen Geistes im Zeitalter unserer Einheitskriege; dem Vaterlande bot er in Freud' und Leid jederzeit den eifrigsten, schwungvollsten Zuspruch dar. Ein heroisches Gemüth von tiefem Gefühl, starkem Willen, feuriger Leidenschaft, hat er Haß wie Liebe geweckt, der Menschen unter einander wie gegenüber ihm selbst: Freund und Feind werden seine mächtige Erscheinung niemals vergessen. —

„Ausgeathmet hat der gute Cid", trauernde Freunde lassen ihn auch so noch zum gewohnten Siege reiten. Die Neue Folge der „Deutschen Kämpfe" Treitschke's*) umfaßt in 29 Stücken außer zwei Kaiserreden und einer Ansprache an Studenten die letzten seiner publicistischen Arbeiten, längere und kürzere Aufsätze, meist aus den „Preußischen Jahrbüchern", von dem Artikel „Unsere Aussichten" an, der im November 1879 die neue europäische Lage seit der Abkehr Rußlands von Deutschland nach dem Berliner Congreß beleuchtete und zugleich das Signal zum Streit wider jüdische Überhebung gab, bis zu dem mächtigen Warnruf, den er im März 1892 in der Allgemeinen Zeitung gegen den Entwurf des preußischen Volksschulgesetzes erhob. Treitschke's Geist und Herz sprachen sich in diesen Jahren nicht mehr in erster Linie journalistisch und essayistisch aus, er versenkte beides zu noch höherem Gewinn für uns vornehmlich in die drei letzten, reifsten Bände seiner deutschen Geschichte; nicht Muth und Hoffnung — denn die verließen ihn erst mit dem letzten Athemzug —, wohl aber die theilnehmende Freude am öffentlichen Leben um ihn her schwand ihm sichtlich seit 1888; 1889 nahm er von den „Preußischen Jahrbüchern" Abschied. So hat er denn den Zorn über englischen Einfluß und Übermuth und was ihn sonst in ritterliche Wallung brachte, mehr in der Stille in das Ohr der Vertrauten ausgeschüttet; nach dem Ende des jüdischen Kriegs ergriff er noch am liebsten insachen der nationalen Bildung, die er so herrlich in sich darstellte, öffentlich das Wort, über Gymnasium, Bibliothek und Volksschule. Allein wenngleich dieser Band nicht mehr den ganzen Treitschke zeigt, auch im halben bleibt noch jeder Zoll der wohlbekannte Held, der Campeador der deutschen Literatur, gewaltig und innig, hochherzig und fröhlich, weit über alle Denker, Dichter und Künstler hinaus der treueste und reichste Ausdruck unserer an Thaten

*) Leipzig, S. Hirzel 1896.

größten Zeit. Sehr merkwürdig ist demgegenüber der Eindruck, den die Sammlung der Reichstagsreden Treitschke's*) dem Leser hinterläßt. Wie der Herausgeber Mittelstädt richtig andeutet: diese wirklich gehaltenen politischen Reden des Schriftstellers, dem als solchem an politisch leidenschaftlicher Beredsamkeit kein anderer gleichkommt, sind auffallend arm an pathetischen Stellen. Der Schwung, den auch sie verrathen, ist der des politischen Verstandes; in der Abwesenheit jeder Phrase zeigt sich statt der falschen die echte parlamentarische Kunst. Solche Ansprachen lassen sich dicht neben die besten englischen Muster stellen: germanische Rhetorik, sachlich, männlich, schlicht; dort erklärlich durch eine Vorübung von Jahrhunderten, hier durch eingeborenes Talent. Eben hierüber belehrt überraschend die leicht, aber gut geschriebene, durch zahllose Mittheilungen aus unbekannten Briefen wundervoll belebte Darstellung der ersten Lebenshälfte Treitschke's von Schiemanns Hand**). Treitschke war Dichter der Anschauung, Politiker der Einsicht nach und beides gleichermaßen von Kindesbeinen an. Die Klarheit, mit der er, noch nicht funfzehnjährig, 1849 dem Vater über Revolution und Bürgerkrieg in Sachsen berichtet, versetzt uns in Erstaunen. Und so war Staatswissenschaft das Gebiet seiner originalen Ideen, poetische Beseelung die Form seiner historischen Kunst. Vor der Gefahr, die hierin für die geschichtliche Reinheit liegt, bewahrte ihn der einfach große Wahrheitssinn, der sein Leben von Jugend auf durchleuchtet; vor der anderen Gefahr, in technisch staatsgemäßer Empfindung der Fülle des immer nur halb politischen Völkerlebens nicht gerecht zu werden, hat ihn der offene Blick für jede Blüthe des Geistes ebenso sicher behütet. Alles traf zusammen, um aus ihm in der ganzen Welt der Geschichtschreibung eine einzige Erscheinung zu machen, wie Beethoven oder Michelangelo in Musik und Malerei — was nicht ausschließt, daß man in Ranke den größten Historiker, in Mozart und Rafael die am meisten musikalischen oder malerischen Genien verehrt; denn die Natur spottet der menschlichen Arbeitstheilung, wenn sie die Geister aus dem Mischkrug ihrer Gaben schöpft. Ihre Einheiten sind die Individuen; gerade davon überzeugt uns schlagend Schiemanns Biographie durch die seltene Geschlossenheit einer so vollen Persönlichkeit, wie die Treitschke's war, durch die ebenso seltene Geradlinigkeit ihrer so hoch hinaufwachsenden Entwicklung. Selbst das Unglück der Taubheit verdichtete nur das Wesen dieses Mannes, die tragische Entfremdung des Vaters bestärkte es in sich selbst.

*) Ebenda 1896.

**) Heinrich v. Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. Erzählt von Theodor Schiemann. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1896.

14. Ernst Curtius †*).

Am 11. Juli 1896 ist Ernst Curtius in Berlin im 82. Lebensjahr einem Blasenleiden erlegen, das ihn seit einigen Monaten heimgesucht. Mit ihm scheidet eine der liebenswürdigsten Gestalten aus der deutschen Gelehrtenwelt, eine künstlerische Erscheinung, die auf dem feinen bartlosen Angesicht einen fast träumerischen Anflug trug, ein Mann von seltener Hoheit, Reinheit und vor allem Zartheit des Sinnes, der in Erforschung und Darstellung des griechischen Alterthums zeitlebens den idealen Zug empfand und kundgab, wie er ihn einst in der Jugend, vom Abendhauch unserer classischen Zeit berührt, in seine Seele aufgenommen. Geboren in der stillen historischen Luft des alten Lübeck am 2. September 1814 als Sohn eines geistig hochstrebenden Syndikus, Freund und Gefährte Emanuel Geibels, selber poetisch angeregt, ganz besonders begabt für den edlen Ausdruck in leichtgebauter, wohllautender Prosa, ward er von den Meistern der aufblühenden Philologie in Bonn, Göttingen und Berlin in die hellenischen Studien eingeweiht und sah vornehmlich zu Otfried Müllers kühner Gestalt mit Bewunderung empor. Von Karl Ritter empfing er den Antrieb, die Landesnatur in ihren geschichtlichen Wirkungen sinnig auszubeuten. So ausgerüstet ging er früh und spät wiederholt nach Griechenland, um mit genauer Ortskunde gelehrte und phantasiereiche Betrachtung der Vergangenheit in historischer wie sagenhafter Überlieferung, sehnsüchtige Erforschung und gemüthvolle Würdigung der Kunstdenkmäler zu verbinden. In der anmuthigsten Vereinigung erscheint das alles in seinem „Peleponnesos“, einer zweibändigen Schilderung, der hernach als ein anderes Hauptwerk die populär geschriebene „Griechische Geschichte“ in drei Bänden folgte. Diese nun ward nicht bloß von Mommsens römischer, ihrem Gegenstück in derselben Sammlung von Handbüchern, gewaltig überstrahlt; auch an sich ist sie von geringerem Gehalt, da Curtius eine wahrhaft politische Auffassung fern lag, — ihr Werth besteht in der einheitlichen Stimmung, mit der das geistige Gesammtwesen des alten Hellenenthums ergriffen und vorgeführt wird. Eine reiche Fülle von gediegenem Ertrag enthält dagegen wieder die Mehrzahl der wissenschaftlich antiquarischen Abhandlungen und Studien, die Curtius Jahrzehnte hindurch unermüdlich hervorbrachte; mit Recht hat er auch die zahlreichen Festreden und Ansprachen, die er in Göttingen und Berlin an der Universität oder Akademie gehalten, als Muster geistvoll beschaulicher, mild eindringender Beredsamkeit gesammelt in Druck gegeben. Als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaisers Friedrich, ent-

*) Nachruf in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1896.

faltete er die sittlichen Vorzüge seiner Persönlichkeit, wenn sich auch nicht verhehlen läßt, daß die ohnehin weiche Seele des jungen Fürsten für Herrscheraufgaben, denen ihn hernach sein Jammergeschick vorzeitig enthob, wohl noch einer härteren Zucht, eines männlicheren Vorbildes, bedurft hätte. Was Curtius vor allem unvergeßlich erhalten wird, bildete bereits das schönste Glück seiner Lebenstage. Von früh an hatte er die Aufgrabung der Stätte von Olympia als hohes Ziel der realen Alterthumsforschung ins Auge gefaßt und gepredigt; mit unabläßiger Energie hielt er den Gedanken fest, ersah zur Ausführung die rechte Zeit, förderte klug und eifrig das große Unternehmen bis ans erwünschte Ende und erntete den zwiefachen Ruhm vorausbedachter und -gesagter wichtiger Entdeckungen, die zugleich in der uneigennützigen Form, in der sie geschahen, eine neue Aera internationaler Kunstpolitik heraufführten. Jener Vertrag, der Griechenland die von uns gefundenen Originale zu eigen ließ, ist so recht aus der innersten Gesinnung eines Mannes, wie Curtius war, entsprungen: daß die Gewissenlosigkeit des heutigen Griechenlands, wie sie in dessen Finanzpolitik hervortritt, eine so vornehme Behandlung irgend verdient habe, läßt sich freilich nicht behaupten. Welche Freude dann für den rüstigen Greis, als Schüler und Freunde an seinem achtzigsten Geburtstage seine Marmorherme im Museum zu Olympia aufstellten und ihn als bekränzten Sieger im geistigen Wettkampf der Alterthumswissenschaft feierten! Mit dem innigen Dank einer heiteren Frömmigkeit, die ihn auch den großen vaterländischen Erlebnissen gegenüber erfüllte, nahm er die ausgewählte Huldigung hin: in der gleichen Fassung und Haltung, immer maßvoll, wohlwollend und wohlthuend in Gedanken und Worten, ein ästhetischer Charakter, Hellene von christlichem Glauben und deutscher Redlichkeit, hat er seine Tage ausgelebt.

---

13. Alfred v. Arneth †*).

Am 30. Juli 1897, auf der Schwelle seines 79. Jahrs, hat Alfred Ritter v. Arneth, der namhafteste Geschichtschreiber Österreichs, zu Wien, in der Stadt seiner Geburt, nach kurzer Krankheit sein reiches und glückliches Leben beschlossen. Er selbst hat dies Leben als Siebziger mit der ihm eigenen freundlichen Lauterkeit zunächst den Seinen schlicht erzählt; aber mit vollem Recht ward dies Muster einer redlichen Autobiographie alsbald auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, sodaß, wer ihm heute ein Wort des Andenkens nachruft, vor deutschen Lesern von einem guten Bekannten sprechen kann. Natur und Erziehung verdankte er den besten und

*) Nachruf in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1897.

liebenswürdigsten Eltern, dem Archäologen und Münzkundigen Joseph v. Arneth und der Hofschauspielerin Toni Adamberger, Theodor Körners hinterlassener Braut. Im Stift zu Kremsmünster erwarb er seine Gymnasialbildung, studierte die Rechte in Wien, war seit 1841 eine Reihe von Jahren als Beamter in der Staatskanzlei oder mit sonstigen politischen Aufgaben beschäftigt, die ihm jedoch Muße genug vergönnten, um mit seinen ersten historischen Arbeiten, dem Leben des Grafen Guido v. Starhemberg (1853) und dem dreibändigen Werke „Prinz Eugen von Savoyen" (1858—59) hervorzutreten, und ward 1860 zum Vicedirector des Staatsarchivs ernannt, als dessen Director er seit 1868 durch den Grundsatz weitherziger Erschließung den ausländischen wie den einheimischen Besuchern gegenüber eine neue Epoche der modernen Geschichtsforschung nicht für Österreich allein heraufführte. Von 1863—1879 erschien sein Hauptwerk, die Geschichte Maria Theresia's in zehn Bänden, das er durch eine Fülle von verwandten Publicationen ergänzte, wie Ausgaben des Briefwechsels der Kaiserin mit ihren Kindern und dieser unter einander, oder gediegene Abhandlungen zur Geschichte jener Zeit, durchweg auf archivalische Studien gegründet. In die Akademie der Wissenschaften ward er 1858 gewählt, seit Rokitansky's Tode 1879 stand er als Präsident an ihrer Spitze.

Im Wesen und Wirken bot Arneth die vollkommenste Erscheinung eines deutschen Österreichers dar; und zwar gelang ihm dies, ohne daß man an ihm eine Spur von Genialität, noch auch einen besonders scharf gezeichneten Zug von origineller Eigenart hätte wahrnehmen können. Kerngesund und regelmäßig schön wie seine leibliche Gestalt war auch die Form seines Geistes und Gemüths; klug und klar, fest und warm, fein und vornehm, maßvoll und verbindlich: im sicheren Gleichgewicht solcher Eigenschaften, in der wohlthuenden Vereinigung menschlicher Tugenden überhaupt mit der ernsten Hingabe an Beruf und Pflicht lag der einfache Zauber seiner Persönlichkeit, liegt der echte, dauerhafte Werth seines emsigen Schaffens. Es bezeichnet seine Geschichtschreibung, daß sie durchweg einen biographischen Charakter trägt; mit derselben kunstlosen und doch wohlbedachten Wahrhaftigkeit, wie er sich selber gab, läßt er auch seine Helden hervortreten — fast geräuschlos führt seine historische Muse den Prinzen Eugen wie Maria Theresia auf den ruhmvollen Platz, den sie so für immer behaupten werden.

Aber Arneths Biographien sind Darstellungen politisch wirksamer Menschen, und so hat er zugleich die Staatsgeschichte Österreichs im 18. Jahrhundert mit persönlich belebter Sachkunde seinen Büchern einverleibt. War er doch selber als Politiker wie als Patriot erfahren und bewährt: anfrichtiger Katholik, aber jedem Klerikalismus abhold, besonnen liberal und seinem Herrscherhause treu ergeben. Sein Herz schlug für die

Machtstellung der österreichischen Monarchie in der Welt, wie für ihre Staatseinheit im Innern unter entschiedenem Vorwalten des deutschen Elements. So hat er als junger großdeutscher Abgeordneter im Frankfurter Parlament, wie hernach im niederösterreichischen Landtag, in den Delegationen und zumal seit 1869 im Herrenhause, wo er sich am wohlsten fühlte, auf dem linken Flügel der Verfassungspartei eine stets eifrige, nicht selten heilsam eingreifende Thätigkeit entfaltet. Mit tiefer Wehmuth sah er den Ausgang der Kriege von 1859 und 1866, mit wachsender Sorge später daheim das Übermaß von Nachgiebigkeit gegen Magyaren und Slaven; nichtsdestoweniger hielt er unverzagt den Glauben an die Größe Österreichs fest, die er in ihren glänzendsten geschichtlichen Erscheinungen so treu vergegenwärtigt hatte. Wer möchte ihm verargen, wenn er über das erste Auftreten Friedrichs des Großen bitter feindselig, ja mit sittlichem Abscheu geurtheilt hat? Von dessen Schilderhebung ging ja die Bewegung aus, die zur völligen Absonderung Österreichs von Deutschland führen mußte. Für den siebenjährigen Krieg jedoch den König verantwortlich zu machen, war Arneth viel zu einsichtig und zu gerecht; die neueste Irrlehre kann sich nirgend auf ihn berufen. Und die gleiche Offenheit, mit der er hier die planvolle Politik eines Kaunitz dargelegt, schien dem beherzten Geschichtsforscher für die ganze Vergangenheit seines Vaterlandes geboten. Der großartige Entschluß, den auf seinen Antrieb zuerst unter allen Mächten das früher so lichtscheue Österreich gefaßt, mit der Gewohnheit der Geheimhaltung geschichtlicher Documente gründlich zu brechen: er war nichts anderes als ein Ausfluß der patriotischen Überzeugung Arneths, daß die vielverdächtigte habsburgische Politik sich am geschicktesten selber vertheidigen werde. Österreich erwies sich besser, als sein Ruf im Munde der Droysen, Häusser, Sybel und ihrer Schüler gewesen.

Von deutscher Seite ward denn auch Arneths Bedeutung für die Sache der historischen Studien willig anerkannt; unsere besten Meister, Ranke wie Döllinger, schätzten ihn und seine Leistung nach Verdienst. 1864 ward er in die historische Commission bei der Münchener Akademie aufgenommen, die ihn 1896 nach Sybels Tode sogar zu ihrem Vorsitzenden erkor. Eine Anregung, seine Maria Theresia 1878 mit dem Berliner Verdunpreis zu krönen, drang nicht durch, und man faßte statt dessen den ausweichenden Beschluß, das anonyme preußische Generalstabswerk über den Krieg von 1870 mit dieser Ehre zu bedenken; aber den preußischen Orden pour le mérite für Wissenschaft und Kunst hat Arneth bald darauf erhalten, denn die Schatten Friedrichs und Maria Theresia's waren endlich auch in der Geschichtschreibung mit einander ausgesöhnt. Die Berliner Archivleitung ist unter Duncker und Sybel dem bahnbrechenden Wiener Beispiel gefolgt. Heut aber trauern die Freunde deutscher Wissenschaft

ohne Ausnahme um den ritterlichen Österreicher als um einen der Ihren, den thätigsten und erfolgreichsten Arbeiter auf dem Felde der neueren Geschichte, der seit Sybels und Treitschke's Hingang noch unter uns gewandelt.

---

16. Jacob Burckhardt † *).

In Jacob Burckhardt, der am 9. August 1897 fast achtzigjährig in seiner Vaterstadt Basel gestorben ist, verliert die Schweiz ihren größten Gelehrten, die deutsche historische Wissenschaft eine ihrer merkwürdigsten Gestalten. Von der Theologie ging er schon in der Heimath zur Literatur und Geschichte über und wandte sich dann in Berlin, mit Franz Kugler befreundet, der aufblühenden Kunstforschung zu. Nach Basel zurückgekehrt, erhielt er eine Professur für Geschichte und Kunstgeschichte, die er eine Zeit lang mit dem gleichen Amt am Zürcher Polytechnikum vertauscht, hernach jedoch wieder eingenommen hat, bis er 1893 hochbetagt in den Ruhestand trat. In die funfziger und sechziger Jahre fällt die Vollendung der vier Hauptwerke, die ihn berühmt gemacht haben: 1853 erschien „Die Zeit Constantins des Großen", 1855 „Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens", 1860 „Die Cultur der Renaissance in Italien", 1868 endlich die „Geschichte der Renaissance in Italien", d. h. ihrer Architektur, als erster Theil einer mit Lübke zusammen unternommenen „Geschichte der neueren Baukunst". Burckhardt ist kein Geschichtschreiber, kein Historiker in dem engeren Sinne, daß er den Verlauf des Geschehens darzustellen, dem Strome der Begebenheit zu folgen unternähme; selbst in seinem Constantin bemerkt man kaum einen Anlauf zu wirklicher Erzählung, sein Cicerone wandert naturgemäß von Ort zu Ort, die Geschichte der Renaissance schildert nicht die zeitliche Entwicklung der Architektur, sondern zerlegt den Stoff aphoristisch in thematische Capitel, das wundervolle Gemälde der Cultur der Renaissance zerfällt in große und kleine Gruppen innerlich verwandter Thatsachen. Soweit es aber gilt, geschichtliche Erscheinungen der Literatur, der Kunst, des Einzeldaseins und des Gemeinlebens zugleich je für sich in ihrer eigenen Bestimmtheit äußerlich zu erfassen und in ihrer Verbindung mit dem Geist und Charakter des Zeitalters von innen her zu erleuchten, wird man kaum einen größeren, oder wenigstens keinen geistvolleren Historiker unter den unseren antreffen. Staat, Recht und Wirthschaft liegen seinem Verständniß oder seiner Theilnahme freilich fern; alles andere jedoch, was man ehedem besonders unter Cultur verstand, von der Religion bis herab zu den Kleinigkeiten des Tages, in

*) Nachruf in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1897.

denen noch irgend die geistige Natur einer Epoche zu erkennen ist, beherrscht er mit umfassender Quellenkunde, lebendiger Anschauung, in die Tiefe dringendem Urtheil. Burckhardts Lebensluft weht in Italien und dessen Renaissance; selbst das Alterthum genießt er zumeist in dem Anhauch, den diese neue Zeit einer künstlerisch ausgestalteten Humanität von jenem empfangen hat. Im Constantin malt er meisterhaft die Zersetzung des antiken Wesens, dem Christenthum wird er historisch nicht ganz gerecht, an den Germanen geht er stumm vorüber. Wohl ist die italienische Kunst bisweilen schwärmerischer gefeiert worden, als in Burckhardts Cicerone oder in seiner Geschichte der Baukunst, aber niemals mit einer so scharf und sicher begründeten Begeisterung, deren Wahrsprüche denn auch in der Seele tausender von Pilgern und Lesern haften geblieben sind. Auf Burckhardts „Cultur der Renaissance" endlich, seinem an Ideengehalt reichsten, in der Composition geschlossensten, von Pointen der Darstellung über und über funkelnden Buche, beruht die Ansicht, die wir heute allgemein von der weltgeschichtlichen Bedeutung jener Bewegung hegen; er zuerst hat in der Renaissance den inneren Proceß des Ausreifens der italienischen Nation zum modernen geistigen Dasein überhaupt erkannt, wovon die Wiederaneignung antiker Cultur nicht sowohl die Ursache als die Wirkung war. Daß dabei enthusiastische Einseitigkeit mit unterläuft, daß Italien hier eine nahezu universelle Bedeutung beigemessen wird, der gegenüber die deutsche Reformation und so manche andere epochemachende Leistung zu kurz käme, darf nicht verschwiegen werden. Burckhardt selber hat dies später bis zu einem gewissen Grade gefühlt, aber seine Gedanken waren so fest zusammengeballt und ihr Ausdruck so fein geschliffen, daß er sich zu Umwandlungen nicht verstehen mochte; lieber brachte er es über sich, die Herstellung neuer Auflagen seiner so durch und durch persönlich eigenartigen Werke den Händen jüngerer, zum Theil unsäglich geringerer Arbeiter zu überlassen, — wer den Geist dem Wissen vorzieht, greife zu den alten.

---

17. An Theodor Mommsen*).

Sie heut als Achtziger mit frohem Glückwunsch zu begrüßen, gilt uns wie allen, denen der Ruhm deutscher Wissenschaft am Herzen liegt, als willkommene Pflicht.

Rerum gestarum memoria principis terrarum populi — es ist und bleibt der größte historische Gegenstand, dem Sie ein Leben von seltener Kraft, überreich an Arbeit und Ertrag, unablässig gewidmet haben. Was

*) Adresse der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. zum 30. November 1897; bisher ungedruckt.

Sie geschaffen, trägt denn auch selber Züge des Römerwerks: gewaltig an Umfang, tief gegründet, fest gewölbt, streng beherrscht von folgerecht ordnenden Gedanken.

Und doch zugleich wie lebendig beseelt vom beweglichsten modernen Hauch ist alles, was Ihre Forschung, Ihre Darstellung uns gespendet! Kritik und Anschauung, Witz und Gemüth, Kühnheit und Ehrfurcht boten einander die Hand, um die echt deutsche Aufgabe abermals zu lösen: die antike Welt, die wir von außen zertrümmert, im eigenen Geiste dauerhaft wiederzugestalten.

Ein Dasein wie das Ihre verzehrt und erquickt sich täglich wirksam selbst; wir aber genießen dankbar seine Früchte mit und wünschen von Herzen neue Jahre voll des alten Segens.

---

18. Der Einzug der Sieger in Berlin 1871 *).

Feste sollte man nur mitmachen, nicht beschreiben; zumal wo alles auf Glanz und Schau berechnet ist, nimmt sich das erzählende Wort nachher gar dürftig aus gegen die nachschimmernde Erinnerung. Diesmal aber mögen unsere Leser nicht zürnen, wenn wir der großen Siegesfeier von Berlin rühmend gedenken; galt sie doch nicht für diese Stadt allein, sondern vorbildlich für das Reich überhaupt; ja die fremden Nationen, wie sie dem Gange des Krieges in theilnehmender Spannung gefolgt, so waren sie nun zahlreich herbeigekommen, um unseren Siegesdank, unsere Friedensfreude mit anzuschauen, soweit sich solche Gefühle dem äußeren Auge darzustellen vermögen.

Es war ein buntes Treiben auf den Eisenbahnen die vorige Woche hindurch: mancher Fahrgast zwar sah mit trüber Besorgniß, wie noch am Dienstag und Mittwoch der Regen hie und da sprühend an die Glasscheiben des Wagens schlug, und gedachte mit erzwungenem Humor des schwer errungenen, kostbaren Nachtquartiers; der echte Berliner aber, so naturwissenschaftlich auch durch jahrelange Lectüre der Witterungsdepeschen in seiner Zeitung allmählich seine Ansicht vom Wetter geworden, hielt doch nicht minder den Glauben aufrecht an „das Glück Kaiser Wilhelms“, dem von der ersten Fahnenweihe an zu allen seinen Festtagen unter freiem Himmel eine freundliche Sonne geleuchtet. Auch diesmal trog die heitere Zuversicht nicht. Gegen den fernen Horizont der märkischen Ebenen zogen die Wolken abregnend hinunter, von den Eichen und Linden zwischen Roggen- und Haferfeldstreifen troff es noch eine Weile in den immer dürstenden Sandboden herab, doch die Nachmittagssonne drang schon kräftig

*) Erschien 1871 in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel.

in die Kiefernheiden, die röthlichen Stämme tief einwärts eintönig überglänzend. Endlich nahte das Ziel, man brach die Räuber- und Wundergeschichten von unerschwinglichen Preisen der Aussichtsfenster und Hotelbetten, von tausenden herübergekommener Amerikaner, von allerhand seltsamer Festindustrie und Bauernfängerei ab und warf sich ins Gedränge des Bahnhofs, um die ungewohnte Fußwanderung durch die wimmelnde Stadt anzutreten, wenn man nicht zeitig telegraphisch eine müdschleichende Droschke belegt hatte.

Aber diese Wanderung lohnte reichlich der Mühe: gerade die Tage letzter Vorbereitung boten die anziehendsten Bilder bewegten und doch gehaltenen Volkslebens dar. Eine fröhliche Menge schob sich plaudernd und staunend durcheinander, Soldaten und Offiziere aller Waffengattungen, viele mit dem Kreuze geschmückt, leider auch mancher am Stabe hinkend, von den Ihrigen umgeben, Familien aus Stadt und Land, der fremde Tourist den Operngucker umgeschnallt, am lautesten jubelnd und ausgelassen die liebe Schuljugend, der zu allem Guten noch obenein ein paar freie Tage bevorstanden. Auf jedem Rohr der zahllosen Kanonen, über deren Laffetten man mühsam hinwegstieg, ritten die Jungen, nicht anders als wären sie selber die stolzen Eroberer. An dem Mechanismus der Mitrailleusen versuchte sich noch halb ängstlich die Neugier. Über den wandelnden Massen, auf Leitern und Gerüsten, hingen und standen die Arbeiter, Hammer und Schlägel pochten, an den Masten zog man die Wimpel empor, die gewaltigen Tribünen wurden mit prächtigem Roth ausgeschlagen, die Laubgewinde von Pfeiler zu Pfeiler hinübergeschlungen: kurz alles in frischer und emsiger Thätigkeit, da man erst die letzten, hellen Tage über hatte ernstlich arbeiten können.

Wie sie aber fertig dastand, diese Triumphbahn von nahezu einer Meile Länge, erschien sie doch unvergleichlich in ihrem sinnvollen Gepränge. Schon die Hügelstraße vom Kreuzberg herunter lief die Reihe der Flaggenstangen, die sich bis zu den Linden fortsetzte: oben die preußischen Banner, in der Mitte, von bunten Fahnen umgeben, die vielartigen Wappen der Länder, Provinzen und Städte. Am Belleallianceplatze wies die mit goldener Mauerkrone gezierte Kolossalstatue der Berolina den einziehenden Truppen den Weg in die Königgrätzerstraße: mit den Gedanken an die neuen Siege vermählte sich da unwillkürlich das Andenken der alten. Eine fast endlose Reihe von großen und kleinen Tribünen belebte die Königgrätzerstraße, an den Plätzen wichen sie auseinander, zu hohen Amphitheatern aufsteigend. Der askanische war mit Altären besetzt, die im Schmuck ihrer Trophäen die Erinnerung an die ersten frischen Siege von Weißenburg und Wörth erweckten. Den großartigsten Eindruck machte der Platz am Potsdamer Thor. Zur Seite der antiken Wachtgebäude saßen die riesigen Gestalten der mühsam bezwungenen Städte Straßburg und Metz, jene

mit niedergesenkter Fackel, diese den Arm in die Seite gestemmt in düsterem Trotze dreinschauend, ein ergreifender Anblick. Zwischen ihnen aber auf ragendem Pfeiler, fast über den Häuptern der hohen Linden, die mit ernstem Grün den Hintergrund erfüllten, die heiter daherschwebende Gestalt der Siegesgöttin von Sedan, zu ihren Füßen im Kreise treppenartig übereinander gereiht die endlich schweigenden Geschütze, darüber die goldene Pracht der gefallenen Imperatorenadler mit den grellgefärbten Tüchern der blauweißrothen Tricoloren. Vom Potsdamer bis zum Brandenburger Thor führte der Siegesweg wie zur Erholung zwischen den Baummassen des Thiergartens und der vornehmen Parkgärten der Wilhelmsstraße hindurch; hier waren die Tribünen von den schirmenden Dächern der Kastanien und Silberpappeln überschattet. Der Platz vorm Brandenburger Thor gemahnte mit seinen Altären, Tafeln und hängenden Farbenteppichen an die ruhmwürdigen Anstrengungen der zweiten Kriegsperiode, an Paris und die Kämpfe in den Landschaften. Zugleich bereiteten hier schildhaltende Bären, die angekettet mit possierlichem Ernste Ehrenwacht um die Trophäen hielten, als Wappenthiere Berlins auf den Eintritt in die innere Stadt vor, wo das mächtige Thor nun zum anderenmale Besieger Frankreichs und der Napoleone zu seinen ernsten dorischen Pforten einziehen sah. Der weite Pariser Platz bot mit seinen elliptisch umlaufenden Tribünen wiederum das Bild einer antiken Arena. Durch einen hochrothen, mit Golde reich bestickten Baldachin betrat man die freundliche Straße Unter den Linden, hier reihten sich die Geschütze zu dichter Gasse zusammen, zwischen ihnen Candelaber und dreiseitige Pfeiler, die auf Dreifüßen Feuerbecken trugen; um die Pfeiler herum die orangefarbenen Kriegsdepeschen, an größeren Vasen Embleme der Feldpost und der Krankenpflege. An allen Kreuzwegen schauten von hohen Säulen Victorien den Einziehenden entgegen; zwischen ihnen hingen Velarien mit eindringlichen malerischen Darstellungen hernieder, Treue, Eintracht, Tapferkeit und Friedensliebe predigend wie die Sinnsprüche und Verse neben und unter ihnen. Das Akademiegebäude hatte die Pfeiler seines Obergeschosses mit den Bildnissen der Feldherren und Corpsführer geschmückt, in der Mitte stand über den Statuen der einander grüßenden Germania und Borussia die Kolossalbüste des Kaisers. Zuseiten der Schloßbrücke wehten von den Masten der Schiffe bunte Wimpel und Flaggen, unter den Gewinden zwischen den Marmorgruppen aus Krieg und Sieg hindurch ging der Weg vors Schloß, wo eine kolossale Germania thronte, Elsaß und Lothringen mütterlich umfangend. Am Postament gab ein Fries höchst lebensvolle, herzlich wahre Scenen der Rüstung, des Abschieds und des Auszugs von friedlich deutscher Volksarbeit hinweg zum heiligen Kampfe.

Es war ein Sommertag ohne Tadel, an dem der Einzug geschah, mancher Soldat hat ihn für den heißesten und anstrengendsten des Feld-

zugs erklärt; und doch, wer hätte nicht stolz und froh diese letzte Mühe erduldet? Unter Glockengeläut und Musik kamen sie herein, die Tribünen wogten und brausten mit Tücherschwenken und Hochrufen wie ein unruhiges Meer, von allen Seiten flogen Lorbeerkränze und Laubgewinde herab. Voran die lange Cavalcade der Führer, abtheilungsweise geordnet. Hier ersah man sich einen der Generalstabschefs, der stillen Lenker der Schlachten, zu jubelnder Begrüßung aus, dort traf der jauchzende Zuruf einen Corpsführer. Vor allen aber genossen neben einander reitend die drei Schöpfer unserer Erfolge in Rath und That, Bismarck, Moltke und Roon unermeßlicher Ehren; nur der Kaiser und die beiden Prinzen, die feierlich ihre neuerworbenen Marschallsstäbe trugen, erregten, wo es möglich war, noch lautere Begeisterung. Es gefiel, daß der Kaiser, der sehr stattlich zu Rosse saß, gleich von den Jungfrauen zu den verwundeten Offizieren hinüberritt, ihnen die Hand zu drücken. Nach der Anrede der städtischen Behörden unterm Baldachin ging es rasch und frisch, aller Ermattung spottend, die Linden hinunter, die Reiter, wenn Lücken im Zuge entstanden waren, nicht selten im Galopp. Zu den Füßen Friedrichs des Großen ordneten sich die Bataillone zu breitem Aufmarsch, zu den Helden der Freiheitskriege blickten sie empor, als sie beim Kaiser vorüberzogen. Wahrhaft erschütternd war es zu sehen, wie sie die erbeuteten Adler dahintrugen, in langer Doppelreihe, mehr als achtzig an der Zahl, den ganzen Stolz des Feindes, den ganzen Ertrag jahrelanger Arbeit einer großen, aber von den Göttern verblendeten Nation! Und bei jeder Schar gab es zu denken und zu danken: das sind die Garden von St. Privat, da ziehen die tapferen Schützen, die fast all ihre Führer verloren; hier kommen die Pfleger der Verwundeten, die Bestatter der lieben Todten; das sind die Postillione, die durch gährendes Feindesland die sehnliche Kunde aus und nach der Heimath gerettet; wie munter wehen die Fähnchen der Ulanen, das Entsetzen der Dörfer und Städte! Hurrah den Bayern und den anderen deutschen Brüdern, und hoch vor allen den Siebenern, den Erstürmern der Berge von Weißenburg und Wörth! Mit geschwungenem Säbel traben die Dragoner von Marslatour vorbei. Und nun rasseln die Batterien heran, die Pferde stürzen auf dem glatten Boden, aber im vollsten Lauf holen die Geschütze die Säumniß wieder ein; vor ihnen brach bei Sedan das Kaiserreich zusammen, ihnen thaten die Festen gedemüthigt ihre Thore auf! Die Gesichter glühen, die Pferde schnaufen und nicken, die Waffen blitzen in der Sonne, der Staub quillt unter den Rädern auf, aber vom ersten bis zum letzten Manne fester Schritt und gerade Haltung: sie sind heimgekehrt, wie sie ausgezogen, die Kraft unseres Volks, der Schirm unseres Reichs, die Bürgschaft unserer Zukunft!

Was soll ich noch vom Abend sagen? Der leise Wind, der tagesüber mit den Fahnen gespielt, hatte sich gelegt, und ruhig ergoß sich ein

Meer von Licht über die breiten, geschmückten Plätze und Straßen, durch die in musterhafter Ordnung und Haltung hunderttausende genießender Menschen dahinwallten. Wie tropischer Mondschein, silbern aber von blendender Helle, strömte der Glanz des elektrischen Feuers vom Brandenburger Thor herab, das Blau des dämmerigen Himmels, das Grün der regungslosen Baumkronen und das prächtige Roth und Gold des Baldachins zu milder Eintracht verschmelzend. Die Säulen erglühten in bengalischem Roth, hoch oben in den Lüften schütteten die Raketen ihre bunten, sanftfallenden Garben aus. Die farbigen Kaiserkronen um das Friedrichsdenkmal schienen zu schweben; die edlen Profile der jonischen Säulen am Museum stachen von den geisterhaft beleuchteten Schinkelschen Fresken dunkel ab; auf dem Dache erschienen die Dioskuren in röthlichem Licht, mit flammendem Stern auf dem Haupte, wie sie einst rettend zu den Schlachten der Alten herniedergestiegen. Wie im Märchen, hoch über dem Dunkel, erglühten Kuppeln und Thürme. Es war ein Schauspiel einzig wie die Thaten, die es verherrlichte; es waren Tage gedankenvoller Lust und ernster Freude, eine große und blutige Zeit verklärend, im Herzen der feiernden Menschen aber riefen sie das Bewußtsein unseres Werthes wach, unseres Werthes und unserer Pflicht.

---

19. Bismarcks literarische Größe *).

Auch für den Bereich einer vom politischen Augenblick unabhängigen geistigen Betrachtung, in welchem sich unsere Beilage vorzugsweise bewegt, ist der heutige Tag mit festlichem Glanze ausgestattet. Denn von allen deutschen Gedanken sollte nicht einer zurückbleiben, wo es gilt, den gewaltigen Mann, der unserem gemeinsamen Dasein feste Gestalt verliehen, in alter Treue mit ehrfürchtigem Glückwunsch zu begrüßen. Armselig würden uns Wissenschaft und Literatur erscheinen, wenn sie nicht Bescheid wüßten um den Wohlthäter des Vaterlands, oder wenn sie versäumten, in die allgemeine Kungebung des Dankes von ganzem Herzen einzustimmen. Zwar streuen sie ihre Saat nach eigener Wahl und ernten nach dem Gefallen des Himmels, der über alle Völker ausgebreitet ist. Allein der Boden, dem sie ihre Pflanzung anvertrauen, ist das fruchtbare Gefilde des nationalen Lebens. Wie dürften sie da des großen Landwirthes vergessen, der ihnen diesen Acker rastlos zubereitet hat?

Von dem Staatsmanne selbst, dem Meister im schwersten menschlichen Gewerk, wird niemand billig verlangen, daß er seinerseits sich um das

---

*) Erschien zum 1. April 1891 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München.

Befinden der ernsten oder heiteren Musen viel bekümmere. Noch thörichter wäre die Forderung, er solle gar mit eigenem gelehrten oder ästhetischen Bemühen einen Theil jener Zeit vergeuden, die für die ganze Zukunft seines Volks so kostbar ist. Auch dem deutschen Themistokles kommt die Entschuldigung des Gründers der athenischen Macht zugute: Leier und Cither stimmen und spielen hab' ich nicht gelernt, jedoch einen kleinen und unansehnlichen Staat zu Ruhm und Größe emporzubringen, das versteh' ich! In der That hat auch Fürst Bismarck sich oft und lebhaft dagegen verwahrt, daß er die Kunst der Beredsamkeit, die seinem Berufe doch am nächsten liegt, besitze. Selbst das Talent zum Schreiben lehnte er ein andermal von sich ab, denn der Schwung der Phrase wolle ihm niemals recht gelingen. Mehr als einmal stellt er die Schriftgelehrten geradezu in Gegensatz zu den productiven Leuten. Ironisch gefärbte Äußerungen, die es leicht ist richtig auszulegen. Was er so schroff zurückwies, war das Schreiben um des Schreibens willen, das angelernte Wesen des Stils, das künstliche Geräusch der Redensart. Etwas besseres aber wohnt ihm vor anderen im vollsten Maße bei: die ursprüngliche Sprachgewalt eines wunderbar reichen Geistes und Gemüths; die Gabe, die Eigenthümlichkeit seines inneren Lebens in kräftigen Zügen unvergeßlich auszudrücken. So darf er sich denn nicht wundern, daß unsere Literatur seine Denkschriften, Reden und Briefe trotzdem zu ihren classischen Erzeugnissen zählt; classisch in der Bedeutung des Worts, die dem besonderen Gefühl unseres Volkes entspricht.

Denn für deutsche Art und Kunst ist es wirklich wahr, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Uns ist die Form nichts weiter, als die Erscheinung des Gehalts. Von reiner, zur Selbständigkeit erhobener Gestalt haben wir kaum einen Begriff; ohne Wahrheit macht auf uns die Schönheit keinen Eindruck. Wir wollen im Kunstwerk den Niederschlag einer großen Menschennatur erblicken. Sogar an den höchsten Leistungen unserer vornehmsten Dichter schätzen und genießen wir stets in erster Linie die Tiefe der Empfindung, die Fülle der Gedanken, die Weite der Weltansicht. Die Geschichte unseres nationalen Schriftenthums pflegt daher getrost den echten Poeten auch Genien von anderer Beschaffenheit an die Seite zu setzen: reiche Spender anschaulicher oder einleuchtender Ideen, wie Herder; siegreiche Führer im Geisterkampf, Männer von unbeugsamem Muth und hinreißender Kraft des Willens oder des Verstandes, wie Luther und Lessing. In die Reihe der letzteren wird das literarische Urtheil der Nachwelt ohne Zweifel den Fürsten Bismarck stellen, als den Classiker unseres politischen Sinns, der das Geheimniß deutschen Dichtens und Trachtens im Hinblick auf das öffentliche Leben, mit leidenschaftlichem Drang und dennoch mit maßvoller Besonnenheit, in schlagenden Sätzen für alle Zeiten unnachahmlich ausgesprochen.

Seine diplomatischen Berichte, seine Staatsschriften jeder Gattung sind Meisterstücke von vollkommener logischer Geschlossenheit, deren zwingende Strenge allein durch den unfehlbaren Tact des genialen Praktikers gemildert wird. Welch ein Geschenk aber für uns, daß ihn die politische Sitte des Zeitalters zugleich wider Willen auch zu öffentlicher Rede trieb! Durch seine parlamentarischen Ansprachen ergießt sich das immer frische Element des klaren Denkens cascadenhaft von Komma zu Komma, vor jeder Stufe in momentaner Überlegung stockend, und doch im ganzen unaufhaltsam dahin. Dann und wann unterbricht diesen regelrechten Gang der Ausführung ein überraschender Sturz der Phantasie in prächtig leuchtendem Bilde; ein kühner Sprung in den verborgenen Grund der Dinge, dem der Leser, wie einst der Hörer, mit staunender Beistimmung folgt. Wie den glücklichen Zeitgenossen Goethe's und Schillers zumuthe war, denen bald dies, bald jenes unsterbliche Gedicht noch überhaucht vom Geiste der schaffenden Stunde dargeboten ward, so nahmen wir erlebnißreiche Jahre hindurch die Staatsreden Bismarcks aus der Zeitung begierig in uns auf. Die herausfordernden Worte der Gegner berührte man nur mit flüchtigem Blick, soweit es zum Verständniß der Erwiderung nöthig war. Sie werden im historischen Andenken fortleben wie die Empfänger der Xenien, deren Ruf auf fremdem Fittich das Meer der Vergessenheit überfliegt; gleichwie man von den kleinen Zugvögeln behauptet, daß sie auf dem Rücken der großen mit selbstgefälligem Gezwitscher gen Süden reisen.

Wie auf den meisten Gebieten, so besteht auch auf dem des Staats zwischen Denkern ersten und zweiten Ranges vielleicht kein anderer so deutlicher Unterschied, als daß es den letzteren immerhin gegeben ist, sich in einer der beiden Sphären mit Sicherheit zu bewegen: in der Region umfassender Ideen, oder im Gewühl der einzelnen Thatsachen; während es das Vorrecht der ersteren bleibt, die Summe der großen Aufgaben und Verhältnisse wie das besondere Dasein der täglichen Kleinigkeiten im nämlichen Augenblick mit derselben Virtuosität zu erkennen und zu behandeln. Hierin vor allem verräth sich der angeborene Herrschergeist, von dem die Entscheidungen und Erlasse Friedrichs des Großen oder Napoleons durchweht sind. Das gleiche gilt von den schriftlichen und mündlichen Äußerungen Bismarcks. Unauflöslich durchdringen einander in den Depeschen des Gesandten am Bundestag: hier die Aufstellung und Einschärfung der großen Grundsätze einer hochstrebenden preußischen Politik, dort die sorgfältige Beachtung und Benutzung der geringsten Umstände und Gelegenheiten, die feine und scharfe Charakterzeichnung anscheinend fast gleichgültiger Personen. Nicht minder wechselt in den Reichstagsreden die schwungvolle Mahnung an die allgemeine patriotische Pflicht, die großartige Hervorhebung der leitenden Absicht jederzeit mit liebevoller Versenkung in die reale Erscheinung des Lebens, mit der Schilderung des arbeitsamen Treibens

in Feld und Wald, der freud- und leidvollen Existenz des kleinen Mannes, der technischen Seiten der Regierung und Verwaltung, der menschlichen Vorgänge überhaupt, wie sie im einzelnen sachlich sich abwickeln. Jede Erzählung, jeglicher Vergleich ist aus lebendiger Anschauung geschöpft; jeder Satz athmet Erfahrung oder das Verlangen danach. Volle und bestimmte Wirklichkeit erscheint als das dringendste Bedürfniß. Man sieht: es ist der Charakter des Jahrhunderts, der aus diesem Redner spricht.

Selbst von der Stimmung, in der sich diese ebenso gesunde wie hohe Seele am liebsten und leichtesten ergeht, darf man das gleiche rühmen. Fürst Bismarck gehört nicht bloß äußerlich in die Generation der großen Humoristen germanischen Geblüts, die unserem Zeitalter am meisten aus dem Herzen geschrieben haben: der gutmüthigen, wie Dickens und Fritz Reuter, und der anderen, die mit spitzerem Griffel umgehen, der Thackeray und Gottfried Keller. In seinen herrlichen Privatbriefen, wie in dem harmlosen Geplauder froher Geselligkeit waltet die Auffassung der ersteren vor und erscheint somit als der natürliche Klang seines ungereizten Gemüthes. Im heftigen Streit der Debatte, wie in den seltenen Momenten grübelnder Verbitterung weiß er auch die schärfere Kunst der anderen auszuüben. So oder so aber bleibt es immer Humor im höchsten Sinn: ein edles Spiel des Scherzes, von heiligem Ernst erlaubt und überwacht. Durch die glitzernd bewegte Oberfläche hindurch schaut man beruhigt in die Tiefe eines unerschütterten Glaubens an die Weisheit Gottes und den Werth der Welt. Nicht die leiseste Spur von Frivolität, zu der sich dem Sinne seiner Zeit gemäß selbst König Friedrich bisweilen herabließ, ist in dem gebieterischen Antlitz des Bismarckischen Geistes zu entdecken.

Noch vor den Augen seiner Mitwelt ward er nun am Ende selbst in das seltsame Licht einer feierlichen Poesie entrückt. Wir meinen nicht das tröstliche, altdeutsche Idyll seines ländlich abgeschiedenen Wandels auf eigenem Grund, in freier Luft, zwischen Wiesen- und Waldgeruch. Ein anderes Motiv, das älteste und wirksamste, von dem die Geschichte der Dichtung weiß, drängt sich leider in den Vordergrund. Es ist der zürnende homerische Held, ergreifender noch in Greisengestalt, der seitab am Meeresufer müßig im Zelte sitzt, indeß der Kampf, darin er sonst allen anderen vorangeleuchtet, sich von fernher mit dumpfem Getöse vernehmen läßt. Hier außen vollzieht sich ununterbrochen weiter That und Geschick; und doch schwebt darüber, den zuversichtlichen Aufblick befangend wie ein Gewölk, das Bewußtsein der Trennung einer unvergleichlichen Kraft von ihrer wahren Aufgabe, die epische Spannung einer allgemeinen Sehnsucht. Den Achill der Ilias finden die Waffengenossen beim Sühneversuch mit der erbeuteten Leier in der Hand: „er sang Siegesthaten der Männer.“ Ob auch die eigenen, meldet das Lied uns nicht; aber welche sonst wären so würdig eines solchen Sängers?

Auch auf den Classiker deutscher Politik lassen sich die Worte anwenden, welche Wilhelm v. Humboldt dankbar zum Gedächtniß Goethe's sprach: „daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und Wirken in sich den mächtigen Einfluß auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem eigenen geistigen Schaffen, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit." Wie glücklich, daß wir nicht mit dem Redner von 1832 fortzufahren haben: „Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Es ist, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unseren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen." Fürst Bismarck weilt noch unter uns; und alles, was an Segenswünschen in Deutschland blüht, sei ihm auf den ferneren Lebenspfad gestreut für lange, friedevolle Jahre!

---

20. Zur Feier Großherzog Friedrichs von Baden *).

Die Ehrentage deutscher Fürsten, deren Feier ehedem auf den Umkreis ihres Landes beschränkt war, gelten heut über dessen Grenzen hinaus für den weiten Horizont des neuen Reichs. Denn in ihm haben sich die Glieder des erlauchten Standes zu gemeinsamer nationaler Arbeit zusammengefunden, und selbst was außerhalb dieser Sphäre Sache der örtlichen Herrschaft blieb, erregt die Theilnahme der gesammten Nation: wenn am Oberrhein wohl regiert wird, hat an der Spree, der Elbe, der Isar jeder gute Deutsche seine Freude. Von Herzen also stimmen wir hier außen ein in den warmen Dank, den das schöne Baden, Ober- und Unterland, am heutigen Tage seinem Großherzog nach vierzig Jahren treu versehenen Amts mit ehrerbietigem Gruße darbringt.

Großherzog Friedrich wird im Andenken der Nachwelt unter den wichtigen deutschen Gestalten der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts allezeit seine Stelle behaupten. Was waren für uns die großen Errungenschaften dieser Zeit? Die Herstellung eines verfassungsmäßigen Staatslebens, aus dem der monarchische Gedanke frische Nahrung sog, und der Aufbau des Reichs, der Nord und Süd unseres Vaterlandes fest vereinte: nach beiden Richtungen hin hat Friedrich von Baden unvergeßlich mitgestrebt und -gewirkt. Er hatte Fuß zu fassen auf einem Boden, der mehr als irgend ein anderer im deutschen Gebiet von Ideen und Handlungen der Revolution zerwühlt war. Dort hat er sich selbst und dem Herrscherwesen überhaupt das alte Ansehen zurück- und ein neues hinzu-

*) Erschien zum 28. April 1892 in der Allgemeinen Zeitung, München.

erobert; nicht durch Druck und Gewalt, sondern durch Vorbild und Hingabe, vor allem aber, weil er jene Kunst moderner Staatsleitung zu üben verstand, von der gleich anderen Künsten das Wort des Dichters gilt: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Ein Mann von vornehmer Einfachheit, liebenswürdig bescheiden, der doch zur rechten Stunde das Wort mit ruhigem und sicherem Schwunge zu führen weiß; von fröhlicher Natur wie Land und Leute um ihn her, aber in Thun und Leiden geprüft und gereift; dem bürgerlichen Ideal unserer Tage geistig und sittlich angemessen.

Das Familienband, das ihn früh an unseren theuren Kaiser Wilhelm I. knüpfte, war von vornherein von wahrhaft nationaler Bedeutung; die Wiederherstellung Badens durch preußische Waffen unter Führung des Prinzen Wilhelm erhielt durch die Ehe der Tochter gleichsam einen poetisch versöhnenden Abschluß. Die innere Befreundung von Nord- und Süddeutschland bahnte sich an, was für Preußen selbst von erziehendem Werthe ward: „unser Schwiegersohn", wie die Berliner zu sagen pflegten, war nun nicht mehr der russische Zar, sondern ein deutscher Fürst vom anderen Ende der vaterländischen Erde. Die leidigen Zustände des alten Bundes, aus denen man hüben und drüben heraustrachtete, waren verworren genug, daß man noch einmal ritterlich mit einander schlagen mußte. Noch schwerer fiel es vielleicht auf beiden Seiten, nach der behutsamen Entscheidung von 1866 das ungeduldige Verlangen nach näherer Vereinigung staatsmännisch zu zügeln. Aber die ersehnte Stunde kam, durch Ströme von Heldenblut erkauft: mit jenem ersten Kaiserlebehoch im Spiegelsaal von Versailles nahm Friedrich von Baden den verdienten Platz in der anbrechenden Epoche unserer Geschichte ein; so haben ihn die bildenden Künstler vergegenwärtigt, so wird ihn die Geschichtschreibung verewigen.

Was er da war, ist er geblieben, der nächste Blutsfreund des neuen Reichs, ein hülfreicher Eidam, mitleidender Schwager und — wie sich die öffentliche Stimme nicht ausreden lassen will — zum Besten rathender Oheim am Kaiserthron; und doch durch dies alles seinen Badenern nimmermehr entfremdet, im Gegentheil: wie man Reich und Land, das Ganze und den Theil mit einander blühen und gedeihen lassen soll, lehrt sein Beispiel, nicht die fürstlichen Genossen allein, sondern jeden Deutschen an seinem Ort. Wer sollte nicht wünschen, daß es noch lange Jahre damit andauere? Ein Herrscherleben, wenn es köstlich gewesen, hat schon bei vierzig Jahren Mühe und Arbeit genug gehabt; allein seine Pflicht reicht weiter bis zum letzten Athemzug, und von Fürsten wie Friedrich von Baden wird sich Deutschland auch zur spätesten Stunde des Menschengeschicks nur ungern trennen.

21. Zur Jubelfeier der Entdeckung Amerika's *).

Gedenktage werden in unserer mit historisch-antiquarischer Bildung übernährten Zeit mehr als billig hervorgesucht und begangen: der heutige drängt sich beiden Erdhälften von selber mächtig auf, auch fernab vom Lärm der Festlichkeiten wird ihn niemand ohne beschauliche Feier vorüberlassen. Mag sich Italien rühmen, den bahnbrechenden Genius hervorgebracht, Spanien, ihn bei sich aufgenommen und in den Dienst einer wirksam zusammengefaßten nationalen Kraft gestellt zu haben; mag Amerika, das die Gebeine des Columbus birgt, ihn dankbar preisen als Geburtshelfer zum geschichtlichen Dasein: Großthaten wie die seine gehören der Welt überhaupt; aus der gemeinsamen Culturbewegung der Völker entsprungen, strömt ihr Einfluß erst recht in deren universalen Verlauf zurück. Gilt das stets und überall, so in diesem Falle ganz besonders: die Entdeckung Amerika's war der entscheidende Schritt zur Erkenntniß und Behandlung der Erde als eines Ganzen, das zum Zusammenschluß der menschlichen Gesittung einzuladen schien. Der Horizont der bisherigen Civilisation mußte fortan für befangen gelten; Jahrhunderte zogen herauf, in denen das Leben und Weben des alten Continents, so geistreich und vielgestaltig es zu allen Zeiten gewesen, dem umfassenden Begriff der allgemeinen Entwicklung gegenüber zum Particularismus ward.

Nur langsam freilich ist es dahin gekommen, und einzig in dem Sinn einer erschlossenenen künftigen Möglichkeit darf man das Jahr 1492 als Anfangsepoche der modernen Geschichte betrachten. Denn hier war nicht, wie bei Entdeckungen und weitgreifenden Eroberungen der früheren Zeit, von irgend welcher Gegenseitigkeit der Culturwirkungen die Rede. Wie es die einseitigen Triebe Europa's waren, die nach Amerika hinüber wiesen und führten: Bekehrungsdrang, Golddurst als naiver Ausdruck wirthschaftlichen Verlangens, Wißbegier, Unternehmungsgeist und überquellende Thatkraft überhaupt — so hat auch fernerhin der alte Erdtheil in dem neuen ausschließlich sein eigenes Dasein wiedergepflanzt und eben dadurch am Ende ein ihm ebenbürtiges Leben heraufgezogen. Das eingeborene Amerika ward an entscheidender Stelle vernichtet; da, wo es sich zum Theil behauptete, wie in den Regionen der spanischen und portugiesischen Besiedlung, blieb auch die europäische Seite der Entwicklung mit historischer Unfruchtbarkeit geschlagen. Den Thaten Bolivars, den unsere Väter als einen abenteuerlich gefärbten Washington begrüßten, fragt heute niemand mehr nach; und seitdem selbst Chile und Brasilien, die

*) Erschien in der Allgemeinen Zeitung, München, zum 12. Oktober 1892.

man so gern als Ausnahmen geordneter politischer Natur der wüsten Regel südamerikanischer Umwälzungen gegenüberhielt, dem bösen Beispiel gefolgt sind, ist der Glaube an geschichtliche Entfaltung aus sich heraus für jenen ganzen Bereich auf immer geschwunden. Der Schlüssel zur staatlichen Sittigung der creolischen Bevölkerungen liegt in den Händen der Angloamerikaner.

Dort, auf dem Boden der heutigen Vereinigten Staaten, faßte das europäische Wesen rücksichtslos und unerschütterlich Fuß, und eine zweite abendländische Welt entstand, zunächst als eine bloße räumliche Erweiterung der ersten. In die äußeren Machtkämpfe unserer Großstaaten während des 17. und 18. Jahrhunderts ward dies coloniale Amerika unaufhörlich hineingezogen: selbst die binnenländischen Entscheidungen, wie die über Deutschlands Zukunft zwischen Friedrich und Maria Theresia, standen über England und Frankreich hin mit dem jenseitigen Ringen um die Obmacht zwischen Lorenzstrom und Mississippi in engster Verknüpfung. Noch wichtiger aber war, daß die atlantische Gegenküste auch von den ablaufenden Wellen der inneren, religiösen Bewegungen Europa's erreicht ward. Den unbeugsamen Minderheiten jeder Confession und Secte, die im alten Erdtheil erdrückt worden wären, bot sich drüben eine Freistatt dar. Sie vererbten den Charakter unbedingter Selbstbestimmung auf Geschlechter, die ihn im Wandel der allgemeinen geistigen Interessen auf das politische Gebiet hinübertrugen. Der Abfall der britischen Colonien vom Mutterlande beruhte auf dem der englischen Verfassung innewohnenden Princip des allgemeinen Rechts auf Repräsentation im Staat, das drüben, abgelöst von allem historischen Beisatz der Heimath, bis zur letzten Consequenz demokratisch-republikanischer Gestaltung aufgerichtet und durchgefochten ward.

Erst von da an begann Amerika welthistorisch activ auf Europa zurückzuwirken. Frankreich, das die Emancipation Neuenglands unterstützt und dadurch eigentlich erst möglich gemacht, erfuhr am eigenen Leibe unmittelbar den ersten Rückschlag. Die große Revolution mit ihrem republikanischen Ausgang ist ohne den realen Vorgang der amerikanischen Bewegung geschichtlich nicht zu denken. Eine Zeit lang sah es dann so aus, als sollte auch das übrige Europa dem weiter reichenden Stoß im nämlichen Sinn erliegen. Es war das Werk des 19. Jahrhunderts, daß dies nicht geschah. Die geschichtlichen Elemente unserer diesseitigen nationalen Entwicklung, voran die Monarchie, behaupteten in verjüngt lebendiger Arbeit ihr Dasein, der demokratischen Republik Amerika's trat die constitutionelle Monarchie in den Staaten Europa's wiedergeboren und zukunftsfähig an die Seite.

Seitdem haben sich die beiden Hälften der modernen civilisirten Welt immer gründlicher und friedlicher von einander geschieden. Amerika

stellte in der Monroedoctrin das ideale Ziel dieser Tendenz mit einleuchtender Entschiedenheit auf. Der für den Unternehmer selbst so verhängnißvolle Ausgang der mexicanischen Expedition Napoleons III. wird für alle Zeiten ähnlichem Gelüst zur Warnung dienen. Die schicksalsreichen Beziehungen beider Erdtheile verwandelten sich aus politischen in solche wirthschaftlicher Natur. Statt der alten Flüchtlinge der kirchlichen Oppositionen wandern jahraus jahrein die ökonomisch Unbefriedigten hinüber und stärken mit der Kraft ihrer Arme den großen Bundesstaat zum Versuch einer neuen handelspolitischen Emancipation, die abermals eine tiefe Rückwirkung auf die europäische Völkergesellschaft ausüben muß. Der von einem Ocean zum anderen hinüberreichenden Union scheinen mehr oder weniger umfassende zollvereinte Gebilde in der alten Staatenwelt gegenübertreten zu müssen. Die innerpolitischen und socialen Einflüsse von drübenher, von denen man in den Kreisen unserer Radicalen um die Mitte des Jahrhunderts so viel erwartete, sind dagegen wesentlich zurückgegangen. Die Erschütterungen, unter denen Staat und Gesellschaft unserer Tage diesseit des Wassers leiden, sind einheimischen Ursprungs; man hat sie umgekehrt — freilich vergeblich — erst nach Amerika hinüberzuleiten versucht. Der neue Erdtheil, durch die unter blutigen Kämpfen vollzogene Abschaffung der Sklaverei der socialen Verfassung des alten erst gleichberechtigt geworden, beschenkt uns erfreulicher mit den Früchten seiner einseitig physikalisch-technischen Cultur, für die er nach wie vor die, wie es scheint, nur auf historisch älterem Boden gedeihenden idealeren Producte der Geisteswissenschaft und Kunst zurückempfängt.

Ins Unermeßliche hinaus, wie einst das Schifflein des Columbus selbst der phantastisch erregte Geist und der eiserne Wille seines Lenkers, führt den Flug der Gedanken die historische Betrachtung der Folgen seiner unvergleichlich großen That. Nicht Castilien und Leon allein hat er eine neue Welt geschenkt; ganz anderer Art und unzerstörbar sind die Ergebnisse seiner kühn entschlossenen Fahrt. Audiatur et altera pars! rief der höchste Richter ungeduldig aus und befahl seinem Boten, Amerika zum Proceß der Weltgeschichte vorzuladen.

---

22. Zum hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I.*).

Kaiser Wilhelm I. zu feiern, sei es mit lautem Jubel oder in stiller Dankbarkeit, ist uns geraume Zeit her zur anderen Natur geworden. Seit er sich 1866 die Herzen seiner Preußen, 1870 die des gesammten deutschen

*) Erschien zum 22. März 1897 im Festblatt der Allgemeinen Zeitung, München.

Volks erobert hatte, empfing ihn, wo er sich zeigte, Gruß und Lebehoch; bei allem, was an Freud' und Leid dem Vaterlande widerfuhr, suchten unzähliger Menschen Gedanken von fernher in ehrfürchtiger Liebe seine vertraute Gestalt. Mit den zunehmenden Jahren wuchs die allgemeine Sorge um sein Wohl; eine gewaltige Gemüthsbewegung ergriff die ganze Nation, als er von ihr schied; eine Fülle treuer Erinnerungen überdauert ihn bis auf diesen Tag. Unablässig halten Bücher und Bilder, Erzählungen und Betrachtungen sein freundliches Andenken unter uns lebendig. Über den Sieges- und Friedensfesten seiner Kampf- und Reichsgenossen im vergangenen Jahr schwebte sein Name klangvoll in der Luft; sein großer Kanzler fühlte sich an den eigenen Ehrentagen zugleich erhoben und gerührt, so oft ihm die milde Erscheinung des ritterlichen alten Herrn vor die Seele trat. Und bei alledem blieb der Eindruck seines Wesens auf uns sich immer gleich: weder die Forschung der Geschichtschreiber, noch die neue Erfahrung, die das forteilende Leben uns selbst gebracht, haben an den menschlichen oder fürstlichen Zügen seiner Persönlichkeit das geringste verändert — gleichwie die Münze, die von einer Hand zur anderen geht, uns sein biederes Antlitz Tag für Tag in demselben verständlich ansprechenden Gepräge zeigt. So sind wir einig auch im Urtheil über ihn, wie wir einig wurden unter seiner Führung; über sein Grab hinaus, bis ans Ende seines Jahrhunderts, wirkt er im Sinne seiner geschichtlichen Bestimmung auf uns ein.

Als er geboren ward, dichtete Goethe an Hermann und Dorothea, Schiller am Wallenstein: er erblickte das Licht der Welt unterm Stern der deutschen Phantasie. Das Fürstengeschlecht der Aufklärung trat vom Schauplatz ab; geistreiche Prinzen erschienen unter uns, Liebhaber der Künste, Schwärmer, Romantiker, die bis 1848 immerhin ihr Wesen treiben mochten. Ihn ersah das Geschick vorsorglich für die spätere Zukunft aus und verlieh ihm nüchternen Sinn zur Erkenntniß der Wirklichkeit, klaren Kopf, festes Herz, den bedächtigen Schwung des handelnden Mannes. Denn noch andere Zeichen der Zeit umgaben seine Wiege: Europa mit Schrecken erwacht beim Hahnenschrei der französischen Revolution, die Tage des alten willkürlichen Fürstenregiments auch bei uns gezählt, die verkommene Gestalt des heiligen römischen Reichs in den letzten Zügen. Erschütternd folgte der Sturz des Vaterlands, ergreifend seine Erhebung gegen Napoleon; Prinz Wilhelm begriff, daß das Heil freier Völker in den Waffen ruhe. Zwei unsäglich schwierige Aufgaben ließ uns der Sieg zurück: unser wiedergewonnenes Staatswesen innerlich umzugießen in die Form der verfassungsmäßig beschränkten Monarchie, die doch zugleich eine wirkliche Einherrschaft bleiben mußte, stark und ehrenwerth; nach außen aber ganz Deutschland mächtig aufzustellen in der Einheit eines neuen Reichs. Ein Menschenalter des Sehnens und Strebens ging darüber hin,

und wir sehen heute historisch ein, daß Deutschland, was es in Wilhelms I. Jugend gewünscht, erst in seinem Alter die Fülle haben konnte. Zugleich jedoch erkennen wir mit um so wärmerem Dank, daß der gute Geist unserer Geschichte ihn selber gerade dazu geschaffen, erzogen und aufgespart, daß er jene hohen deutschen Aufgaben rechtzeitig löse. Sein Jahrhundert und er haben nicht vergebens auf einander gewartet.

Seine politische Weltanschauung bildete sich auf drei Stufen aus: in der Zeit nach 1815, am Ende der vierziger Jahre gegenüber den Wirren der deutschen Revolution und zuletzt im erfolgreichen Lauf seiner eigenen Regierung. Der preußische Staat, wie er nach den Freiheitskriegen stattlich aufgerichtet ward, von neuem gegründet durch das preußische Heer: diese große geschichtliche Erscheinung erfüllte fortan die Tiefen seiner Seele. Die Vergangenheit, die er wohl kannte, ließ er vergangen sein: an die engen Begriffe von Brandenburg oder dem fridericianischen Preußen hat er niemals wieder angeknüpft; schon als Prinz half er die Rheinlande im Herzen für den weiten Staatsverband gewinnen. Zu keiner Zeit hat er dynastisch gedacht; mit berechtigtem Stolze hing er seinem tüchtigen Hause an, doch von einem besonderen Hohenzollernthum war ihm nichts bewußt, noch weniger gar von einem Staate der Hohenzollern. Mit dem Zeitalter der Restauration leitete er das Königthum von Gottes Gnaden ab, aber den Zweck dieser göttlichen Einrichtung sah er durchaus im Staat; es war das alte Bekenntniß Friedrichs des Großen in anderer Fassung. Prinz von Preußen, wie er später bezeichnend hieß, ist er von jeher im vollsten Sinne des Worts gewesen. Seit den Tagen der Freiheitskriege fühlte er wohl, daß die Sache Preußens mit der deutschen wesentlich zusammenfiel; aber der preußische Staat war ihm eine greifbare Realität, die Nation in den Zeiten des Bundes ein idealer Hintergrund.

Mit schwerer Sorge begrüßte er beim Erlaß des ersten Verfassungspatents durch seinen Bruder für Preußen den Anbruch einer neuen Zeit; mit voller Entschiedenheit verwarf und bekämpfte er die Revolution. Ihm aber war diese nicht eine dunkle, höllische Gewalt, sondern ein deutlich erkennbarer irdischer Feind, den er als fürstlicher Soldat jederzeit zu bezwingen sich getraute. Mit Theilnahme begleitete er die Aussicht auf eine festere Einigung der deutschen Bundesstaaten unter Preußen als Oberhaupt: damals gewann das politische Dasein des ganzen Deutschlands in seinen Augen bestimmtere Gestalt. Daß alle Versuche scheiterten, bestärkte ihn von neuem in dem Glauben an ein großes und starkes Heer als die unentbehrliche Grundlage für jede, äußere wie innere, Macht. In diesem Geiste legte er Hand an sein eigenstes Werk, die Reorganisation. Seine Liebe zur Armee stand nicht im Gegensatz zur Idee des Bürgerthums; was ihm vorschwebte, war ein Volk in Waffen zum Schutze des Staats, dessen neue Constitution ihm wie alles, was zum Recht geworden, heilig

war, ein Volk in Waffen allerdings in der ungebundenen Hand des Königthums; eine Wehr, nach innen zu behaupten im Einklang mit dem Gesetz, nach außen zu gebrauchen für jede Forderung der Ehre, nicht der preußischen allein, sondern ebenso entschieden der deutschen.

Mit dieser Handlung begann er sein Regiment und legte den Grund zu ungeahnten, unerhörten Erfolgen. Der Verfassungsconflict, den er zu schwerem Druck auf sein Gemüth heraufbeschwor, gab ihm erst die Gelegenheit, die ganze Kraft der monarchischen Idee mit dem vollen Einsatz einer starken Persönlichkeit für eine gute Sache zu entfalten. Das englische Königthum war einst erlegen, weil es für eine bloße Prärogative focht, gegen die realen Interessen der Nation und ihres Landes. König Wilhelm rettete die unabhängige deutsche Monarchie, nicht für Preußen allein, sondern allenthalben im Reich, weil er eine heilsame, nothwendige Schöpfung vertheidigte gegen die leere Verneinung. Die Monarchie hatte 1848 mit dem Glauben an ihre Kraft zugleich die Achtung im deutschen Volke eingebüßt. Wilhelm I. stellte dieses Fundament wieder her und erlebte das Glück, noch ein zweites, tieferes hinzufügen zu dürfen in der Liebe des Volks, die er in langer, sieg- und segensreicher Waltung erwarb, ebenfalls durch den Einsatz seiner Persönlichkeit, aber von ihrer gütigen, herzgewinnenden, Vertrauen erweckenden, kurzum in Wahrheit liebenswürdigen Seite.

Um der Reorganisation willen, im trübsten Augenblick des Conflicts der Ermüdung nah, ging er endlich den Bund mit dem weltgeschichtlichen Genius seines großen Ministers ein und ließ sich, wie sein Preußen und die deutsche Nation, emporführen zur Gründung und Ausgestaltung unseres neuen Reichs. Auch da nun ward er erst recht ein Vorbild für die moderne Monarchie, die des Rathes bedarf von den Ersten des Volks und das edle Geschäft der sittlichen Verantwortung übernehmen muß auch für die Thaten aus dem Geiste anderer. Ein tiefes Wort Goethe's: „Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen als der Betrachtende", gilt sicher vor allem von dem genialen Handeln. Kaiser Wilhelm I. stellte in Politik und Krieg, soweit er nicht selbst aus innerem Antrieb mitthätig förderlich eingriff, als eingeweihter, prüfender Betrachter vor Welt und Nachwelt das gute Gewissen seiner Bismarck und Moltke dar.

Da hat er sich denn auch von Tag zu Tage mehr als ganzer Deutscher eingelebt, ohne darum jemals aufzuhören, ein ganzer Preuße zu sein. Man weiß, wie zögernd er die Kaiserwürde übernommen hat. Aber eben deshalb ward er den fürstlichen Bundesgenossen auch als Kaiser theuer und werth, weil er sich nach wie vor als Landesfürst, der erste unter gleichen, fühlte und benahm. Allem Volk aber, auch im Süden, leuchtete bei seinem Anblick täglich wärmer ein, daß der beste Preuße von Haus aus nichts anderes als ein bester Deutscher sei. Nicht ohne bescheidenes Staunen hat

er das noch wahrgenommen und auf süddeutscher Erde zu Vertrauten froh gesagt: „Man empfängt mich ja, als wäre ich hier zuhause!“

Mit den großartigen Figuren unserer alten Kaiserzeit von weltumspannendem Horizont wird kein Kenner der Geschichte unseren Wilhelm I. zusammenhalten. Bei den Wiederbegründern des deutschen Königthums nach Epochen der Auflösung muß man seinesgleichen suchen: in dem soliden Heinrich I., der auch als König allezeit Herzog der Sachsen blieb, oder in Rudolf von Habsburg, der als alter Herr zur Krone gelangte, Ordnung stiftete und das Herz der Bürger durch ungezwungene Leutseligkeit erfreute. Für die Nachfolger Wilhelms I. aber dient eine andere historische Erinnerung. „Sei glücklicher als Augustus, besser als Trajan!“ rief man im römischen Senat den späteren Kaisern zu. Wir in Deutschland werden immerdar zu rufen bereit sein: „Sei so gut wie Wilhelm I. und verdiene dir und uns sein Glück!“

IV.

Verschiedene literarische Beiträge.

1. Der neue Glaube nach David Strauß*).

Jahrzehnte her war es unter uns Laien fast abgekommen, von irgendwem ein wohlformulirtes Gesammtbekenntniß seines Glaubens zu verlangen. Im einzelnen freilich, jedem Probleme der Forschung wie jeglicher Aufgabe des öffentlichen Lebens gegenüber, sollte uns der Mann Farbe bekennen; er galt uns doch nicht recht für voll, wenn er, was ehedem selbst den größten Geistern erlaubt schien, irgend einer der gemeinsamen Angelegenheiten seiner Zeit oder seines Volkes vornehm den Rücken kehrte. Aber diese Angelegenheiten behandelten wir, in praktischer Neigung, jede für sich in deutlicher Absonderung von den übrigen; das Geheimniß unserer vielgerühmten Arbeitstheilung lag nicht sowohl in der einseitigen Ausbildung der Arbeiter zu verschiedenartigen Leistungen — denn darin hat man am Ende mehr Schatten als Licht entdeckt —, als vielmehr in der Zerlegung der Arbeit selbst in einzelne, successiv zu bewältigende Bestandtheile. Wir sahen Welt und Leben an wie einen Complex von Gleichungen mit vielen Unbekannten, davon wir eine nach der anderen erkennend oder handelnd zu eliminiren suchten; sie alle mit einem mal herausrechnen zu können, wie sich wohl frühere Zeitalter vermessen, bildeten wir uns nicht mehr ein. Daher war von „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit", oder wie die transscendenten Lieblingsthemata des vorigen Jahrhunderts sonst heißen mögen, lange Zeit über in Literatur und Gesellschaft kaum die Rede. Nicht als ob alle, die darüber schwiegen, darum

*) Erschien 1872 in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel, im gleichen Verlag wie das Straußische Bekenntniß: „Der alte und der neue Glaube" selbst. Strauß entzog deshalb die späteren Auflagen seines Werks dem befreundeten Verleger, während er sich gegen den Verfasser dieser Zeilen in einem „Nachwort" ausließ.

diesen Ideen im Herzen durchaus abhold gewesen wären: auch wer die Gottheit ahnungsvoll verehrte, zog es vor, sie in ihrer wirklichen, wie auch immer verkleideten Erscheinung in Natur und Geschichte zu betrachten; auch wer von seiner freien Selbstbestimmung zur Tugend völlig überzeugt war, übte dieselbe lieber in frischer Thätigkeit, als daß er darüber ein langes und ein breites gepredigt hätte; auch wer an der Unzerstörbarkeit seiner geistigen und sittlichen Individualität nicht im mindesten zweifelte, hielt für die einzig richtige Vorbereitung zur Unsterblichkeit lebensfrohe Pflichterfüllung, dieweil er hienieden ungestorben wandelte. Man hatte sich eben übersättigt an Formeln und Systemen, von denen man erfahren, daß sie nur entzweien konnten, statt zu einigen; die stillen Anhänger der verschiedensten Bekenntnisse begegneten einander friedlich, genießend und schaffend, auf dem gefreiten Boden der Wirklichkeit und Wirksamkeit.

Und wer wollte leugnen, daß wir unsere größten Fortschritte in gediegener Erkenntniß, sei es der Natur, sei es der Geschichte, wie in freierer und schönerer Entfaltung unseres politischen und socialen Lebens gerade dieser Enthaltsamkeit gegenüber dem berauschenden, nur allzu geistigen Getränke metaphysischer Speculation verdanken? Es war völlig einerlei, ob sich der Fromme dabei des himmlischen Gebotes entsann, daß er den Namen seines Gottes nicht unnützlich führen solle, oder ob der Weise die theoretische Warnung Kants und die praktische Mahnung im Auge hatte, die unser moderner Reformator Lessing uns im Gleichniß Nathans hinterlassen. Ja, daß selbst die höchsten menschlichen Leistungen sehr wohl vereinbar seien mit humaner Neutralität im ewigen Kriege um das Unbegreifliche, lehrt uns das Vorbild Goethe's, dessen Dichtung eben dadurch unvergängliche Gestalten geschaffen, daß er unserer Wahl überließ, sie vor den mannigfachen Hintergrund unserer Weltanschauungen zu versetzen, dessen Worte darum unendliche Wahrheit in sich tragen, weil sie der eine getrost auf die Wand seines Tempels schreiben, der andere in den Baum vor seiner Thüre graben mag. Gott und Natur, Zweck und Nothwendigkeit waren ihm selbst nur verschiedene Perspectiven, unter denen er dieselbe Welt abwechselnd durchschaute, und so blieb auch den Einseitigen unter uns unbenommen, so oder so ihm nachzublicken mit gleicher dankbarer Freude.

Jene Neutralität, deren segensreichen Einfluß auf unsere Culturarbeit wir nur schwach andeuten konnten, erscheint leider gegenwärtig ernstlich gefährdet. Es gab ihrer freilich immer, die sich nicht an sie binden mochten: auf der einen Seite die confessionelle Theologie, die, da sie das Lehrgebäude ihres Offenbarungs- und Wunderglaubens allerdings durch Geschichts- und Naturforschung hoffnungslos zertrümmert sah, alsbald mit dem lästerlichen Geschrei hervorbrach, als sei damit die Sache der Religion selbst, das heißt die der Geistigkeit und Sittlichkeit überhaupt geschädigt worden; auf der anderen Seite eine nicht minder bekenntnißeifrige Atheologie, die in der

That mit ebenso rohem als dummem Behagen beflissen war, das selbständige Wesen von Geist und Sitte einzig deshalb zu leugnen, weil in ihrem Kopfe, der das Abc der Naturwissenschaft, die Mechanik, glücklich begriffen hatte, nicht Raum war auch nur für die Annahme der Möglichkeit, daß es Schriften gebe, welche mittels dieses einen Alphabets schlechterdings nicht zu entziffern seien. Aber wie lärmend sich diese beiden extremen Parteien auch geberdeten, die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten achtete ihrer nur wenig, kaum ernstlichen Unwillen gelang ihnen gegen sich wachzurufen. Heut ist das anders geworden; indem einerseits die politischen Bewegungen der jüngsten Zeit auf kirchliches Gebiet hinübergedrungen sind und die Leidenschaften der Massen erregt haben, andererseits einige allgemeine Theorien, zu welchen die stetig weiter entwickelten Einzelforschungen unwillkürlich zusammenwuchsen, auch dem Theil des Publicums vorgetragen worden sind, der zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen logischen und phantastischen Consequenzen zu unterscheiden nicht im Stande ist, fängt man wieder an, einander die Summe des Glaubens abzufragen; die zudringliche Bitte um Generalbeichte gilt nicht mehr für tactlos, das Briefgeheimniß gleichsam der Herzensmeinung ist vor frechem Spürerblicke nicht mehr sicher.

Mit gewohnter Streitbarkeit tritt da David Strauß der Gefahr kühnlich entgegen: freiwillig und öffentlich legt er ein umfassendes Bekenntniß seines Glaubens ab. Was bei Geringeren als Anmaßung erscheinen würde, mag man bei ihm als sein gutes Recht bezeichnen: ein Mann, der seit Jahrzehnten unter unseren Forschern durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit einen hervorragenden Ort, unter unseren Prosaikern durch Kunst der Darstellung und Schönheit der Sprache sogar den ersten Platz behauptet, ein Mann, der fast für sein ganzes Volk eine wichtige Person geworden, für die einen als Freund, für die anderen als Feind — ein solcher Mann darf erwarten allgemeiner Theilnahme zu begegnen, wenn er es unternimmt, seine Gedanken über Gott und die Welt, Christus und Buddha, Darwin und Schopenhauer, Thierschutz und Ehescheidung, Monarchie und Republik, allgemeines Stimmrecht und Todesstrafe, Poesie und Musik u. dergl. m. einmal in einer gewissen Folge auszusprechen; zumal, wofern ihm gelingt, was ihm in der That wieder gelungen ist, diesen höchst mannigfachen Stoff durch die plastische Kraft seines Geistes zu einem kleinen Kunstwerk einheitlich zusammenzufassen. Auch wir würden es bei diesem formellen Genusse, den uns die Straußische Confession in hohem Grade gewährt, und bei dem lebendigen Antheil, den wir an der ganzen merkwürdigen Individualität des Bekenners von jeher genommen, gern stillschweigend bewenden lassen, da wir uns eines Urtheils über den Glauben eines anderen, auch wenn er uns denselben in freiem Vertrauen eröffnet, keineswegs unterwinden; allem dogmatischen Gezänke feind, würden wir ein solches Urtheil

erst dann vorzubringen wagen, wenn uns obläge, ihn historisch zu charakterisiren, und das ist bekanntlich Mitlebenden gegenüber weder erlaubt noch möglich.

Die Sachlage würde sich auch dadurch nicht ändern, daß Strauß mit dem Anspruch auftritt, der Wortführer einer zahlreichen, wenn auch unbekannten Genossenschaft zu sein. Er legt sein Bekenntniß im Namen einer Vielheit ab, die „schon nicht mehr bloß nach Tausenden zähle", darunter neben „Gelehrten und Künstlern auch Beamte und Militärs, Gewerbtreibende und Gutsbesitzer." Trotz jener immerhin imposanten Zahl, für die freilich keinerlei statistische Belege beigebracht sind, und trotz der ansehnlichen äußeren Position, in der sich diese Menge von Männern dem Vernehmen nach befindet, müssen wir doch bei Strauß allein stehen bleiben; denn erstens werden theoretische Wahrheiten bekanntlich durch Massenbeifall nicht im geringsten bekräftigt, zweitens wissen wir nicht, ob, und bezweifeln entschieden, daß in jener unsichtbaren Gemeinde sich auch nur ein einziger befindet, der einem Strauß an Geist und Wissen von ferne gewachsen wäre. Der neue Glaube gewinnt allerdings an politischer Bedeutung durch Anzahl und Rang seiner Anhänger, nimmermehr aber an innerer Gewißheit, um die es uns hier allein zu thun ist.

Von ganz anderem aber, ja von entscheidendem Gewicht ist uns der innere Anspruch, den Strauß für sein Bekenntniß erhebt. Nicht einem alten stellt er einen neuen, sondern dem alten den neuen Glauben gegenüber, das will sagen dem Irrthum überhaupt die Wahrheit, wohlverstanden vom bisher erreichten Standpunkt menschlicher Erkenntniß aus betrachtet; denn daß sich späteren Culturepochen die Wahrheit nicht doch wieder anders darstellen könnte, in einem neueren und neuesten Glauben, behauptet Strauß wenigstens nirgends ausdrücklich. Indem er nun aber seine Dogmen überall auf der Grundlage unserer heutigen historischen und naturwissenschaftlichen Erfahrung zu befestigen sucht, will er uns zugleich überzeugen, daß auf dieser Grundlage lediglich diese Lehrsätze und keine davon abweichenden bestehen können, und hieraus erwächst uns das Recht, ja die Pflicht eines öffentlichen Widerspruchs. Denn wir setzen voraus, daß unsere Leser gleich uns auf dem nämlichen Boden moderner Naturwissenschaft und historischer Kritik zu stehen sich bewußt sind, wie Strauß selber, daß jedoch ungeachtet solcher rückhaltlosen Anerkennung der Wissenschaft sammt all ihren gesicherten Ergebnissen vielfach andere Glaubenssätze unter ihnen verbreitet sind, als diejenigen, welche Strauß als für sich und die Seinen verbindlich proclamirt. Diesen anderen Glaubensgestaltungen nun vindiciren wir, sofern sie mit jenem gemeinsamen wissenschaftlichen Besitze nicht in logischen Conflict gerathen, zunächst das gleiche subjective Recht wie dem Straußischen „klaren, crassen Materialismus" — er erlaubt uns selbst diese Bezeichnung —, sodann auch das gleiche objective Recht, da, wenn man

darunter wissenschaftliche Gewißheit, Beweisbarkeit versteht, sie sämmtlich gleich weit davon entfernt sind. Uns selber endlich vindiciren wir an dieser Stelle das Recht der Neutralität, da wir uns nicht unterfangen, unserem eigenen Glauben ein öffentliches Interesse beizumessen; nichtsdestoweniger gebrauchen wir stilistischer Bequemlichkeit halber bei unserem Sachwalterversuche zuweilen die erste Person der Grammatik.

Strauß beginnt mit der engeren Frage: „Sind wir noch Christen?" die er für sich und die Seinen unbedingt verneint, und wirft dann die weitere auf: „Haben wir noch Religion?" die er für dieselben Anhänger seiner Confession eigentlich doch auch verneint; wenigstens bleibt ihm als Religion nur übrig das Gefühl der Abhängigkeit von einem unpersönlichen, nach dem Gesetze der Nothwendigkeit existirenden Universum und die begleitende Empfindung der Zufriedenheit mit diesem Zustande. Dann beantwortet er im positiven Theil seiner Dogmatik die Frage: „Wie begreifen wir die Welt?" durch einen Abriß naturwissenschaftlicher Weltanschauung und theilt endlich unter der Rubrik: „Wie ordnen wir unser Leben?" eine Anzahl von politischen, socialen und wirthschaftlichen Gedanken mit, denen noch zwei Zugaben angehängt werden: „Von unseren großen Dichtern" und „von unseren großen Musikern", welche beiden Abschnitte, theils obgleich, theils weil sie mit dem übrigen Werke kaum in der losesten Verbindung stehen, gewiß die allgemeinste Zustimmung finden werden: denn sie sind reich an treffenden, wenn auch selten neuen Bemerkungen und bewähren deutlich, was wir oben von Goethe vornehmlich behaupteten, daß unsere classischen Künstler insgesammt wegen der allseitig freien Erhebung ihres Geistes und Gemüths gleichsam wie ragende Berge von den verschiedensten Standpunkten des Glaubens und Unglaubens aus betrachtet und bewundert werden können. Dies der Gang des Straußischen Bekenntnisses, den wir jedoch, vom Positiven ausgehend, zum Theil in umgekehrter Richtung verfolgen müssen.

Gemeinsam ist uns allen die Naturanschauung, die auch Strauß positiv entwickelt, für einen wissenschaftlichen Sinn sogar weitaus zu positiv. In einer hübschen Übersicht, nicht tiefer, aber weit geschmackvoller, als man in den zahlreichen populären Gesammtdarstellungen unseres Naturwissens heute zu lesen pflegt, schildert er genetisch den uns bekannten Kosmos, von Kants geistvoller Himmelstheorie beginnend, mit hastigen Schritten über die Stufen der geologischen Entwicklung hineilend, dann in gemächlicherem Tempo die niedrigen Sprossen der Darwinschen Wesenleiter heraufklimmend bis zum Menschen der Anthropologie und Geschichte. Das Getriebe dieser natürlichen Welt ist Mechanik der Atome, ihr Gesetz starre Nothwendigkeit, Gesammtzweck das Dasein selbst, alle Zweckmäßigkeit im einzelnen, auch im Organischen bloßer Schein. Wir erhalten da mit einem Worte die mechanische Weltansicht, die auch für uns so weit reicht, als der Natur-

begriff selbst; die alte Frage ist nur die, wie weit eben dieser Naturbegriff reiche. Der „neue Glaube“ und der Materialismus überhaupt dehnt diesen Begriff nicht allein, wozu auch uns das angeborene Causalitätsbedürfniß drängt, linear in der Doppelrichtung der Zeit in die Ewigkeiten hinein aus, er kennt auch nach anderen, gleichsam räumlichen Dimensionen hin — man kann hier nur bildlich reden — nichts außer, neben, oder über dem Naturbegriff. Was ihn dazu antreibt, ist wiederum ein allgemeines Bedürfniß, das nach Einheit, und er geberdet sich dabei im Bunde mit dem Idealismus als Einheitslehre — „Monismus“ — sehr vornehm gegenüber dem armseligen Dualismus.

Was ist mit diesem Einheitsdrange in uns nicht alles schon vollbracht worden! Der kräftigen Betonung der Gotteseinheit schreibt Goethe sehr richtig alle Siege des Islam über die christliche Welt zu; aber nicht minder treffend sagt er ein andermal im Hinblick auf den Stifter gerade dieser craß monistischen Religion: „Der Prophet muß eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.“ In der That hat unser wissenschaftliches Erkennen uns bisher nirgend auch nur einen möglichen Weg zur völligen Einheit offenbart; mindestens den einen großen Gegensatz zwischen der Natur als dem Bereiche mechanisch erklärbarer Nothwendigkeit und einem Reste von mechanisch immerdar unerklärbaren Erscheinungen — mag man sie nun übernatürlich oder widernatürlich nennen, einerlei —, mindestens diesen Gegensatz sieht unser Denken als heut und künftig unübersteigliches Hinderniß in seiner Bahn zur Einheit vor sich liegen. Der Glaube freilich überfliegt das Hinderniß und hat es von jeher fröhlich überflogen: Idealismus wie Materialismus und selbst der kühne Versuch Spinoza's, jene beiden Weltanschauungen in einander zu verschmelzen, diese drei erträumten Lösungen des Problems sind insgesammt lediglich Glaubensformen, und zwar die eine stets so unwissenschaftlich wie die andere. In den Eingeweiden des Idealismus wird der kritische Anatom stets unsere naturwissenschaftlichen Erkenntnisse als unverdaute Masse vorfinden, wie umgekehrt im Magen des Materialismus die Thatsachen der geistigen Welt; an der unvergleichlich abgerundeten Weltkugel des Spinozismus aber hat man trotzdem längst die Gußnähte entdeckt, wo die beiden Seiten, Denken und Ausdehnung — wir sagen heute: Geist und Materie —, äußerlich und leicht trennbar an einander stoßen.

Das ist nun alles so oft und so überzeugend gesagt worden, daß man sich fast schämt, es zu wiederholen; nichtsdestoweniger muß man es allemal dann wiederholen, wenn eine dieser metaphysischen Glaubensrichtungen aufs neue mit dem Vermessen hervortritt, als sei sie die allein oder auch nur am besten wissenschaftlich zu begründende. Denn daß sie abwechselnd auch behaupten, je die allein seligmachende zu sein, oder auch — um Strauß beim Worte zu nehmen — die allein unseligmachende, das werden die

Andersgläubigen mit lächelnder Duldung hingehen lassen müssen. Doch zurück zu jener Frage nach der Möglichkeit wissenschaftlicher Begründung des Materialismus, einer Möglichkeit, die Strauß durch Darwins Hypothese wie durch die mechanische Wärmetheorie auf das entschiedenste angebahnt wähnt. Leider müssen wir ihm diese Illusion zerstören, indem wir die jüngste denkwürdige Erklärung eines namhaften Naturforschers gegen ihn herbeiziehen, den Strauß selber nicht wagen wird, wie er sich ausdrückt, einen „altgläubigen Naturforscher" zu nennen, einen Mann vielmehr, der als der rücksichtsloseste Verfechter der mechanischen Erklärung des Lebens anscheinend sogar die entschiedenste Hinneigung zur mechanischen Erklärung auch des Denkens verräth, auf welche der „neue Glaube" seinen Weltplan gründet. Aber dieser bedeutende Physiolog, der zugleich eine seltene philosophische Bildung besitzt, sodaß er sich aller möglichen Consequenzen seiner wissenschaftlichen Ansichten vollkommen klar bewußt ist, darf als Naturforscher — wie jeder, der diesen Namen verdient — weder alt- noch neugläubig heißen, sondern einfach ungläubig nach beiden Seiten, der materialistischen wie der idealistischen, wie es der Wissenschaft ziemt.

Wir haben schon früher in d. Bl. auf die Bedeutung der Rede hingewiesen, die Emil du Bois-Reymond am 14. August d. J. vor der Naturforscherversammlung zu Leipzig gehalten; sie ist jetzt unter dem Titel: „Über die Grenzen des Naturerkennens" im Druck erschienen, und wir empfehlen sie allen denen unserer Leser, welchen im Gegensatz zu den Büchner, Vogt und nun auch Strauß jegliche Confusion von Wissen und Glauben zuwider ist, zu aufmerksamster Lectüre; eine solche wird sich überdies reichlich durch den Genuß belohnen, den die nach des Autors Gewohnheit bis zur feinsten Eleganz ausgebildete Kunst der Darstellung in hohem Grade gewährt. Indem du Bois-Reymond nicht allein für unser heutiges, sondern für jedes künftige menschliche Naturerkennen überhaupt die Grenzen abzustecken unternimmt, führt er eine jener ernsten Thaten aus, die man am kürzesten durch den Ehrennamen Kantischer Thaten bezeichnet. Er verzeihe uns, wenn wir eine so wesentliche wissenschaftliche Leistung scheinbar nur beiläufig besprechen, um dadurch die ohne Zweifel weit größeres Aufsehen erregende That von David Strauß als das, was sie ist, eine zwar literarische, aber nicht streng wissenschaftliche Leistung zu enthüllen; allein wir müßten befürchten, durch ausführlichere Wiederholung der Gedanken du Bois-Reymonds nur den Reiz der Form zu zerstören, in die er sie gekleidet.

Naturwissenschaftliches Erkennen definirt er als Auflösung der Naturvorgänge in Mechanik der Atome, als mathematische Interpretation, dürfen wir sagen, aller Veränderungen in der Körperwelt dahin, daß sie als Bewegungen von Atomen eines substantiell unterschiedslosen Substrats, einer eigenschaftslosen Materie gedeutet werden, Bewegungen, welche lediglich

aus constanten Centralkräften dieser Atome entspringen. Eine solche Stufe der Naturerkenntniß haben wir bisher nur gegenüber den Bewegungserscheinungen der Himmelskörper im großen erstiegen, in der Astronomie, soweit dieselbe mit kosmischen Massen abgesehen von deren physischer Beschaffenheit rechnet; von analoger Kenntniß der Bewegungserscheinungen der Moleküle sind wir noch unermeßlich weit entfernt, solange es für uns, wie heute, noch irgend welche qualitative Unterschiede der Materie giebt. Trotzdem aber läßt sich schon jetzt mit Laplace ein Geist denken, der auch nach dieser Richtung des unendlich Kleinen hin astronomische Kenntniß der Natur besäße, dem die Molecularbewegungen der Körperwelt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ebenso durchsichtig wären wie uns die Mechanik des Himmels, der den ganzen Verlauf der natürlichen Welt durch eine einzige mathematische Formel vorzustellen vermöchte. Indem nun du Bois-Reymond die Weltanschauung dieses von Laplace gedachten Geistes — des Gottes der Naturforschung, möchte ich sagen — eingehender entwickelt, verläßt allerdings auch er das Festland des bisher wirklichen Wissens und gelangt in das flüssige Element des Glaubens, so z. B. entschieden da, wo er von dem ersten Auftreten des Lebens auf der vordem unorganischen Erdrinde, von der sogenannten Urzeugung, redet. Allein diesen Glauben kann man als objectiven vom subjectiven trennen, wobei ich unter objectivem Glauben jede Aussage über von uns unbegriffene, ja vielleicht auch künftig thatsächlich nie zu begreifende Vorgänge verstehe, von denen wir doch zugleich einsehen, daß sie nicht schlechthin unbegreiflich für einen Verstand unserer Art zu sein brauchen. Um es am Beispiel der Urzeugung zu erläutern: wir wissen nicht, wie das erste Leben auf der Erde entsprang, werden auch wahrscheinlich nie etwas darüber auszusagen im Stande sein, da uns die besonderen materiellen Bedingungen, unter denen dieser urzeitliche Proceß geschah, vermuthlich immerdar ebenso unzugänglich bleiben werden wie heute; indem wir jedoch einerseits in den bloßen Lebenserscheinungen — abgesehen vom Bewußtsein — lediglich mechanische Vorgänge erkannt haben, andererseits aus unserer geologischen Theorie schließen müssen, daß diese besondere Art von mechanischen Vorgängen hienieden einmal ihren Anfang genommen habe, können wir getrost aussprechen: Urzeugung sei zwar keine Thatsache unseres Naturerkennens, jedoch insofern ein Axiom unseres objectiven Naturglaubens, als sie, die aller wirklichen Erfahrung widerspricht, doch in dem Phantasiebild einer möglichen Erfahrung eine Stätte findet. Auch die historischen Disciplinen haben übrigens ähnliche Artikel objectiven Glaubens zur Verfügung, aber wie wenig ist doch meist der Wissenschaft damit gedient! Es sind, wie wir uns oben ausdrückten, phantastische Consequenzen des bereits Erkannten; sind sie in sich logisch entwickelt wie etwa Darwins große Theorie der Zuchtwahl, die sich freilich überdies an manche Analogie in unserer wirk-

lichen Erfahrung wenigstens anlehnt, so nennen wir sie Hypothesen; sind sie einfach ungegliederte Namen für unerreichbare Begriffe wie eben jenes sinnlose Wort „Urzeugung", so verdienen sie diese Bezeichnung nicht; im ersteren Falle sind sie gleichsam der Reiseplan, den sich die Forschung für ihr weiteres Vordringen ins Gebiet des Unbekannten entwirft, im letzteren nichts als die geradehin ausgesprochene Reiselust ohne Plan und Mittel zur Reise. Wer nun wie z. B. Häckel in seine sonst hochverdienstlichen populären Darstellungen dergleichen Glaubensaxiome zu gleichem Rechte mit dem thatsächlich Erkannten aufnimmt, lädt dadurch den Vorwurf wissenschaftlichen Leichtsinns auf sich; einem Dilettanten auf diesem Gebiet, als welchen sich Strauß bescheidentlich bekennt, wird man das weniger verübeln dürfen. Du Bois-Reymond endlich trifft nicht der leiseste Tadel, denn er behandelt diese Dinge als das, was sie sind, als Spiele der Phantasie, welche unser Denken mit so gutem Humor gestattet, daß es fast den Anschein hat, als sähe es sie gern; aufs strengste aber sondert er davon die unerlaubten Phantasiespiele.

Er zeigt nämlich nun zwei Grenzen auf, die auch dem von Laplace gedachten Geiste gezogen wären und somit unserer unendlich beschränkteren Naturerkenntniß ewiglich gezogen sein werden. Einmal ist das Wesen der Materie selbst schlechthin unbegreiflich, alle mechanische Naturerklärung erstreckt sich nur auf die an diesem durchaus räthselhaften Substrate wahrzunehmenden Veränderungen und läßt unser Causalitätsbedürfniß im letzten Grunde völlig unbefriedigt. Die Atomistik ist noch heute und wird immerbar bleiben, wie sie Humboldt 1858 nennt, eine zwar bequeme und weit verbreitete, aber an Mythen reiche Bildersprache; als Corpuscularphilosophie, sagt du Bois-Reymond, führt sie in unlösliche Widersprüche. Wenn nun der Materialismus diese Widersprüche einfach ignorirt, wenn er für das Wesen der Materie nur die nichts erklärende Erklärung giebt, sie sei eben das Seiende und nothwendiges Dasein ihr ganzes Wesen, so steht er dabei durchaus auf dem Boden des subjectiven Glaubens, worunter wir gegenüber dem objectiven Glauben, der nur von unbegriffenem Begreiflichen handelt, jede Aussage über notorisch Unbegreifliches verstehen. Hier auf den unerklärlichen Untergrund der Natur darf der Idealismus also mit völlig gleichem subjectiven Rechte seinen Gottesbegriff projiciren; denn was in dieser seiner Behauptung: „im Anfang war das vom Denken beherrschte Sein" über die nichtssagende Tautologie des Materialismus: „im Anfang war das Sein" in positiver Richtung hinausreicht, das gläubig anzunehmen berechtigt ihn die Entdeckung der zweiten Schranke unseres Naturerkennens.

Eben so unerklärlich vom Standpunkt der Naturwissenschaft wie das Wesen der Materie wird nämlich — auch das entlehnen wir du Bois-Reymond — immerdar das Bewußtsein bleiben, und zwar das einfachste Gefühl von Lust oder Unlust im niedersten Thiere so gut wie die höchste

geistige oder sittliche That des Menschen. Da wir das Bewußtsein stets im Contact mit materiellen Vorgängen sehen, so ist der Naturforscher als solcher nirgend zu der Annahme genöthigt, daß geistige Erscheinungen unabhängig von materiellen Bedingungen möglich seien; wohl aber muß er eingestehen, daß sie aus solchen niemals zu begreifen sind, und kann daher jene Annahme ebensowenig jemals widerlegen. Auch bei der genauesten Kenntniß der ganzen Mechanik der Hirnatome in ihrem Parallelismus mit Geistesprocessen jederlei Art würde sich nie erklären lassen, warum diesen Atomen ihre Lage und Bewegung nicht völlig gleichgültig ist. Es ragen hier in der thierischen Empfindung sowohl wie im menschlichen Bewußtsein zahllose kleine außernatürliche Centra durch active und passive Beziehungen in die natürliche Welt herein, und auf diese Thatsache gestützt construirt der Idealismus seinen Glauben an eine andere Welt: des Geistes, der Freiheit und der Zweckthätigkeit. Der Trieb zur Einheit nöthigt ihn alsdann diese geistige Welt der natürlichen gläubig überzuordnen, ja die letztere wohl gar nur als einen Ausfluß der ersteren zu betrachten, während der Materialismus vom nämlichen Einheitsdrange angespornt jene geistige Welt trotz ihrer naturwissenschaftlichen Unbegreiflichkeit ebenso subjectiv gläubig für eine leere Spuk- und Trugerscheinung an der Materie anspricht.

Der „neue Glaube“ nun gebraucht einige vermeintlich neue Kunstgriffe, um jene materielle Unerklärbarkeit des Geistes in bloße Unerklärtheit zu verwandeln, er nimmt somit die hoffnungsvolle Miene eines objectiven Glaubens an. Der erste Kunstgriff ist dem Spinoza heimlich abgesehen, nur leider ziemlich ungeschickt. Dieser mächtige Denker hatte nämlich bekanntlich, um der unlösbaren Aufgabe einer absoluten Unterordnung des Geistes unter die Materie oder der Materie unter den Geist zu entgehen, beide für nichts als verschiedene Seiten oder Ausdrücke desselben Weltprocesses ausgegeben und zu diesem Behuf einen völligen Parallelismus zwischen beiden, d. h. eine allgemeine, nicht bloß centrale, sondern durchgehende, ideelle Abspiegelung der Körperwelt angenommen — eine großartige Dichtung, der jedoch keinerlei wirkliche Erfahrung zuhülfe kommt. Ein schwacher Nachklang an diese erhabene Willkür der Phantasie Spinoza's ist es, wenn Strauß uns versichert, es habe niemals eine Zeit gegeben, wo im Universum kein Unterschied von Weltkörpern, kein Leben, keine Vernunft gewesen wäre, „sondern das alles, wenn es in einem Theile des Alls noch nicht war, so war es in einem anderen Theile schon da, in einem dritten nicht mehr da“ u. s. w. Welch Schauspiel, aber ach! ein Schauspiel nur! Dieser ganz nette Glaube entbehrt nämlich einerseits gleichfalls jeglicher Stütze der Erfahrung, andererseits leistet er das, wozu er heimlich ersonnen ist: uns die „Vernunft“ als eine in der materiellen Welt durchaus alltägliche Erscheinung darzustellen, sie der Materie gleichsam durch Gewohnheit als zu ihrer Ausrüstung unentbehrlich aufzuschwatzen,

dies leistet er doch gegen den Spinozismus gehalten nur in sehr dürftiger Weise. Wenn in diesem das Denken gewissermaßen das innere Feuer ist, von dem die ganze Körperwelt wunderbar durchleuchtet wird, so trägt der „neue Glaube“ es wie eine Laterne gemächlich aus einem Gelasse des Weltraums in das andere; einem Gefängnißwärter vergleichbar, denn was er damit beleuchtet, ist doch überall nur die klirrende Kettenwelt der Nothwendigkeit.

Das zweite Mittelchen, das Strauß anwendet, um den Gegensatz von Geist und Natur aus der Welt zu schaffen, ist das Princip von der Erhaltung der Kraft. Er sagt keineswegs etwas so Unerwartetes, wie er meint, wenn er die Arbeit der Nerven, wie sie bald dem Gehirne die Sinneswahrnehmungen zuführen, bald wiederum die Willensgebote vom Centralorgan aus gegen die Peripherie hinleiten, in das Wandelspiel der lebendigen und der Spannkräfte einreiht, welches die gesammte Körperwelt durchwaltet; ging doch von solchen Beobachtungen am menschlichen Organismus Robert Mayer aus, als er die mechanische Wärmelehre erschuf. Unzweifelhaft ist die Summe der Nervenaction, d. h. der Willensleistung des individuellen Organismus genau gleich seiner Nervenpassion, d. h. der Summe seiner sinnlichen Reizungen; insofern, quantitativ, ist unser Handeln völlig determinirt. Allein die Wahrnehmung der Sinnesreizung in einem Selbst, auch schon die Umdeutung derselben zur schlichtesten Empfindung von Lust und Unlust, führt uns sofort wieder zu jener Interessirtheit der Atomgruppen, die wir mit du Bois-Reymond als schlechthin außernatürlich erkannt haben. Idealistisch gesprochen ist mit dem Centralorgan des Nervenapparats ein Bewußtsein verbunden, welches allerdings beständig zum Umsatz von potentieller in kinetische Energie in von außen bestimmtem Maß unweigerlich verpflichtet ist; über die Art des Umsatzes jedoch schaltet es aus sich heraus vollkommen unbedingt, d. h. die Qualität seines Willens ist frei. Die elastische Kugel — um es bildlich zu erläutern —, die ihm zugeworfen wird, muß es mit absolut gleicher Kraft zurückwerfen; aber unter welchem Winkel die Reflexion geschehe, steht merkwürdiger Weise in seiner Wahl: hierin offenbart sich seine zwecksetzende, richtungverleihende Energie. Wenn nun aber Strauß, wiederum an Spinoza erinnernd, den Menschen kurzweg ein Wesen nennt, das an seinem einen Ende ein ausgedehntes, am anderen ein denkendes sei, so widerspricht er der Erfahrung; denn nirgends tritt das Denken unmittelbar in materielle Wirkung auf die Außenwelt, es muß vielmehr erst allemal, wenn auch stets durch andere Nervenradien, bis an die ausgedehnte Peripherie des eigenen Organismus wirken, ehe die Außenwelt den mindesten Einfluß dadurch erleidet. Mit einem Wort: die Centralstellung des Bewußtseins ist eben das ganze Geheimniß, das Bewußtsein selbst ist nichts als die Erscheinung eines selbständigen, durch die Welt-

mechanik nicht erklärbaren Centrums. Strauß nennt zu mehrerer Bekräftigung seiner These, daß es dennoch erklärbar sei, ja daß er durch sein unzutreffendes Gleichniß die Erklärung anbahne, die dawider Ungläubigen „unglaublich verstockt"; feiner drückt sich du Bois-Reymond aus, wenn er den Vorsatz ausspricht, jenen materialistischen Artikel des neuen Glaubens als einen „Irrthum zu bekämpfen."

Die dritte Tröstung des neuen Glaubens ist der Darwinismus, ja Darwin ist entschieden; wie für Schleiermacher der sogenannte Johannes, der Lieblingsevangelist für David Strauß. Wir haben unsere Leser schon vor Jahresfrist über die Frage unterhalten: „Was macht Darwin populär?" und brauchen heute nur wenig hinzuzufügen. Die bewundernswerthe That des britischen Naturforschers, ökonomische Processe hypothetisch aus der geistbeherrschten Natur in die bewußtlose hinüberzuversetzen, wird immerdar bewundernswerth bleiben, auch wenn die große Hypothese bis auf kleine Reste wieder aufgegeben werden sollte. Aber setzen wir selbst in Gedanken einmal das ganze Darwinsche Entwicklungssystem als bewährt an, was folgt daraus? Wenn die Erscheinung des thierischen Bewußtseins materiell unerklärlich ist, wird sie durch die Annahme successiver Entwicklung um nichts erklärlicher; im Unbegreiflichen giebt es eben keine Abstufungen. „Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz", sagt wiederum du Bois-Reymond, „die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt." Ebenso übereilt ist, wie schon Trendelenburg gezeigt hat, das Freudengeschrei, das die Neugläubigen über die Vernichtung des ihnen verhaßten Zweckbegriffs durch Darwin ausstoßen. Denn das wußte der Idealist schon vor Darwin, daß sein Gottesgeist zur Verwirklichung seines Systems von Zweckgedanken sich lediglich mechanischer Mittel bediene, wie ja unser eigener zweckmäßig handelnder Wille, dem wir diese ganze Anschauung entlehnen, abgesehen von unserem Selbstbewußtsein, also für jeden fremden Betrachter durchaus innerhalb des Naturprocesses zur Erscheinung kommt. So wohlfeilen Einwürfen gegen die Idee eines die Welt beherrschenden Geistes hat schon Schiller im Don Carlos, der Strauß „immer höchst schätzbar gewesen ist", das Urtheil gesprochen, wenn er Posa ausrufen läßt: „Ihn, den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden verhüllt er sich in ewige Gesetze! Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug! Und keines Christen Andacht hat ihn mehr, als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen." Es ist nur ein umständlicherer Ausdruck für diesen alten Begriff des Freigeistes, wenn sich Strauß als „wahrheits- und freiheitsdurstiger Geist" unwiderstehlich durch die Darwinsche Theorie angezogen fühlt.

Daß der neue Glaube übrigens so blindlings diese Theorie für die richtige nimmt? Doch warum nicht? Den Glauben kleidet ja die Blind-

heit wohl. Zwar — auch den Glauben, der sich stolz von Wissenschaft nährt, der sich allen Ernstes die Frage stellt und beantwortet, wie er die Welt begreife? Ich denke, einem solchen Glauben würde nicht übel anstehen, wenn er beiläufig erwähnte, daß sich die Geologie zu Darwins Hypothese so ziemlich neutral verhält, so daß es nach Dechens Ausspruch ungewiß ist, ob die geologischen Thatsachen bisher mehr für oder wider diese Hypothese sprechen; wenn er eben so beiläufig erwähnte, daß die Geobotanik nach den Worten Grisebachs eine empirische Begründung dieser Theorie nur in dem sehr beschränkten Bereiche der Bildung „klimatischer Varietäten" kennt, „die man oft für besondere Arten gehalten hat". Thut nichts — die Theorie wird popularisirt, denn: sie paßt zu unserem Glauben. Wie es aber in der ernsten Wissenschaft solchen Hypothesen bisweilen ergeht, zeigt recht deutlich ein Beispiel auf dem Gebiete der Sprachforschung. Wer von uns Jüngeren hat nicht schon in der Schule den Stammbaum der indogermanischen Sprachen mit Wohlgefallen erlernt und genau gewußt, in welcher Reihenfolge sich die einzelnen Äste aus ihm und aus den Ästen wiederum die Zweige entwickelt? Eine Fülle von culturgeschichtlichen Thatsachen hat man daraus erschlossen, die Urmuttersprache so geschickt reconstruirt, daß man in ihr zu dichten vermochte. Als nun der Darwinismus auftrat, begrüßte ihn Schleicher, der in jener Sprachgenealogie am entschiedensten vorgegangen war, laut und freudig als Zwillingsbruder seiner eigenen linguistischen Theorie. Da tritt in diesem Frühjahr Johannes Schmidt auf und beweist in einer kleinen, aber epochemachenden Arbeit, daß nach Prüfung der Thatsachen weder von irgend einem Stammbaume die Rede sein kann, noch selbst von einer irgend reconstruirbaren Ursprache. Wie die Dinge heute liegen, bleibt sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine solche einheitliche Ursprache überhaupt niemals vorhanden war, sondern daß von vornherein eine Anzahl ähnlicher Dialekte in größerer oder geringerer Abweichung um die Mittellinie eines unbewußt vorschwebenden Idealtypus frei umherspielten. Die Rückanwendung auf den Darwinismus ist leicht, doch ergiebt sich daraus nicht mehr, als was auch sonst feststand, daß er keineswegs wahr zu sein braucht.

O großer, armer Darwin! Du gedachtest mit deiner geistvollen und anregenden Hypothese von der natürlichen Zuchtwahl der Fortpflanzung echter Naturforschung zu dienen, wie einst mit deiner herrlichen Lehre von den Korallenriffen. Aber der moderne Glaube, der nun einmal das Gelüst nach etwas Kreuzung mit dieser oder jener Wissenschaft nicht los wird, ergriff die schöne Hypothese, um mit ihr eine halbschlächtige Art von Zuwissenglauben zu erzeugen; mögen die Bastarde versuchen, ob sie unter einander fruchtbar sind! Wenn unseren Lesern dies Gleichniß allzu zuchtwählerisch klingen sollte, so bitten wir es mit dem Vorgange von

Strauß zu entschuldigen, der die Darwinsche Theorie als „das erste Kind der, wenn auch vorerst nur heimlichen Ehe zwischen Naturforschung und Philosophie“ bezeichnet.

So weit der materialistische Pantheismus des Straußischen Bekenntnisses; diesen edleren Namen scheint nämlich seine Weltanschauung zu verdienen, wenn dem Universum einmal „Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte“ nachgerühmt werden. Eine solche Aussage klingt gewiß erbaulich, nicht minder erbaulich als die der Religion über die Eigenschaften Gottes; ihr menschenähnlicher Beischmack, der Strauß anderswo so sehr zuwider ist, ließe sich auch innerhalb seines Systems vielleicht folgendermaßen entschuldigen: verwandeln sich im ewigen allgemeinen Umsatz der Kräfte Schall, Licht und Wärme, Elektricität, Magnetismus, chemische und physiologische Wirkungen nicht bloß in einander, sondern auch jezuweilen in vernünftiges Denken und guten Willen, so kann ich in allen diesen identischen Bewegungsgleichungen selbstverständlich den einen Werth beliebig gegen den anderen vertauschen und Wärme oder Magnetismus ebensowohl gut und vernünftig nennen, als Vernunft und Güte warm oder magnetisch, ja auch dem ganzen mechanischen Weltprocesse darf ich allenfalls abwechselnd den Namen dieser oder jener seiner einzelnen Erscheinungsformen beilegen. Wie aber, wenn es nun auch unvernünftiges Denken und bösen Willen giebt? Ohne Zweifel ist dann das Universum zugleich auch unvernünftig und böse, und der von Strauß lebhaft bekämpfte Pessimismus Schopenhauers gerade so berechtigt wie sein eigener Optimismus.

Giebt es denn aber für Strauß überhaupt Unterschiede zwischen Vernunft und Unvernunft, Gut und Böse? Mit der Erklärung des Irrthums, einer der feinsten und doch zugleich der schwächsten Partien in Spinoza's System, hat sich Strauß in seinem Buche, das doch fast auf jeder Seite wider angebliche Irrthümer streitet, nicht besonders abgegeben. Für eine Erkenntnißtheorie, die sich selbst nur für einen Bestandtheil der mechanischen Wärmetheorie ausgiebt, müßten ja wohl auch Irrthum und Wahrheit gleichwerthig sein, und der neue Glaube sollte den alten eher brüderlich umarmen, statt ihn feindlich zu bekriegen. Aber so viel läßt sich erkennen, daß der Hauptirrthum, den Strauß nach Feuerbachs Muster den religiösen Vorstellungen anhängt, die Vergötterung menschlichen Wesens und menschlicher Wünsche ist; gerade denselben Fehler jedoch begeht er selbst, wenn er seinem Universum einseitig Vernunft und Güte in seinem Sinne und nicht zugleich auch deren Gegentheil beilegt. Er versteht nämlich unter „vernünftig und gut“ die menschliche Kunst, „das willkürlich Wechselnde in und um uns der Regel zu unterwerfen, aus dem Niedrigen das Höhere, aus dem Rohen das Zarte zu entwickeln“; entsprechende Erscheinungen in der Welt um uns her „könnten wir nicht umhin“ ebenfalls

vernünftig und gut zu nennen. Aber wo ist denn im Straußischen Universum an sich willkürlicher Wechsel, was kann also „Regel, Ordnung, Gesetz" darin anders bedeuten, als was die Naturwissenschaft unter Naturgesetzen versteht, nämlich „Gattungsbegriffe von Veränderungen", und wie darf man also ein derartiges „Gesetz" vernünftig nennen, welches zugleich auch die Regel des „Unvernünftigen" bildet? Und wo ist ferner im Straußischen Universum ein Fortschritt wahrzunehmen, ein totaler mein' ich, denn nur das Totale kommt diesem Universum zu? Entspricht doch vielmehr der Entwicklung des Höheren aus dem Niedrigen, des Zarten aus dem Rohen in dem einen kosmischen Departement aufs genaueste die umgekehrte Rückbildung in einem anderen, und das Ganze bleibt in ewig indifferentem Kreislaufe begriffen. Diese Welt enthält also Gutes und Böses in constantem Mischungsverhältniß, aber sie selbst ist offenbar weder gut noch böse, und die „Pietät", welche Strauß gegen sie zur Schau trägt, besagt entweder nichts weiter als: „Ich erkenne an, daß etwas ist," oder sie ist doch der so schwer verpönte menschliche Particularismus des alten Glaubens.

Um kein Haar besser ist's mit der Straußischen Ethik bestellt. „Alles sittliche Handeln des Menschen," sagt der neue Glaube, „ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung" Ein Darwinist und Ehrfurcht vor der Gattung! Warum soll ich denn nicht ab- und ausarten, soviel ich vermag, nicht versuchen, wie weit ich mit der Ausbildung meiner natürlichen Specialwaffe, die vielleicht die Bosheit ist, im Kampf ums Dasein vorwärts komme? Möglicherweise schlägt mich die Gattung nieder, da sie den Trieb besitzt, sich selber zu erhalten; gut, das ist eine Machtfrage, wie denn überhaupt für eine Weltanschauung, die nur Nothwendigkeit kennt, Pflicht gleich Spannkraft und Recht gleich lebendiger Kraft ist. Spinoza ist ehrlich, weil er diese Gleichungen wirklich ansetzt, Strauß aber täuscht sich und uns, wenn er Sittlichkeit für mehr hält als eine recht interessante Naturerscheinung, deren Eintritt der Mensch vielleicht hie und da berechnen und vorhersagen, niemals aber herbeiführen kann. Der Mensch soll Strauß zufolge „nicht bloß wieder nur ein Thier, er soll mehr und etwas besseres sein; der Beweis, daß er es soll, ist, daß er es kann." Aber er kann es ja nur, wofern und weil er es muß, und wo Können und Müssen dasselbe sind, ist Sollen eine Phrase. In dieser Noth wagt der neue Glaube, dessen ganzes Dasein ja auf dem Phrasenhasse beruht, einen Salto mortale: „Im Menschen," sagt Strauß naiv, „hat die Natur nicht bloß überhaupt aufwärts, sie hat über sich selbst hinaus gewollt." Ei, ei du stolzer Monismus, wie dualistisch kommst du mir auf einmal für! Denn ist es deiner Natur mit diesem bei ihr zwar völlig unbegreiflichen, aber durchaus lobenswerthen Vorsatze nicht gelungen, so geht deine ganze Ethik zum Teufel; ist ihr's aber wirklich damit geglückt, dann fahre wohl Mechanik, dann

Darwin gute Nacht! Dann ist dein Universum doch zuguterletzt unter Gottes gnädigem Beistande von einer anderen Welt des Geistes und der Freiheit, sehr schwer, aber noch recht glücklich entbunden worden; dann ist der neue Glaube doch wohl nur die alte Neuigkeit von gestern, dann können auch wir Altgläubigen getrost zu seinen Bekennern sprechen, wie Ruth zu ihrer Schwieger: „Rede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott." —

An ihrer Ethik sollt ihr sie erkennen, die Systeme! Mag der Materialismus sich sogar der Thatsache des Bewußtseins gegenüber noch hinter seine Farbenblindheit verschanzen und diejenigen „verstockt" schelten, die ihm aufreden wollen, hier sei mit einem male Roth, wo er doch nur Grau sieht wie überall; sowie er sich anschickt, eine praktische Sittenlehre aufzubauen, muß er die mechanischen Principien, die er bis dahin tapfer hochgehalten, eine Weile aus der Hand legen. Bleibt er jedoch der Einheitsfahne seines Glaubens treu und verwirft Freiheit und damit Sittlichkeit des Individuums, so hat er uns immer noch die Möglichkeit einer objectiven Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum begreiflich zu machen, welche doch beide gleich nothwendig in buntgemengten Büscheln am „denkenden Ende" des Menschen ausstrahlen. Mit einem Wort: der Materialismus kann vermöge seiner eigenen Principien von seiner eigenen Gewißheit stets nur subjectiv überzeugt sein, er ist, wie Strauß ihn sehr richtig nennt, als Monismus ein Glaube, der nur nicht „die Welt", d. h. doch wohl als Ganzes, jemals zu „begreifen" hoffen dürfte, und vor allem darauf verzichten sollte, „unser Leben zu ordnen". —

Und nun wir anderen? Wir bekennen uns von Haus aus ehrlich als Dualisten, soweit es sich um wissenschaftliche Erkenntniß und praktische Ethik neben einander handelt, wie ja auch Strauß schon dadurch, daß er diese beiden Probleme von einander trennt, sich bar und klar als Dualisten gleich uns allen enthüllt. Wir erforschen die Natur, soweit sie für unser Denken reicht, mit rücksichtsloser Mechanistik; wir finden diese Natur aber ewig begrenzt durch die inneren Widersprüche ihres atomistischen Grundbegriffs, wie auf der anderen Seite durch die unnatürlichen Thatsachen von der Empfindung aufwärts, durch Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, in denen, wenn man ihre Leistung, wie oben für den Willen geschah, auch auf die leiseste Drehung innerhalb der Metamorphose der Weltkräfte einschränkt, doch schon eine neue Centralkraft sich wirksam zeigt, deren außernatürliches Centrum wir Seele nennen. So weit unsere Erkenntniß; da regt sich nun aber auch in uns ehrlichen Verstandesdualisten das Herzensbedürfniß nach Einheit und zwingt auch uns zum monistischen Glauben. Auch aus den geistigen und sittlichen Molekülen, die wir wirken sehen,

schließen wir auf ein Universum des Geistes und des Willens, einen Universus gewissermaßen, den wir nun auch zum weisen und freien Meister jenes trägen mechanischen Neutrums machen. Wie er das sei, ist uns freilich unbegreiflich, wie er uns, seine atomistischen Splitter mit Centralkräften begaben mochte, so daß wir irren und fehlen können, ist uns wiederum unbegreiflich; aber die Wahrnehmung eines Unbegreiflichen war ja schon der Ursprung unseres wie jedes Glaubens, nur daß wir auch hier ehrlich das Ding beim rechten Namen nennen und das Unbegreifliche vom Anfang bis ans Ende für die wahre Substanz unseres Glaubens erklären. Woher wir nun aber den Muth der Phantasie nehmen, die ungeheuere Natur als bloßes Mach- und Spielwerk in die Hand unseres göttlichen Hohlspiegelbildes zu legen, das ist sehr einfach: weil wir selbst im kleinen ganz tüchtige Mechaniker und Maschinisten sind. Verstehen wir doch sogar den Mechanismus der Natur immer erst dann, wenn wir ihn frei nacherfunden haben, so das Auge, nachdem wir die Camera, die Nerven, nachdem wir den Telegraphen construirt. Unser experimentell geschaffenes Maschinenwesen zur göttlichen Naturordnung hinaufzumultipliciren, ist derselbe Schritt ins Unendliche, den der Materialismus von seinem beschränkten Beobachtungsgebiet aus bis zum unermeßlichen Universum macht, wobei wir auf eine eigentliche Schöpfung der kraftbegabten Materie gern verzichten wollten, wenn uns nur deren Wesen nicht unbegreiflich wäre und somit das Motiv zu einem neuen Glaubensartikel böte.

Von diesem seinem Gotte nun, dem erhabenen Weltmechanikus und Weltmaschinisten, fühlt sich der echt idealistisch Gläubige keineswegs „schlechthin abhängig": darin muß er Schleiermacher, dem verkappten Pantheisten, so entschieden widersprechen wie dem geständigen Materialisten Strauß. Gott wirft mir zu, was ich erkennen, er nöthigt mir an Materie auf, wieviel ich handelnd umgestalten muß: das ist's, was man seine „Vorsehung" genannt hat; wie ich damit schalte, das ist meine Sache; daß ich ihm durch meine Freiheit seine Naturzirkel nicht zertrete, ist die seine, da sehe er zu, mich kümmert's nicht, aber ich trau' ihm wohl, daß er's vermag. Von der Erfahrungsthatsache unserer geistigen und sittlichen Selbständigkeit geht in Wahrheit unser Gottesbedürfniß und damit unsere Gottesverehrung aus; Strauß sieht sehr scharfsinnig in den ältesten Formen derselben, dem Opfer und Gebet, nicht bloß die Anerkennung der Übermacht der Natur, sondern ebenso deutlich zugleich auch die Hoffnung einer Einwirkung auf diese Macht, d. h. also doch den Glauben an das eigene Vermögen. Wir haben uns heute materiell resignirt: Naturschickungen an uns vorbeibitten zu können, wähnen wir nicht mehr; wie wir sie aber tragen und innerlich überwinden wollen, steht nach wie vor bei uns, formell sind wir ebenso unbedingt unabhängig, wie materiell unbedingt abhängig. Wir sind unserem Gotte gegenüber die reiferen Schüler, denen der Lehrer

noch mit zwingender Autorität das Aufsatzthema stellt, der Aufsatz selber aber ist unsere freie Arbeit, gut oder schlecht; den Thieren dictirt der große Schulmeister noch ihr Pensum in die Feder und läßt ihnen nur die Freiheit orthographischer Schnitzer, den Pflanzen führt er gar mechanisch die Hand, und das Unorganische läßt er vorerst von aller Schule ledig — „bei Muttern“ wie der Berliner so gemüthlich sagt — im Hause der Natur nach ihrer Erlaubniß umherspielen. Das sind die Bilderspäße einer Kinderfibel, wird uns Strauß entgegnen; ganz recht: diese uralte Kinderangelegenheit, die wir Religion nennen — ist ihr Inhalt doch das Unbegreifliche, dem gegenüber wir Menschen ewig unverständige aber zutrauliche Kinder bleiben; wie sollten wir also anders von ihr reden, wenn man uns sehr wider unsere Neigung dazu zwingt, als in Bildern, deren keines freilich an die einfache Wahrheit des Grundgleichnisses von der Gotteskindschaft des Menschen hinanreicht, wie es der größte Genius auf religiösem Gebiet ein für allemal erfunden?

Von Unsterblichkeit zu sprechen, ist nun gar ein bedenkliches Unterfangen, aber auch da muß ich als Cartellträger vermelden, daß der Idealismus die Herausforderung des Materialismus auf ein logisches Duell annimmt. Zunächst: zu unserer Ethik bedürfen wir dieser Idee so wenig, wie die Gegner zu ihrer Nichtethik, auch uns ist die Tugend erfahrungsmäßig selber die Seligkeit, die Sünde gleich der Strafe selbst; was Strauß über die häßliche Vergeltungstheorie sagt, hat unsere volle Zustimmung, aber welches feineren Gemüthes heute denn auch nicht? Wir wissen sehr genau, ob wir unseren Aufsatz gut oder schlecht gemacht haben, und freuen oder betrüben uns darüber, ehe wir ihn corrigirt zurückbekommen. Oder, um an jenes Bild von der elastischen Kugel zu erinnern: wählen wir bei ihrer Repulsion gerade den richtigen Winkel, welcher dem Sinne des Naturlaufes genau entspricht, so spüren wir an der Leichtigkeit, mit der wir alsdann die Arbeit leisten, daß wir dem Willen Gottes ohne eigenmächtige und eigensüchtige Drehung gefolgt sind; der Kraftaufwand von Egoismus, die moralische Reibung möcht' ich sagen, ist es, was uns den Maßstab der Sünde an die Hand giebt, er ist es auch, der uns sittlich erschöpft und dadurch peinigt. Das Gute ist in der That allemal moralisch am leichtesten auszuführen, wenn auch nicht intellectuell am leichtesten zu finden, denn hierzu gehört eine mühsame theoretische Betrachtung; es „liegt nah“, wie Goethe sagt, nicht für den stumpfen Blick, wohl aber für die geübte Hand, und der Fehlwurf der Sünde entspringt allerdings aus dem „Immerweiterschweifen“ unserer die Weltbewegung im stillen umlenkenden Kraft. Was uns nun aber zu dem aller äußeren Erfahrung hohnsprechenden Glauben an Unsterblichkeit der Seele nöthigt, ist ein rein theoretisches Motiv. Wir halten trotz Strauß an dem Princip der Erhaltung auch der geistigen Kraft fest; die außernatürlichen Centralkräfte, die an den thierischen

wie menschlichen Individuen unvollkommener und vollkommener in Erscheinung treten, können von unserem Standpunkt aus ebensowenig entstehend und vergehend gedacht werden, wie die Grundkräfte der materiellen Atome. Zu dieser Monadologie, wie es der Kenner nennen wird, führt unseres Erachtens jeder consequente Idealismus; Präexistenz ist ohne Zweifel das Correlat zum Dasein nach dem Tode, thierische Unsterblichkeit für unsere Naturansicht ein Seitenstück zur menschlichen, eine Seelenwanderung, vielleicht in aufsteigender Linie, die sich von selber darbietende Vorstellung. „Ist diese Hypothese" (das idealistische Pendant zum Darwinismus) „darum so lächerlich, weil sie die älteste ist?" So fragte Lessing vor fast hundert Jahren: dem „neuen" Glauben muß sie freilich trotz seiner Reverenzen vor Lessing gerade durch ihr Alter verdächtig werden. Doch genug dieses abermaligen, verwegensten Spieles mit dem Unbegreiflichen; denn unbegreiflich ist ja wohl Geburt und Tod des Unerklärlichen so gut wie sein ewiges Leben. Oder dient etwa nicht all unserem Empfinden und Denken ein schlechthin existirendes Ich zur steten Voraussetzung? Kann unsere innere Erfahrung ihren einzigen Inhalt „Ich bin" aus sich heraus jemals anders conjugiren als: „Ich bin gewesen und ich werde sein?" Das ganze ist, wir wiederholen es, eine praktisch vollkommen müßige Frage und daher auch keine wichtige religiöse, aber sie bildet ein theoretisch interessantes Capitel unseres außerreligiösen Glaubens.

Strauß behandelt in seinem zweiten Abschnitt, der gegen die Religion im allgemeinen gerichtet ist, auch noch das Gebet als einen nothwendigen Bestandtheil jeder Religion, die diesen Namen verdienen will, und er hat in gewissem Sinne Recht. Nicht als ob wir darum noch zu beten brauchten wie der Abergläubige, wahrlich so wenig als wir zum Brandopfer verpflichtet sind, weil es einst die Menschen religiös gedäucht hat, wenn sie solche Opfer darbrachten. In den Naturlauf hemmend oder fördernd durch Bitten einzugreifen, das wissen wir, wie bereits gesagt, als unmöglich: wer sich dessen vermißt, gilt uns für abergläubig. All unsere Religion bezieht sich ja auf unser inneres Handeln: dies in seiner sittlichen, Gott wohlgefälligen, d. h. zugleich der Natur angemessenen Richtung zu bestärken, das ist uns möglich und zwar möglich durch den Hinblick auf den göttlichen Willen, wie ihn uns der Weltlauf offenbart. Diese Andacht ist unser Gebet, sein ganzer Inhalt die eine Bitte des Vaterunsers, die alle übrigen in sich schließt: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden." Es ist jene theoretische Betrachtung, durch die wir den göttlichen Weltzweck zu erkennen streben, um unserem jeweiligen Handeln die nämliche Direction, d. h. die gute zu geben; eine Betrachtung, die wir oben schwierig nannten im Gegensatz zur raschen, frohen That des sittlichen Talents, die aber dem Menschen, je weniger er dies Talent besitzt oder je mehr er es durch Mangel an Übung hat verkommen lassen, um so nothwendiger ist, wenn-

gleich auch ihre Schwierigkeit im selben Maße wächst. Der vollkommene sittliche Genius, der sich von Haus aus „eins wüßte mit dem Vater", um es christlich zu sagen, bedürfte jener besonderen Sammlung zur Andacht gar nicht, bei uns anderen aber sind der Anlässe zum Gebete nur allzuviele; wir sind von jeher zu schlechte Schüler gewesen, um jedes Thema gleich frischweg behandeln zu können, ängstlich suchen wir uns dieses oder jenes Stück des früheren Unterrichts ins Gedächtniß zurückzurufen, um die richtige Disposition zur Arbeit zu finden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß selbst das alte rohe Opfer noch in sublimirter Form zum Wesen unserer Religion gehört, indem die sittliche Besinnung auf den göttlichen Willen im Gebet nothwendig zur Aufopferung selbstischer Gelüste, mit einem Wort zur Entsagung führt; auch hier ist's der Böseste, dem die reichsten Opfer obliegen.

Ein Ergebniß, das sich mit dem von Strauß sehr nahe berührt; denn da er, wie wir gesehen haben, zum praktischen Behufe der Ethik die vordem geleugnete Freiheit heimlich wieder in seinen Glauben hineinbringt, so ist dann seine Selbstbestimmung nach der Idee der Gattung und weiter nach der der Natur überhaupt gar nichts anderes als unser Gebet, und das Entsagungsopfer ergiebt sich daraus auch bei ihm von selbst. Nichtsdestoweniger leugnet er in seiner eigentlichen Dogmatik den Gottesbegriff aufs hartnäckigste, weil er hier von der Übernatürlichkeit der menschlichen Seele bekanntlich vollkommen absieht. Er polemisirt dabei sehr glücklich gegen jeden sogenannten Beweis für das Dasein Gottes wie gegen jeden Versuch, die Gottesidee anschaulich zu machen z. B. durch den menschlichen Tropus der Persönlichkeit. Diese geschickte, bald ernste, bald witzige Polemik trifft jedoch nie den Kern der Sache, sondern immer nur das nothwendig verfehlte Trachten, das von uns offen als logisch unbegreiflich und sinnlich undarstellbar Anerkannte nun doch entweder logisch zu demonstriren oder durch Gleichniß darzustellen. So müssen ohne Zweifel auch alle oben von uns selbst gebrauchten Bilder vor einem einzigen Hauche Straußischer Kritik wie schwache Kartenhäuser zusammenstürzen. Allein das schadet unserem Glauben nichts. Denn wenn alle „Beweise" für das Dasein Gottes falsch sind, so ist ihre Widerlegung doch kein Beweis gegen sein Dasein, welches dem Glauben durch die Einsicht in die natürliche Unbegreiflichkeit menschlichen Geistes und menschlicher Freiheit verbunden mit dem uns angeborenen Causalitätsbedürfniß, das auch hier sein Recht fordert, unmittelbar und darum unbeweisbar gewiß ist. Diese Eigenschaft der Unbeweisbarkeit theilt also unser Gott mit dem rein mechanischen Universum des Materialismus. Und ferner, wenn alle Versuche, die Gottesidee anschaulich zu machen, wegen der menschlichen Attribute, die ihr jedesmal beigelegt werden, stets etwas linkisches an sich tragen, so wird doch die „Himmelsgluth" des bekannten Faustischen „Gefühls" durch den „um-

nebelnden Schall und Rauch“ dieser „Namen“ auch wiederum für den praktischen Zweck erfreulich gemildert. Was hat uns übrigens die anthropologistische Theorie Feuerbachs, in dessen Fußtapfen Strauß tritt, mehr gelehrt als die alte Wahrheit, die Schiller so kurz und gut ausspricht: „In seinen Göttern malt sich der Mensch“? Das unterschreiben wir für die Urzeiten des Götterglaubens wie für unsere abgeklärteste idealistische Religion, ja sogar für den „neuen Glauben“ — selbst abgesehen von seiner unverhofft in der Lotterie gewonnenen Ethik —, da ja auch er, wie wir sahen, seinem Universum seine menschlichen Hausorden der Vernunft und Güte zu verleihen geruht. Wie sollte uns auch nicht das Höchste, was wir kennen, zum Maßstabe dienen des Höheren, das wir glauben? —

Nach alledem kann für uns die Straußische Frage gar nicht mehr lauten: Haben wir noch Religion trotz mathematischer Physik und Physiologie? Wir fragen vielmehr: Ist die Religion, welche sich mit unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauung verträgt, in ihrer Substanz irgend verringert gegen eine beliebige frühere Religion? Strauß sieht „das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele gleich dem Gebiet der Rothhäute in Amerika von Jahr zu Jahr mehr eingeengt.“ Der Zweck des Gleichnisses ist klar: das Rohere, mit der Cultur unverträgliche schwindet vor ihr, die übrigens den Indianern bekanntlich am meisten durch Schnaps zuleibe geht, mehr und mehr und wird endlich ganz verschwinden. Das Gleichniß trifft zu, wenn man das Wesen der Religion vorzugsweise in menschlicher Feigheit, Faulheit und Begierde sucht. Für unseren Begriff von Religion bedürfen wir eines anderen Bildes und sagen: wir sind nur von extensiver Wirthschaft zu intensiver übergegangen. Das Gebiet der Religion nämlich ist stets identisch mit dem des Unbegreiflichen. Dem Umfang nach ist dies nun freilich durch die fortschreitende Intelligenz allmählich sehr eingeengt worden. Schillers „Götter Griechenlands“ sind wirklich vor der Art der mythenausrodenden Cultur gefallen, was nur der Poet bedauern durfte. Aber das wenige, was uns an Unbegreiflichem geblieben, der Urgrund auch des natürlichen Daseins und die übernatürlichen Erscheinungen des Bewußtseins und der Freiheit, die uns erst nach und nach in uns selber offenbar geworden, dieses wenige hat dafür an Unbegreiflichkeit, d. h. also an religiösem Gehalt ebensoviel gewonnen. Je tiefer unsere Erkenntniß eingedrungen in die Natur, um so weiter ins Bodenlose sind diese uns übrig gebliebenen Mysterien hinabgesunken, und jetzt eben wagt unsere Wissenschaft, nachdem sie die mögliche Länge ihrer eigenen Bohrwerkzeuge theoretisch bestimmt hat, den Ausspruch, daß es nur noch drei solcher geheimer Schachte gebe: das Dasein der Welt, wie wir sie physikalisch denken müssen, überhaupt, das Dasein des Geistes insbesondere und die sittliche Natur des menschlichen Geistes; von diesen dreien aber behauptet dieselbe Wissenschaft, daß sie schlechthin unergründ-

lich seien für menschliche Werkzeuge. Das genügt, um uns zu versichern, daß wir noch mindestens so religiös sein können, als irgend ein früheres Zeitalter. Was den „neuen Glauben“ angeht, so ist er, solange er stramm auf dem einen Beine des Monismus dasteht, absolut irreligiös; wie er aber hernach ermüdet das andere Bein gleichfalls niedersetzt und sich als gewöhnlicher unverkrüppelter Dualismus zu erkennen giebt, bekennt er sich deutlich zu den beiden letztgenannten Mysterien der Religion und im stillen damit zugleich auch zu dem ersten.

Und nun endlich: sind wir mit dieser uns von der wissenschaftlichen Aufklärung zugleich geschmälerten und vertieften Religion noch Christen? Wenn man einen beliebigen Querschnitt durch die historische Entwicklung des Christenthums macht, wie Feuerbach in der Blüthezeit mittelalterlicher Dogmatik, Strauß beim apostolischen Symbolum oder bei Luther, so erhalten wir allerdings jedesmal Christenthümer, denen das unsrige nicht congruent ist, und können dem letzteren entweder mit Strauß den christlichen Namen ganz absprechen oder es mit Feuerbach gegenüber dem „classischen Christenthum“ der mythologisch üppigsten römischen Kirchenlehre als ein „dissolutes, charakterloses, comfortables, belletristisches, cokettes, epikureisches Christenthum“ verspotten. Aber hieße das historisch verfahren? Ebensowohl könnte man, wenn man das deutsche Wesen etwa zur Zeit Otto's des Großen für das classische Deutschthum erklärte, uns heutige Deutsche höchstens für dissolute, charakterlose, comfortable, belletristische, cokette, epikureische Deutsche gelten lassen wollen; oder man könnte, indem man unter lyrischen Gedichten zum Gesange bei der Leier bestimmte Lieder mit gewissen metrischen Eigenheiten verstünde, einem Burns oder Goethe den Namen eines Lyrikers ganz und gar abzusprechen versuchen. Historisch gestellt kann die Frage nach unserem Christenthum nur bedeuten: reicht die von Jesu ausgehende religiöse Bewegung noch mit so wesentlichen Consequenzen in unsere Welt- und Lebensanschauung herein, daß es einen Sinn hat, unsere eigenen religiösen Grundsätze an seinen Namen anzuknüpfen? Kein Mensch wird uns verbieten wollen, auf eine solche Frage ja zu sagen. Wir dürfen sogar behaupten, daß nach der doppelten Renaissance, die auch das Christenthum erlebt hat, der enthusiastischen zur Zeit Luthers und der kritischen von Lessing bis auf unsere Tage, zu der seinerzeit auch Strauß erheblich beigetragen, wir dürfen behaupten, sage ich, daß nunmehr gerade wir von der gültigen Kirchenlehre vielfach abgewichenen, rein historisch denkenden Christen dem Ursprung der großen christlichen Bewegung, der Religion Jesu theoretisch näher stehen, als irgend eine frühere Generation seit des Apostel Paulus Zeiten; in praktischer Treue gegen die Lehre Jesu hat uns freilich wohl manche frühere Generation bei weitem übertroffen, doch hat ja von jeher der Name Christ nur ein religiöses Programm des Einzelnen bezeichnet, nicht dessen Erfüllung.

Ganz sicherlich also gebührt auch uns noch dieser geistige Gattungsname.

Strauß bemüht sich nun zwar demgegenüber zweierlei darzuthun: ein negatives, daß wir von Jesu selbst rein historisch doch allzuwenig wüßten, um ihm die Ehre zubilligen zu können, unsere edelsten humanen Gedanken immer noch an sein Gedächtniß anzuknüpfen: positiv aber verrathe das wenige, was wir von ihm allenfalls wüßten, so entschiedene Mängel seines humanen Wesens, daß jene Ehre, die eben nur ungerechtfertigt erschien, nun geradezu in ein Unrecht umschlüge. Ich will den Widerspruch auf sich beruhen lassen, der in den kritischen Voraussetzungen dieser beiden Urtheile liegt, die Strauß, obwohl sich seine Polemik um sie dreht, deshalb doch nicht so scharf neben einander gestellt hat: mögen also immerhin unsere historischen Nachrichten in dem, was sie gutes und großes von Jesu aussagen, sehr unglaubwürdig, dagegen, wenn sie dergleichen von ihm verschweigen oder ausdrücklich Phantasmen und, wenn nicht Thorheiten, doch Beschränktheiten von ihm berichten, sehr glaubwürdig sein! Ein historischer Sinn wird dies ja gerade so leicht denken können, wie ein naturwissenschaftlich geschulter Kopf sich vorstellen, daß das Princip von Erhaltung der Kraft unter Umständen auch einmal auf eine Steigerung der Kraft hinauslaufe. Ich will jene beiden Sätze vielmehr einzeln auf den Thatbestand hin prüfen. Was wir historisch von Jesu wissen, darüber lass' ich wohl am besten unseren größten Historiker reden, der weder jemals sich in theologische Fehden eingelassen und dadurch verblendet hat, noch auch seinen subjectiven kirchlichen Glauben, so lebendig derselbe sonst sein mag, hier im geringsten mit ins Spiel bringt: „Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben“, schreibt Ranke über Jesus von Nazareth, „seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber, auch auf dem Standpunkt dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben: in jedem seiner Sprüche wehet der lautere Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre.“

Setzen wir nun hierin für das Bild des lauteren Gottesodems den Begriff einer idealen religiösen Lebensweisheit, so ist diese ganze historische Schilderung unbedingt wahr, wobei es völlig einerlei bleibt, ob wir den einen oder den anderen dieser unübertrefflichen Sittensprüche Jesu selber ab- und erst seinen Jüngern erster, zweiter oder dritter Generation zuerkennen; denn gerade in der Zeugungskraft der neuen Lehre liegt zugleich das kräftigste Zeugniß für ihre Lebensfülle. Jene Worte und Werke der

Liebe dürfen darum doppelt Worte und Werke ewigen Lebens heißen, weil sie zugleich sich selbst in historischer Unsterblichkeit erhalten haben und fortwährend andere Worte und Werke von ähnlicher, bisweilen vielleicht sogar von gleicher Lebendigkeit hervorgerufen. Der eigentliche Grundgedanke unserer historischen Weltanschauung ist ja die Einsicht in das Fortleben und Fortzeugen individueller Wirkungen; eine Einsicht, die Strauß so klar bewährt in seinem schönen Paradoxon: ohne Alexander kein Christenthum. Sollte aber: „ohne Jesum von Nazareth kein Christenthum unserer kritischen Renaissance, ja selbst kein neuer Glaube eines David Strauß", sollte das nicht mindestens ebenso wahr sein? Freilich, „nicht ohne" heißt noch nicht „von wegen"; warum nennen wir uns nicht lieber Alexandriner nach dem genialen Heldenkönig anstatt Christen nach dem parabeldichtenden Fischerprediger? Antwort: weil nun doch ein Unterschied ist zwischen wesentlicher Stiftung und zugute kommender Einwirkung. Jenes Paradoxon von Strauß ist doch lange nicht gleichwerthig unserer Ableitung des modernsten Christenthums von Jesu; selbst Strauß, dessen ganze Atheologie ja äußerlich und innerlich so völlig theologische Abkunft verräth, hängt viel entschiedener von Jesu ab, als dieser von Alexander; dem „ohne Alexander kein Christenthum" dürfte man höchstens gegenüberstellen: „ohne Jesum keine Rafael, Shakespeare, Mozart", was trotz der unkünstlerischen Natur des Nazareners, die Strauß so geflissentlich betont, seinen guten Sinn hat für den, der die kirchliche Erziehung der modernen Künste im Auge hat. Wer hat etwas dawider, wenn sich unsere höchsten Reichsherrscher in Europa nach Cäsar nennen, der die große Monarchie geschaffen als das, worin sie noch ihren Werth hat, als die Abschaffung des Bürgerkriegs? Und gerade so hat Jesus die Religion geschaffen als das, worin noch heut ihr Leben wohnt, als die Gottes- und Menschenliebe.

Aber seine Vorläufer im engeren Sinne? wirft der neue Glaube ein. Ganz wohl, sie erklären seine Erscheinung, wie etwa Giotto die Rafaels: was sie aber nicht erklären, ist seine That. Denn das ist und bleibt nun doch, was wir Individualität nennen: man empfängt sich stückweise überliefert und macht alsdann ein Ganzes daraus, das als solches neu und einzig ist. Und der Buddha, das Ebenbild Christi? sagt Köppen, und Strauß folgt ihm darin nach. Ich will gern davon absehen, daß Köppen den indischen Religionsstifter sehr tendenziös christlich aufgestutzt hat, ich rede hier nur von historischen Wirkungen, und da mögen sich ja die Hinterasiaten ebensowohl Buddhisten nennen, wie wir Christen. Unter uns hat höchstens Schopenhauer mit seiner Sippe ein historisches Recht, Buddhist zu heißen, und wer möchte diesen Leuten ihr seliges Nichts verkümmern? Will man ein zwar kaltes, aber doch schönes historisches Bild von Jesu in seiner unvergleichlichen religiösen Genialität anschauen, so lese man das erste Buch und die Schlußbetrachtung von Strauß' Leben

Jesu in seiner volksthümlichen Bearbeitung. Aber freilich, vor acht Jahren war der neue Glaube noch bei weitem altgläubiger, das Universum hatte sich am denkenden Ende seines Propheten noch nicht so deutlich offenbart.

Denn jetzo wird ein weit schärferer Accent auf die Schwächen Jesu gelegt, auf seine vergänglichen messianischen Phantasien, über deren Werth als historische Vehikel der Wahrheit uns, denk' ich, Lessing ein für allemal die Augen geöffnet, auf seine unästhetische und vor allen Dingen seine unökonomische Einseitigkeit. Als ob nicht auch hierdurch, durch das Lassen, die Wirksamkeit des Thuns geradezu bedingt würde! Daß Sokrates die Bildhauerei an den Nagel gehängt, hat wohl gar seiner dialektischen Kunst geschadet? Aus Jesu Passivität gegenüber dem Staat, aus seiner Unwissenheit in den Künsten, aus seiner hoffnungslosen Unfähigkeit zu jeder Art von Börsengeschäft folgt doch nur, daß wir unser Herrenhaus unter keinen Umständen ein christliches Institut nennen, die Bergpredigt nicht nach Schubertschen Melodien absingen, ein Eisenbahnanlehen nicht im Namen Jesu Christi ausschreiben dürfen. Beinah mit Andacht citirt Strauß eine Lobpredigt Buckle's auf die Culturwirkungen des Reichthums, ja der „Liebe zum Gelde". Insbesondere, meint er, habe Buckle sehr anschaulich nachgewiesen, daß es ohne Reichthum keine Muße, ohne Muße keine Wissenschaft und Kunst geben könne. Wieder die greuliche Verwechslung von „nicht ohne" und „durch"; denn wenn diese Verwechslung hier nicht zugrunde liegt, so läßt sich ja von der Erfindung der Axt oder des Bratspießes genau dasselbe rühmen. Buckle, bekanntlich einer der bornirtesten unter allen geistreichen Menschen, sah doch klarer als Strauß; denn indem er allen Fortschritt der Menschheit thörichterweise der Intelligenz, keinen einzigen der moralischen Kraft zuschreibt, hat er offenbar die Geldliebe, die uns so herrlich weit gebracht, von der Moral, die uns stehen läßt, wo wir sind, aufs reinlichste geschieden. Strauß aber verlangt vom Religionsstifter pecuniäre Rathschläge! Das Geld ist eine technische Erfindung ersten Ranges, aber was an einer Erfindung und ihrer Benutzung sittlich ist, kann doch nur der uninteressirte Gebrauch sein, den der Einzelne dabei von seinen Geisteskräften macht. Unserer Gesellschaft dient das Capital als Mittel zur Humanität, aber schade was um das Geld für die Ethik des Einzelnen! Der Reiche braucht kein Geizkragen zu sein, aber kann er's darum nicht sein? Wenn es denn keine Poesie gäbe in der Welt ohne Geldliebe in der Welt — ich bezweifl' es übrigens —, dichtet darum der Einzelne aus Geldliebe? Es ist sehr schön, wenn der neue Glaube den Reichen das Evangelium predigt; aber taugt sein Evangelium auch nur vorwiegend bloß für die Reichen, wer wünschte sich dann nicht alsogleich unter die schmutzigen Bettler am Galiläersee zurück?

Die Religion ist eben Herzenssache des Individuums, und wer, wie

alle diese Pantheisten, das Individuum unterschätzt, muß freilich auch die Religion unterschätzen, die sich auf ihre Aufgaben beschränkt. Und doch, weil die Gesellschaft nur eben aus Individuen besteht, weil die Religion dem Individuum zuletzt nichts anderes sagt, als wie es sich zu anderen Individuen als solchen verhalten solle, so bildet sie zugleich die sittliche Unterlage aller gesellschaftlichen Erscheinungen, mögen sie ihr ursprünglich absolut fremd sein. In diesem Sinne wäre doch ohne Phrase eine christliche Politik, Kunst und Geldwirthschaft denkbar, und sie existirt wirklich, obwohl Jesus sie nicht gelehrt hat. Denn mit Gottes- und Nächstenliebe lassen sich doch auch diese Dinge betreiben; ja, wer mit Buckle behaupten wollte, daß Poesie ohne moralischen Schwung möglich sei, der verstünde unter Poesie nur einen angewandten Gradus ad Parnassum.

Nein, wir sind doch noch Christen und wollen nun erst rechte Christen werden. Und warum bestehen wir, die wir allen Spuk von Offenbarung und Wundern von uns geworfen, doch noch so eifrig auf diesem Namen? Weil wir den Zusammenhang mit denjenigen unserer Brüder, die an allem diesem Spuke noch ängstlich festhalten wie an etwas Wirklichem, nimmermehr verlieren mögen, weil wir nicht wegen, sondern trotz dieses Spuks in ihnen auch noch Christen erkennen. Weil wir das, was wir in uns mit ihnen noch gemeinsam wissen, selber zuvor wegwerfen müßten, wollten wir uns von ihnen trennen. Denn dies gemeinsame Christliche in uns ist ja die Idee menschlicher Gemeinsamkeit selber in ihrer idealsten Form. Darum begrüßen wir Laien jeden glücklichen Versuch der uns gleichgesinnten Theologen, jene anderen, nach unserer Meinung altgläubigen, d. h. confessionell befangenen Christen in unsere Auffassung einzuführen; Versuche, die nur gelingen können, wenn sie wie Heinrich Langs Zeit- und Streitschrift über das „Leben Jesu und die Kirche der Zukunft“ oder die treffliche jüngst erschienene „Protestantenbibel neuen Testaments“ einerseits nicht das mindeste von moderner Wissenschaft aufgeben, andererseits für die „älteren“ Glaubensrichtungen doch die warme Theilnahme historischen Verständnisses an den Tag legen. —

So etwa möcht' ich zugleich für das Wissen und den Glauben einer Anzahl von unseren Lesern sprechen, die vielleicht kaum ein Dutzend beträgt; aber wär' es auch nur ein einziger, so verdiente sein redliches Streben, die intellectuelle Zeitbildung mit seinem religiösen Bedürfniß zu vermählen, eine Rechtfertigung, zu der ich mich nur entschlossen habe, weil ich doch nun einmal allwöchentlich mit der Feder hantire. Was mich selber betrifft, so zieh' ich als vollkommener Laie in dogmatischen Dingen die stille Bescheidung dem öffentlichen Bekenntniß vor; doch will ich, wenn's gilt, gern mit der Sprache heraus, daß jenes letzte praktische Argument für die Weiterführung des christlichen Namens durch uns alle, um der Gemeinschaft lieben Friedens willen unter uns Menschen und vornehmlich

uns Deutschen, mir selber verbindlich erscheint. Dem „neuen Glauben“ liegt an solcher Gemeinschaft nichts, er vergleicht sich selbst mit dem bedürfnißlosen, menschenfliehenden Sonderlinge Diogenes und verlangt von Bismarck-Alexander nur, daß er ihm den Kirchenschatten vom Halse schaffe. Dies nun, daß ihm alles bürgerliche Leben, Ehe, Amt, Ehre u. s. f. von kirchlichen Fragen und Plagen losgegeben werde, verlangen auch wir für ihn wie für jedermann, der darauf dringt. Sonst stehen wir nicht und niemand überhaupt diesem Diogenes in der Sonne. Daß er uns sein Faß als die einzig vernünftige Behausung angepriesen, daran erkennen wir den Cyniker; daß diesem Fasse der logische Boden fehlt und daß der Zug, der hindurchweht, erkältend wirken muß, das mag er für sich bestreiten, aber nicht für uns, die wir's mit Augen sehen. Wir empfehlen all unseren Lesern das Straußische Buch, wie wir Alexandern den Besuch des Diogenes empfohlen haben würden; interessant sind beide: „anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt.“ Gefährlich wird das Buch keinem altgläubigen Leser sein; denn entweder sein Glaube ist stark genug, Dogmen wie Dreieinigkeit, Gottmensch, jungfräuliche Geburt u. s. w. für begreiflich zu halten — nun so wird er unerschüttert dabei bleiben; oder er hält einmal „vollkommene Widersprüche für gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren“ — dann wird ihm das neue Dogma, wonach die absolut mit sich identische Natur in diesem ihrem mechanisch verschlossenen Schoße plötzlich etwas empfängt, das zwar noch ganz Natur, zugleich aber auch nicht mehr ganz Natur ist, dies Dogma wird ihm auch nicht eben begreiflich vorkommen; er wird vielmehr in einem Monismus der Materie mit vermeintlich praktischer Ethik nur ein neues Product des alten Hegelschen Hexeneinmaleins erblicken.

---

2. Der Spiritismus in Leipzig*).

Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held, wie Uhlands herrliches Lied ihn am 18. October 1816 zur Mahnung an den Kampf um Leipzigs Wälle herabrief, er würde vielleicht über die politischen Fortschritte, die unser Vaterland seit den Tagen der Völkerschlacht nach innen und außen gemacht hat, seine tiefe nationale wie liberale Befriedigung aussprechen. Thäte uns jedoch ein anderer, etwa dreihundert

---

* Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1878. Der angegriffene Prof. J. K. F. Zöllner hat sich das Vergnügen gemacht, den ganzen Artikel zu polemischen Zwecken in einer seiner späteren spiritistischen Schriften nachzudrucken.

Jahr älterer Geist die Ehre an, einer der Wittenberger Studenten, die mit Spießen, Handbeilen und Hellebarden gerüstet am 24. Juni 1519 neben Luthers Rollwagen in Leipzig einzogen, um der Disputation ihres verehrten Professors mit Dr. Eck, dem Vorkämpfer des Papstthums, beizuwohnen: welchen Eindruck würde wohl der mit hinaufnehmen von der Entwicklung unserer protestantischen Denkart seit dem großen geistigen Freiheitskriege der deutschen Reformation? Lassen wir ihn einmal eintreten in das Gewölbe eines heutigen Leipziger Buchführers, wie man zu Luthers Zeit die Sortimentsbuchhändler nannte, und ein wenig herumstöbern im Bücherkram: Wer lehrt an Eurer hohen Schule jetzt die Natur der Gestirne? — Herr Dr. Johann Karl Friedrich Zöllner ist unser ordentlicher öffentlicher Professor der Astrophysik; da liegen seine vornehmsten Schriften. — Weiset her! Nun viel wißt Ihr freilich vom Himmel noch nicht, aber doch erstaunlich weit mehr, als wir voreinst; ein gelahrter Mann, Gott erhalt' ihn! was ist seine jüngste Arbeit? — Am 17. December 1877, Vormittags 11 Uhr, hat er sich von dem Amerikaner Henry Slade in einen einfachen, durch ein Siegel über beide Enden zusammengeschlossenen Faden vier Knoten einbinden lassen, ohne daß das Siegel verletzt ward. — Einbinden? aufbinden wollt Ihr sagen. Solche Stücklein trieb ja das fahrende Volk der Gaukler von jeher; und bei den Rothhäuten traf schon Columbus etliche Meister im Beschwören und Trügen an. — Bitte um Entschuldigung: Mr. Slade ist keine Rothhaut; auch dürfen wir durchaus nicht daran zweifeln, daß alles mit rechten Dingen zugegangen. — Ihr dürft nicht zweifeln? — Gewiß nicht; es wäre wider den gesellschaftlichen Anstand, sagt Professor Zöllner, wollten wir annehmen, daß er und andere ehrenwerthe Männer und Bürger Leipzigs, die zugegen waren, hätten getäuscht werden können; da lesen Sie: es war einer darunter, dessen Name mit unvergänglichen Zügen und goldenen Lettern in die Annalen der deutschen Naturwissenschaft eingetragen ist*). — Und hätten Erasmus und Regiomontan in Einer Person dabei gesessen! wie sagt Ihr: es wär' unanständig, zu zweifeln? Lieber Gesell, habt Ihr eine Historie von Dr. Luther bei der Hand? — Hier steht Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. — Ei so höret! Als Luther am 5. Juli 1519 hier zu Leipzig den Eck fragte, womit man denn beweisen wolle, daß ein Concilium dem Irrthum nicht unterworfen sei (und damit hub, wie Ihr wißt, der rechte Tanz der neuen Zeit allererst an): Ehrwürdiger Vater, sagte hierauf Eck, wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner. Und nun geht hin und verkündet Eurem Astrophysico oder Physikastro von mir aus: Ehr-

*) Gemeint ist Wilhelm Weber, der Göttinger Physiker; er, wie der alte Fechner hatten sich leider durch Zöllner für den spiritistischen Gaukler einnehmen lassen.

würdiger Zöllner, wenn Ihr zu glauben verbietet, daß Euer rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid Ihr mir wie ein römischer Papst und Dr. Eck. — Sprach's und fuhr mit dem derben Anstand des sechzehnten Jahrhunderts — ein greulicher Anblick für den nachschauenden Leipziger — schnurstracks gen Himmel.

Oder was sollt' er auch anders reden und thun, dieser von uns ohne jegliches Medium rein historisch citirte selige Studentengeist? Sollt' er sich etwa einschreiben lassen auf der blühendsten deutschen Universität unserer Tage für das Lieblingsstudium der Neuzeit, die Naturwissenschaften, um ein Colleg zu belegen bei einem gescheiten Manne der jüngeren Generation, der ihm nach mancherlei Wahrem und Nützlichem zuguterletzt eine physikalisch, logisch und moralisch gleich ungereimte Sache vortrüge und dann noch obenein jeden als Ketzer mit einer Art Bann bedrohte, welcher einem für Geld arbeitenden, routinirten überseeischen Schnellfingerer etwa die Pfiffigkeit zutraute, ehrlichen Leuten Dunst vor die Augen und Liebhabern des Seltsamen ein paar Knoten in den Faden ihres Denkens zu machen? Nein, da kehrt unser wackerer Wittenberger Bursch lieber, gleich seinem jüngeren Commilitonen, Herrn v. Mühler, ins himmlische Wirthshaus zu den drei Nebelflecken zurück, wo's denn doch noch geistreicher hergeht, als bei den Leipziger Spiritisten. Aiherrcheeses! Nu äben. —

Spiritismus im weitesten Sinne, das heißt Aberglauben an das Hineinragen von Übernatürlichem ins Natürliche, der von dem religiösen Glauben an das Vorhandensein einer übernatürlichen Welt außerhalb der natürlichen ganz verschieden ist — Spiritismus hat es immerdar gegeben und wir werden ihn nicht ausrotten. Denn wie viele können's wohl fassen, oder wenn sie's gefaßt haben, jeden Augenblick festhalten, daß, soweit die Welt reicht, aus der unsere Sinne niemals hinaus zu schauen, zu horchen oder zu fühlen vermögen, ebenso weit auch Natur herrscht mit ihren unverbrüchlichen Gesetzen? Daß Gott und Geist allein in unseren Gedanken uns erscheinen, einzig mit unseren Worten zu uns reden, mit unseren Händen an uns schreiben? Daß wir auch die Freiheit unseres Willens bloß innerlich spüren als eine leise Strömung unserer Seele, die nach außen in Nothwendigkeit gefaßt ist wie in ein dichtes Rohr, so daß jeder Nächste, ja unser eigener Verstand, wenn wir uns selbstbewußt anschauen, nur diese Fassung wahrnimmt, also auch da eitel Natur und kein Ende? Und wer sich auch durchdrungen hätte mit solcher Erkenntniß, begiebt er sich darum gleich so willig des aus jener inneren sittlichen Freiheit entspringenden Wunsches, daß es nun doch auch draußen einmal anders sein möchte, als es sein muß, ach! nur ein kleines Weilchen? Und spielt er nicht eben diese Willkür, die er insgeheim moralisch ausübt, gern auch einmal in sein Denken und Vorstellen hinüber, würfelt die Erscheinungen der Natur sammt ihren losgebundenen Bedingungen und abgerissenen Eigen-

schaften phantastisch durcheinander, um sich daraus neue Wesen, Gestalten und Phänomene zu schaffen, deren Theile, so widernatürlich sie auch in Zeit und Raum, in Maß und Qualität zusammengesetzt sein mögen, freilich einzeln immer noch von der Natur selbst entliehen sind? In der Hand des künstlerischen Genius, die einen der Natur verwandten Tact für das Möglichste im Unmöglichen besitzt, ist aus solchen Phantasien des Contranaturalismus manche wundervolle Schöpfung der Malerei und Plastik, vor allem der Poesie hervorgegangen. So haben Shakespeare und Goethe jene Hexen- und Geisterscenen gedichtet, die unsere Spukzirkelmänner von literarischer Bildung so fleißig im Munde führen. Was aber solche Denker mit künstlerischer Absicht vollbracht, haben ihnen zum Muster einst naive Gemüther in den Mythologien und Urdichtungen der Völker mit gläubigem Triebe ganz ähnlich, bald lächelnd, bald schaudernd, geträumt; und wer wüßte nicht, wieviel von diesen alterthümlichen Gebilden eines populären Spiritismus noch in schattenhaften Umrissen bis in die jüngste Sprache, Literatur und Kunst übergegangen ist?

Das nun alles wirkt jedoch zusammen, um auch in der Prosa des modernen Privatlebens eine gewisse Summe von Spiritismus fort und fort zu erhalten: die Schwierigkeit, den Naturbegriff unter allen Umständen rein zu bewahren, das dagegen ankämpfende Verlangen unserer eigenen Willkür, ein phantastischer Zug ferner auch des ödesten Kopfes, endlich eben jene Erbschaft von spiritistischen Vorstellungen der Vergangenheit, die auch wir noch sämmtlich mindestens in der Kindheit aus Mythen und Sagen reichlich überkommen. Und wenn der große Luther, der für unsere Naturwissenschaft, wie für jede rücksichtslose Forschung überhaupt erst die Bahn freigemacht, noch eigenhändig das Tintenfaß nach dem Teufel warf, warum sollte nicht noch heute fernab von den Kreisen naturwissenschaftlicher und sonstiger Aufklärung ein Köhler den wilden Jäger hören oder eine Schildwacht die weiße Frau sehen, der Baronin X. auf Schafhausen vorm Nachmittagschlummer der leibhaftige Geist des verstorbenen Husarenrittmeisters erscheinen, oder Tante Malchen in Zwickau neulich im Mondschein drüben an der Straßenecke neben dem Briefkasten ein hin und her drohendes Gerippe, gerade acht Tage vor dem Tode des Postdirectors? Und mögen sie doch auch zusammenkommen und einander gruseln machen, wie die Bauernweiber in der Spinnstube und die Dorfjungens ums Schmiedefeuer, so die Gevatter Schneider und Handschuhmacher oder nervöse Herren und Damen aus der Gesellschaft, in der Hinterstube oder im Salon, wenn's nur hübsch ehrlich eingestanden wird als echter Gespensterkram und nackter Wunderglaube! Es bleibt freilich immer Zeitverderb, aber unsere Zeit wird damit nicht verdorben; und zunächst hat jeder Deutsche das Grundrecht, für sich oder in freiwilligem Vereine mit seinesgleichen Dummheiten zu machen; übt er das aus, wie dürfen wir dreinreden? Halten wir

unsere Kinder und Mägde fern davon und bauen Schulen, wo das hohe und niedere Volk rechnen und denken, lesen und wissen, zeichnen und sehen lerne; und wird das Spuken und Zaubern einmal zum öffentlichen Ärgerniß durch epidemische Ausbreitung oder gewerbsmäßigen Schwindel, so mag das alte Gesundheitsamt der Polizei sich ins Mittel schlagen, einen Zaun um den Madonnenbaum ziehen oder Dornen vor die Feenwiese pflanzen, eine Zigeunerin, die für zwanzig Pfennig hext, auf den Schub bringen oder ein Medium, das für zwanzig Mark gaukelt, um schleunige Abreise ersuchen.

Nun aber kommt erst die Hauptschwierigkeit! Denn so roh, wie da beschrieben, ist der moderne Spiritismus, der sich selber so nennt, beileibe nicht; ei bewahre: der ist verschämt, wie Adam nach dem Sündenfall, hat sich, da ihm die Früchte nicht verdaulich waren, doch wenigstens noch ein Blatt vom Baume der Erkenntniß gebrochen zum Schurz für die Blöße, die er erröthend fühlt. Der sollte die Naturgesetze leugnen? Ganz im Gegentheil: trauen wir ihm, so ist er emsig bemüht, deren neue zu entdecken; er treibt wissenschaftlich psychische Studien, untersucht vorzüglich die wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens, er beobachtet Thatsachen, experimentirt mit Apparaten, mißt Kräfte, so gut wie Helmholtz und Robert Mayer. Jetzt wird die Sache allerdings bedenklich: Wenn nun die Geisterwelt, sagt der freisinnige Pastor, doch vielleicht auch eben zur Welt gehört und Gott ihr gleichfalls natürliche Gesetze eingehaucht hat, deren Erforschung dem Menschen bis zu einem gewissen Grade gelingen mag? — Mein lieber Herr Pastor, was verstehen Sie eigentlich unter Geisterwelt? Meinen Sie die lebendige, so erforschen Sie die ja selbst, es erforscht sie der Psycholog und leider auch der Criminalist und der Irrenarzt; meinen Sie die lebendig gewesene, so studiert sie der Historiker und der Sprachkundige, und ich habe nichts dagegen, wenn Sie die alle zu den Naturforschern rechnen. Zielen Sie aber wirklich auf die fortlebenden Todten, nun so muß Ihnen und Ihrer Gemeinde entweder Ihr Glaube genügen als eine gewisse Zuversicht dessen, was man nicht sieht und doch für wahr hält; oder — Sie verzeihen das argumentum ad hominem — treten Sie abseits vom Sarge und lassen statt Ihrer das Ihren Gott nicht bloß predigende, sondern nachäffende Medium walten; das wird, wenn es auch nur die geschlossenen Augen dort sich öffnen hieße, aus den erkalteten Lippen nur ein kaum verständliches Gemurmel hervorlockte, die Verlassenen besser trösten, als alle Sprüche vertrauender Ergebung vermöchten. Diese Geisterwelt der Spiritisten und Ihr Amt haben neben einander nicht Platz in einer einheitlichen Weltanschauung, entweder Sie oder jene sind überflüssig in der Natur; und so wird Ihnen doch nach Luthers Wort zwischen der Kirche, die Gott gebaut, und der Capelle, die der Teufel daneben zu setzen pflegt, die unvermeidliche Wahl nicht schwer fallen.

Ach, was Geisterwelt! wirft indeß der dicke Major ein, davon ist ja auch gar nicht die Rede; es handelt sich um rein physikalische Erscheinungen, die vermuthlich durch eine neue Naturkraft etwa nach Art der Elektricität hervorgerufen werden. Da haben Sie gewisse mechanische Wirkungen auf Tische, Stühle und dergleichen, der Schwerkraft oder Trägheit zuwider, da wird auf noch räthselhaft indirectem Wege Schrift erzeugt, optische Phänomene in Gestalt wohlverhüllter menschlicher Körper werden wahrgenommen. Nennen Sie's Mediumismus oder wie Sie wollen, was da wirksam ist; ich will ja gar nichts bestimmtes darüber aussagen, aber was fänden Sie denn so übernatürliches dabei? Setzen Sie den Fall, die ganze Physik und Chemie unseres Jahrhunderts hätten seit achtzig Jahren ihren Weg im Dunkel spiritistischer Privatkränzchen gemacht und träten nun plötzlich mit Eisenbahnen, Telegraphie und Telephonie, Photographie, Galvanoplastik und ihren tausend technischen Resultaten ans Licht, da würden Sie noch ganz anders zu staunen haben, wenn Sie nicht vielmehr vorzögen, nach Ihrer Weise alles schlankweg zu leugnen.

Eins nach dem anderen, bester Herr Major! Ich leugne durchaus nichts von den Resultaten des Spiritismus, die mir, fassen wir sie erst einmal an sich ins Auge, keineswegs irgendwie wunderbar vorkommen. Sie zerfallen, soweit ich sehe, hauptsächlich in drei Classen. Da sind zuvörderst die dem älteren Tischrücken der funfziger Jahre nächstverwandten Phänomene der Ortsveränderung von Möbeln, als wiederum Emporhüpfen der Tische, Fortrücken, Umdrehen oder Umstürzen von Stühlen, Zerspringen eines Bettschirms, kurz lauter Dinge, die, wenn wir das Klopfen und Pochen gleich mit einrechnen, als gelinder Unfug innerhalb geschlossener Wohnräume bezeichnet werden dürfen. Wollen Sie dafür eine besondere, bisher verborgene Kraft annehmen, so könnte man sie meinetwegen Unfugalkraft taufen oder auch Scheuerfestivität; alle diese Leistungen nämlich werden ja bei den Gelegenheiten, welche der Leipziger Scheuerfest, der Berliner Reinemachen nennt, ganz regelmäßig bewerkstelligt, nur viel wohlfeiler; denn wie sehr auch die Löhne für Scheuerhexen jüngst gestiegen sind, zwanzig Mark à Person wie der amerikanische Hexenmeister wagt doch noch keine zu fordern. Die zweite Classe von Kraftäußerungen begreift die Schieferschriftproben in sich, bekanntlich stets kurze Sätze von leichtverständlichem Inhalt in mehreren, gewöhnlich drei neueren Umgangssprachen neben einander abgefaßt. Die solchen Arbeiten zugrunde liegende besondere Energie würde etwa Ollendorfianismus heißen dürfen; doch muß ich betonen, daß Ollendorfs Methode nicht bloß ebenfalls billiger ist, sondern sich entschieden noch umfassendere Ziele steckt. Auch ist sie weitaus bequemer, da er nirgend verlangt, daß unter anstatt auf dem Tische geschrieben werde. Endlich handelt es sich drittens um die von den Spiritisten sogenannten Materialisationen, d. h. um die Erscheinung von Geister-

gestalten; auch denen gegenüber bin ich weit entfernt, an dem Ergebniß, nämlich an der Erscheinung selber im mindesten zu zweifeln. Haben Sie den Bericht über die betreffenden Manifestationen gelesen, die das Medium Mr. Eglington am 29. November vergangenen Jahres in London vor zwölf Damen und Herren, darunter Mr. A. R. Wallace, zum besten gegeben? Nein? nun Sie würden darin auch durchaus nichts merkwürdiges gefunden haben. Da schreiten bei herabgeschraubtem Gaslicht nach einander einige weißgewandete Figuren, jede einzeln, hinter einem Vorhang hervor, anscheinend von verschiedener Größe, einer wie ein mohammedanischer Hindu, ein anderer mehr europäisch aussehend, jener, der — man weiß nicht warum, denn er selbst nennt sich nicht — als Abdullah bezeichnet wird, gleitet geräuschlos umher, dieser stampft dagegen auf den Boden; noch ein anderer, Joey, der das Medium controlirende Geist, wie der Bericht sich ausdrückt, schüttelt aus seinen Händen eine Menge eines zarten, weißen Fabrikats, feinem Musselin ähnlich, das aber nach einiger Zeit wieder hinwegschwindet u. s. w. Nicht wahr? das ist eigentlich ungeheuer läppisch und langweilig und mit dem, was wir täglich auf Theatern sehen, kaum in eine Reihe zu setzen, sodaß die Namen Bayreuthation oder Meiningerei, die ich gern für die auf solche Weise manifestirte Naturkraft vorschlüge, doch vielleicht zu vornehm lauteten, selbst wenn die spiritistischen Gestalten sängen und declamirten, was sie bisher noch nicht gethan.

Fassen Sie nun, mein verehrter Herr Oberstwachtmeister, was ja methodisch anzurathen wäre, da man in der Naturwissenschaft immer nur so wenig wie möglich verschiedene Kräfte hypothetisch anzusetzen hat — fassen Sie die drei von mir vorläufig gesonderten Vermögen dreist in eins zusammen, und nennen Sie dies, wie Sie übrigens nach spiritistischem Vorgange zu thun berechtigt sind, immerhin Mediumismus; legen Sie dieser Kraft auch noch andere mehr vereinzelt stehende Wirkungen bei, wie die Verknotigung von Fäden ohne Ende, welche früher nur Taschenspielern gelungen war; ja fügen Sie aufs gerathewohl noch einige gleichfalls prestidigitatorische Effecte hinzu, als z. B. positives Taubenschießen — ich meine, wo die vorher nicht vorhandene Taube aus der abgeschossenen Pistole selbst herausflattert —, Blumenwerfen aus leeren Cylinderhüten und was dergleichen Schwänke mehr sind: so seh' ich bei dem allen noch nicht ein, warum die gedachte Naturkraft selbst mich mehr interessiren sollte, als solche ihre längst hergebrachten Offenbarungen; denn rund herausgesagt: diese Naturkraft ist ja selber sattsam physiologisch bekannt. Gewiß ist unser Körper ein Medium unseres geistigen Willens und jede von uns beabsichtigte Veränderung in der Außenwelt, die wir durch unseren Körper bewirken, kann deshalb ganz wohl ein mediumistisches Phänomen genannt werden. Dabei ist es selbstverständlich einerlei, ob ich dieses Phänomen auf mehr oder weniger directem Wege erzeuge, vorausgesetzt, wie Sie ja wollten,

daß der Weg durchaus natürlich sei. Ob den Stuhl also der Amerikaner mit seinem langen Bein oder die Scheuerfrau mit dem Schrubber beiseite schiebt, macht dabei keinen Unterschied. Ebenso, ob Sie mit dem Stift oder gleich mit dem Daumnagel einen Ollendorfischen Satz auf eine Tafel ritzen, oder ob Sie ihn gar nicht selbst schreiben, sonderm Ihrem Karlchen in den Griffel dictiren: immer ist es Ihr Mediumismus, der den Satz nach Ihrer Absicht an seiner Stelle erscheinen läßt. Ich weiß daher nicht, wie Sie von der spiritistischen Schieferschrift sagen konnten, sie sei auf noch räthselhaft indirectem Wege erzeugt; Sie müßten denn etwa meinen, daß kein anwesender Spiritist für seine zwanzig Mark deutlich gesehen habe, wie der Ollendorfische Satz geschrieben ward. Aber sowenig Sie bezweifeln, wenn Sie hoch an einem Thüringer Felsen ein halbverwittertes „Kieselack" lesen, daß dieser Name zu irgend einer Zeit durch rein menschlichen Mediumismus dort hinaufgeschrieben worden sei, so wenig räthselhaft kann Ihnen ein nicht hart vor Ihren Augen auf Schiefer geschriebener Ollendorf in Bezug auf seine Herkunft sein. Denn an eine Geisterwelt glauben Sie ja nicht, und Thiere oder Elemente schreiben keinen Ollendorf. Doch ich bin wohl schon zu weitläufig geworden über diesen Punkt; was ich sagen wollte, ist, daß ich in dem Mediumismus eine neue Naturkraft platterdings so wenig zu erkennen vermag, wie in den mediumistischen Phänomenen neue Naturerscheinungen. Interessant wäre mir allenfalls, über den geistigen Willen, der sein Medium, den Körper, zu dieser oder jener Manifestation antreibt, allemal sicheren Aufschluß zu erhalten; doch wer sieht dem anderen ins Herz? Nur die allgemeinen Sätze stehen mir fest, daß, wer Taschenspielerkunststücke für Geld macht, ohne sie als solche einzugestehen, ein Betrüger ist, und wer sich selbst übernatürlicher Kräfte rühmt, erst recht ein volksverderberischer Schurke, oder wahnsinnig, oder endlich beides zugleich. Und hier seh' ich zu meiner Freude, Herr Major, daß Sie mir als Soldat und brav unbedingten Beifall zunicken.

Könnt' ich nur auch meinerseits der letzten der von Ihnen ausgesprochenen Bemerkungen gleich freudig zustimmen! Sie setzen darin den Fall, daß die ganze Physik und Chemie der jüngsten Jahrzehnte mit ihren tausend und abertausend technischen Errungenschaften jetzt plötzlich als die still gezeitigte Frucht spiritistischer Conventikel auf den Markt geworfen würden. Sie haben gut Fälle setzen, die kein Sitzfleisch haben. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen den Fall setzte, daß all die Wehrkraft und technische Leistungsfähigkeit, die in unserer siegreichen Armee steckt, wie sie jeden Augenblick bereit und fähig ist, wiederum für Frieden und Ehre der Nation das Höchste zu wagen und zu vollbringen — daß das alles durch soldatenspielende Kinder hätte tändelnd ersonnen und erreicht werden können? Der Laie, der das Denken und Treiben moderner Spiritisten auch nur für einen Moment im Ernste mit echter Natur-

wissenschaft vergleicht, hat von der physischen, geistigen und sittlichen Arbeit der letzteren keine Ahnung. An dieser Arbeit haben Generationen unserer besten Männer mit Kopf, Herz und Arm ihr Leben abgenutzt; auch ein Heer wahrlich, wo Pflicht und Zucht herrscht, das in kargem Lohn und schwerem Dienste steht; wo jeder vom Generalstabschef bis zum Gemeinen ernst drangenommen wird mit seiner ganzen Kraft, einer auf den anderen schaut in wetteiferndem Muth, der Hintermann in die Lücke springt, wenn der Vordermann gefallen, und ein zweites, drittes und viertes Bataillon gegen die Batterie anrückt, von der seine Vorgänger zurückgeschlagen worden. Wissen Sie auch, was für Kasernen und Zeughäuser dazu gehören? Reiten Sie hinaus durch Ihr Leipzig ins Johannisthal und blicken Sie von der Anatomie bis zum botanischen Garten die Reihe von Instituten entlang, die allein der kleine Staat Sachsen für Zwecke der Naturforschung gebaut hat, sich zum Ruhme, ganz Deutschland zu Nutz und Vorbild. Und gerade da müssen sich nun die Spiritisten niederlassen wie der Knoblauch unter den Eichen des Rosenthals; und ihre denkfaulen Gönner wähnen, so ein armseliges Häuflein von Pfuschern ohne Vorschule, das da experimentirt wie die Katze mit dem Spucknapf, werde was erkleckliches beitragen zur Naturwissenschaft, den Meistern am Zeuge flicken und dem Cultusminister freiwillig unter die Arme greifen.

Die modernen Spiritisten selbst denken freilich von sich bescheidener. Sie führen die Forschung zwar eifrig im Munde, lassen aber im Herzen die liebe Natur eine gute Frau sein. Was sie reizt, ist nicht die Erklärlichkeit, worauf selbst der Dilettant in der Naturwissenschaft bei seinen linkischen Versuchen ausgeht, sondern gerade das Unerklärliche als solches, eben der Spuk an sich, also genau dasselbe wie bei der ganz ordinären alten Geisterseherei, dem nackten Spiritismus ohne das Feigenblatt des Naturbegriffs. Würden den Herren und Damen sämmtliche mediumistische Phänomene auf wirklich physikalischem, physiologischem oder prestidigitatorischem Wege begreiflich gemacht, wie's einmal Czermak in Leipzig mit den Thatsachen des sogenannten Hypnotismus menschenfreundlich versuchte, sie würden entweder diese wissenschaftliche Erklärung verwerfen und trotz aller profanen Nachahmung unverbrüchlich an ihrer Geheimlehre von der realen Unbegreiflichkeit ihrer Schnurrpfeifereien festhalten, oder gerade nur für dies specielle Genre nun nicht mehr dunkler Vorgänge im Dunkeln künftig keinem Mr. Slade ein Entree zahlen. Für solche Einbuße an Phänomenalstoff aber würden sie sich bald durch Anlage neuer Versuchsfelder zu entschädigen wissen. Denn an totale Widerlegung des Spiritismus durch physikalische Mittel ist ja nun und nimmer zu denken; und zwar deshalb, weil die Annahme der Möglichkeit des Widernatürlichen, dieser wenn auch noch so dicht verhüllte Kern des modernen Spiritismus wie jeglichen Aber- und Wunderglaubens, durch tausendfache Widerlegung

der Wirklichkeit des Widernatürlichen, und mehr vermag Physik ihrerseits nicht zu leisten, zwar vielleicht erschüttert, niemals aber beseitigt werden kann.

Das alles, mein Lieber, läßt sich darauf der wohlbelesene Musikdirector hören, das alles liegt ja auf der Hand; und es nimmt mich allein wunder, wie Sie ein Thema für vierundsechzig Tacte Scherzo zu einem ernsten Satze von achthunderten Tacten Allegro ausspinnen können. Aber eins macht mir doch zu schaffen; wir Musiker, die wir noch ganz anders von Musikanten umringt sind, als die Herren Physiker von Physikanten, wir legen deshalb hohen Werth auf das Urtheil der kleinen Minderzahl, die wir für wirkliche Fachleute ansehen. Was sollen wir also sagen, wenn wir lesen, daß englische Naturforscher von anerkanntem Namen, wie Crookes und Wallace, sich an dem Geisterschwindel mit voller Überzeugung betheiligen? — Glauben Sie denn, Herr Capellmeister, daß jedes Geräusch, welches Mozart von sich gab, Musik gewesen ist? — So leicht, guter Freund, kommen Sie mir nicht davon. So oft Mozart Musik machen wollte, hat er immer wirkliche Musik gemacht. — Vollkommen recht, und solche dauerhafte Naturforscher haben wir Gott sei Dank auch, und zwar in England so gut wie in Deutschland. Nur freilich Crookes und Wallace gehören nicht dazu; es wär' ein arger Mißgriff von mir, solche Herren mit Mozart zu vergleichen. Denn sehen Sie, in ihren spiritistischen Sessionen verfahren diese Männer eben nicht als Physiker, sondern, wie Sie's nennen, als Physikanten. Warum beschränkte sich Mr. Alfred Wallace darauf, das Medium Mr. Eglington nebst Vorhang und Zimmer vor und nach der Geistererscheinung zu untersuchen, und ließ sich während der Vorstellung damit beschäftigen, das Gaslicht hoch oder niedrig zu schrauben? Warum sprang er nicht auf den weißgekleideten Abdullah zu und ergriff den Kerl an seinem enorm schwarzen Knebelbart? Oder, wenn es allenfalls nicht der leibhaftige Eglington war, der in Abdullah steckte, sondern irgend ein optisches Blendwerk, weshalb stürzte Wallace nicht während der Materialisation selbst hinter den Vorhang, um das Medium bei seinem Spiegel oder seiner Zauberlaterne zu überraschen? Er that es nicht, weil er gläubig den vorgeschriebenen Bedingungen gehorchte, und eben hierin liegt sein unphysikalisches Gebaren. Wenn Sie nun selber, Herr Musikdirector, an Geister nicht glauben, und zwar aus Gründen Ihrer naturwissenschaftlichen Weltanschauung, so bleibt Ihnen der Thatsache gegenüber, daß ein Naturforscher sich für Geisterglauben erklärt, gar kein anderer Ausweg übrig als das Urtheil, daß der Mann in diesem Punkte nicht Naturforscher sei. Daß derselbe Mann dennoch nach anderen Seiten und zu anderen Zeiten tüchtiger Naturforscher sein könne, werden sie doch nicht für psychologisch unmöglich halten? Dies Zweikammersystem des Denkens, wenn ich so sagen darf, war in vergangenen Tagen ganz gewöhnlich; wie

mancher Alchymist ist ein guter Chemiker gewesen, wie mancher Historiker, der in der Weltgeschichte jedes Wunder ausschließt, läßt die heilige Geschichte mit ihren Wundern fromm an ihrem Orte! Und wenn es wahr ist, daß auch Kant an Geister geglaubt habe, wie man behaupten will, so bewiese das nur, daß auch der strengste aller Gedankenherrscher die Straffheit des absoluten Regiments seiner obersten Grundsätze bisweilen ein wenig gelockert habe; wie sich Friedrich der Große einmal für müd' erklärt haben soll, über Sclaven zu herrschen. Für das arme Volk, das nach Autoritäten aufschaut, ist's freilich schlimm, wenn Naturforscher von heut ihrer heiligen Pflicht vergessen, unter allen Umständen treu alle Kräfte auf die reinliche Ermittlung des Wirklichen zu richten; gleichwie es schlimm ist für den jungen Anfänger in der Musik, wenn ihm der Clavierlehrer falsch vorspielt. Hört das aber der musikalische Vater, so wird er diesen Clavierlehrer abschaffen; und so kann ich Ihnen nur rathen: schaffen Sie in Ihrem Kreise die Wallace und Crookes als unbedingte Autoritäten schleunigst ab, denn die Leutchen greifen jetzt gar zu häufig falsche Noten. Nehmen Sie doch einen deutschen Lehrer, es braucht ja nicht allemal ein Ausländer zu sein!

Auch in Deutschland, beginnt nun der juristische Docent, der von der kleinen Universität einen Osterausflug herübergemacht, ja hier in Leipzig selbst hat indeß ein Naturforscher Mr. Slade's Kunst öffentlich anerkannt. College Zöllner ist mir nicht persönlich bekannt, aber Collegen von der Physik versicherten mir, daß er experimentiren könne. Und zudem hat er ja förmlich erklärt, daß von einem subjectiven Phantasma nicht die Rede sein dürfe. Die vier Schlingen in dem geschlossenen Bindfaden mit unverletztem Siegel liegen noch heute vor ihm, er könnte den Faden jedem anderen Menschen zur Prüfung vorlegen, schreibt er; er könnte ihn successive an alle gelehrten Körperschaften der Welt senden, damit sie sich überzeugten, es handle sich hier um eine in der realen Körperwelt dauernd erzeugte objective Wirkung, welche kein menschlicher Verstand nach den uns bisher geläufigen Anschauungsformen von Raum und Kraft zu erklären im Stande sei. — Ganz wohl, lieber Herr Professor, der Faden könnte, wie er da ist, an alle Akademien und Facultäten nach einander verschickt werden, und es thut mir um der Posteinnahmen des Reichs willen leid, daß es nicht wenigstens auf deutschem Gebiete geschehen ist. Aber diese Rundreise des Fadens würde zwar die dauernd erzeugte Wirkung genügend erhärten, nicht jedoch die Art ihrer Erzeugung. Ich kann mich bei allen Akademien vorstellen, wie ich hier stehe, und mir Bescheinigungen darüber einfordern, daß ich Hosen und Stiefel anhabe; für die Behauptung jedoch, daß ich in diesen Stiefeln und Hosen geboren sei, würde mir das schmerzlich wenig austragen. Aber zur Sache: daß die Schürzung eines Knotens in einem einfachen versiegelten Faden ohne Verletzung des Siegels physi=

kalisch unmöglich sei, steht für uns ebenso wie für Zöllner unumstößlich fest. Zöllner selbst weist uns nun zwei Methoden zur logischen Lösung des durch Mr. Slade's Hände geschürzten physikalisch unlösbaren Frageknotens an. Ist der Vorgang in der Natur undenkbar, so ist er entweder übernatürlich geschehen, oder gar nicht. Zöllner nimmt das erstere, wir das letztere an. Wollen Sie, fragt der Prinz in Schillers Geisterseher in einem ganz analogen Falle, wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Gewiß werden Sie, verehrtester Herr Professor, mit dem Prinzen und mir zu der Unwahrscheinlichkeit greifen, daß Zöllner und Genossen durch Slade getäuscht worden sind; einer Unwahrscheinlichkeit, die nur, wer an eigene oder fremde Unfehlbarkeit glaubt, zur hell eingesehenen Unmöglichkeit aufblasen kann; und nichts anderes als eine solche, sagt der Prinz ferner, dürfte gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden. Herr Zöllner aber stürzt — ich fahre fort, Schiller zu citiren — lieber die Kräfte der Natur um, als daß er sich eine künstliche und weniger gewöhnliche Combination dieser Kräfte gefallen ließe. Hiermit, denk' ich, umschreibt der Dichter so ziemlich dasselbe, was wir mit einem Worte Taschenspielerei nennen. Wie diese in unserem speciellen Falle geschehen sei, läßt sich zwar vermuthen, allein natürlich ohne Mr. Slade's Geständniß nicht sicher angeben. Eine Bemerkung jedoch, die mir neulich ein jüngerer Naturforscher mittheilte, gestatten Sie mir anzuführen, weil sie dazu dienen kann, die von uns dem Wunder vorgezogene Unwahrscheinlichkeit einigermaßen psychologisch zu mildern. Wird nämlich ein mechanisches Problem ausgesprochen, so versinkt gerade der Naturforscher viel tiefer in Nachsinnen über das Problem selbst, als der schlechtweg ungläubige und mißtrauische Laie, der es weit minder geistig zu überschauen im Stande ist, und darüber unterbricht dann umgekehrt jener leichter als dieser den gespannten sinnlichen Hinblick auf den realen Vorgang, welchen der Taschenspieler heimlich anstelle des problematisch gedachten Vorgangs setzt. Indem Zöllner in seinem Innern beständig den einen Gedanken hin und her wälzte: wie können die Knoten durch das Siegel kommen? hat er versäumt, genau genug äußerlich darauf zu achten, wie im Gegentheil das Siegel über die Knoten kam. Sagt uns Zöllner, das hieße ihn bezichtigen, er habe sich nicht im Besitze seiner gesunden Sinne befunden, so dünkt mich das ein harter und ungerechter Ausdruck. Ich war immer überzeugt, daß in einem absolut leeren Hut keine paar dutzend Blumensträuße stecken könnten; und trotzdem hab' ich oft mit ganz gesunden Augen gesehen, wie der Gaukler sie daraus hervorzog. Gesunde Sinne unterliegen der Illusion durch Zauberkünste sehr einfach infolge von verwirrender Geschwindigkeit der Phänomene oder von zerstreuender Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Hauptsache.

Nun gut, versetzt unser Professor der Jurisprudenz, ich nehme Ihre

Auffassung des Herganges um so bereitwilliger an, als ich darin eigentlich keine Kränkung für einen hochgeachteten Collegen entdecken kann. Hatten Sie aber ein Recht zu behaupten, College Zöllner erkläre den bewußten Vorgang für übernatürlich? Ich verstehe zwar wenig von der vierten Dimension des Raumes, deren Existenz ich mir als Laie nicht vorstellen kann, aber Zöllner geht doch damit, wie er sagt, nur auf eine erweiterte Raumanschauung aus, er bleibt also, mein' ich, innerhalb physikalischer Betrachtungsweise. Und dazu stimmt auch, daß er die eigentlich spiritistischen Phänomene bis jetzt noch dahingestellt sein läßt, sodaß, wenn er den Herrn Slade amerikanisches Medium titulirt, darin doch vielleicht nichts mehr als ein correctes Citat der eigenen Visitenkarte dieses langbeinigen Gentleman zu erkennen ist. — Leider nein! mein Bester: Herr Zöllner ist bereits Erzspiritist auch ohne Geistermummenschanz und sonstigen Mediumismus-schwindel. Denn gerade was uns für das Wesen des Spiritismus gilt, der Glaube an Störungen der Naturordnung von außen her, dafür hat er mit seiner vierten Dimension nur einen neuen gelehrten Spitznamen erfunden. Ja, die liebe, gute vierte Dimension! Sie können sich dieselbe als Laie nicht vorstellen, werthester Herr Professor, und sehen Sie: durch dies Bekenntniß haben Sie unbewußt dargethan, daß Sie mehr davon verstehen, als Ihr College Zöllner. Denn was dieser für erweiterte Raumanschauung ausgiebt, ist in der That vielmehr Zertrümmerung unserer Raumanschauung durch einen unanschaulichen Begriff. Große mathematische Philosophen haben uns überführt, daß sich ein Raum denken lasse, der nicht drei Dimensionen, wie der unsere, sondern vier, fünf oder beliebig mehr solcher Ausdehnungen habe, und aus dieser völlig idealen Speculation sind mit arithmetischer oder geometrischer Logik gewisse eigenthümliche Folgerungen gezogen worden, von denen jedoch gleichfalls keine unserem Anschauungsvermögen direct im geringsten nahezubringen ist, weil diese Folgerungen ausschließlich für eine von dem Bereich unserer Vorstellungen grundverschiedene Welt gelten. Es ist also genau so denkbar, daß es eine Welt von vier Dimensionen gebe außer unserer dreifach ausgedehnten, wie es denkbar ist, daß eine sogenannte Geisterwelt neben unserer Körperwelt existire; auf der anderen Seite ist es aber auch völlig so gewiß, daß jeder für die vierfach ausgedehnte Welt charakteristische Proceß einem lediglich auf die Vorstellung von Länge, Breite und Höhe angelegten Wesen niemals wahrnehmbar werden kann, wie es gewiß ist, daß bloße Geister nicht körperlich zu erscheinen vermögen. Gewiß für uns, mein' ich; der Spiritist glaubt freilich das Gegentheil; allein ich wollte auch nur zeigen, daß, wer mit der vierten Dimension gröblich in die dreidimensionale Welt unserer Augen hineintappt, ein Spiritist ist. Und nun mag ein solcher jedes von ihm statuirte Wunder beliebig durch die Annahme, daß es mit Hülfe der vierten Dimension geschehen sei, erklären: das besagt nicht mehr und nicht

weniger, als die ehemals gewöhnliche Formel, daß dabei Geister ihr Wesen getrieben hätten, kurz, daß es sich um ein übernatürliches Factum handle. Kann Mr. Slade in der Richtung der vierten Dimension Wunderknoten knüpfen, so konnte Moses die Juden mit derselben Leichtigkeit, ich möchte sagen Eleganz, in der nämlichen Richtung durchs rothe Meer führen.

Kreuzschockschwerenoth! rief der Major, der wieder herzugetreten, darein: ich schnitte meinen Schnurrbart darum ab, wenn was an der Sache wäre! Geben Sie mir eine einzige Batterie mit vierdimensionaler Mannschaft, die um die Ecke schießt, und nach vierzehn Tagen Campagne hab' ich Ihnen ganz Frankreich bis über die Pyrenäen gejagt. — Wenn Ihnen nicht die Franzosen, lachte der Musikdirector, rechtzeitig durch eine Schwadron Fünfdimensionaler Ihre armen Vierer neben den Geschützen zusammenhauen ließen. — Teufel! schrie der Major, dafür soll eine halbe Compagnie meiner sechsten Gardedimension mit dem Bajonnet aufkommen! — Um Gotteswillen, bat der Professor, bedenken Sie unser Militärbudget, dessen bisherige Dimensionen schon groß genug sind! Wollen Sie eine neue Wettrüstung der Staaten heraufbeschwören? — Eins wird mir doch anschaulich von der vierdimensionalen Welt, bemerkte lächelnd der Geistliche: die Zahl der schlechten Witze, die über sie gemacht werden können, ist unbegrenzt, während dieselbe bei der unseren, sollte selbst Kalau als deren räumliches Centrum angesehen werden dürfen, jedenfalls einen endlichen Werth darstellt.

Ich wünschte sehr, meine Herren, daß die ganze Geschichte nur diese so harmlos heitere Seite hätte, doch ist dem leider nicht so. Daß ein Gelehrter sich täuschen läßt, ist ein alltägliches Ereigniß und dient, wenn er seinen Irrthum rasch genug einsieht und widerruft, eher heilsam zur Schärfung der Vorsicht bei künftigen Gelegenheiten. Wenn überaus häufig Philologen und Alterthümler mehr oder weniger geschickten Fälschungen für eine Weile erlegen sind, warum sollte der sogenannte exacte Forscher durchaus über derartige Unglücksfälle erhaben sein? Wir würden also auch dem reuigen Zöllner die physikalische Ungereimtheit seines Glaubens an die Realität des Knotenexperiments ohne weiteres zu verzeihen haben. Daß er zur physikalischen Ungereimtheit die logische hinzubeging, von einer übernatürlichen Natur zu träumen, muß uns schon ernstlicher befremden; aber der Einfall, die vierte Dimension so plötzlich aus der Versenkung auf die uns sonst die Welt bedeutenden Bretter auftauchen zu lassen, ist doch andererseits von so hinreißender Komik, daß wir auch wieder von Herzen dankbar sind für den köstlichen Spaß, über den man ebenso viele Jahre lachen wird, als über die ausgesuchtesten Scherze der Schelling-Hegelschen Naturphilosophie seligen Angedenkens. Trüb aber und nur trübe stimmt uns die dritte Ungereimtheit, die er sich hat zuschulden kommen lassen, denn sie ist moralischer Natur. Herr Zöllner ist eines Angriffs auf sein

sittliches Verhalten in der Affäre mit Mr. Slade gewärtig; er spricht den Argwohn aus, man könne ihn wohl gar selber als gemeinen Betrüger verdächtigen. O nein! aber auch ein redlicher Mann, der dem Betrüger blindlings traut, kann unter Umständen dadurch einen sittlichen Fehltritt thun. Verdient ein Mensch, ruft jener Prinz im Geisterseher aus, der den Betrug zu seinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt ebenso, als wenn ich einen gebrandmarkten Bösewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen!

Aber mußte, werfen wir selbst ein, jeder redliche Mann in Mr. Slade den Betrüger von Handwerk voraussetzen? Jeder redliche Mann nun wohl gerade nicht; der redliche schon ehedem überzeugte Spiritist brauchte in dem berühmten Medium nur einen reisenden Virtuosen zu sehen, der sich seine Geisterconcerte freilich etwas amerikanisch theuer bezahlen ließ. Aber Herr Zöllner, der noch nicht überzeugte Spiritist, der physikalisch so behutsam prüfende, gegen jedes eigene Phantasma mit dem Verstande wie mit den Sinnen so wachsame Naturforscher, der mußte vor dem Betruge auch aus ethischen Bedenken auf seiner Hut sein. Und warum durfte er denn nicht wenigstens in ethischer Hinsicht arglos, sollte nicht einmal artig und gutmüthig sein? Sehr einfach deswegen, weil das ganz anderen Leuten gegenüber seine Sache nicht zu sein pflegt. Oder wem ist es unbekannt, daß dieser Mann seit Jahren in seinen Schriften das Splitterrichten in moralischer wie intellectueller Beziehung gegen eine Anzahl unserer vornehmsten Geister wie ein Gewerbe treibt, daß er in der gleichen Doppelrichtung auch dem ganzen Zeitalter und seiner Sitte gern den Bußeruf entgegenschmettert als ein Prediger in der Wüste? Ohne Zweifel in der ehrlichen Illusion, etwas Gutes damit zu wollen und zu erstreben. Aber Mangel an Scharfsinn für Unterschiede im Moralischen ist an sich selbst — wir bleiben dabei — moralisch ungereimt; wer am Namen Helmholtz unablässig herumzerrt und -knurrt, der gerade durfte einen Slade nicht mit offenen Armen empfangen, ohne ernste Schuld auf sich zu laden.

Beklagenswerth dann, aber doch wohl im gerechten Lauf der Dinge, daß, der sich vermaß, die Größeren zu stürzen, durch den Kleineren fiel! Im übrigen, ihr Freunde, laßt uns nicht zagen! Es ist nur ein Naturforscher weniger in Deutschland und ein moderner Spiritist mehr. Denn daß durch Zöllners Beispiel den letzteren, so schrill sie jubeln, auch andere Novizen zugeführt werden, ist schwerlich zu befahren. Geister, auf die etwas ankäme, hat sein Knoten rechtzeitig an ihre Pflicht und Stellung erinnert; für den unberittenen Haufen ist die vierte Dimension eine zu

staubige Straße. Der öffentlichen Meinung ist Slade Slade geblieben, obschon Zöllner sein Prophet ward. Die Hochschule von Leipzig prangt in gewohntem Frühling; wer merkt's, daß ihr durch fremde Bubenhand ein Zweiglein angeknickt worden, das, so Gott will, übers Jahr wieder mitblüht? Die Naturforschung endlich sammt der echten Wissenschaft überhaupt — wenn's nicht lächerlich klänge aus des geringen Gastes Munde, würd' ich rufen: sie leben hoch!

3. Peschels Stellung in der Geographie*).

Nur mit wehmüthiger Freude nimmt man ein Buch**) zur Hand, das uns aufs neue daran erinnert, wieviel wir an einem tüchtigen Manne besessen und nun verloren haben. Oscar Peschel hat sich durch vier Hauptwerke ein bleibendes Andenken in unserer gelehrten Literatur gesichert. Den bahnbrechenden, aber unvollendeten Untersuchungen Alexander v. Humboldts über die Geschichte der Entdeckung von Amerika folgend, gab er 1858 in seinem „Zeitalter der Entdeckungen" ein abgerundetes historisches Gemälde der großen Epoche der portugiesischen und spanischen Seefahrten. Er erwies sich dadurch als der rechte Mann, für die geistig von Ranke, materiell von König Max ins Leben gerufene Geschichte der Wissenschaften in Deutschland 1865 die „Geschichte der Erdkunde" zu schreiben, und erwarb sich ein unerwartetes Verdienst, indem er, die hier nur hemmenden Schranken der Aufgabe sprengend, statt einer Schilderung des Antheils, welchen die Deutschen in den jüngsten Jahrhunderten an der Fortbildung der Geographie genommen, vielmehr zum erstenmal die Gesammtentwicklung dieser uralten, unendlich vielseitigen Wissenschaft durch alle Zeiten und Völker, wenn auch mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und die modernen Tage, zur Anschauung brachte. Darauf wandte er seine Forschung von der historischen Vergangenheit der Geographie hinweg ihrer Gegenwart und Zukunft zu und ließ 1870 die „neuen Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche" erscheinen. An Ritters Bestrebungen und Ansichten negativ anknüpfend, positiv dagegen wieder im Geiste der Erdphysik Humboldts, betrachtet er die Ursachen und Wirkungen der Vertheilung und vornehmlich die Wechselbeziehungen des Festen und Flüssigen auf Erden und entwirft so, auf kühne Fragen besonnen antwortend, ein Capitel angewandter Geologie, dessen Ausfüllung die geographische Wissenschaft noch lange beschäftigen wird. Zu seiner letzten umfassenden Arbeit

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1877.

**) Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde von Oscar Peschel, herausgegeben von Julius Löwenberg. Leipzig, Duncker & Humblot.

endlich ward Peschel wiederum durch einen äußeren Anstoß bewogen, durch den Antrag, an Stelle des Grafen Roon für dessen Lehrbuch die neue Darstellung der „Völkerkunde“ zu übernehmen; nicht ohne Bedenken unterzog er sich, noch eben in völlig freier Gedankenbewegung begriffen, einer vorwiegend compilirenden Beschäftigung. Wenn er sich aber dafür (1874) durch den überraschenden populären Erfolg gerade dieses Buches vollauf entschädigt sah, so hat er solchen Erfolg zwar schwerlich bewirkt, wohl aber reichlich verdient durch den echt wissenschaftlichen Ernst, mit dem er ein Gebiet beherrschte, welches damals wie heute Gefahr lief, zur Wohnstatt geistiger Anarchie zu verwildern, indem von beiden Grenzen her philosophische Flüchtlinge und Aufrührer der Naturforschung Partei werbend in dasselbe einzudringen pflegen. Übrigens bot ihm dabei die eigentlich geographische Grundlage der Ethnologie doch vielfach Gelegenheit auch zu selbständigen Untersuchungen über die räumlichen Bedingungen der Culturanfänge der Völker; zum Beleg dafür mag hier nur an den merkwürdigen Versuch erinnert werden, durch sorgfältigen Vergleich der Heimathländer der vornehmsten Glaubenslehren die „Zone der Religionsstifter“ geographisch zu bestimmen.

In der Summe dieser vier Hauptwerke geht jedoch Peschels literarische Bedeutung nicht auf; von politischer Journalistik war er früh zu wissenschaftlicher übergegangen und sah, auch nachdem er 1871 zu akademischer Thätigkeit erhoben worden, auf den mehr als sechzehnjährigen Zeitraum, während dessen er das „Ausland“ redigirt hatte, mit so entschiedenem Wohlgefallen zurück, daß er nicht anstand, anderen die Vertauschung des Redactionspultes mit dem Lehrstuhl freundlich zu widerrathen. Nicht als hätte er in seiner Berufung an die blühendste deutsche Hochschule nur eine hohe Ehre erblickt, wie man sie ungern ausschlägt; ihr zu folgen, mußte ihm vielmehr als Pflicht erscheinen, da ihm die allgemeine Einführung der Erdkunde in den Kreis der Universitätsstudien als unerläßliche Vorbedingung für die Hebung des geographischen Schulunterrichtes galt, welche er in nationalem Interesse dringend wünschte. Ward er aber aus Pflichtgefühl Docent, so war er recht aus Neigung Journalist gewesen, und diese Neigung bildete in der That nur den Wiederschein echten Talents. Deshalb darf man es als einen glücklichen Gedanken willkommen heißen, wenn uns jetzt von der Hand der Pietät eine Sammlung von „Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde“ dargeboten wird, die Peschel in den Jahren 1854—75 einzeln für verschiedene Zeitschriften, namentlich für sein „Ausland“ und die „Deutsche Vierteljahrsschrift“ verfaßt hat. Fügen wir gleich hinzu, daß wir uns mit dem im Vorwort ausgesprochenen Plan, in einem etwa nachfolgenden zweiten Band auch Artikel über Politik und ehemalige Tagesfragen wieder abzudrucken, nicht einverstanden erklären können. Denn so gern wir glauben, daß sich Peschel in ihnen jederzeit

„als mannhafter Patriot, als Publicist von echt deutscher Gesinnung bewährte", so berechtigt doch diese Eigenschaft noch nicht zu einer Abweichung von der Regel, daß rein journalistische Leistungen, je besser sie ihrer Bestimmung für den Augenblick entsprochen haben, desto weniger eines künstlichen Nachlebens in Büchern, die doch auch keine wahren Bücher sind, bedürfen. Ganz anders steht es natürlich mit dem dauerhaft gelehrten, nur leise von der Farbe des Moments angehauchten Inhalt der vorliegenden Sammlung. Auch an ihr läßt sich freilich einiges aussetzen: Wiederholungen einzelner Gedanken und Thatsachen waren nicht zu vermeiden; manche kleine Vorarbeit oder Nacharbeit zu Peschels größeren Schriften ist hier aufgenommen, deren Ergebniß entweder schon von ihm selbst in diese hineingezogen worden ist, oder bei ihren späteren Auflagen von anderer Hand noch vernutzt werden wird. Immerhin aber ist fast alles, wie es da steht, materiell und formell von Werth, an sich sowohl wie besonders für die Erkenntniß von Peschels eigenthümlicher Stellung innerhalb seiner Wissenschaft; diese Stellung mit wenigen Worten zu bezeichnen, ist die nächstliegende Aufgabe, die sich uns bei der Besprechung eines vornehmlich dem Andenken gewidmeten Buches darbietet.

Erdkunde als Wissenschaft, wie hoch oder niedrig man ihr letztes Ziel stecken mag, wird allemal eine Verbindung von physikalischer und historischer Disciplin verlangen, da eben die Erdoberfläche, wie auch immer, die Berührung und Durchdringung der natürlichen Gesammtkräfte der Welt mit dem geistig-sittlichen Vermögen der Menschheit im großen und ganzen vermittelt. Selten oder nie aber wird selbst bei hervorragenden Geographen für beide Seiten ihres Fachs productive Anlage in gleichem Grade anzutreffen sein; bei Peschel insbesondere kann kein Zweifel obwalten, daß er von Haus aus Historiker war und sich der Naturwissenschaft gegenüber nur empfangend verhielt. Da nun, wie bekannt, das gleiche bei Karl Ritter der Fall war, so möchte man um so mehr erwarten, Peschel, wenn er auch nicht unmittelbar zu Ritters Schülern gehörte, doch in dessen Bahnen fortwandeln zu sehen; ganz im Gegentheil zeigt sich uns jedoch früh eine deutliche Differenz zwischen dem älteren und dem jüngeren Gelehrten, und eben indem der letztere diese Abweichung zu einem bewußten Gegensatz ausbildete, gewann er seine selbständige Bedeutung. Ritters Grundgedanke war, wie Peschel es treffend ausdrückt, eine geographische Teleologie: in der Erdoberfläche, wie sie ist, in der wagerechten und senkrechten Gestaltung der Landmassen glaubte er die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts zweckmäßig vorgezeichnet zu erblicken. Die Universalgeschichte erschien danach als das allerdings complicirte Resultat an sich einfacher geographischer Gesetze, wie die lebensvolle Aufführung, wenn man uns das Bild gestattet, einer historischen Symphonie, deren Partitur von göttlicher Hand auf die Erdfeste selber geschrieben worden. Als geschichts-

philosophische Idee, wie sie doch eigentlich vor Ritter schon Herder concipirte, mochte man sich diese großartige Ansicht gefallen lassen, und insofern die Menschheit wirklich durchaus an den Erdboden gebunden ist, ja als ein jüngstes Product der Verwitterung der Erdkruste selber betrachtet werden kann, kommt ihr eine summarische Wahrheit zu; wobei dann ebensowenig wie etwa bei der Darwinschen Theorie der natürlichen Zuchtwahl durch die streng causale Erklärung alles Einzelnen die umgekehrte teleologische Perspective des Ganzen ausgeschlossen würde. Indessen die Weise, wie Ritter und seine Nachfolger alsbald an die Durchführung jener großen Idee gingen, konnte nie und nimmer zum Ziele führen. Denn einmal blieb die Gesammtanschauung der Erde als der gegebenen physischen Grundlage der Menschengeschichte bei dem Lehrer wie bei den Schülern wesentlich beschränkt auf die allgemeinste Bodenplastik, mit der man sich überdies meist nur als mit einem fertigen, einheitlich entworfenen und vollendeten Kunststück der Natur beschäftigte. So stellte sich fast als das wichtigste, vielgefeierte Ergebniß die vergleichende Schätzung der Erdtheile nach der Gliederung ihrer Umrisse dar, während der wiederholte Versuch, auch in dem inneren Relief der Continente gemeingültige historische Functionen der großen Höhenstufen und Terrainabschnitte zu entdecken, gar nicht einmal recht zur Durchführung kam. Sodann aber entartete bei der speciellen Prüfung örtlicher Natur- und Culturerscheinungen die in gewissem Maße wohlberechtigte Tendenz, zwischen Land und Leuten ursächliche Beziehungen aufzusuchen, unter den Händen zumal der von Ritter angeregten Geographen und Historiker überaus häufig zu willkürlicher, nur scheinbar geistreicher Combination des Zufälligen; ein mehrfaches, bisweilen gar nur ein einmaliges Zusammentreffen ward ohne weiteres als Gesetz gedeutet, ein Verfahren, welches zuletzt noch Thomas Buckle mit ebensoviel Hochmuth als Dreistigkeit geübt hat.

Eine Reihe interessanter Artikel des „Auslandes" aus den Jahren 1859 bis 1870, die der Herausgeber der „Abhandlungen" unter der Kategorie „über Karl Ritter" vereint hat und an die er den größeren Aufsatz „über die Bedeutung der Erdkunde für die Culturgeschichte" aus der österreichischen Wochenschrift (1872) unmittelbar hätte anreihen sollen, unterrichtet uns, wie Peschel nach und nach, zuerst den Übertreibungen der Ritterschen Lehre, bald ihrem Wesen selbst energisch und glücklich entgegengetreten ist. Es sind höchst einfache Waffen, die er dabei anwendet, vor allem historischer Sinn und verständige Logik. Jener läßt ihn die geistig-sittliche Anstrengung der Völker als die wahre Triebkraft der geschichtlichen Bewegung begreifen und darlegen; diese weiß ein reiches Material von contrastirenden historischen und geographischen Thatsachen geschickt zu benutzen, um die Inconsequenz und damit die wissenschaftliche Unbrauchbarkeit der gegnerischen Anschauung zu erweisen. In der

That, wenn die gleich oder doch ähnlich „organisirten" Erdstücke, wie die Rittersche Teleologie sich auszudrücken liebt, doch keineswegs immer oder auch nur in der Regel gleiche oder ähnliche Civilisationen erzeugt oder entfaltet haben, wenn selbst in dem nämlichen Lebensraume die historisch einander ablösenden Bewohner, wie etwa Thraker, Hellenen, Byzantiner und Osmanen am Bosporus, dennoch ein grell verschiedenes Verhalten gegen die Gunst oder die Ungunst ihrer natürlichen Lage zeigen: was bleibt da jene gerühmte Organisation der Länder anders als eine passive Möglichkeit der Leistung, welche erst durch die Action des Volksgeistes zu geschichtlicher Wirklichkeit erhoben wird? Hat man sich einmal überzeugt, daß vor denselben geographischen Coulissen die mannigfachsten historischen Dramen aufgeführt werden können und daß umgekehrt übereinstimmende geschichtliche Handlungen sich vor diesem wie jenem landschaftlichen Hintergrunde abspielen lassen, so mag wohl eine poetisch angeregte Phantasie das Drama aus den Coulissen gleichsam herauswachsen sehen, bei ernster Besinnung aber wird doch niemand den Decorationsmaler für den wahren Dichter halten. Nach wie vor wird also die Geographie in ihrer althergebrachten Thätigkeit als einfache Erdbeschreibung der Geschichte zwar bescheidene, jedoch sehr nützliche Dienste leisten können; aber der letzteren allein wird es zukommen, zu schildern, inwiefern die von der Geographie ermittelte Landesnatur bald direct fördernd oder hemmend, bald, da die Action des Menschen ja so häufig bloße Reaction ist, gerade durch Hindernisse anreizend oder durch Vortheile schädigend, somit im ganzen als Summe von Gelegenheiten, nicht aber von Ursachen in die Geschicke der Völker eingegriffen hat. Die allgemeine Erdkunde aber, wie sie Ritter vorschwebte, im Sinn einer Lehre von der räumlichen Prädestination der Universalgeschichte wird man als eine Geschichtsphilosophie sozusagen fürs Auge vorderhand zu den übrigen Geschichtsphilosophien stellen müssen, denen ein Platz nicht unter den Wissenschaften, sondern unter den Glaubenssystemen gebührt.

Während nun Peschel in seiner Kritik der Ritterschen Anschauung überall den todten Räumlichkeiten gegenüber das lebendige Wirken der Völker ins Licht zu setzen bemüht ist, gewinnt ihm erklärlicherweise diese geistige Kraft gerade da die höchste Bewunderung ab, wo sie mit jenen äußeren Mächten in bewußten Kampf tritt. Auf solchem Grunde ruht seine Vorliebe für die Geschichte der Geographie. In ihr, wenn man sie wie Peschel nicht bloß als eine Geschichte theoretischer Forschung und Gelehrsamkeit auffaßt, vielmehr als die Lehre von der fortschreitenden Erdkenntniß der Völker überhaupt, in ihr wird dann doch auch dem Geographen — denn wer sonst sollte diese Geschichte schreiben? — eine wichtige Seite der Weltgeschichte zu eigen gegeben. Nur daß ihn dabei die Erde nicht als das beherrschende Subject, sondern als das beherrschte

Object des historischen Lebens beschäftigt. Es ist eine Geschichte gerade der Emancipation des Menschengeschlechts von seinen räumlichen Schranken, eine Geschichte, deren Verlauf freilich durchaus nicht verwechselt werden darf mit dem geistigen Hauptzuge der Universalgeschichte, wozu sich Peschel von seinem Enthusiasmus für Weltverkehr, Seefahrt und geographische Entdeckung mitunter beinahe hinreißen läßt. So ruft er z. B. in der herrlichen Darstellung der „Handelsgeschichte des rothen Meeres", ohne Frage dem werthvollsten Bestandtheil der vorliegenden Sammlung, leider einseitig übertreibend aus: „Die Handelsgeschichte ist die Geschichte des Völkerverkehrs und der Geographie, und beide zusammen sind die Geschichte der Civilisation unseres Geschlechtes." Pflegt doch gerade er sonst die Chinesen eifrig zu rühmen, weil sie, ein „selbstgemachter Mann" unter den Völkern, eine hohe Civilisation, ja Bildung ganz originell im eigenen Lande emporgebracht haben. Völlig gerecht dagegen vergleicht er ein andermal ganz im Geiste des berühmten Schillerschen Epigramms den Kauffahrer mit der Biene, die absichtslos von Blume zu Blume den befruchtenden Staub trägt. Wenn er jedoch daran wieder den Satz schließt: „Ohne diese Bedeutung wäre die Handelsgeschichte nur eine Krämerwissenschaft, wie sie in diesem Sinne die edelste, die ganze Menschheit einschließende Frucht unserer Forschungen genannt werden darf", so können wir auch diesen überschwenglichen Ausdruck nur gelten lassen, sobald unter „unseren Forschungen" allein die des Geographen verstanden werden. Denn sonst müßte man nach einem anderen Sinngedicht des idealistischen Poeten auch dem Historiker der Erdkunde entgegnen, daß seine Geschichte freilich die erhabenste im Raume sei, daß aber eben im Raume das Erhabene selbst nicht wohne. Und so mögen wir gern bei Peschel, wie ähnlich früher im zweiten Bande des Kosmos, das begeisterte Lob der Araber im Gegensatz zum romanisch-germanischen Mittelalter vernehmen; nur daß darum, wenn man so sagen darf, die Achse der Weltgeschichte doch nicht etwa von den Griechen und Alexandrinern über die Araber zu den Italienern, Portugiesen und Spaniern läuft. So folgen wir ferner freudig mit dem Geschichtschreiber der Geographie den kühnen Franciscanermissionären des 13. und 14. Jahrhunderts zu den Mongolenchanen nach Indien und China; aber culturhistorisch bedeutsamer erscheint uns doch die stille mystische Grübelei manches gleichzeitigen Mönchleins, das in seiner einsamen Zelle fast ahnungslos daran arbeitete, der in Gedanken bis an den großen Ocean ausschweifenden Hierarchie der Päpste die Hälfte ihres wirklichen Reiches zu entreißen. Und endlich, wenn man bei Peschel die an sich richtigen, nur in solcher Isolirung hart klingende Worte liest: „Andere Völker haben erobert, um aus den Eroberungen neue Säfte und Kräfte zu saugen; die Türken siegten und tödteten. Sie nahmen die Krim, und der blühende Handel erlosch; sie nahmen Trapezunt, und die Handelsstraße nach Täbris verödete; sie

eroberten Konstantinopel und Pera, einen Brennpunkt des Mittelmeerhandels, und der Pontus vereinsamte, Genua verblutete und Konstantinopel sank herab zu einem Hafen zweiten Ranges" —, so fühlt man sich desto lebhafter angetrieben, auch bei diesen in Verkehr und Wirthschaft, an Geist und Bildung so armseligen Osmanen nach vielleicht rohen, aber jedenfalls positiv wirksamen moralischen Eigenschaften zu suchen, die ihnen eine so ansehnliche Rolle in der allgemeinen Geschichte zu spielen erlaubt haben. Mit alledem möchten wir uns und anderen wahrlich nicht den Genuß der schönen Früchte von Peschels Forschung verkümmern; nur daran wollten wir erinnern, daß auch in der Geschichte der Erdkunde so wenig wie in Ritters Geographie der Historie der selbständige Geist der Geschichte, dessen Bahn auf die Erdfläche schlechterdings nicht zu projiciren ist, zur Erscheinung gelangt.

Als ein höchst interessantes Nebenproduct von Peschels Studien über die Geschichte der Erdkunde müssen wir schließlich noch seine, die vorliegende Sammlung eröffnenden Untersuchungen über den „Ursprung und die Verbreitung einiger geographischer Mythen im Mittelalter" erwähnen. Wie ein glänzender Nebelduft umwallen diese Mythen, die Legende von den Schiffahrten des heiligen Brandanus, die Sagen von Gog und Magog, von goldenen Bergen und Inseln, vom Magnetberge, der Kuppel von Arin und so manches ähnliche Phantasma schon des Alterthums, den jeweiligen Horizont der geographischen Kenntnisse; auch in neuerer und neuester Zeit gebricht es nicht an verwandten Luftgebilden, wofür noch aus dem vorigen Jahrhundert die durch Cook zerstörte Vorstellung von einem großen, um den Südpol gelagerten Continent und selbst aus unseren eigenen Tagen der Traum von einem eisfreien Nordpolarmeer als Beleg dienen mag. Was aber diese geographischen Mythen einer historischen Betrachtung würdig macht, ist weit minder der psychologische Reiz, den auch die Nachtseite des menschlichen Denkens auf uns ausübt, als vielmehr der Umstand, daß sie, wie jedermann sogleich an jenen modernen Beispielen wahrnimmt, gerade durch ihr geheimnißvolles Wesen zu weiteren wirklichen Entdeckungen angelockt haben. Aus geographischem Wahn entsprungen, haben sie doch geographische Wahrheiten erzeugen helfen, ganz ähnlich wie die großen geschichtlichen Mythen, deren Natur man neuerdings zu prüfen begonnen, die Legende von Sanct Peter, die Lehre vom ewigen Römerreich, die deutsche Kaisersage u. dgl. m. mit unhistorischen Kräften große historische Wirkungen vollbracht haben.

Leugnete Peschel, wie wir sahen, mit vollem Recht die absolute geographische Prädestination der Geschichte, so räumt er ihr doch einsichtig eine steigende relative Bedeutung für das höhere und höchste Alterthum ein. Wenn zwar eine Seite nur, aber eine wichtige, der universalhistorischen Entwicklung der Menschheit in der Entfaltung ihrer raumüberwindenden

Macht besteht, so muß ja freilich die Menschheit, je näher ihren Ursprüngen, desto mehr sich in Abhängigkeit von räumlichen Bedingungen befunden haben. „Auf der niedrigsten Gesittungsstufe," sagt Peschel selbst, „ist der Mensch wirklich nichts besseres als ein örtliches Erzeugniß im Sinne Ritters." Erwägt man nun, daß Ritter, von classischen Studien ausgehend, allezeit vorzugsweise das Alterthum im Auge hatte, so scheint es einen Augenblick, als sei ihm durch die Abweisung seiner Prädestinationslehre Unrecht geschehen. Aber es scheint nur so; wenn man nämlich die Frage aufwirft, ob uns denn bei irgend einem der historischen Völker eine Stufe seines Alterthums geschichtlich zugänglich sei, wo die zwingende Gewalt seiner geographischen Position seine eigene intellectuelle und ethische Kraft noch überwogen habe, so ist diese Frage geradehin zu verneinen. Das älteste Culturvolk, die Ägypter, treten in unseren historischen Gesichtskreis schon als Herrscher über das herrschsüchtigste Land der civilisirten Welt, einer klar und energisch charakterisirten Natur überlegen durch die noch größere Klarheit und Energie des eigenen Wesens. Von den Hellenen hat man wohl behauptet, daß sie erst in Griechenland Hellenen werden konnten; nur schade, daß wir sie historisch überhaupt erst in Griechenland kennen lernen. Und so geht das fort bei Indern, Persern, Römern, Kelten, Germanen und Slaven, wie nicht minder bei den großen semitischen Nationen; so unzweifelhaft sie sämmtlich Kinder der Erde sind, so sicher also ihr bestimmter Nationalcharakter die Niederschläge localer irdischer Einflüsse gesammelt und gewissermassen organisch assimilirt in sich schließt, so begegnen sie uns doch in der Geschichte sämmtlich von Anfang an im Vollbesitz dieses Charakters, die geographische Präformation desselben ist also eine vorhistorische Thatsache. Sehr deutlich wird dies auch bei der Annahme der Linguisten, daß aus der Ureinheit der indogermanischen Völker die einzelnen Nationen mittelst örtlicher Absonderung und Wanderung entstanden seien; durch geographische Hypothesen scheinen also hier einmal wirklich historische Facta vollkommen erklärt. Allein, wenn auch die vermuthete Wanderung an und für sich den artbildenden Unterschied erzeugt haben und nicht vielmehr inneren Gründen der Abartung bloß zuhülfe gekommen sein sollte, wie die Thiermigrationen Moritz Wagners der natürlichen Zuchtwahl Darwins, so hätten wir auch dann doch nur ein nacktes geographisches Daß statt eines wahrhaft erklärenden Wie; historisch bleibt doch nur die besondere Existenz der einzelnen indogermanischen Völker, das theoretisch geforderte Urvolk dagegen sammt seiner Spaltung und räumlichen Zerstreuung ist vorhistorisch und somit unanschaulich.

Obwohl demnach selbst das hohe Alterthum, wenigstens in seinen eigentlich historischen Begebenheiten und den an ihnen arbeitenden Volkssubjecten, schon hinaus ist über den Bereich der wesentlich irdischen Qualität der Nationen, so kennen wir doch menschliche Schicksale und Zustände in

Menge, welche allerdings eine mehr oder minder absolute Herrschaft der örtlichen Natur über Leben und Geist der Völker oder besser der Stämme und Horden bekunden: wenn die Rittersche Idee der geographischen Prädestination in der Geschichte keine Stelle hat, so erhält sie dafür zum Ersatz das Gebiet der Völkerkunde sammt dem der sogenannten Urgeschichte, welche treffender als Ungeschichte zu bezeichnen wäre. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn Peschel in seinen ethnologischen Untersuchungen die gesellschaftlichen Urzustände der Menschen nun doch nach Möglichkeit auf die physischen Bedingungen ihres örtlichen Daseins zurückzuführen strebt. Es versteht sich ferner von selbst, daß diese Urzustände der „niedrigsten Culturstufe, auf welcher der Mensch wirklich nur ein örtliches Erzeugniß im Sinne Ritters ist", nicht auf die fernste Vergangenheit der überhaupt vorgeschichtlichen Jahrhunderte beschränkt sind, sondern daß sich ganze Stämme, wie Peschel am Beispiel der Australier vortrefflich darthut, durch Isolirung vom Strome der geschichtlichen Bewegung abgeschnitten, einer erbarmungslos niederhaltenden Landesnatur gegenüber bis in unsere Tage zum leibhaftigen Zeugniß jener rein geographischen Periode der Menschheit erhalten können. Es ist ebenso klar, daß sich Reste der Ortsabhängigkeit des Volksgeistes auch bei den höchstcivilisirten Nationen, freilich in stets abnehmendem Maße, selbst bis in ihre jüngsten historischen Zeiten verfolgen lassen; sie gehören zu jenen „Überlebseln", die Tylor so scharfsinnig beobachtet und geschildert hat, und es kann vorkommen, daß sie bei Nationen, die noch in historischen Tagen gewandert sind, verdunkelte Beziehungen zu weit abliegenden ehemaligen Lebensräumen in sich bergen, oder noch häufiger, daß sie wenigstens aus einer längst verschwundenen Naturbeschaffenheit des gegenwärtigen nationalen Standortes zu erklären sind, wie etwa Jagdsinn und -sitten unserer Edlen aus der früheren Pflicht der Nothwehr gegen die Thiere des Waldes. Nicht also eine zeitliche Grenze wird die Ethnologie von der Geschichte abscheiden, und der Geograph, der uns jene darstellt, wird nicht selten nur durch behutsamen wissenschaftlichen Tact vor Übergriffen in diese bewahrt bleiben. Niemand wird leugnen, daß Peschel in seiner „Völkerkunde" solchen Tact im allgemeinen rühmlich bewährt; methodisch richtig vergleicht er dabei niemals allein die ethnische Einzelerscheinung mit ihrem Sonderboden, vielmehr immer sowohl die verschiedenen Erdräume als auch die mannigfachen Gewohnheiten der Menschen untereinander, da sich nur so das Gesetz, d. h. die nothwendige Wiederkehr der Verbindung humaner mit terrestrischen Phänomenen ermitteln läßt. Nicht von allen seinen Ergebnissen freilich wird man sich darum zufriedengestellt fühlen; wie vorsichtig er auch z. B. in dem erwähnten geistreichen, 1869 verfaßten Capitel über „die Zone der Religionsstifter" die transscendente Gewalt der Wüstenstimmung herbeizieht, so ließe sich ihm hier doch grundsätzlich entgegenhalten, was er selbst noch

ein Jahr später der „jungritterschen Schule" zuruft: „man muß sich hüten, die höchsten geistigen Erscheinungen, wie Kunst, Religion, Moral und Wissenschaft in irgend einer näheren Abhängigkeit von geographischer Breite und Länge zu denken; die Heimath des Gedachten ist nicht diese oder jene Landschaft oder Erdenstelle, sondern nur das menschliche Denkvermögen!"

Vergleicht man die Art, wie Peschel in dem schon genannten Aufsatz „über die Bedeutung der Erdkunde für die Culturgeschichte" (in der österreichischen Wochenschrift 1872) die örtliche Gebundenheit der Australier schildert, mit der Weise, in der vornehmlich die älteren Ritterianer die Historie geographisch zu interpretiren pflegten, so fällt vor allem erfreulich auf, daß jetzt bei solchen Erörterungen nicht mehr einzig die Küstenlinien, Höhenschichten, Wasserscheiden, Flußrichtungen und dergleichen mehr mit ihren mathematisch abstracten Charakteren in Scene gesetzt werden, sondern daß anstelle des einfach Trockenen und Wässerigen die ungleich sinnlicheren Anschauungen der geologischen Qualität der Gesteine, des Klimas mit seinen Witterungsprocessen, der naturwüchsigen Flora und Fauna u. s. w. getreten sind, lauter reale Mächte, von denen der Leser getrost sagen darf: man sieht doch, wo und wie! Es handelt sich hierbei allerdings nicht um eine Eigenthümlichkeit Peschels, wohl aber um einen allgemeinen Fortschritt der neueren Geographie, die auch deshalb über alle Ansichten Ritters und der Seinen weit hinwegeilen mußte, weil sie erst seitdem die Resultate der modernen Physik der Erde vollständig in sich aufgenommen hat. Wie Ritter selbst schon, was er davon zu bedürfen meinte, von Humboldt gelernt hatte, so fühlen sich die jüngeren unter den deutschen Geographen erst recht vor allen diesem verpflichtet, und Peschel insbesondere verdient das Lob, unter den Schülern Humboldts der fleißigste und dankbarste gewesen zu sein. Die Acten über dies Verhältniß umfassen in dem vorliegenden Sammelband nahe an hundert Seiten und man ersieht daraus genau, wie Peschels Urtheil über den großen Kosmographen sich allmählich von grenzenloser Begeisterung zu sicherer Schätzung geläutert hat. Denn da er, wie oben bemerkt, den Naturwissenschaften selber nur receptiv gegenüberstand und eine Zeit lang eben aus Humboldts Hand allein seine physikalische Unterweisung empfing, so gewann er erst durch seine eigene Arbeit an der Geschichte der Erdkunde einen richtigen Maßstab für die Originalität des berühmten Reisenden. Aber Peschel blieb mit seinen naturwissenschaftlichen Studien nicht bei Humboldt stehen. Mit lebhafter Theilnahme schloß er sich vorzüglich der Umbildung an, welche die Geologie durch Charles Lyell und seine Anhänger erfuhr, und begrüßte mit der nämlichen Freude, als der erste in Deutschland (Anfang 1860), die epochemachende Theorie Darwins, deren innere Verwandtschaft mit den Lyellschen Grundgedanken ihm sofort einleuchtete. Peschels übrigens immer wissenschaftlich maßvolle Stellung zum Darwinismus hat uns der Herausgeber der „Abhandlungen"

gleichfalls durch eine eigene Rubrik in anziehender Weise deutlich gemacht; wir müssen uns hier auf die Notiz einschränken, daß der Erdkundige für seine speciellen Zwecke aus der neuen Lehre besonders die Überzeugung entnahm, daß zwischen den organischen Gestalten der heutigen und der tertiären Erdzeit ein genealogischer Zusammenhang bestehe, daß beide nicht durch eine Kluft des Untergangs und der Neuschöpfung geschieden seien. Auch diese Überzeugung bestärkte Peschel in den Versuchen, die Geographie, wenn man so sagen darf, nach rückwärts zu verlängern, zu denen ihn zuerst die Lyellsche reform-, nicht revolutionsgläubige Geologie angeregt hatte. An den Untersuchungen nämlich, die er in seinen „Problemen" niedergelegt hat, ist weit weniger merkwürdig, daß er den Blick, von der Ritterschen idealen Physiognomik der Ländergestalten absehend, auf eine schlicht reale Vergleichung derselben gerichtet hat, als vielmehr, daß die „Morphologie der Erdoberfläche", die er dadurch vorzeichnete, auf genetischer Begründung beruht. Die teleologische Aussicht in die menschliche Zukunft, welche er aufgab, ersetzte er den geographischen Gebilden gewissermaßen durch die Perspective in die geologische Vergangenheit. Durch diese aber erhalten wir am Ende, z. B. wo er den verschiedenen „Ursprung der Inseln", „die Entwicklungsgeschichte der stehenden Wasser", die „Fjordbildungen", die „Deltabildungen der Ströme" u. s. w. darstellt, eine erdhistorische Motivirung der gegenwärtigen irdischen Gliederungen, durch die unser Verstand wenigstens sein Hauptbedürfniß nach Causalität wirklich befriedigt sieht. Daß durch solche genetische Beschreibung der Erdtheile zugleich manche Thatsache der Pflanzen- und Thiergeographie, ja selbst der Rassen- und Sprachvertheilung in ganz anderes Licht gerückt wird, als durch die frühere naive oder sentimentale Betrachtung der fertigen Erdumrisse, liegt auf der Hand. Doch haben wir bereits oben bemerkt, daß Peschel mit diesen seinen „Problemen", wie schon der Name sagt, mehr angebahnt als vollendet hat; wie weit man aber jemals auf diesem Wege gelangen werde, hängt weniger von der Thätigkeit der morphologischen Geographie selbst, als von künftigen Errungenschaften der Geologie und der Erdphysik überhaupt ab.

Mitten unter den theoretischen Abhandlungen enthält die in Rede stehende Sammlung auch einen Aufsatz Peschels mit praktischer Tendenz über „die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand", woraus wir, indem wir seine Lectüre den Schulmännern dringend empfehlen, nur wenige Hauptpunkte hervorheben. Um volles Verständniß der Karte, das wichtigste Resultat dieses Unterrichts, zu sichern, fordert Peschel gründliche Unterweisung in der meist verabsäumten mathematischen Geographie und in der Projectionslehre, verbunden womöglich mit einfachen praktischen Übungen in der Ortsbestimmung. Statt öder Topographie und Statistik ist selbstverständlich lebendige Naturbeschreibung der Erdräume sein Ziel; in ihr müssen, da sie ja nur angewandte Erdphysik ist, freilich auch die dem

Schüler sonst unzugänglichen Lehren dieser Disciplin selbst übermittelt werden, ja Peschel bleibt auch bei der Erdphysik an sich nicht stehen, indem er die wiederum in ihr angewandten Sätze der reinen Naturwissenschaft zur Erklärung herbeigezogen wissen will, was man denn doch füglich dem physikalischen und naturgeschichtlichen Unterricht überlassen dürfte. Alles Gedeihen hängt übrigens auch hier von der eigenen Ausbildung der Lehrer ab, und um deswillen verlangt Peschel, wie gesagt, die Errichtung geographischer Katheder womöglich an allen deutschen Hochschulen. Dem künftigen Schullehrer soll dann der Vortrag des Professors vor allem ein anschauliches Muster geben, wie geographische Gegenstände in ihrer eigenthümlichen Verwicklung von angewandter, ja wie wir sehen, zwiefach angewandter Naturwissenschaft zu behandeln sind. Daß aber der künftige Erdkundige selber sich an solchen geographischen Vorlesungen nie genügen lassen dürfe, daß er vielmehr nach wie vor Naturwissenschaft und Geschichte im Original studieren müsse, um dort die Quellen, hier die Grenzen seiner Wissenschaft kennen zu lernen, das würde Peschel sicherlich am bereitwilligsten anerkannt haben. Man hat es doppelt und dreifach zu beklagen, daß ein Mann wie er, der beständig und glücklich an der principiellen Reinigung und Förderung der Erdkunde gearbeitet, durch einen frühzeitigen Tod einem hervorragenden Lehrstuhl entrissen ward in dem Augenblick, wo für Deutschland, da es endlich die gewünschte Gründung zahlreicher geographischer Professuren in Angriff nahm, der fernere Besitz einer so ausgezeichneten Kraft vom höchsten Werthe gewesen wäre.

---

4. Forster und Sömmerring*).

„Sie verzeihen gewiß, wenn ich frage," schrieb Goethe am 12. August 1827 an Sömmerring: „haben Sie nicht von dem, was Sie leisteten und förderten, sich selbst und Theilnehmenden einige nähere Notizen aufgesetzt? Ist doch sogar mir nicht alles bekannt, was Sie durch Erfindung, Fortleitung und Aufmunterung ins Jahrhundert gewirkt. Der Welt bleibt vieles unbekannt, von der Nachwelt wird das Bekannte vergessen, engherzige Mitlebende und anmaßliche Nachkömmlinge verdüstern und obliteriren vieljährige folgenreiche Bemühungen, bis zuletzt historisches Interesse, wenn es nicht gar unruhige Spätgierde zu nennen ist, mit der Anfrage nach Memoiren, Lebensnotizen, Briefen und sonstigen Papierschnitzeln nicht enden kann. Gedenken Sie Ihrer selbst, der Mitlebenden und der Folgewelt. Was Ihnen vielleicht nicht beliebt, möge dem Sohn zur Pflicht werden."

Diese gemeingültigen Worte, gleich ausgezeichnet durch den starken Zug zur Geschichte, wie durch die prächtige Selbstherrschaft über die

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1878.

Sprache, die uns beide aus den hohen Jahren des Dichters so wohlbekannt sind, haben auch in dem besonderen Falle, auf den sie hinwiesen, Erfüllung gefunden. Sömmerring hat zwar über sein eigenes Leben und Wirken selbst nichts veröffentlicht, desto reichlicher aber Material zu seiner Biographie angesammelt und hinterlassen, welches dann der Sohn Wilhelm, weiland Arzt in Frankfurt, der von Goethe eingeschärften Pflicht gehorsam, einem sachverständigen Bearbeiter zur Verfügung stellte. Die Lebensbeschreibung, die daraus erwuchs, ist, obwohl sie äußerlich mit einem anatomischen Handbuch, der neuen Ausgabe von Sömmerrings Werk: „Vom Baue des menschlichen Körpers", verbunden ward, dennoch in weiten Kreisen bekannt und vielfach literarisch verwerthet worden, dank der geringen Kunst, mit der sich der Verfasser, der Göttinger Anatom Rudolf Wagner, seiner Aufgabe entledigte. Denn dieser hielt es für seine vornehmste Schuldigkeit, aus dem fast sechzigjährigen, über 6000 Stücke umfassenden Briefwechsel Sömmerrings mit beinahe sechshundert Personen etwa 240 in der That größtentheils merkwürdige Briefe herauszugeben, und durchflocht auch den erzählenden Theil des Buches noch vielfach mit Originalstellen aus Correspondenz und Tagebüchern. Aus dem Ganzen nun empfängt der Laie den Eindruck, der auch durch Fachmänner bestätigt wird, daß Sömmerring doch zu den ersten Größen in seiner Wissenschaft, der damals noch ungeschiedenen Anatomie und Physiologie, nicht gehöre, daß er vielmehr, ohne umwälzende Gedanken auf die Bahn zu bringen, die vorliegenden Aufgaben mit Ernst und Eifer ergriffen, mit feinem Auge und geschickter Hand gelöst und demgemäß zwar auch die Nachfolger in seiner eigenen Disciplin nicht unerheblich gefördert, noch sichtlicher jedoch den Zeitgenossen anderen, mehr oder minder verwandten Berufs zudanke gearbeitet hat. Und da er nun auch sonst ein tüchtiger und würdiger Mann gewesen, so gewahrt man ihn nicht ohne Genuß im Austausch der Gedanken und Gesinnungen mit eben diesen Freunden, desto mehr, je seltener in jenem überwiegend poetisch-philosophischen Zeitalter der contrastirende Anblick eines echten Naturforschers uns historisch zutheil wird. Indem aber sowohl die Bedeutung Sömmerrings an sich wie seine Beziehungen zur geistigen Mitwelt aus der stoffreichen, wenn auch mißförmigen Biographie von Wagner vollkommen deutlich hervorgehen, wird wohl kein Einsichtiger nach weiteren Nachrichten von dem Eigenleben eines Mannes Verlangen tragen, dem selbst der bewundernde Freund Goethe mit gewiß sorgfältiger Wortwahl nur eben nachrühmt, daß er „ins Jahrhundert gewirkt"; nicht aufs Jahrhundert — wie wir zum Gegensatz ergänzen dürfen —, so daß sein Antheil am Treiben und Schaffen seiner Zeit etwa einen bestimmenden Einfluß auf deren Gesammtrichtung oder infolgedessen gar auf den Charakter späterer Perioden geübt hätte. Eine Unterscheidung, die wir noch in etwas allgemeinerer Betrachtung verwerthen möchten.

Als vor einigen Jahren den Mitarbeitern an der „Allgemeinen deutschen Biographie" von den leitenden Unternehmern des seitdem so rüstig und erfreulich geförderten Werks die gemeinsame Richtschnur für die einzeln beizutragenden Stücke gezogen ward, da ist wohl manchem wenigstens theoretisch sonderbar erschienen der praktisch unmittelbar einleuchtende Vorschlag, die tausende von namhaften Deutschen, deren Leben hier übersichtlich beschrieben werden sollte, je nach ihrer historischen Bedeutung in vier Rangstufen zu theilen, sodaß gewissermaßen schon der äußere Umfang des dem einen oder anderen Namen gewidmeten Artikels auch den inneren Werth seines Andenkens anschaulich ausdrücke. Es sah fast so aus, als strebe die Allgemeine deutsche Biographie beiläufig auch nach persönlicher Charakteristik in dem Sinne, wie das Leipziger Adreßbuch durch seine glänzende Rubrik der „charakterisirten Personen", als solle die strenge und feine Gliederung der hervorragenden Lebendigen nach Geheimraths- und Ordensclassen versuchsweise einmal auf die unsterblichen Gestalten im Jenseits der Historie übertragen werden. Allein diesen und anderen Scherz beiseite sprechen wir die Überzeugung aus, daß der angegebenen äußeren Regel ein inneres Princip der historischen Wissenschaft zugrunde liege, und zwar deren oberstes und einfachstes, das der Kritik der Überlieferung. Steckt doch in der letzteren außer dem qualitativ Falschen der einzelnen irrigen oder erdichteten Angaben, die durch richtige Daten kritisch zu ersetzen sind, noch die quantitative Unwahrheit der unverhältnißmäßigen Reichlichkeit der Tradition, eine Unwahrheit, die nicht minder durch eine gerecht ausgleichende Kritik in Wahrheit verwandelt werden soll — natürlich in den Grenzen der Möglichkeit. Denn für manche, besonders entlegene Zeiten und Gebiete, wo die absolute Dürftigkeit der, sei es einseitigen, sei es lückenhaften Tradition eine Kritik überhaupt kaum zuläßt, muß sich auch die Geschichte ausnahmsweise damit begnügen, wie die Astronomie bei der Eintheilung der Fixsterne, den Grad der Helligkeit statt der unbekannten wirklichen Größe zu messen, Berühmtheit für Bedeutung gelten zu lassen. Unter normalen Verhältnissen aber, bei ausreichender Fülle und Stetigkeit der Überlieferung im ganzen, gehört es zu den wichtigsten Geschäften der historischen Forschung und Kunst, innerhalb der Überlieferung das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und dem einen wie dem anderen genau nach Verdienst die Breite und Dauer des Andenkens zu sichern. Wenn daher die Geschichte auch im allgemeinen zutreffend als die Memorirkunst der Menschheit bezeichnet werden mag, so hat doch diese Kunst neben ihrer positiven auch eine negative Seite: die Geschichte hat nicht bloß das Amt, im Gedächtniß zu behalten, es liegt ihr auch die Pflicht ob, zu vergessen!

Unaufhörlich und allerorten wird nun freilich leider gegen dies methodische Gesetz gesündigt, und auch hierfür hat Goethe in der oben angeführten

Stelle das schlagende Wort gefunden, wenn er von dem wahrhaften historischen Interesse die unruhige Spätgierde trennt, die mit der Anfrage nach Memoiren, Lebensnotizen, Briefen und sonstigen Papierschnitzeln nicht enden könne. Solches Material hat allerdings der Biograph im stillen zu sammeln und zu prüfen, aber zur öffentlichen Kunde zu bringen hat er gerade nur das historisch Interessante daraus, und dafür wäre keineswegs bei jeder Lebensschilderung derselbe Maßstab verwendbar. Hier tritt vielmehr jene Rangordnung der Geister, welche die Allgemeine deutsche Biographie im Auge hat, in rechte Wirksamkeit, und wir hoffen, keinen Widerspruch zu erfahren, wenn wir eine vollständige Darstellung des individuellen Daseins für ersprießlich, ja für statthaft halten lediglich bei den historischen Gestalten erster Größe, bei den Genien des Gedankens oder der That, die auf ihr Jahrhundert bestimmend und richtend eingewirkt haben; denn allein bei ihnen ist ja auch das Zufällige der Persönlichkeit maßgebend über sich selbst hinausgegangen in den Bereich des allgemeinen Lebens. Von den Leuten zweiter Ordnung aber jede Kleinigkeit vernehmen zu wollen, kann nur unruhiger Spätgierde einfallen; historisches Interesse ist zufrieden, zu ermitteln, was sie ins Jahrhundert gewirkt; es müßte sich denn um typische Zwecke handeln, um die Schilderung des Durchschnittlichen und Mittelmäßigen als solchen, wofür freilich auch das Handeln und Leiden der Müller und Schulze im Detail in Betracht kommt, wirklichen Werth jedoch wiederum erst durch die Arbeit des Historikers, durch den Nachweis des Typischen im scheinbar Individuellen erhält.

Unter der von Rudolf Wagner 1844 publicirten Correspondenz Sömmerings befanden sich auch 49 Briefe Georg Forsters, deren Abdruck zugleich in willkommener Weise eine Lücke in der ein Jahr zuvor durch Gervinus neu aufgelegten Sammlung von Briefen des letzteren ausfüllte. Den größeren Theil des Briefwechsels zwischen beiden Freunden hielt indeß Wagner auch jetzt noch absichtlich von der Publication fern, weil diese Briefe, wie er unbeholfen sagt, „theils so zarte, nie der Öffentlichkeit preiszugebende Verhältnisse, theils solche Dinge und Personen berühren, welche es nicht erlauben, viel mehr, als das Gegebene, abdrucken zu lassen“. Es war also, wie man sieht, nicht sowohl ein historisch-kritisches Bedenken, als vielmehr Discretion und moralisches Tactgefühl, dem Wagner dabei stattgab und worin er sich ohne Zweifel auch mit dem wackeren Sohne Sömmerrings begegnete. Seitdem ist abermals ein Menschenalter hingegangen, und wir erhielten nun vor einigen Monaten trotzdem den Briefwechsel beider Freunde, soweit er noch handschriftlich vorhanden war, vollständig gedruckt in einer Sonderausgabe von Hettner*), welcher die be-

*) Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring. Herausgegeben von Hermann Hettner. Braunschweig 1877. 676 Seiten. 8.

treffenden Papiere von dem Enkel des Anatomen, dem Frankfurter Architekten Karl Sömmerring, empfing. Man muß annehmen, daß der Sohn im Gegensatz zum Vater und Hettner abweichend von Wagner die früheren Rücksichten des Schicklichkeitsgefühls durch überwiegende Motive des vermeinten historischen Interesses beseitigt haben. Ob freilich objectiv hier von solchem Interesse die Rede sein kann, oder ob wir lediglich ein Werk unruhiger Spätgierde vor uns haben, vermag nur eine unbefangene Prüfung des Sachverhaltes darzuthun.

Zunächst dürfte — denn über Sömmerring herrscht ja nirgend eine Meinungsverschiedenheit — auch über Georg Forster das geschichtliche Urtheil sich endlich und endgültig so weit gesetzt haben, daß man in ihm in jeder Beziehung eine Figur zweiter Größe erkannt hat. Die Debatte darüber hat freilich lange hin und her geschwankt; sie begann gewissermaßen schon zu seinen Lebzeiten und hat bis in unsere Tage gedauert. Schon persönlich hat er, wohin ihn sein wechselreiches Schicksal brachte, regelmäßig die größten Hoffnungen erweckt, die er dann aber ebenso regelmäßig zu täuschen pflegte. Und nicht anders ist auf jede Überschätzung seines Werthes durch die Nachwelt am Ende besonnene Einschränkung gefolgt. Uns ist er nicht mehr der wahrhaft classische Prosaiker, zu dem ihn am Anfang des Jahrhunderts Friedrich Schlegel ausrief; denn wir erkennen aus der orientirenden Ferne deutlich die Gebrechen seines Stils, in denen sich die unfertige, tiefbegründeter Einheit entrathende Natur des Mannes wiederspiegelt, jene Ungleichheit der Behandlung und selbst des Ausdrucks, welche flache Arbeit mit übertriebenem Hochrelief abwechseln läßt, jene bloße Vermengung anstatt innerer Verbindung der Gedankenstrenge mit der Gefühlswärme. Wir lassen nicht mehr mit Georg Forster eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen beginnen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist, ein Lob, wozu Humboldt durch persönliche Dankbarkeit gegen seinen berühmten Lehrer und Freund verleitet ward; denn wir wissen aus reichlichen und deutlichen Quellen, daß die originale Leistung auf diesem Gebiet dem alten Reinhold Forster angehört, während der Sohn die von ihm erhaltene Anregung und Anweisung nur vermittelnd weitergegeben hat. Wir sehen vor allen Dingen in dem vielberufenen Mainzer Clubisten nicht mehr mit der doctrinären Phantasie eines Gervinus den politischen Kopf, den zum öffentlichen Leben geborenen, bloß durch die verkommenen Zustände der Nation verkehrt geführten Mann der Thatkraft; sondern vor uns liegt sonnenklar, wie Forster ohne Beruf und Vorbildung einzig durch die innere und äußere Zerrüttung seiner bisherigen Existenz und vor allem durch den Fatalismus seiner Schwäche der Umwälzung in die Arme geführt ward; wir gedenken mit Schmerzen daran, daß der einzige politische Gedanke, den er hernach selbständig ergriffen und verfochten hat, die vaterlandsverrätherische Idee der Rheingrenze war. Wir

erklären endlich die ganze traurige Verkettung seiner häuslichen und bürgerlichen Mißgeschicke nicht mehr tragisch, wie Dichter und Enthusiasten thun mochten, aus verhängnißvollen Conflicten seiner Leidenschaft und thätigen Schuld mit den Widerständen der umgebenden Welt, sondern einfach pathologisch aus der halb verkümmerten, halb überreizten Entwicklung seiner Kindheit und Jugend, die ihm für die Mannesjahre Bewegung ohne Haltung, Wunsch ohne Willen, Talent ohne Charakter mitgab. Was bedarf es wohl weiterer Einzelkunde über einen so beschaffenen, längst von allen Seiten durch sich selbst und andere klar beleuchteten Mann?

Äußerlich betrachtet scheint der Zuwachs, den unsere Kenntniß der Hettnerschen Publication verdankt, in der That nicht gering; neben fünfundfunfzig neuen Briefen Forsters stehen über vierzig von Sömmerring und mehr als dreißig von Therese Forster, geborener Heyne, die sie als Braut und Frau an den Freund des Hauses geschrieben, sämmtlich unbekannt; auch der Briefwechsel zwischen dem alten Heyne und Sömmerring wird durch einige dutzend Stück erweitert und endlich eine Handvoll Schreiben Vater Reinhold Forsters an den letzteren zugegeben. Dem Inhalt nach vertheilt sich der Gewinn an Nachricht folgendermaßen. An Sömmerring tritt Scham und Reue darüber, daß er mit Forster in Kassel ein paar Jahre lang unter den Rosenkreuzern gewesen, Angst und Aufregung wegen der möglichen Folgen, nachdem er dem Betrug entronnen, noch greller hervor, als man bisher abnehmen konnte; eben deshalb hat er nach Forsters Tode alle seine älteren Briefe an diesen, welche auf die Rosenkreuzerei Bezug nahmen, vernichtet. Die späteren, erhaltenen zeigen ihn theils in lebhafter Spannung auf die bald vereitelte Entdeckungsreise, die er 1788 mit Forster auf russische Kosten antreten sollte, — wir hören, wie er sich dazu auszurüsten gedenkt, wie er gewisse Schulden, ein Erbtheil aus seiner spiritistischen Zeit, durch Verkauf von Präparaten tilgt, u. s. w. — theils in der unerquicklichen Lage eines seit dem Abzug und der Verlobung des Freundes gleichfalls nach Liebe und Ehe beständig, aber unglücklich ausschauenden Jünglings und Mannes. Natürlich denkt das Brautpaar Forster und Therese, deren Briefe man ergänzend dazu halten muß, zuerst an die jüngere Schwester Marianne Heyne oder an die Freundin Fiekchen Diez, die aber beide nicht verfangen. Dagegen bei der ferneren Reihe von Susanne Holthof bis auf Fritze v. Clermont ist Sömmerring der handelnde, zugleich freilich der leidende Theil, denn er trägt — wie es scheint, hauptsächlich wegen der lange unschlüssigen Haltung, die er auch akademischen Berufungen gegenüber stets gezeigt — eine Anzahl Abweisungen davon, worüber ihn die Freunde ebenso herzhaft zu trösten wissen, als sie ihm vorher zugeredet; bis endlich nach sieben Jahren, sieben Monden und sieben Tagen ungefähr das Geschäft, wie Forster sich ausdrückt, in Frankfurt glücklich vonstatten geht und Sömmerring — nun sei es dem Himmel

gedankt! ruft Therese aus — sich mit der Großmutter des Architekten verlobt, der heute (weh dir, daß du 'nen Enkel hast!) das Ehrendenkmal seines Großvaters in echt historischem Stil aus Körben aufbaut.

Forster selbst giebt sich auch in den bisher ungedruckten Briefen frisch und lebendig ohne Rückhalt, aber von neuen Zügen seines Wesens oder merkwürdigen Gedanken wüßten wir schlechterdings nichts auszuzeichnen. Desto mehr erhalten wir freilich indirect Aufklärung über sein Schicksal in Theresens Person. Aus den Tagen der schon sorgenvollen, aber noch vergnügten Ehe in Wilna hat früher J. Löwenberg ein paar Briefe der jungen Frau mitgetheilt, die sie an Spener schrieb; ihnen schließen sich einige an Sömmerring nicht unerfreulich an, insofern sie meist Laune und Verstand zeigen; einmal, nach der Geburt des ersten Kindes, sogar so viel Gefühl, wie Therese — nicht Forster, sondern Huber — sonst nur in viel späteren, milderen Jahren offenbart hat. Die Briefe jedoch Therese Heyne's, der Braut, an Sömmerring — und das sind mehr als zwei drittel aller — sind jedermann zu empfehlen, der sich für unglückliche Heirathen historisch interessirt oder geradezu ältere Ehebrüche sammelt. Schon die Art, wie die Braut mit dem Freund ihres Bräutigams schriftlich schäkert, ihm gesteht, daß sie auch ihn genommen hätte, rechtfertigt den Vorwurf der Coketterie, von dem sie cokett spricht. Schlimmer ist das Verhältniß, das sie hart nach ihrer Verlobung mit dem aus Amerika heimgekehrten Dr. Fritz Michaelis anknüpft, dem bildschönen ältesten Bruder Carolinens, über welche sie bei der Gelegenheit recht lieblos redet, während wir umgekehrt den Briefen Carolinens, die der Freund Altgöttinger Professorentöchtertons überhaupt heranziehen muß, den wichtigen Zusatz verdanken, daß Therese, deren Verlobung damals allerdings noch Geheimniß war, den jungen Michaelis sogar öffentlich geküßt hat. Dies und anderes Feuer blieb denn nicht frei von Rauch; Therese ging, „in Gefahr, unglücklich zu werden, weil sie Unglückliche machte", auf ein Semester nach Gotha, wo sie der schwindsüchtigen Auguste Schneider, der platonischen Mätresse des Herzogs, freundlich die Augen zudrückte. Sömmerring suchte solche indessen Forster zu öffnen, der aber großmüthig alles gehen ließ und durch diese fast leidenschaftslose Weichheit wie durch seinen ökonomischen Leichtsinn einen eigenen hinreichenden Antheil an Schuld und Unheil übernahm. Daß er auch nach Jahren noch auf Fritz Michaelis als auf einen Windbeutel schalt, was dieser wirklich war, wird man ihm zugute halten, ebenso aber billigen, daß Sömmerring, der den bräutlichen Wagnissen Theresens räumlich näher stand, zeitlebens, wie man bereits wußte, entschiedene Abneigung gegen die Dame empfand. Sie selbst, wie sie da erscheint, mit zwanzig Jahren weltklug und aufgeklärt in jeder Hinsicht, schneidzüngig, ja boshaft, blasirt und doch gefallsüchtig, sinnlich, unternehmend, gescheit, des Vaters Liebling, mag man freilich im Göttingen Papa Heyne's nicht missen; übrigens hatten

uns von ihrem frühen Wesen und Wandel in Kürze doch schon andere Federn zart oder plump berichtet.

Was Sömmerring, nachdem er über die Revolution mit Forster zerfallen, von dessen Mainzer Leben aus der Frankfurter Ferne an Heyne schreibt, ist unzuverlässig; falsch insbesondere manche von Wagner unterdrückte, von Hettner hervorgezogene Notiz über Carolinens und Hubers Rollen. Die beiden Alten, Heyne und Reinhold Forster, behalten durchaus ihre Charakterköpfe, der feine, kluge, gutmüthige, durch Betriebsamkeit und Zähigkeit die gelehrte Zunft beherrschende Kursachse ebenso, wie der geistreich geschwätzige, rastlos lebendige, blind leidenschaftliche, naiv egoistische Weltumsegler. Von dem letzteren erscheinen nur ein paar neue Proben der sanguinischen Unruhe, mit der er jede neue Stelle umwirbt, um von Gezänk und Schulden, die er sich noch in Halle, wie vordem überall, bereitet, loszukommen. Besonders concurrirt er dabei unväterlich mit dem Sohne, dem er sogar einmal auf der Buchhändlermesse von 1784 hundert kaum entbehrliche Thaler von dem Vorschuß abängstigt, welchen Georg für seine Übersiedlung von Kassel nach Wilna erhalten. Merkwürdiger wäre freilich das Auftreten Reinhold Forsters für Gall und sein Ausfall gegen „die neue philosophische Secte, deren Grab die Fortschritte der Naturwissenschaften sind", in dem letzten ihm von Hettner zugeschriebenen, übrigens anonym unterzeichneten und undatirten Briefe; da dieser jedoch, indem er Sömmerring und Gall in München voraussetzt, ins Jahr 1807 gehört, während Reinhold 1798 starb, so erregt er höchstens als Bereicherung der Lebensgeschichte eines Unbekannten unsere Theilnahme.

Ist so die Ausbeute an Neuigkeiten der Biographie auch für den, der die angeführten zu schätzen weiß, gar gering, so würde doch auch die gute und vollständige Edition einer im wesentlichen bekannten Geschichtsquelle von Belang ihr Verdienst haben; und wirklich sagt der Herausgeber in der Vorrede, in Georg Forsters und Sömmerrings Briefen liege ein wichtiges Stück Zeitgeschichte. Zugeben können wir das leider nicht; was sollten auch der geflissentlich still lebende Anatom und der bei aller Aufmerksamkeit für die Welt damals noch einzig mit sich beschäftigte dilettantische Botaniker über Zeitgeschichte wissen und verrathen? Universitätsklatsch, der widerwärtigste von allen, weil er die heiligste Pflicht in den unheiligsten Händen enthüllt, darf doch für Zeitgeschichte nicht gelten! Zur Charakteristik des Gauklertreibens der Rosenkreuzerbande erfährt man nur, was zwar bei allem Spiritismus allein wesentlich, aber auch ebenso selbstverständlich ist, daß Betrug im Spiele war; höheres Interesse erweckt die Darstellung Forsters, wie der junge Naturforscher des 18. Jahrhunderts solchem Geisterspuk erliegen konnte; doch steckt darin, wie vergleichende Betrachtung darthut, weit weniger Zeitgeschichte als allgemeine Psychologie. Das politisch und moralisch untergehende Polenthum empfängt durch

Forsters und Therese's Briefe aus Wilna wie durch das berühmte Gespräch des ersteren mit Joseph II. die hergebrachte, aber scharfe und richtige und deshalb immer wieder lehrreiche Schilderung. Von den Stimmungen und Wandlungen in Preußen während der ersten Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms II. giebt Reinhold Forsters Feder ein anziehendes Genrebild; ihm verdanken wir auch die Anekdote, daß Karl August von Weimar, offenbar wegen seiner Thätigkeit für den Fürstenbund, von Kaiser Joseph mit dem Spottnamen des Kreisboten belegt worden, sowie das Urtheil, daß die damalige Berliner Akademie ein großer Schafstall gewesen sei u. dgl. m.

Will man das alles für wichtige Zeitgeschichte gelten lassen, so widerlegt doch der Herausgeber der Briefsammlung diese seine theoretische Behauptung durch die eigene Praxis. Denn sorgloser wäre die Ausgabe einer bedeutenden Geschichtsquelle schwerlich jemals besorgt worden. Hunderte von sonderbaren, oft äußerst komischen Druckfehlern enträthseln sich in den meisten Fällen vielmehr als Lesefehler, wodurch besonders Kunstausdrücke der Medicin und Naturkunde, fremdsprachige Citate und Eigennamen aller Art abenteuerlich verdunkelt und verunstaltet wurden. Daß Hettner das Manuscript selbst mit der schlechten Abschrift, die ihm vermuthlich überreicht worden, nicht verglichen haben kann, erhellt deutlich aus der falschen Datirung mehrerer Briefe, bei denen die römischen Ziffern, welche im Original nach alter Sitte die Anfangssilben der Monate September bis December bezeichneten, als moderne Ordnungszahlen der Monate gedeutet und so die Namen fälschlich in Juli bis October verwandelt worden sind. Zahlreiche andere Fehler wären durch einfachen Vergleich mit dem früheren, durchweg sachverständigeren Abdruck bei Wagner zu beseitigen gewesen, und dabei hätte der Herausgeber auch entdeckt, daß die ihm dargebotene Abschrift von der behaupteten Vollständigkeit weit entfernt ist. Oder woher die vielen dutzend, zum Theil ansehnlichen Lücken gegenüber dem Wagnerschen Texte? Sollten Motten und andere Literaturfeinde in den letzten dreiunddreißig Jahren mit Vorliebe gerade lateinische, griechische oder sonst unbequem lesbare Stellen herausgefressen haben? Oder ist wenigstens das Moment der Unruhe, das Goethe an der bewußten Spätgierde wahrnahm, hier einmal auf das historische Interesse der Eigenthümer, Abschreiber, Herausgeber und Correctoren dieser Briefsammlung übergegangen? Wir würden klagen und schelten, wenn es sich um wichtigere Geister handelte als Forster und Sömmerring.

---

5. Humboldt und Gauß*).

Wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß, heißt es boshaft im Wilhelm Meister. Und von einer Art deutscher Geschenke wenigstens mögen wir gerne zugeben, daß nur Liebe oder, wenn man will, Pietät ihre Quelle sei: von den mannigfachen Festgaben, durch die wir die Ehren- und Jubeltage unserer großen Männer literarisch zu feiern pflegen. Da nun Liebe, wie billig, die Kritik entwaffnet, so dürft' es gerathen scheinen, derartige Gelegenheitsschriften mit eitel Dank zu begrüßen. Und das thun wir denn auch, sofern der Sinn des Gebers in Betracht kommt, mit Freuden dem obgenannten Büchlein gegenüber und erfüllen, da der Gefeierte selber dem Bereich irdischer Geschenke himmelweit entrückt ist, an seiner statt als Publicum den bescheidenen Wunsch des Herrn Bruhns, indem wir die von ihm herausgegebenen Briefe „als kleinen Beitrag zu der noch fehlenden Gaußbiographie freundlich aufnehmen". Der Kritik aber begeben wir uns deshalb mit nichten, im Gegentheil: wir halten uns zu einer solchen aus eigener Ehrfurcht vor dem Genius des Todten verbunden; denn wir meinen, daß nicht nur der Mann der Liebesgabe, sondern auch die Liebesgabe des Mannes werth sein müsse. Und da können wir nicht umhin, auszusprechen: eine so unexacte Leistung hätte zu Ehren des exactesten aller deutschen Geister nicht dargebracht werden sollen. „Der Meßkünstler, in dessen Augen", wie Gauß selbst im 45. der von Bruhns mitgetheilten Briefe sagt, „Verschwommenheit und Willkürlichkeit im Gegensatze zu Schärfe und Festigkeit immer etwas abstoßendes haben", er würde sich, wenn er noch unter uns weilte, auch durch eine Huldigung, welche weit weniger von den ihm schätzbaren als von den ihm unerwünschten Eigenschaften an sich trägt, entschieden abgestoßen fühlen.

Das vorliegende Schriftchen bringt funfzig Briefe ganz oder theilweise zum Abdruck; dreißig davon sind von Alexander v. Humboldt an Gauß gerichtet, denen sich vier Antworten von Gauß nebst einem Bericht von Baum an Humboldt anreihen; daneben erscheinen zwei Schreiben Wilhelm v. Humboldts an den großen Mathematiker, den man 1810 in das geistig neu zu belebende Berlin zu ziehen trachtete. Ein Dutzend anderer Briefe oder Brieffragmente, von Frau Waldeck, General v. Müffling, Herrn v. Lindenau und Dirksen 1821—25 theils an, theils über Gauß geschrieben, dreht sich um den zweiten, leider auch gescheiterten Ver-

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1877 zur Anzeige der „Briefe zwischen A. v. Humboldt und Gauß", zum hundertjährigen Geburtstage von Gauß am 30. April 1877 herausgegeben von Dr. K. Bruhns, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig (Leipzig, Wilhelm Engelmann).

such einer Berufung nach der preußischen Hauptstadt. Das halbe Hundert wird voll durch einen den Reigen eröffnenden, ganz unwichtigen Geschäftsbrief des alten Perthes an Olbers. Hätte nun die Publication des letzterwähnten Schriftstücks ohne jeden Schaden der künftigen Gaußbiographie einfach unterbleiben können, so nimmt der gesammte Rest um seines freilich zum Theil bekannten Inhalts willen allerdings unser Interesse in hohem Maß in Anspruch. Die beiden, übrigens nur eine Sendung bildenden Schreiben Wilhelm v. Humboldts — ein ministerielles Rescript nebst einem vertraulichen Begleitbrief — zeigen, daß und wie auch der hehre Name Gauß in die glorreiche Gründungsgeschichte der Berliner Hochschule verflochten worden. Gereicht das der preußischen Regierung und Wilhelm v. Humboldt insbesondere zur Ehre, so steht in den späteren Verhandlungen von 1821—25 Preußen und vornehmlich der damalige Generalstabschef v. Müffling abermals würdig da, und wenn Alexander v. Humboldt an einer anderen, von Bruhns nicht citirten Stelle diese „vierjährige Berufungsgeschichte ekelhaft und rein deutsch" nennt, so will er damit offenbar eher Gauß' eigenes Benehmen tadeln, als das der übrigen Unterhändler.

Wunderlich genug begann die Sache mit einer wohlgemeinten weiblichen Intrigue. Gauß fühlte sich schon 1820 in seiner Göttinger Stellung unbehaglich, seine zweite Frau sah mit Kummer seinen Mißmuth wachsen, und die Schwiegermama, Frau Hofräthin Waldeck, brachte mit schwerem Herzen — für sie galt es ja Trennung von Tochter und Enkeln — das Opfer, am 14. März 1821 heimlich an Olbers die Bitte um Vermittlung eines Rufs nach auswärts zu richten. Es ist halb rührend, halb ergötzlich zu lesen, wie die gute Dame von dem Bremer Astronomen in einem Athem verlangt, er solle recht laut verkünden, daß Gauß sich von Göttingen wegsehne, und solle doch andererseits ihre und der Tochter Mitwirkung dabei unverbrüchlich geheimhalten; denn erführe der verschlossene Gauß davon, so sei es um beider Frauen Lebensglück geschehen! Die dringende Bitte, den Brief zu verbrennen, hat weder Olbers erhört, noch ist Bruhns dadurch vermocht worden, von seiner Veröffentlichung abzustehen; ein Mangel an Discretion und Galanterie, den man um der historischen Wahrheit willen gutheißen muß. Olbers wandte sich, wie es scheint, sofort nach Berlin, und nun betrieb Müffling fast vier Jahre lang mit ebensoviel Eifer als Rücksicht die Berufung des unvergleichlichen Größendenkers an die Berliner Akademie, zugleich in der Absicht, durch Gauß' Einfluß auf das Ministerium den Gesammtzustand der mathematischen Studien in Preußen energisch zu heben. Gauß jedoch hat am Ende mit der Verbesserung seiner Lage in der welfischen Heimath vorliebgenommen, und wer wollte heute bezweifeln, daß für seine einsame Größe das stille Göttingen der bessere Platz war und blieb? Ebensowenig aber kann man es der preußischen Regierung verdenken, wenn sie hernach, 1828—36, dem unverdrossenen Bemühen

Alexander v. Humboldts, die Unterhandlungen wieder in Zug zu bringen, ihrerseits nicht entgegenkommen mochte.

Auch von diesem Nachspiel erfahren wir aus der vorliegenden Jubelschrift nichts, obwohl es nahegelegen hätte, durch ein Citat aus den Briefen Humboldts an Schumacher oder auch nur aus der von Bruhns selber herausgegebenen Biographie Humboldts den Leser davon zu unterrichten. Allein dies — wie gesagt, von ihm selbst vor wenig Jahren ins Leben gerufene — literarische Unternehmen hat Bruhns, obgleich er in der Vorrede darauf anspielt, für die gegenwärtige Arbeit sonderbarer Weise nicht im mindesten benutzt; er hätte sonst nicht bloß manche kurz erläuternde Note zu des Lesers Frommen, sondern auch einige Originalstellen aus Briefen von Gauß und Humboldt, die sicherlich in seine Festgabe hineingehörten, daraus gewinnen können. Vor allen Dingen das Urtheil, das Gauß in einem verlorenen Schreiben an Humboldt vom Jahre 1844 oder 1845 über Eisenstein aussprach: „es giebt mehrere Arbeiten des jungen Menschen, unter die ich mit Freuden meinen Namen setzte; sagen Sie Ihrem Könige, er gehöre zu den Talenten, deren in jedem Jahrhundert nur einige geboren werden" — dies Urtheil, auf welches in Nr. 36 der Jubelschrift wiederholt hingedeutet wird, mußte als authentisch überliefertes Bruchstück eines Briefes von Gauß an Humboldt unter eigener Ziffer in unsere Sammlung aufgenommen werden. Durch Ausfüllung solcher Lücken wär' es dem Herausgeber ein leichtes gewesen, uns das urkundlich erhaltene Material zur Beurtheilung des wundervollen Contrast- und Contactverhältnisses zwischen seinen beiden Helden vollständig vorzulegen, wodurch sein kleiner Beitrag zur künftigen Gaußbiographie auch intensiv beträchtlich vergrößert worden wäre.

Jenes Verhältniß nun, so oft man es auch betrachten mag, wie erweckt es doch stets aufs neue in uns das freudigste Staunen! Man muß an die allervornehmste geistige Verbrüderung denken, von der wir Deutsche so gern zu rühmen pflegen, will man einen ähnlichen Eindruck davontragen. Zwar daß Humboldt, der immerdar allem Großen seiner Zeit persönlich sich zu verbinden bestrebt war, einen Gauß in seine Kreise zu bannen sich bemühte, kann nicht überraschen; auch an ihm aber, dem Herzensgewinner von Beruf sozusagen, berührt uns in diesem Falle besonders wohlthuend die neidlose Ehrlichkeit seiner Unterordnung, die unerschütterliche Treue seiner Hingabe. Kaum hat er nach fünfjähriger Pilgerschaft 1804 den Boden Europa's wieder betreten, so lenkt er in erster und einziger Bitte den Blick seines Königs von sich auf Gauß ab als auf den Mann, der allein — ein zweiter Lagrange — der Berliner Akademie ihren alten Glanz wiederzugeben vermöge. Und ein paar Jahr später, in Augenblicken, wo das Vaterland unter physischer Gewalt erliegt, wo er selber in der Fremde den Druck äußerer Begebenheiten qualvoll empfindet, erhebt es sein

deutsches Gemüth, sich am Anblick eines Landsmannes wie Gauß zu weiden, dessen Namen in Paris mit so viel Hochachtung aussprechen zu hören. Ja es ist ihm hernach wirklich schon ein Trost, als er 1827 ungern in die enge Heimath zurücksiedelt, daß er sich dem Verehrten nun räumlich näher weiß, daß er doch die Hoffnung hegen darf, ihn trotz aller zerschlagenen Versuche vielleicht noch dauernd an seine Seite zu fesseln. So viel echte Liebe hat denn auch hier ihres Zieles nicht verfehlt. Der gestrenge Gauß, der tief in sich versenkte, fest an sich haltende Mann, er, dem schon Lehren keine Lust und Verkehren eher eine Last war, ließ sich verlocken, auf der Naturforscherversammlung zu Berlin, dem wissenschaftlichen Jahrmarkt von 1828, Humboldts Gast zu sein. Und bald nahm der vielgewandte Wirth mit Genugthuung wahr, wie vor dem Hauche seiner Liebenswürdigkeit die „gletscherartige Kälte" des Fremdlings abschmelzend zurückwich. Selbst eine gewisse Reue über die frühere Ablehnung des Berliner Rufes erwachte nun, wie Humboldt richtig erkannte, in Gauß; denn noch aus Berlin, unterm 19. September, schrieb dieser an Schumacher: „wäre Humboldt, dessen ganzes Wesen ich täglich mehr ehren und lieben muß, für immer an Berlin geknüpft, so gestehe ich Ihnen, daß ich alle hier zu erwartenden Unannehmlichkeiten für wenig achten und sehr gerne das Leben in Berlin mit dem in Göttingen vertauschen würde. Allein Humboldt spricht von einer Reise nach Asien, und ich sehe aus hundert kleinen Zügen, wie wenig er sich selbst unter dem Berliner Publicum gefällt, wie ohnmächtig auch alles Kleinliche von seiner Superiorität absplittert." Seitdem hat denn auch Gauß die geistige Gestalt Humboldts, der 1837 beim Göttinger Jubiläum den Berliner Besuch erwiderte, mit lebendiger Freundschaft warm umfaßt. Noch in den Beschwerden der letzten Krankheit, deren Zunahme an Zahl, Intensität und Hartnäckigkeit der sterbende Meister über alles Quantitative klagend nachrechnet, auch da noch tröstet ihn der Gedanke an das frische, mehr als Newtonische Greisenalter „seines" Humboldt, — ein Beiwort, womit man ihn keinen anderen Namen schmücken hörte. So hat im Widerspiel der Kräfte die rastlos bewegliche Seele des gutherzigen Weltwanderers den starren Ernst des einsam aufragenden Denkers schmeichelnd überwunden, wie endlich die anstrebende Welle dahinströmt über das abwehrende Riff. Doch genug! Denn nur andeuten wollten wir hier, was sich dem Auge dessen von selbst erschließen würde, dem die Quellen zur Geschichte des Verkehrs zwischen Gauß und Humboldt so vollständig vorlägen, wie sie Bruhns ohne Mühe durch kleine Ergänzungen seiner Festschrift vor dem Leser hätte versammeln können.

Möchte er indeß immerhin Unvollständiges geliefert, möchte er wirklich ein Bündel Briefe, wie er's gerade in Händen hatte, nur eben zum Druck gefördert haben: auch damit wollten wir zufrieden sein, wäre das Vorhandene nur formell mit hinreichender Sorgfalt behandelt worden. Leider

aber liegen die Briefe Alexander v. Humboldts, d. h. an Zahl drei fünftel, an Masse weit mehr als drei fünftel der Sammlung, in der traurigsten Verfassung vor uns. Bruhns sagt darüber im Vorwort mit dankenswerther Offenheit: „Die Humboldt'schen Briefe sind möglichst correct wiedergegeben, bei einigen unleserlichen Stellen sind Fragezeichen aufgeführt und wenige weggelassene persönliche Ausdrücke sind durch Punkte bezeichnet." Möglichst correct also! nun ja, das durfte der Leser wohl ohne Unbescheidenheit erwarten. Nur ist das freilich bloß ein subjectives Maß und kann, objectiv betrachtet, wie sich recht betrübend zeigt, auch so viel als höchst incorrect bedeuten; wie denn auch der Ausdruck „unleserlich" hier augenscheinlich nicht auf eine durch elementare Einflüsse thatsächlich verdunkelte oder zerstörte, vielmehr lediglich auf eine vom Herausgeber nicht entzifferte Schrift abzielt. Nun schrieb Alexander v. Humboldt in der That eine schwer lesbare Hand, und uns befremdet daher keineswegs, daß Bruhns die von ihm herausgegebenen Briefe nicht überall enträthselt hat; wodurch wir betroffen sind, das ist nur, daß er die von ihm nicht überall enträthselten Briefe herausgegeben hat. Und doch hat er seinen Lesern und zugleich Humboldts Andenken selber mit den unenträthselten Sätzen noch nicht den schlimmsten Dienst geleistet; viel bedenklicher ist manche Stelle, die er ohne Anstoß gelesen und ohne irgend ein Fragezeichen dabei „aufzuführen" — es scheint, er sieht Fragezeichen für Bauwerke, Symphonien oder Theaterstücke an — in die Welt gesandt hat.

So stellt in Nr. 19 Humboldt Betrachtungen über seine bevorstehende Heimkehr aus Paris an und schreibt nach Bruhns an Gauß unter anderem: „An gutem Willen nützlich zu sein soll es mir nicht fehlen und ich rechne stets auf Ihren Rath, auf den Rath ‚des großen Meisters in der Kunst' sagt Sabine, ein bescheidener freundlicher Engländer (und der freundlichen, mittheilenden giebt es nicht Überfluß), war seit wenigen Tagen angekommen, als Ihr Brief voll schöner Beobachtungen über die Strahlenbrechung mich erfreute." Weder die grammatische Mißbildung dieses Satzungethüms noch die Sonderbarkeit, daß hier für eines der Lieblingscitate Humboldts die Autorität des bescheidenen Engländers angezogen wird, hat den Herausgeber stutzig gemacht. Man möchte wetten, daß hinter „des großen Meisters in der Kunst" ein Punkt zu setzen und statt „sagt Sabine" vielmehr „Capt. Sabine" zu lesen ist. Der später als Colonel, dann General und Präsident der Royal Society berühmte Edward Sabine, dessen Gattin den Kosmos so meisterhaft ins Englische übertragen hat, war eben 1827 noch Capitän, und somit stand ihm die bescheidene Freundlichkeit desto besser zu Gesichte. In der Nachschrift des nämlichen, Paris den 16. Februar 1827 datirten Briefes begegnet uns „den Bonapartischen Olymp erschütternd" ein „Graf Apperz." Wer, wenn ihm das Dienstmädchen den Besuch eines Grafen Apperz meldete, würde nicht den Verdacht schöpfen, daß hier eine

bedauernswerth schwere, wenn auch nur fahrlässige Namensverstümmelung verübt worden sei? Indessen kann, wer Humboldts lateinische Lettern genau kennt, keinen Augenblick bezweifeln, daß er Appony geschrieben und den damaligen österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Anton Apponyi gemeint hat. — In Nr. 27, dem ersten kurz nach dem historischen Acte der Göttinger Sieben verfaßten Briefe, soll Humboldt nach Bruhns keinen geringeren als Wilhelm Weber „lobenswürdig, geistreich und harmlos" genannt haben. Die Correctur „liebenswürdig" für das überaus matte und platte „lobenswürdig" ergiebt sich unwidersprechlich aus der Erwägung der Situation wie der betheiligten Personen. Ein paar Zeilen weiter läßt unsere Jubelschrift Humboldt sagen, er habe nicht das Herz, Gauß diesmal „von anderen Meteoren zu schreiben." Die leuchtende That der Göttinger Sieben mit einem Meteor verglichen zu sehen, befriedigt unser poetisches Bedürfniß in hohem Grade; indem man sich jedoch in desto größerer Verlegenheit nach den „anderen Meteoren" umschaut, gelangt man zu der Überzeugung, daß die prosaische Lesart „von anderen Materien" für diesmal doch noch vorzuziehen sein wird. — In Nr. 30 soll Humboldt gar die Grippe als „eine ziemlich sinnlose, systematische Bezeichnung der pathologischen 2c.!" verdächtigen; und doch kann sich auch der größte Humboldtverehrer kaum verhehlen, daß durch „die pathologischen Etcetera" die düstere Sinnlosigkeit des Namens Grippe eher noch gesteigert, als vermindert werden würde. Aus Bruhns' „Alexander v. Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie" Band II, S. 269 erhellt die Auflösung: „eine ziemlich sinnlose systematische Bezeichnung des pathologischen x.", wodurch dem Mathematiker Gauß gegenüber gewiß nicht uneben auf eine unbekannte Größe hingedeutet wird. — Daß Humboldts kleines lateinisches u fast wie ein r aussieht, hatte schon oben zur Urzeugung des Grafen Apperz mitgeholfen; in Nr. 36 ist aus demselben Grunde die Unsündhaftigkeit magnetischer Sonntagsbeobachtungen zur „Ursündhaftigkeit" geworden. — In Nr. 42 endlich wird uns vertraut, Eisenstein sei moniviter in die Berliner Akademie aufgenommen, ein so fragwürdiges Adverb, daß Bruhns ausnahmsweise ein Fragezeichen dahinter aufgeführt hat. Und wirklich finden wir in unserem lateinischen Wörterbuch an der gefährlichen Stelle zwischen monitus der Warnung und monoceros dem Einhorn keine Spur von jener seltsamen Lautgestaltung. Dagegen stoßen wir in der Vulgata, Apostelgeschichte 2, Vers 46, auf unanimiter, was Luther durch „einmüthig" wiedergiebt, und das wird man wohl auch einmal von der Berliner Akademie haben sagen dürfen.

Diese flüchtige Blüthenlese von Leseblüthen aus den Briefen Alexander v. Humboldts mag genügen; aber auch der ältere und größere Bruder Wilhelm, der allerdings womöglich noch schlechter schrieb, ist bei Bruhns nicht besser gefahren. Sein einziges eigenhändiges Schreiben (Nr. 5) ver-

räth an zwei Punkten Entstellung. Wenn es heißt: „verzeihen Sie die Wärme und die Freimüthigkeit dieses Briefs; aber mit einem Manne, den ich so innig hochschätze, wäre es nie an sich unmöglich uneins zu werden," so liegt die Heilung auf der Hand: „wäre es mir an sich unmöglich anders zu reden". An dem anderen Orte, einige Zeilen vorher bei dem Satze „Sie können sicher überzeugt sein" u. s. w., wagen wir deshalb keinen Vorschlag, weil da ebensowohl eine Auslassung als eine Verdrehung vorgekommen sein kann. Nur so viel ist klar: wie die Sätze dastehen, hat sie ein Wilhelm v. Humboldt an einen Gauß nicht geschrieben; denn der Zweck dieser Leute war, einander zu verständigen und zu verstehen, und auch an der Fähigkeit, diese Absicht ins Werk zu setzen, gebrach es ihnen schwerlich.

Auch die „unleserlichen" Lücken durch Vermuthung auszufüllen, ist unseres Amtes nicht; wir überlassen das billig dem künftigen Gaußbiographen, der übrigens selbstverständlich statt einer solchen Ausgabe das Manuscript selber wird in die Hand nehmen müssen. Was endlich die aus persönlichen Rücksichten unterdrückten Briefstellen angeht, so wollen wir darüber mit Bruhns nicht rechten, wiewohl es schade ist um manche niedliche Bosheit Alexander v. Humboldts, die heute, wie man den Mann kennt, doch selbst die Betroffenen eher erheitert als verletzt haben würde. Nur ließe sich vielleicht die Generalfrage aufwerfen, ob Briefe, die noch nicht ganz gedruckt werden können, überhaupt schon für den Druck reif sind und nicht vorläufig besser den Biographen und anderen Forschern in der Handschrift zur Benutzung darzureichen wären. Sehr geschmacklos aber ist es jedenfalls, von einem in der Hauptsache als anstößig verschwiegenen Satze, wie Seite 68 geschieht, nichts weiter stehen zu lassen als die nun völlig unnützen Schlußworte: . . . . . „allzugroße Abgeschlossenheit veranlaßt". Unerklärlich wiederum erscheint eine andere Auslassung: „ich rieth davon ab," sagt Humboldt S. 50 und meint damit die Stiftung des Ordens pour le mérite, „weil ich vorhersah, daß alle nicht Ernannten mit . . . . auftreten würden." Eine Anspielung auf bestimmte Personen kann hier kaum getilgt sein, ein „unleserliches" Wort dürfen wir nicht voraussetzen, da das Fragezeichen fehlt; soll man etwa auf einen leserlichen, aber unästhetischen Ausdruck schließen? Er muß dem Herausgeber wohl so erschienen sein, obwohl dieser jedenfalls nicht immer so zartfühlend gewesen ist, denn siehe da: unserer gewohnten Hülfsquelle, der wissenschaftlichen Humboldtbiographie von Bruhns entnehmen wir (Bd. II. S. 331) die Auflösung: „weil ich vorhersah, daß alle nicht Ernannten mit Krallen auftreten würden". Warum anders, als aus wechselnden ästhetischen Grundsätzen, der damals unschuldige Ausdruck heute die strenge, sinnzerreißende Censur verdiente, ist nicht ersichtlich.

Aber werden unsere Leser nicht vielleicht einwerfen, daß auch wir,

um mit Humboldt zu reden, hier mit Krallen auftreten? Es mag sein; nur daß wir uns bewußt sind, mit diesen scharfen Werkzeugen Wunden zu vergelten, die der Herausgeber der vorliegenden Festschrift zwar mit stumpferer Waffe, aber wahrlich nicht schonender den Schatten unserer großen Männer beigebracht. Allein lassen wir einmal den exacten Gauß und die Gebrüder Humboldt ganz aus dem Spiele! — was sollen wir armen Historiker und Philologen auch nur dazu sagen, daß ein Astronom so liest und edirt, ein Astronom, das heißt ein Mann, dessen Beruf, wie man uns gelehrt, die größe Präcision der sinnlichen wie der geistigen Arbeit erfordert? Alle Achtung vor der Sternkunde! — so werden wir, denk' ich, ausrufen — aber auch historisch-philologische Aufgaben verlangen eine gewisse Präcision, die der tüchtige Sternwärter als solcher noch durchaus nicht zu besitzen braucht. In Berlin erzählte man uns vor einigen Wochen von einem berühmten Naturforscher die Anekdote, er habe ein erfolgloses Examen mit den Worten abgebrochen: „aber warum mußten Sie auch, Herr Candidat, bei Ihrer Begabung Naturwissenschaften studieren, warum sind Sie nicht lieber Jurist geworden oder Philolog?" Weit entfernt, die Spitze dieses angeblichen Urtheils einfach umdrehen zu wollen, halten doch auch wir diesseits der Grenze zu einer Art von Polizei uns berechtigt und erklären demgemäß unanimiter auch den größten Naturforscher nur dann für befugt zur Edition historischer Manuscripte, wenn er dieselben — einerlei ob mit bloßem oder mit bewaffnetem leiblichen und geistigen Auge — durchweg zu lesen und zu verstehen im Stande ist. Welch ein Muster war doch gerade in dieser Beziehung Alexander v. Humboldt, insofern er jene philologischen Tugenden wenigstens, deren eigentlich kein wissenschaftlicher Autor entrathen kann, in seltener Vollkommenheit besaß und übte! Hätte er ahnen können, in welcher Gestalt man heut seine Zeilen in Umlauf setzen würde — den Brief, den er darüber etwa an Gauß geschrieben hätte, würde uns Bruhns, behutsam und sanft wie er literarisch auftritt, wohl nur zu lauter Punkten verdünnt zu genießen geben.

Nicht nur ein Recht jedoch glauben wir zu unserer Kritik gegenüber der besprochenen Jubelschrift zu haben, vielmehr erfüllen wir dadurch zugleich eine Pflicht gegen den Herausgeber selbst, die Pflicht der Abmahnung. Bruhns nennt in seinem Vorwort die jetzt gedruckten Briefe Alexander v. Humboldts an Gauß einen „Auszug aus einer Sammlung von Briefen", die er noch als Quellen zu der oft erwähnten Humboldtbiographie „dem Publicum schuldig sei und die noch in diesem Jahr erscheinen werde." Also stünde uns eine ähnliche Publication, nur von weit größerem Umfange so gut wie unmittelbar bevor? Beim unversöhnten Geiste des Grafen Apperz: man erschrickt, wenn man solches vernimmt! Das ganze Unternehmen zu vereiteln, dürfen wir zwar schwerlich hoffen, wiewohl wir aufrichtig überzeugt sind, daß von allen noch ungedruckten Briefen Alexander

v. Humboldts an und für sich kaum der zehnte Theil, und nachdem jene umfassende Lebensbeschreibung zutage liegt, wenig mehr als ein Procent Druck und Herausgabe lohnen würde. Was wir aber durch die gegenwärtige Anzeige verhindern möchten, ist eine übereilte Ausgabe der noch ausstehenden Briefmasse im Stile der diesmal abgelegten Probe. Wir bitten vielmehr Herrn Bruhns, wenn denn unter allen Umständen weiter edirt werden soll, anstatt der Vielseitigkeit seines Humboldt sich vor allem einmal den Wahlspruch seines Gauß: „wenig aber reif!" vor Augen zu halten, und versichern ihm im Namen des Publicums, dem er sich verschuldet fühlt, daß wir lieber erst 1880 hundert auserlesene Briefe Humboldts ganz correct, als bereits 1877 tausend ungesichtete nur „möglichst" correct gedruckt in Zahlung annehmen würden. Oder was ließe sich von einer Massenedition, welche die Mängel der heute besprochenen kleinen Festgabe in monumentalem Maßstabe wiederholte, anders urtheilen, als: „das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß!"*)

---

6. Goethe unter den Naturforschern**).

Von zwei Seiten ist dieser Tage die hohe Gestalt Goethe's neu beleuchtet worden: über die Thätigkeit, welche der junge Dichter als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt geübt, hat uns der kundige Frankfurter Archivar Dr. Kriegk zum erstenmal aus den Documenten selbst Aufschluß gegeben; aus dem lange scheu geborgenen handschriftlichen Nachlasse des Greises haben die Erben seines Namens endlich ein erstes Bündel Briefe vor uns ausgebreitet, dessen Inhalt durch die Aufschrift „Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz" im ganzen zutreffend bezeichnet wird***). Die Kriegksche Publication ziehen wir heut nur beiläufig heran, um den Gegensatz, der zwischen der juristischen Beschäftigung Goethe's und seinem naturwissenschaftlichen Treiben obwaltet, mit wenigen Worten in Erinnerung zu bringen. Zum Rechtsstudium führte den Dichter seine Herkunft, es erschloß ihm einen Weg des äußeren Daseins, den er eine Zeitlang, ohne Vorliebe aber mit offenem Sinne, gewandelt ist; wollte man den Ertrag ausfindig machen, den ihm die bald abgebrochene Arbeit im Gerichtswesen doch eingebracht, so müßte man seine mannigfache Bemühung im späteren Amtsleben, seine erfolgreiche Verwaltung nach ihrer formellen Seite ins Auge fassen; in seiner Dichtung, wo man danach gar nicht hätte suchen sollen, würde man

*) Die angekündigte Briefausgabe ist hierauf ganz unterblieben.

**) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1874.

***) Neue Mittheilungen aus Joh. Wolfg. v. Goethe's handschriftlichem Nachlasse. I. Theil. Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus 1874.

Spuren seiner juristischen Kenntniß und Übung nur dann antreffen, wenn er eine mehr dramatische Natur gewesen wäre; als Lyriker, wie er auch im Drama meist erscheint, that er nur wohl, wenn er die Welt des Rechts, in der allein der sittliche Verstand die Herrschaft führt, so gut wie völlig außer Acht ließ. Zur Naturwissenschaft zog ihn dagegen ein innerer Hang seines Wesens, der sich zuletzt bis zur leidenschaftlichen Hingabe des Geistes steigerte; ohne strenge Vorbildung genossen zu haben, die längste Zeit über ohne Förderung oder Zustimmung zu erfahren, ja vielfach von Abneigung umringt, durch Widerspruch bedrängt, hielt er mit aller Gewalt seines heiteren Ernstes unerschütterlich an diesen Studien und Ideen fest, bis sie denn doch am Ende die zum Theil beifällige Achtung noch der Mitwelt errangen, die er so gern genoß, gerade weil er sie nicht dringend begehrt hatte. Der bestimmte Gang seines Lebens ward, einen wie breiten Raum darin auch dies freie Thun des äußerlich Unberufenen einnahm, davon doch nimmermehr aus der Bahn gebracht; in die Poesie aber seiner späten Jahre sind gar manche Widerscheine jener fremdartigen Gedanken und Bestrebungen gefallen, die man um der Reinheit der Kunst willen daraus hinwegwünschen möchte, der einheitlichen Anschauung dieses wundervollen Genius zuliebe jedoch auch da wohl gelten lassen wird.

Wesentliche Züge zu dem Bilde der naturforschenden Thätigkeit Goethe's nachgetragen zu sehen, durfte man freilich kaum noch erwarten. Auch über sie hat er es an offenen Bekenntnissen, sachlichen und persönlichen, bei Lebzeiten nicht fehlen lassen. In Briefwechseln und Gesprächen seiner letzten Jahre, die erst nach seinem Tode, doch aber seit geraumer Zeit ans Licht gekommen sind, wurden uns erwünschte Ergänzungen jener Bekenntnisse zutheil; nichts weiter als abermals eine solche Ergänzung stellt die gegenwärtig im Auftrage der Hinterbliebenen des Dichters von F. Th. Bratranek herausgegebene Briefsammlung dar. Von den etwa 800 Stücken der gesammten naturwissenschaftlichen Correspondenz Goethe's aus den Jahren 1784—1832, die der Herausgeber in einer nützlichen Tabelle chronologisch verzeichnet hat, waren schon mehr als die Hälfte vordem gedruckt; was jetzt dargeboten wird, sind 375 Briefe, unter denen doch nur ungefähr ein fünftel von Goethe ausgegangen, die übrigen an ihn gerichtet sind. Die Sammlung ist verständig geordnet, über die auftretenden Correspondenten orientiren regestenartig aufgereihte Aussprüche Goethe's, die Leistung des Herausgebers verdient überhaupt Lob, sobald man von dem recht mangelhaften Aufsatz über „Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung" absieht, den Herr Bratranek zur Einleitung vorausgeschickt. Leider vermißt man noch die mit Alexander v. Humboldt gewechselten Briefe, die einer späteren Sonderedition vorbehalten scheinen, zum Schaden des vorliegenden Buches, das in seinen zwei Bänden des wirklich Interessanten doch herzlich wenig enthält.

Daß dem so ist, erklärt sich leicht aus der Zeit und Natur dieser Briefe. Nur zehn nämlich sind älter als 1820 — die frühesten stammen von 1812 —, die große Masse gehört dem letzten Jahrzehnt des Goethe'schen Lebens an; kein Wunder, daß sie meist den gleichen, nicht eben sehr merkwürdigen Charakter an sich tragen. Wir wurden durch sie lebhaft an die im Nachlaß Alexander v. Humboldts vorgefundene Correspondenz erinnert. Dem durch unvergleichliches Verdienst hoch über seine jüngeren Zeitgenossen emporgerückten Greise naht sich eine Schar von verehrenden Männern: eifrig, ihm zu dienen, unermüdlich, ihm zu huldigen, beglückt, seine Theilnahme zu gewinnen. Dann und wann erwidert der Gefeierte, dankend, einstimmend, auffordernd, stets in der tactvoll abgemessenen Form, die man bei allen seinen Briefen dieser Jahre gewohnt ist, freilich immer noch mit lebendigen Worten voller Gedanken. Dabei läßt sich jedoch nicht verkennen, daß damals die Tage seiner eigenen productiven Kraft auch in der Naturforschung bereits hinter ihm liegen; man sieht ihn daher seine Kenntnisse noch erweitern, nach Bestätigung seiner Anschauungen suchen, sie nachdrücklich empfehlen oder bescheiden vertheidigen, aber die schöpferische Conception dieser Anschauungen ist in Wahrheit und Irrthum die That einer früheren Epoche. Er zeigt sich uns hier als Greis in dem edlen solonischen Sinne, daß er noch täglich zu lernen beflissen ist, aber doch eben als Greis, insofern er wohl noch Neues hinzulernt, nicht jedoch Altes umlernt und vor allen Dingen nichts Neues mehr zu lehren vermag. Trotz einzelner wahrhaft goldener Sprüche sittlicher und wissenschaftlicher Lebensweisheit, die uns in den von Goethe selber stammenden Schreiben und Billeten der Sammlung hie und da aufstoßen, läßt sich ein actives geistiges Element doch fast nur in den Zuschriften unterscheiden, die er empfangen, ganz abgesehen von deren weit überwiegender Anzahl; wiewohl sich auch unter ihnen ganz unbedeutende Stücke in Menge finden, als gemeine Empfehlungsbriefe, formelhafte Begleitzeilen zu überreichten Schriften, frachtbriefartige Kaufmannsnotizen über Sendungen von Gesteinen, Geschäftsberichte von der mineralogischen Societät zu Jena und dergleichen Nichtigkeiten mehr. Den tiefsten Eindruck hinterläßt uns ein Brief Johannes Müllers vom 5. Februar 1826, der erste, den er an Goethe gerichtet, zugleich der einzige, der hier mitgetheilt wird; er athmet den ganzen Ernst der denkenden Liebe zu dem Genius des Dichters, durch welche die jugendliche Entwicklung des großen Anatomen so glücklich befördert worden. Die Antwort Goethe's, so freundlich sie gehalten, betont doch eher ausweichend die nothwendige Divergenz der Forschung in ihren einzelnen Trägern; nicht ohne Bedauern sieht er, mit näherliegenden Arbeiten — der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke — beschäftigt, die weiter strebende Wissenschaft an dem Punkte, wo er selbst ausruhend Halt gemacht, rastlos vorübereilen. Unter den übrigen Correspondenten erfreut der alte Blumenbach

durch die joviale Frische seiner kurzen Freundeszeilen, Martius stets und zuweilen Nees von Esenbeck durch die Fülle interessanten Stoffs in ihren Mittheilungen, während bei dem letzteren auch allgemeinere literarische und persönliche Beziehungen reichlich hervortreten, wie ähnlich bei dem tüchtigen Hoff, dem anhänglichen Seebeck, dem treu ergebenen d'Alton und dem weitschweifigen Loder. Recht häßlich stellt sich der Dresdner Carus dar, der in demselben Athem dem jungen Preller den „Sinn für Auffassung im Ganzen von Form und Farbe" abspricht und eine Anzahl selbstverfertigter Gemälde, Erzeugnisse eines verblendeten Dilettantismus, der neuen Galerie zu Weimar als Geschenke aufzubringen sucht, über deren höflich ablehnende Rücksendung er dann nicht wenig betreten ist. Doch wenden wir uns lieber dem Mittelpunkte dieses Kreises wieder zu, der in so mannigfacher Anstrahlung doch immer als derselbe erscheint.

Das Urtheil über Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung kann nach dem Gesagten durch den Inhalt des vorliegenden Buches in keiner Weise geändert werden. Bestimmt und einsichtig hat in dieser Sache vornehmlich Helmholtz gesprochen, dessen schönen und aufklärenden Vortrag Bratranek vor allem für seinen Aufsatz hätte benutzen sollen, anstatt uns Auszüge aus Virchows breiter Abhandlung über denselben Gegenstand und ähnlichen weniger präcisen Darstellungen vorzulegen. Helmholtz zeigt uns nicht nur den positiven Werth der Forschung Goethe's im Bereich der organischen Natur, den negativen seiner physikalischen Studien — in der Farbenlehre — auf, er führt uns auch an die gemeinsame Quelle hier des Mißrathens, dort des Gelingens, indem er darthut, wie dieselbe wesentlich dichterische Anschauung dazu angethan war, in der wechselvollen Gestaltung der belebten Körper ein Gesetz, wenn auch nicht zu begründen, so doch zu erahnen, die richtige Erklärung der rein physikalischen Phänomene des Lichts und der Farbe dagegen gänzlich zu verfehlen, ja sogar die schon gegebene blind von sich abzuweisen; weil der Poet befangen blieb in dem Kreise sinnenfälliger Erscheinung, hinter dem erst die wahrhaft hervorbringenden Kräfte thronen, unverborgen allein vor dem mathematischen Verstande. Wie klar übrigens Goethe selber Art und Schranken seines wissenschaftlichen Talents vor Augen hatte, beweist ein Dankschreiben an den wackeren Naumann, der ihm seinen Grundriß der Krystallographie übersandt, Nr. 205 der vorliegenden Sammlung, eines ihrer wichtigsten Stücke. Die einleitenden Erläuterungen las der Dichter wiederholt mit Vergnügen, vor dem mathematisch demonstrirenden Theil aber blieb er stehen als an der Grenze, welche „Gott und Natur" seiner Individualität bezeichnen wollen. „Ich bin", ruft er aus, „auf Wort, Sprache und Bild im eigentlichsten Sinne angewiesen und völlig unfähig, durch Zeichen und Zahlen, mit welchen sich höchst begabte Geister leicht verständigen, auf irgend eine Weise zu operiren". Und keineswegs war es doch bloß die geschriebene Sprache

der Mathematik, ihr Formelalphabet sozusagen, was ihn als unlesbar zurückschreckte; wie oft und energisch hat er vielmehr seine Abneigung gegen das innere Wesen dieser quantitativen Denkweise selbst bekannt, wie fremd blieb er immerdar ihrer ganzen Methode, ja aller Deduction überhaupt! Es ist besonders merkwürdig zu sehen, wie und was er bei dieser Sinnesart von der Lehre des Spinoza sich aneignete, eine Frage, die überall, wo es sich um Goethe's naturwissenschaftliche Richtung handelt, nicht zu umgehen ist, da nicht die dichterische Naturbetrachtung allein, wie sie Helmholtz so schön charakterisirt, sondern ebensowohl eine halb philosophisch, halb religiös pantheistische Grundanschauung, wie sie gerade Spinoza darbieten konnte, jene Richtung bestimmt hat.

Die Weltansicht des großen jüdischen Denkers, in einem Zeitalter entworfen, das die Mechanik des Himmels der menschlichen Einsicht aufthat, stellt nicht allein die körperliche Welt als einen einzigen Mechanismus dar, sie überträgt die mechanische Erklärung sogar auf die geistig-sittlichen Phänomene, die sie zwar nicht aus den materiellen Processen hervorgehen läßt, dafür jedoch durch einen eigenen Mechanismus unter einander verknüpft denkt, sodaß im Grunde beide Welten ihr als ein und dieselbe erscheinen, die nur nach verschiedenen Seiten anders — hier materiell, dort geistig — sich offenbare. Es ist klar, daß die materialistische Seite dieses Systems sich ohne Schwierigkeit mit jeder wahren Naturwissenschaft, der es ja lediglich um mechanische Erklärung aller einzelnen materiellen Erscheinungen zu thun ist, vertragen wird. Nicht diese Seite des Spinozismus jedoch war es, die auf Goethe's Naturbetrachtung Einfluß gewann; sie mußte ihn weit eher abstoßen, wie ihm ja einst das système de la nature um seines materialistischen Charakters willen als „grau, cimmerisch, todtenhaft" so widerwärtig gewesen war; auch verhehlt er wahrlich nicht, wie durchaus fremdartig ihn die mathematisch demonstrirende Methode Spinoza's anfangs berührt habe. Was er aber ein für allemal dessen System entnahm, war, abgesehen von der sittlichen Mahnung zur Resignation, vornehmlich jene vollkommene Gleichsetzung der äußeren Natur und der göttlichen Welt des Geistes — in der oben angezogenen Briefstelle begegnet uns die Lieblingsformel „Gott und Natur", die er sich zum Ausdruck für den Glauben an solche Identität erfand —, und dann die niemals kräftiger als eben von Spinoza betonte Immanenz dieser Gott-Natur in allen Einzelwesen und -dingen. So erhielt Goethe den Antrieb, durch die Anschauung dieser natürlichen Einzeldinge und -wesen selber sich die Einsicht in die ihnen schöpferisch innewohnende, nur in ihnen erscheinende Substanz zu erwerben. „Hier bin ich auf und unter Bergen", schreibt er einmal — am 9. Juni 1785 — an Jacobi, gegen den er sich am deutlichsten über sein Verständniß des Spinoza ausgesprochen, und „suche das Göttliche in herbis et lapidibus". Das Göttliche in Kräutern und Gesteinen! man sieht, es ist ihm nicht etwa nur um die

Substanz als Materie zu thun, auf deren mannigfach bewegtes, doch an sich einfaches Wesen er durch mechanische Erklärung alle besonderen Erscheinungen der betrachteten Körper zurückführen könnte; zugleich soll sich ihm in diesen auch die geistige Seite der Natur enthüllen, jeder einzelne dieser Körper gilt ihm zugleich für einen Naturgedanken, den die Fülle des göttlichen Denkens schaffend durchleuchte. Die Einheit aber der geistigen und materiellen Erscheinung der Natur — der Attribute des Denkens und der Ausdehnung, um spinozistisch zu reden — erblickt der Dichter bei den Einzeldingen in der Gestalt.

In diesem Lichte ist, wenn wir nicht irren, seine Morphologie der Pflanzen und Thiere aufzufassen; es geht durch sie ein Zug, der an die physiognomischen Bestrebungen erinnert, welche der Jüngling einst mit Lavater getheilt. Noch im Jahr 1826 betrachtet er den Schädel Schillers in solchem Sinne und thut über ihn den völlig spinozistischen Ausruf:

> Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
> Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
> Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
> Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre?

Wie aber die Gestalt des menschlichen Individuums, so verehrt er auch die des thierischen und des pflanzlichen Organismus, ja die Gestalt — wenn man das Wort im weiteren Sinne der sichtbaren Bildung überhaupt nimmt — auch des einzelnen Gesteins oder der Wolke als den Ausdruck eines bestimmten göttlichen Naturgedankens, als ein so oder so fest gewordenes Geisteserzeugniß und versinkt in ihrer Anschauung in jenes rührend fromme Staunen, welches das wahre Pathos seiner ganzen Naturauffassung bildet. Selbst in dem wirklich Gestaltlosen in eigentlicher Bedeutung, in der Welt der Farben, weiß er dann doch jene Urwesen des Lichten und Trüben und die „Urphänomene" ihrer Verbindungen ausfindig zu machen, denen er die nämliche Function unmittelbar sinnenfälliger Kundgebung eines göttlichen Allgeistes beimißt.

Freilich blieb er bei der Betrachtung des Einzelnen in seiner Besonderheit nicht stehen, überall sucht er ernstlich nach dem Allgemeinen, aber nicht in der Richtung der Tiefe, sondern nach der Breite der Erscheinung zu; er verfolgt nicht die mechanische Kette der Ursachen bis zu ihrem letzten erkennbaren Gliede, der Kraft, er sieht vielmehr in jedem Einzeldinge als nächste und fernste Ursache seines Daseins und Wesens die schöpferische Natur selbst gegenwärtig, in der Modification die Substanz. Doch geschieht ihm jenes unmittelbare Hervorbringen der Natur nach gewissen Gewohnheiten — nur solche, und nicht Gesetze, zu denen es der Ergründung des causalen Zusammenhangs bedurft hätte, enthüllt uns seine Entdeckung der Metamorphose; und auch dabei wird man entschieden an die unendlichen Modi bei Spinoza gemahnt, jene allgemeinen [illegible] für den unendlichen Erscheinungswechsel

der Substanz in den endlichen Dingen. Bei dieser Erfassung eines zeitlichen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Organismen oder Phänomenen beruhigte sich Goethe; war es nicht aber mindestens ebenso sehr seine metaphysische Grundansicht wie seine poetisch-künstlerische Begabung, was ihn so in der Sphäre der Sinnlichkeit Befriedigung seines Forschens finden ließ? Es ist nicht undenkbar, daß ihm deswegen die völlig mechanistischen Tendenzen der modernen Thier- und Pflanzenphysiologie ganz ebenso widersagt hätten wie die Farbentheorie Newtons; seine Urpflanze wenigstens konnte vor jenen so wenig bestehen, wie seine optischen Urphänomene vor dieser. Dagegen wäre er wahrscheinlich, wie man oft behauptet hat, der Darwinschen Hypothese willig entgegengekommen, denn allerdings nahm, wie er schon 1812 an Jacobi schreibt, seine Denkart „im Alter eine historische Wendung", wozu vornehmlich seine Theilnahme an der Entwicklung der geologischen Lehren beigetragen haben wird; er führte das Princip der Steigerung in seinen Pantheismus ein und trat so selbständig von Spinoza zu Ideen hinüber, die denen Schellings und seiner Anhänger verwandt erscheinen.

Nach alledem kann von Naturwissenschaft, wie wir sie heute verstehen, bei Goethe streng genommen gar nicht gesprochen werden, sondern allein von Naturanschauung in dem zwiefachen Sinne, daß er ein ausgezeichneter Beobachter des sinnlichen Bereichs der Naturvorgänge und zugleich ein pantheistischer Naturphilosoph war und blieb. Seine vorzügliche Begabung nach jener Seite hat ihn vor so abenteuerlichen Verirrungen in dieser Richtung bewahrt, wie sie die Naturphilosophen von Fach — wenn man so sagen darf — sich zuschulden kommen ließen; aber in das innere Heiligthum der Wissenschaft vermochte er damit allein ausgerüstet doch nicht einzudringen. Es war mehr zu Ehren des noch lebenden „Patriarchen vaterländischen Ruhmes", als zu historisch gerechtem Urtheil gesprochen, wenn Humboldt 1828 in öffentlicher Rede von Goethe rühmte, daß ihn „die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten hätten, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen"; daß er sein klares Auge sinnvoll über alle Gebreite des Naturlebens habe hinschweifen lassen, so viel würden noch wir heute sagen dürfen. Eben dies kam auch seiner Dichtung zu allen Zeiten wohl zustatten, und ihr steht selbst die naturphilosophische Mystik seines Spinozismus nicht selten schön und bedeutsam zu Gesichte; mit gelehrten Anspielungen auf geologische Meinungen des Tages oder gar auf seinen eigenen optischen Krieg mit dem großen Schatten Newtons hat er sie bisweilen recht unerquicklich entstellt. Diese Elemente hätte Herr Bratranek in der Erscheinung der Naturpoesie Goethe's sorgfältig sondern sollen, anstatt uns mit einem Vergleich der die Wolkengestaltung behandelnden Stellen bei Homer, Shakespeare und dem deutschen Dichter zu langweilen, um uns am Ende den räthselhaften Satz aufzubürden, daß Goethe allein „die höchste Wahrheit dieser Naturerscheinung, nämlich deren volle Vermenschlichung(!) erreiche".

Kehren wir nach solchen allgemeinen Erwägungen zu der vorliegenden Briefsammlung zurück, so gewährt es ein liebenswürdiges Bild, wie der Greis auch jetzt noch den frischen Blick über die zahllosen ihm merkwürdigen Erscheinungen der Sinnenwelt umhersendet, wie die forschenden Freunde ihm an Gaben der Beobachtung, des Fundes, des Nachdenkens darbringen, was sie nur vermögen. Von wahrhaft productiver Arbeit an den Problemen der natürlichen Welt ist, auch in den Schranken, die wir inzwischen Goethe's naturforschendem Sinne überhaupt gezogen, wie gesagt, hier nichts mehr zu spüren. Aber daß er in gewissem Betracht doch auch zu den ihren gehöre, davon sind alle diese Briefwechsler aufrichtig überzeugt. Goethe unter den Naturforschern ruft uns die alte biblische Geschichte vom jungen Saul ins Gedächtniß: „Und da sie kamen an den Hügel, siehe, da kam ihm ein Prophetenhaufe entgegen; und der Geist Gottes gerieth über ihn, daß er unter ihnen weissagete. Da ihn aber sahen alle, die ihn vorhin gekannt hatten, daß er mit den Propheten weissagete, sprachen sie alle unter einander: Was ist dem Sohne Kis geschehen? Ist Saul auch unter den Propheten? . . . Und da er ausgeweissaget hatte, kam er auf die Höhe."

---

7. Das Grab Schwerdtleins *).

Aus Padua theilt man den „Blättern für innere Literaturgeschichte" mit, daß es dem deutschen Docenten Dr. Franz Neckisch gelungen ist, die Ruhestatt des aus Goethe's Faust bekannten Herrn Schwerdtlein wieder aufzufinden. Schräg gegenüber der prachtvollen Cappella del Santo führt aus dem südlichen Seitenschiff der Kirche Sant' Antonio eine Thür in den Kreuzgang, unter dessen hohen, weitgespannten Spitzbogen zahlreiche Grabsteine theils an der Rückwand befestigt, theils in den Fußboden eingelassen sind. Daß man auf ihnen hie und da auch deutschen Namen begegnet, bemerkt schon Baedeker; sie gemahnen an die Zeiten, da „Padova la dotta" dank dem Glanz ihrer Universität ihre Anziehungskraft bis über die Alpen hin bethätigte. Unterm elften Bogen nun, vom Eingange nach links gezählt, befindet sich im Boden eine Platte aus röthlich-gelbem Marmor, in deren Umrahmung spätgothische Formen mit solchen der Renaissance in freier Weise verschmolzen erscheinen. Von der umlaufenden lateinischen Inschrift ist die Mehrzahl der Worte leider — um mit Goethe's „Wanderer" zu reden — in hohem Grade „weggewandelt"; desto deutlicher läßt sich noch die Jahreszahl 1499 und mit einigem guten Willen kaum minder sicher der Name Swerdtlin erkennen. Ein nach unten ungewöhnlich lang-

*) Erschien im Feuilleton der Allgemeinen Zeitung 1896; mit wenigen Ausnahmen ließ sich die übrige deutsche Tagespresse durch den Scherz anführen.

gestrecktes Kreuz zwischen den oberen Randleisten, dessen drei übrige, ebenso auffällig verkürzte Enden in kugelige Knöpfe auslaufen, wird hiernach ohne weiteres für ein Dolchmesser oder „Schwertlein" — als redendes Wappen — anzusprechen sein. Frau Marthe's vielgescholtener Eheherr wäre somit als historische Person erwiesen; doch warnt Dr. Neckisch selbst ausdrücklich davor, zugleich kurzerhand alle einzelnen Charakterzüge, wie sie Mephistopheles und die enttäuschte Wittwe von ihm zum besten geben, als ebenfalls geschichtlich begründet anzusehen. Denn so möglich, ja wahrscheinlich es ist, daß Goethe im September 1786 noch erheblich mehr von der stark zerrütteten Inschrift las, so wenig darf man andererseits vergessen, daß wir es gerade im Faust denn doch in erster Linie mit einer Schöpfung des Genius zu thun haben. Der Schwerdtlein der Wirklichkeit wird sich von dem der Goethe'schen Poesie wohl mindestens ebensoweit unterschieden haben, wie es z. B. bei Egmont, Tasso, selbst bei Götz von Berlichingen der Fall gewesen. Desto höher ist dagegen die Bedeutung des neuen Fundes für die Literaturgeschichte als solche, wie für die echte Theorie der Poetik anzuschlagen. Bleibt es doch das ideale Ziel unserer Goethe-Psychologie und -Philologie, wie es die Meister Herman Grimm und Wilhelm Scherer ein für allemal aufgerichtet: „das Werk" des Dichters im ganzen als ein ungeheures Erlebniß nachzuweisen, im einzelnen aber hie und da die Punkte aufzuzeigen, an denen sich seine schaffende Phantasie auch wieder mit einer gewissen Selbständigkeit von den wirklichen Begegnissen loszumachen wagte. Bei Goethe's objectiv angelegter Natur kann es nicht überraschen, die Summe unabhängiger, oder vollends geradezu willkürlicher Erfindungen verhältnißmäßig klein zu finden; bisher hat noch jede ernsthaft eindringende Forschung uns in dieser Wahrnehmung lediglich bestärkt. Eben in diesem Sinne bestätigend wird denn auch die nur äußerlich unerwartete Entdeckung der Ruhestätte Schwerdtleins wirken; beachtenswerth erscheint sogar die unorganische Schreibung des Namens mit dt: man sieht, selbst diese Kleinigkeit hatte sich der empfänglichen Seele des Dichters unauslöschlich eingeprägt. Dr. Franz Neckisch bereitet, wie wir derselben Quelle entnehmen, eine abschließende Darlegung seines Fundes für das nächste Goethe-Jahrbuch vor. Unter den Gelehrten Padua's soll aufrichtige Freude herrschen; man denkt daran, wie die uralte Palme des dortigen botanischen Gartens, deren Anblick Goethe zur Idee seiner Metamorphose der Pflanzen angeregt, so auch die Platte vom Grabe Herrn Schwerdtleins in augenfälliger Weise auszuzeichnen. Der „Corriere del Brenta" macht darauf aufmerksam, daß die vierhundertste Wiederkehr des Todesjahres 1899 Gelegenheit zu einer Schwerdtlein-Feier im pietätvollen Stil unserer Tage bieten wird.

8. Gustav Freytag*).

Gustav Freytag ist am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien geboren. Kreuzburg, eine kleine deutsche Stadt, rings von oberschlesischen Slaven umgeben, wenige Stunden von der Grenze des Königreichs Polen entfernt, erst neuerdings durch die Rechte-Oderufer-Eisenbahn mit der stammverwandten Welt in stete Verbindung gebracht, lag damals recht einsam draußen, abgestreut in die Fremde, vorgeschoben gegen den Feind. Ward dem deutschen Ansiedler dort schon im Verkehr mit dem andersredenden Staatsgenossen das Gefühl der eigenen Nationalität nothwendig verdichtet, so verband ihn mit jenem ein altüberlieferter Haß gegen den echten Polen drüben jenseits der Prosna, ein lebhafter Abscheu vor dessen übel beleumdeter Wirthschaft. Daher darf man wohl die merkwürdigen Schilderungen des polnischen Wesens in Soll und Haben, in Marcus König und im Freicorporal, ja selbst den Geist der Kampflust und der Colonisationsfreude, der uns aus ihnen anweht, gerade auf die frühesten Eindrücke zurückleiten, die der kindlichen Seele des Dichters zutheil geworden. Allein auch über dies bestimmte Verhältniß hinaus ist so in Freytag offenbar der Trieb zu nationaler Unterscheidung überhaupt verstärkt, der Blick für die Besonderheiten des eigenen Volksthums sowohl wie die der anderen Rassen geschärft worden. Auch römischen und romanischen Charakter hat er deshalb oft glücklicher als andere Historiker und Poeten im Gegensatz zu germanischem und deutschem zu fassen verstanden; und selbst die meisterhafte Kunst, mit der er das Semitenthum der Juden in seiner Beharrlichkeit und doch zugleich seinen zahlreichen Nüancen vom Ost- zum Westeuropäischen in Soll und Haben zu malen weiß, deutet auf die nämliche früh entwickelte Gabe, wiewohl es ihm natürlich für dies specielle Thema auch späterhin, vornehmlich während seines mehrjährigen Aufenthalts in der schlesischen Hauptstadt, an Gelegenheit zu mannigfacher Übung nicht fehlen konnte. Ein Mann von unserer Ostgrenze also, wo der Deutsche seit fast tausend Jahren, ehedem mit Schwert und Kreuz, nunmehr mit Pflugsterz und Schulbuch in der Hand auf dem Sprunge steht, ein stolzer und eifriger Wächter seiner Volksehre und Stammeshabe, ein Markomanne im technischen Sinne des Worts, um einmal mit Held Ingo alterthümlich zu reden, — das wäre das erste Element, das wir zur Bestimmung von Freytags Eigenart aus seinem Schicksal auszuscheiden vermögen. Kein Wunder, daß ihm die Bilder und Begriffe des Grenzlebens auch in seine wissenschaftlichen Forschungen gefolgt sind; in einer glänzend geschriebenen Abhandlung hat er noch vor acht Jahren ganz Schlesien mit einem

*) Erschien 1879 in Nord und Süd, Breslau bei S. Schottlaender. Das biographische Material, das Gustav Freytag dem Verfasser zu dieser Skizze darreichte, hat der Dichter später selbst in den Erinnerungen aus seinem Leben (Werke Bd. I) ausführlicher verarbeitet.

mächtigen Grenzwald urgermanischer Anlage umzogen, dem ähnlich, den wir im Eingang der Ahnen scheu betreten; doch darf nicht verschwiegen werden, daß die Localhistoriker der Provinz der Realität dieser defensiven Vandalenschöpfung den Glauben versagt haben. Jedenfalls aber unanfechtbar versetzt in solchen, sei es historischen, sei es poetischen Grenzwald Freytag als deutsche Ansiedler gegen Polen seine eigenen leibhaftigen Ahnen, ein altes Bauerngeschlecht, dessen Stammbaum bis ins 16. Jahrhundert rückwärts verfolgbar durchaus deutsche Frauen aufweist; so daß der leise slavisch anmuthende Zug im Knochenbau der Wangen an dem sonst echt germanischen Kopf eben nur die Gebrechlichkeit unserer physikalischen Ethnologie darthut, während das scharfe „r" wie manche sonstige Verhärtung des gewöhnlichen schlesischen Dialekts sich bei Freytag natürlich genug aus der sprachinsularen Lage seines Geburtsortes erklärt.

Weit mehr, als der Heimath, verdankt unser Dichter dem Elternhause. Der Vater hatte in den neunziger Jahren zu Halle Medicin studiert und von dort aus häufig das von Goethe dirigirte Lauchstädter Theater besucht; die Erinnerung daran, namentlich an die Aufführung Ifflandscher Stücke, begleitete ihn als schimmerndes Andenken in die stille Kleinstadt, wo er sich als Arzt niederließ; und noch in späteren Jahren war es ihm hoher Genuß, dem froh aufhorchenden Knaben wieder und wieder von der geschauten Herrlichkeit zu erzählen. Als endlich 1824 eine wandernde Schauspielergesellschaft Bonnot bis nach Kreuzburg vordrang, war denn auch der achtjährige Gustav neben dem Vater der fleißigste Gast ihrer Vorstellungen; und von da an aus eigener Bewegung hat er an der Bühne für alle Zeit warmen Antheil genommen. Indessen gab ihm der Vater mehr und besseres mit auf den Weg, als den in Lauchstädt angeknüpften Faden. Er war, nachdem er zwölf Jahre lang in Kreuzburg prakticirt, eben dort bei Einführung der neuen Städteordnung 1809 zum Bürgermeister gewählt worden, durchlebte als solcher vielbeschäftigt die Jahre der Freiheitskriege und blieb im Amt bis in sein Greisenalter als ein Mann von altpreußischer Zucht und Haltung, redlich und pflichtgetreu, im Fühlen und Handeln dem Beruf und dem Hause angehörig. Mit einem Wort: die ehrliche Bürgertugend, die der gereifte Sohn oft eindringlich in seinen Schriften gepredigt und die ihm so viel herzlichen Beifall erworben, weil ihre lebendige Erscheinung auch unter den Vätern des lieben deutschen Publicums in und außer Preußen Gott sei Dank keine Seltenheit war. Auch die Mutter, Pastorstochter vom Lande, war, wie sie sein sollte, eine tüchtige Hausfrau, unter deren glücklicher Hand Kinder, Mägde und Blumen gleich wohl gediehen; aber wie sie den winzigen Hofraum mit prächtigen Hortensien von wunderbarer Fülle auszuschmücken wußte, so war sie auch geistig mit Phantasie und freilich ungeschulter Erfindungskraft gesegnet; sie besaß eine poetische Ader, wie sie in Schlesien so häufig rinnt und ver-

siegt, hier aber hinüberrann in das Herz eines Sohnes, der sie sorgsam zu speisen und künstlich zu fassen und auszubilden verstand. Neben Gustav wuchs noch ein um viertehalb Jahr jüngerer Bruder auf, der früh als Staatsanwalt starb, worauf an seinen Waisen der Oheim geraume Zeit hindurch mit Hingebung Vaterstelle vertreten hat.

Der mäßige Wohlstand des Elternhauses erlaubte den Söhnen die höhere bürgerliche Laufbahn, das gelehrte Studium. Gustav bezog 1829 das Gymnasium zu Öls, wo ein unverheiratheter Bruder des Vaters dem Stadtgericht vorstand. Im Hause des originellen Herrn, der eine große Bibliothek und ungewöhnlich vielseitige Sprachkenntniß besaß, gewöhnte sich der Neffe bei stillem Leben an ernste Lectüre, die von selbst eine philologische Richtung annahm. In dieser bestärkte ihn noch der Einfluß des Gymnasialdirectors Körner, der ihn 1835 als Primus omnium hoffnungsvoll auf die Universität Breslau entließ. Hier gewann Freytag der überwiegend grammatischen Interpretation Schneiders wenig Geschmack ab; mehr zogen ihn die römisch-antiquarischen Vorlesungen von Ambrosch an; am meisten jedoch sah er sich gefördert durch ein Privatissimum über deutsche Handschriftenkunde bei Hoffmann von Fallersleben, wie durch den persönlichen Umgang mit dem populär poetischen, humoristisch lebhaften Germanisten. Allein sehr ernst nahm er als Mitglied des Corps der Borussen vorderhand das Studium überhaupt nicht; und so trieb ihn eigentlich zu seinem Heile nach drei Semestern eine große Jagd auf die akademischen Verbindungen nach Berlin, wo er als Zuhörer Lachmanns an der festen Handhabe kritischer Methode tiefer in die damals frisch abgeteuften Schächte der deutschen Philologie einfahren lernte. Zugleich fand er hier anregenden Verkehr in einem Kreise von Studienfreunden, von denen einige ihm durchs ganze Leben geistig naheblieben; so Adalbert Kuhn, der Indogermane, und die Söhne der Familie Koppe, auf deren stattlichem Gute Wollup er regelmäßig die Ferien zubrachte und von der Landwirthschaft im großen Stil Anschauungen und Kenntnisse davontrug, die hernachmals zwar den Freiherrn v. Rothsattel nicht vorm verdienten ökonomischen Ruin bewahren konnten, wohl aber auf die innere und äußere Mitgift der Frau Ilse Werner gleich erfreulich eingewirkt haben. In Berlin erst ging übrigens unter den begeisterten Genossen unserem Freunde das rechte Verständniß für Shakespeare auf; er sah dort mit Nutzen Lemm, die Crelinger, Weiß und andere namhafte Mimen und schrieb bereits selbst einige Tischkastendramen, als: die Sühne der Falkensteiner, der Hussit, von denen man indeß nur vernimmt, daß sie noch formlos waren und sich, wie bei der Beschäftigung mit Shakespeare natürlich, in häufigem Scenenwechsel umhertrieben. Wie sehr schon damals die dramatische Poesie ihm die Gedanken erfüllte, lehrt die Wahrnehmung, daß er ihre Geschichte auch zum Gegenstand seiner ersten gelehrten Arbeiten erkor. 1838 erwarb er den Berliner Doctorhut durch die Dissertation de initiis scenicae poësis

apud Germanos, in der er die Ansichten Hoffmanns und Jacob Grimms über den Ursprung unserer mittelalterlichen, neuerdings durch die Oberammergauer Spiele so berühmt gewordenen Ostermysterien einsichtig verschmolz, und ein Jahr später habilitirte er sich mit einer Abhandlung de Hrosuitha poetria als Docent für deutsche Sprache und Literatur an der Breslauer Hochschule.

Die nun folgende Breslauer Periode von 1839—47, die ersten Jahre selbständigen Treibens und Wirkens in Freytags Leben gewähren uns wegen der inneren Zwiespältigkeit ihres Charakters keinen recht erquicklichen Anblick. Von Pegasus im Joche freilich, wie bei so manchem anderen Poeten mit vollem Recht, dürfte man hier keineswegs reden; denn während unser Freund die vor ihm aufgethane akademische Zukunft vorerst mit entschiedenem Ernst ins Auge faßte, ward er der productiven dichterischen Kraft, die in ihm lag, selber nur allmählich, ja gegen die Mehrzahl unserer Talente gehalten, ziemlich spät gewiß. Aber eben dieser langsame Proceß der Diffusion sozusagen seiner geistigen Qualitäten, aus dem endlich die richtige eigenthümliche Mischung seiner Natur hervorging, macht es schwierig, den Werth jener Jahre für ihn und uns rein abzuschätzen und kurz zu verzeichnen. Er begann sein Docentengeschäft wie die meisten seinesgleichen mit noch wenig selbsterworbenem Wissen. Dazu störte seine Leistung der bisher aufgeschobene einjährige Militärdienst; eine Unterbrechung, die allerdings ihr Ende selbst herbeiführte, da dem rasch aufgeschossenen, damals nicht eben kräftigen Jüngling der Dienst eine längere Krankheit zuzog, infolge deren er noch vor Ablauf des Jahres dem Civilstande zurückgegeben ward. Wie er sich aber körperlich bald erholte, sodaß er hernach bis in höhere Jahre hinauf zu den gesündesten und stärksten Männergestalten zählen konnte, so gelang's ihm auch nach und nach mit seiner Berufsthätigkeit ganz wohl. Eine beträchtliche Lehrgabe bewährt er noch heut in jeder längeren mündlichen Auseinandersetzung; weitere eigene Studien machten ihn schnell mit seinem Fache gründlicher vertraut, wie er denn damals für Grimms Wörterbuch zwei ältere Dramatiker, Ayrer und Rebhuhn, durchsuchte. Was ihn trotzdem im stillen vom akademischen Lebenswege mehr und mehr ablenkte, waren innere Gründe. Daß er nicht zum eigentlichen Sprachforscher geboren sei, der an der Naturform des Wortes um ihrer selbst willen seine Lust hat, konnte ihm nicht verborgen bleiben; aber auch die bloße Literaturgeschichte befriedigte ihn nicht auf die Dauer, unzweifelhaft gerade weil er selbst zu poetischer Production angelegt war. Den echten Dichter kann an jener, wie den Maler an der Kunsthistorie, kaum etwas anderes reizen, als die Entwicklung der Technik im weitesten Verstande. Historisch darzustellen aber wird er diese doch erst nach eigener Reife vermögen: der junge Freytag war noch weit entfernt davon. Dagegen trieben ihn Imagination und Realismus zugleich, die beide neben einander in ihm rege waren, zur Conception einer anderen Art von Ge-

schichte. Wenn er sie Culturgeschichte nannte, so konnte dabei ein Mann wie er selbstverständlich nicht an ein Lager von historischen Galanteriewaaren denken, wie es uns gewöhnlich unter solchem Namen vorgeführt wird; ebenso wenig aber hatte er eine streng philosophische Idee im Sinne, dergleichen ihm wohl immer fremd geblieben ist. Nein, es war ein poetischer Entwurf, wenn er von einer Geschichte der deutschen Volksseele träumte, ein poetischer Entwurf und doch unleugbar von wissenschaftlicher Berechtigung: die Ausführung, die er später in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit erhalten, thut das schlagend dar. Allein in jenen Breslauer Jahren war Freytag selber wohl der Weg zu seiner möglichen Realisirung noch nicht deutlich; da begreift sich, daß Stenzel, der ausgezeichnete Repräsentant der herkömmlichen politischen Historie an der Universität, von einer Verschiebung der Fächer überhaupt nichts wissen wollte; zugleich wohl etwas akademischer Hierarch, vermochte er 1847 die Facultät, Freytag die Erlaubniß zu Vorlesungen über deutsche Culturgeschichte zu versagen. Der junge Dichter hat darauf gekränkt die Hochschule ohne Abschied verlassen.

Der junge Dichter, sagen wir; denn mittlerweile hatte er angefangen dafür zu gelten, ja anderen vielleicht entschiedener als sich selbst. Was ihn zumeist zur Poesie herausforderte, war die Breslauer Gesellschaft. Mit den Collegen hatte Freytag, von Ambrosch und einigen jüngeren abgesehen, keine Verbindung; auch die Beziehung zu Hoffmann, der nach und nach prononcirter Politiker und dann seines Amts enthoben ward, war gelockert. Desto fröhlicher erging er sich in den lebenslustigen Kreisen der Stadt. Damals ward er der Gastfreund des Hauses Molinari, das unter der Romanfirma T. O. Schröter seither jedem Deutschen so wohlbekannt geworden. Dort ward ihm nun auch Handel und Wandel von der ernsten wie der heiteren Seite merkwürdig und zwar, da er jetzt überhaupt klarer sah, noch durchsichtiger, als einst die Landwirthschaft. Aber es galt nicht bloß für die Zukunft zu sammeln, man gab sich harmlos und empfänglich dem Genusse der Gegenwart hin. In Breslau, das in jenen Tagen noch mehr als heute die selbständige Bedeutung der socialen Hauptstadt einer großen Provinz besaß, war und ist man geübt, nach sanguinischer Schlesierweise dem Augenblick sein vergnügtestes Lächeln abzugewinnen. Da fließen Trunk und Trinkspruch um die Wette; und wenn nach alter guter Handwerkstradition von so und so viel Dichterschulen jedermann schlechte Verse machen und ertragen kann, so ist man doch auch aufgelegt, gute zu hören, und im Stande, wirklich poetische Einfälle zu würdigen. Da war nun Dr. Freytag an der rechten Stelle; ein hochgewachsener junger Mann mit langem blonden Haar, fest beim Glase Wein wie im Tanze, ritterlich artig und sinnvoll scherzhaft, unternehmend und sogar, was der rührenden Schlichtheit seines späteren äußeren Bezeigens gegenüber betont werden

muß, elegant; wenigstens behauptet die geschwätzige Breslauer Fama, daß er selbst aufs Katheder, das er im Anfang mitunter in der Dienstjacke des Einjährigen betreten mußte, nachher gern in Glacéhandschuhen von herausfordernder Helligkeit und Farbe gestiegen sei. Vor allem aber: er stand seinen Mann im Gelegenheitsgedicht bei Polterabenden, Geburtstagen von höherer Bedeutung, Maskenbällen, lebenden Bildern, Zweckessen u. dgl. m. Proben davon sind neben „Bildern aus dem Volke" und einer Anzahl von Trinkpoemen in einer Gedichtsammlung zu lesen, die, Theodor Molinari gewidmet, 1845 unter dem Titel „In Breslau" erschienen ist. Das ganze Büchlein zeigt recht deutlich, daß Freytag kein Lyriker ist. Sein Empfinden rein subjectiv auszusprechen, war ihm niemals Bedürfniß; solch lyrisches Bestreben, so hoch er es, nicht etwa bloß bei Goethe oder Heine, sondern selbst bei Geibel zu schätzen wußte, stellte sich ihm, wo er es an Geringeren beobachtete, leicht in einem fast komischen Lichte dar, wovon sein Bellmaus ergötzlich Zeugniß ablegt. Daher erscheint, was in seinen eigenen Gedichten an Lyrik anstreift, ziemlich nüchtern und matt. Auch den halblyrischen Apparat der älteren Romantiker von der zarten Linie, unter denen er für Tieck lange individuelle Vorliebe hatte, die beseelte und personificirte Natur, das Elfenwesen und Blumenspiel, braucht er nur äußerlich als Requisit der Mode; in seine Romane hat er später diese phantastische Halbwelt ebenfalls nur komisch hereinspuken lassen. Näher ist er mit Herz und Mund in jenen „Bildern aus dem Volke" von 1838—41 dem Tone der jungdeutschen Romantiker gekommen; besonders an Freiligrath, auch wohl an Grün erinnern einige dieser aufgeregten Romanzen und Balladen, in denen mancher Zug charakteristisch gelungen, mancher aber auch häßlich ausgefallen ist. Als Metrum verwendet er mit Vorliebe einen freier beweglichen, augenscheinlich schon durch Uhland geschmeidigten Nibelungenvers. Kurz und gut, es sind das doch nur poetische Schularbeiten im höchsten Sinne, Beweise, daß er mit der Entwicklung der deutschen Dichtung seit Goethe, worüber er auch einmal eine Reihe öffentlicher Vorträge hielt, nicht unbekannt geblieben; interessant daran aber ist vornehmlich das auch hier vielfach durchblickende wahre Talent, das stets zu dramatischer Gestaltung, Gegensatz der Charaktere, dialogischer Führung hindrängt. Solcher Begabung aber war doch selbst der enge Bezirk der Ballade eher hinderlich; wie gut daher, daß Freytag sie inzwischen auch auf ihrem eigentlichen Felde öffentlich zu üben begonnen!

Schon 1841 trat er mit dem ersten Stück ans Licht, einem fünfactigen Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen", das, in Berlin preisgekrönt, auf einigen Theatern gegeben ward; in Breslau half der Dichter selbst beim Einstudieren. Dauernden Erfolg konnte das Stück erklärlicherweise nirgend erringen; denn trotz seiner doppelten Handlung —

Max von Habsburg und sein Hofnarr erwerben sich beide die Braut — ist es doch nur eine hübsch dramatisirte Geschichte, hierdurch wie im gesunden nationalen Sinn und knappen Ausdruck etwas an Götz von Berlichingen anklingend, während Kunzens mehr lustiger als witziger Humor natürlich bisweilen an seine Berufsgenossen bei Shakespeare gemahnt. Die Hauptsache war, daß Freytag durch das Schicksal seines Stückes zum Nachsinnen darüber bewogen ward, was ihm zum Dramatiker noch fehlen möchte. Nun hatten fast zur selben Zeit — es war bis 1848 die hoffnungsvollste des neueren deutschen Theaters — Gutzkow und Laube ihr Talent der Bühne zugewandt, beide durch Scribe und Genossen geleitet. In richtiger Erkenntniß, welch ein Vortheil von dieser Seite zu erwarten sei, begann darauf auch unser Freund ernsthaft französische Werke zu studieren, aus ihnen Scenenbau, Arrangement und dramatische Sprache zu lernen. Verkehr mit Schauspielern that das übrige; vorzüglich August Wohlbrück, Komiker und Charakterdarsteller, wußte praktisch klar zu machen, was in den Kreis des mimisch Wirksamen falle oder nicht. Auch Holtei's Anwesenheit, den Freytag als guten Gesellschafter und liebenswürdigen Gentleman schätzen lernte, bot Gewinn an theatralischer Erfahrung. Dennoch kam zunächst nur ein Fragment zustande, „der Gelehrte", als Trauerspiel in einem Act 1844 in Jamben geschrieben. Es wird jedermann unbefriedigt lassen, der nicht weiß, daß diesem ersten Acte noch zwei andere folgen sollten, und daß der vorläufig theils aus Grundsatz, theils aus Mißmuth „ins Volk gegangene" Gelehrte zuguterletzt als Steinmetzmeister mit der Baronin, die ihn vor der Hand zugunsten eines adligen Vetters stehen läßt, nachdem auch sie nun ihrerseits durch den Vetter depossedirt worden, sich glücklich wieder vereinigen sollte. Was vorliegt, ist somit nur eine Studie, formell von Interesse wegen der darin zuerst erprobten scenischen Ökonomie, materiell insofern, als man aus dem Inhalt ersieht, wie doch auch die socialen Probleme, mit denen sich die jungdeutsche, auch in der Weltanschauung bekanntlich recht französische Schule herumschlug, nicht ohne Einfluß auf Freytags Denken blieben. Zwei Jahr später, 1846, erblickte die Valentine das Licht der Welt und zwar sofort auch das der Bretter; denn sie war nun wirklich nach damaligem Theaterbrauch völlig bühnengerecht, ganz wie sie aus der Feder kam. Und so wandelt sie denn auch noch heute nicht selten durch unsere Häuser dank ihren technischen Anlagen, gern gespielt und nicht ungern gesehen; denn bei unserem noch immer vorwiegend an französisch zubereitete Bühnenkost gewöhnten Publicum kann auch die pointirte Art, in der hier eine pikante Frage der höheren Socialmoral behandelt wird, schwerlich Anstoß erregen.

Der Erfolg des Stückes erleichterte Freytag von positiver Seite her den Entschluß, der Universität den Rücken zu kehren; er gedachte nun ganz dem Dienste des Theaters zu leben. Um sich in der Kenntniß der

Scenirung zu befestigen, brachte er schon im Winter 1846 ein paar Monate heiteren und anregenden Künstlerlebens in Leipzig zu, wo gerade unter Schmidt und Marr ein gutes Ensemble geschaffen war; der letztere nebst seinen Kunstgenossen Bertha Unzelmann und Wagner, sowie Laube's bildeten seinen täglichen Umgang. Dann brach er sein Zelt in der schlesischen Heimath für immer ab und siedelte 1847 nach Dresden über, wo er im Spätherbst eine liebe Landsmännin freite, die in erster Ehe mit einem Grafen Dyhrn vermählt gewesen. Recht im Zusammenhang mit dieser Consolidirung seines eigenen häuslichen Daseins steht der Geist des eben damals geschriebenen Schauspiels Graf Waldemar, das in seiner Fabel den Übergang aus dem genialen und dissoluten Wesen im jungdeutschen Geschmack zur einfach sittlichen Grundlage wahrhaft deutschbürgerlichen Lebens darstellt. Obwohl der Schluß, wie der Dichter selber urtheilt, nicht völlig zufriedenstellt, wenigstens der Novelle besser anstünde als dem Drama, behauptete sich das wiederum durchaus spielgerechte Stück, das bei den Aufführungen kaum einen Strich erforderte, siegreich auf der Bühne, und der Autor gewann die frohe Überzeugung, daß er auf dem Theater festen Fuß gefaßt habe. Im frischesten Alter, angehender Dreißiger, in bescheidener aber unabhängiger Lage, an einem schönen Wohnsitz, der dem Auge so viel ästhetische Nahrung zuführt und damals auch den Geist nicht leer ausgehen ließ, in Berührung mit Tieck, im Gedankenaustausch mit Eduard Devrient, Ruge, Fröbel, schien sich Freytag in die gerade Bahn seiner Bestimmung eingetreten. Jahr für Jahr traute er sich jetzt zu ein gleich gutes, ja besseres Stück zu schreiben; und niemand, der erwägt, wie gewissenhaft er seine Kunst erlernt, eine wie sichere Hand er zuletzt bewiesen hatte, darf diese Zuversicht eitel oder leichtsinnig schelten. Denkt man sich unser Theater so fortblühen, wie es damals wirklich anhob, unseren Dichter ungestört in seinem stillen und edlen Beruf, so hätten wir also in der That vielleicht schon heut in unseren Handbüchern einen echten und rechten modernen Dramatiker von Fach zu verzeichnen, einen deutschen Scribe, wahrscheinlich aber von erheblich höherem geistigen Gehalt, denn irgendwie und -wann wären die Anschauungen und Ideen, die er früher in Leben und Wissenschaft geerntet, wohl auch dann auf den Markt gekommen. Man mag bedauern, daß es so nicht hat werden sollen, und doch müssen wir zugeben, daß es am Ende weit besser hinausgeführt worden. Statt eines tüchtigen Dramatikers hat Deutschland einen großen Schriftsteller, für eine stattliche Figur in der Geschichte seiner Dichtung eine denkwürdige Gestalt in seiner allgemeinen Literarhistorie eingetauscht.

Früher sprach man alle Augenblicke von vor- oder nachmärzlich; uns, die wir neue Epochen haben hereinbrechen sehen, fällt es schwer, uns den ungeheuren Umsturz klar vorzustellen, den das Jahr 1848, weit minder in den deutschen Dingen selbst, als vielmehr in Gemüth und Gedanken der

damaligen Generation vollbrachte. Freytag ist erst dadurch Freytag geworden. Um Politik hatte er sich schon zuvor gekümmert, einiges wenige darüber in Zeitungen geschrieben; liberal dachte er selbstverständlich als deutscher Jüngling nach 1830, junger Mann nach 1840, zumal durchaus im Bürgerthum wurzelnd, das nun plötzlich froh zu Worte, ja allzuplötzlich, durch sich selber überrascht, zur That kam. Hierin, in Doctrin und Sympathie, brauchte er nichts hinzuzulernen, und doch ging ihm, mit einem Schlage fast, im Innern eine neue Welt auf. Mit den Realitäten des arbeitsamen Privatlebens in Stadt und Land war er liebevoll vertraut geworden; die größte Realität, die wir besitzen, die des öffentlichen Daseins, den Staat, hatte er bisher nur so hingenommen, nicht eigentlich gekannt, nicht durchempfunden. Als Kind Schlesiens, wo man allein Friedrich den Großen wirklich liebt, in der Wiege noch angestrahlt vom Abendroth der Freiheitskriege, war er natürlich naiv Preuße gewesen; jetzt aber ward er es sentimental: die Sorge, ja die Angst um seinen Heimathstaat ließ ihn sofort in diesem den unentbehrlichen Halt des künftigen Deutschlands erkennen; über Nacht gleichsam war er zum bewußten Nationalpolitiker geworden. Zur berufsmäßigen politischen Action freilich fühlte er keinen Trieb; das erwiderte er Laube, der ihn im Gasthof zu Leipzig aufforderte, sich für Frankfurt wählen zu lassen; aber er fügte sogleich hinzu, daß nicht am Main, sondern in Berlin die Entscheidung liege. Kurz darauf saß er mit Julian Schmidt zusammen, den er durch Ruge kennen gelernt, in traurigem Gespräch über das Schicksal des armen alten Preußens. Sie standen auf mit dem Beschluß, den Antheil Kuranda's an den Grenzboten zu kaufen und diese in eine Wochenschrift umzuschaffen für Preußens Recht und Politik und zugleich für ein neues Wesen in Poesie und Kunst, für Abkehr von der Romantik, die auch als jungdeutsche trotz allem Spiel mit socialen und politischen Ideen nur im Leeren und Gegenstandslosen sich ergangen und so in Wahrheit nur von sich und für sich gesungen hatte.

Seit dem 1. Juli 1848 zeichneten die neuen Redacteure. Ihr Unternehmen war mißlich, weil die vielgelesene Wochenschrift fast ganz auf den österreichischen Abonnenten ruhte, welche nun bei der veränderten Tendenz schwerlich zu behaupten waren. Freytags erster Aufsatz beschäftigte sich deshalb noch speciell mit Österreichs Zukunft; er ertheilte diesem den freundlichen Rath, Italien fahren zu lassen, das unentbehrliche Bosnien in Besitz zu nehmen und sich eine Verfassung zu geben, die es ermögliche, die ungeschlachten Völker des unteren Donauthals schließlich in einen großen Bundesstaat zu sammeln. Man sieht, mit welchem Tact er sich im Nu auf einem ihm bisher ganz fremden Terrain zu orientiren wußte. Der zweite Artikel richtete seine Spitze gegen die polnische Wirthschaft in Posen; hier schrieb er aus alter und befestigter Erfahrung. Im Herbst des

stürmischen Jahres schlug er dann seinen Wohnsitz in Leipzig auf und ist dort im ganzen etwa ein Vierteljahrhundert lang journalistisch thätig gewesen. Zuerst gab es schwierige, arbeitsvolle Zeit; die alten Abonnenten verloren sich, wie vorausgesehen war, langsam kamen die neuen. Aber das Blatt erwarb sich alsbald Achtung, weil es nach beiden Seiten, der politischen wie der literarischen, Charakter zeigte, dem es in trüben und hellen Tagen des Vaterlandes und des Schriftthums treu blieb. Und worin bestand seine Individualität? Nicht im politischen Bekenntniß an sich, das ja so vieler Männer Gemeingut war, noch in der ästhetischen Theorie, auf die wenigstens unklar allenthalben der Zeitgeschmack zusteuerte; sondern hier wie da in sittlicher Disciplin, im unermüdlichen Hinweis aufs Ehrbare, Echte, Solide, das nur der verschrobene Kopf oder das verwahrloste Herz in Widerspruch wähnt mit Freiheit, Kühnheit, Genialität im Staatsleben und geistigen Schaffen. Als Journalist ist so Freytag insbesondere seinen lieben Deutschen ein wackerer Prediger der bürgerlichen politischen Moral geworden, wie nach ihm Heinrich v. Treitschke ebenso der ritterlichen, jener demgemäß auch im äußeren Auftreten schlichter, bescheidener, unpersönlicher, und doch vollkommen so tapfer, wo es galt; die berühmte Bitte von 1871 an unser Heer wider das „Retten und Rollen" hätte kein anderer so auszusprechen gewagt; von keinem anderen aber hätte sie auch unser Volk in Waffen so ruhig aufgenommen und beherzigt, als von seinem altgewohnten journalistischen Seelsorger.

Tritt in solchem Inhalt seiner Zeitschriftstellerei der reine und tiefe sittliche Gehalt von Freytags eigenem männlichen Wesen zutage, angestammt vom deutschen Bauern-, Bürger- und Beamtenblut der Ahnen und des Vaters, in ihm selber früher verdeckt, hervorgerufen jetzt und gezüchtet vom Ernst der Zeit, bald erfolgreich wirksam, weil typisch national, — so kamen unserem Freunde für Form und Methode, für den ganzen Betrieb seines Geschäfts noch andere Momente seines Wesens und seiner Entwicklung trefflich zustatten: munteres schlesisches Temperament, gesellige Gewandtheit und Anmuth des Betragens, rühriges Denken und gebildetes Wissen, endlich List und Kunst des Dramatikers im Einleiten und Durchführen, im Übertragen von Rollen und Einrichten von Scenen. Daß er selbst in dieser Hinsicht, soweit das im einförmigen Mühlgeräusch der wirklichen Tage, Wochen und Jahre möglich ist, ein Konrad Bolz gewesen als Redacteur und Mensch, an Gemüth und guter Laune, das hat niemand besser erfahren als die neben oder unter ihm arbeitenden Genossen, vor allen Julian Schmidt, der seit 1851, wo Freytag seinen Landsitz erstand, das Redactionsjahr mit ihm nach Sommer und Winter theilte; darauf, besonders nachdem Schmidt nach Berlin geladen worden, der kürzlich als geheimer Indiscretär des Reichskanzlers vielberufene Moritz Busch; seit 1866 als Miteigenthümer der Grenzboten Max Jordan, später Director

der Berliner Nationalgallerie; der livländische Publicist und Hamburger Redacteur Julius Eckardt und der Schreiber dieser Zeilen. Von anderen Helfern stand Freytag persönlich am nächsten der wunderlich liebenswürdige Jakob Kaufmann, der indeß von 1850—66 an Max Schlesingers Seite in London wirkte und dann brustkrank zurückgekehrt als Gast und Pflegling unseres Dichters 1871 ein stilles Ende fand. — Mittlerweile hatte sich dieser von den grünen Blättern scheiden müssen. Der Verleger, durch einen kirchlich freisinnigen Artikel aus seiner sonstigen Gleichgültigkeit aufgeschreckt, erstand Ende 1870 vertragsmäßig den Eigenthumsantheil Freytags und Jordans meistbietend für sich und übertrug die Redaction der Grenzboten an Hans Blum. Doch ward unserem Freunde ein gewisser Ersatz geboten, indem ihn Salomon Hirzel bei seiner eben gegründeten Wochenschrift „Im neuen Reich" zum Pathen lud, für deren Gedeihen er eine Weile mit Rath und That lebendig bemüht war. Wenn er sich indessen von 1872 an allmählich von journalistischer Thätigkeit gänzlich zurückzog, so sind dafür verschiedene Gründe bestimmend gewesen: häusliche Sorge, zunehmende Jahre, die große Arbeit an den Ahnen, im tiefsten Kern wohl aber auch die Empfindung, daß in unserem öffentlichen Leben jetzt Kräfte den Ausschlag geben, die durch eine unabhängige Presse von altfränkischer politischer Moral vielleicht gekreuzt und gereizt, jedoch nicht gefördert oder gar gelenkt werden können.

So hoch man indeß auch den Werth von Freytags journalistischer Thätigkeit anschlagen mag, ihre beste und angenehmste Frucht bleibt immer das Lustspiel von 1853, dem sie Dasein und Namen verliehen hat. Warum die Journalisten sogar schlechthin die vollkommenste Leistung seiner Feder sind, ist nicht schwer zu erkennen. Noch war er dabei, nach kurzer Pause, der sauer erworbenen Lieblingskunst durchaus Meister; allein wenn so in der Form das neue den älteren Dramen nicht im geringsten nachsteht, wiegt es an Inhalt dutzende von Waldemars und Valentinen reichlich auf. Denn es ruht in allem Speciellen und Äußeren auf selbsterlebter und daher nicht bloß angeschauter, sondern durchschauter Wirklichkeit; es stellt endlich in seiner allgemeinen Bedeutung ein Mittelstück nationalen Lebens der Gegenwart und Zukunft dar: deutsches politisches Parteiwesen in seinen rein menschlichen, ethischen und poetischen Grundzügen, ernsthaft und komisch genommen. So trifft hier eben eine Summe von Bedingungen günstig zusammen; technische Fertigkeit, individuelle Erfahrung, Scharfblick für das zeitgemäß Interessante und Fähigkeit, dies in eine gemeingültige Sphäre zu erheben, die ihm Dauer verheißt, haben sich verbunden, um dies Lustspiel an die Spitze der Werke seines Autors und damit wohl auch in die vorderste Reihe aller literarischen Schöpfungen unserer nachclassischen Periode zu stellen. Wir sind weit entfernt, zu Vergleichen aufzufordern; wir begnügen uns vielmehr, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die Journalisten, die an ihrer Person wie an ihrem Costüm scharf

ausgeprägt den Stempel von 1853 tragen, weder dem Leser, noch dem Hörer, noch dem Schauspieler von 1879 irgendwelchen Eindruck der Unzulänglichkeit zu hinterlassen pflegen. Das bürgt leider noch keineswegs für Unsterblichkeit, aber es zeugt von einem recht ungewöhnlichen Maß von Gediegenheit und Vollendung.

Leipzig herabzusetzen, könnte man sich nur versucht fühlen, weil es selber als ein Centrum unserer Unterhaltungspresse, namentlich der illustrirten, seine hohen Vorzüge noch über Gebühr oder wenigstens unverhältnißmäßig oft in Wort und Bild dem auswärtigen Deutschen zu Gemüthe führt. In Wahrheit vereinigt die wackere Stadt Kopf, Herz und Hand in seltener Weise; Handel und Gewerbe stehen mit Forschung und Gelahrtheit durch die breite Brücke wissenschaftlich gesinnter Verleger und erwerbsbeflissener Literaten in bequemster, beiden Theilen ersprießlicher Verbindung; tüchtiger städtischer Gemeingeist umfaßt, lebhaftes Nationalgefühl überwölbt das Ganze. Von den Künsten hat sich freilich einzig die Musik festes Bürgerrecht erworben, die anderen erscheinen nur ab und zu, gleichsam als Meßfremde an der Pleiße. Da Gustav Freytag zur Tonkunst kein inneres Verhältniß hat, vom Theater, dessen Haltung und Bedeutung vielerlei localen Schwankungen unterworfen war, als fleißiger politischer Journalist mehr und mehr sich entfernte, dagegen des Umgangs gleichdenkender Männer von geistiger Bedeutung dringend bedurfte, so gerieth er in Leipzig von selbst in wissenschaftliche Kreise, in denen sich jener glücklichen Sitte des Orts entsprechend zugleich die engeren politischen Freunde vom Geschäft und der Verwaltung ebenbürtig bewegten. Voran standen die drei großen, leider bald verbannten Philologen, Haupt, Jahn und Mommsen, von denen der erste durch die Wucht seiner männlich edlen Persönlichkeit wie durch die Fülle und Schärfe seines Wissens, vorzüglich auf dem germanistischen Gebiet, unserem Dichter am werthesten ward. Von ihm ging die erste Ermunterung zu Soll und Haben aus, von ihm eine, freilich nur zufällige Anregung zur Fabel von der verlorenen Handschrift, deren Held, wie Freytag selbst einräumt, wenigstens entfernte Ähnlichkeit mit den Charakterzügen des Freundes verräth; Haupts stiller Kennerbeifall galt dem Autor der Ahnen bei den ersten Bänden stets für die liebste Kritik. An die Philologen reihen sich nicht unwürdig die Buchhändler: Freytags eigener Verleger, Salomon Hirzel, dessen großartiger literarhistorischer Bildung jeder Nahestehende Förderung verdankte, wenn er auch in seinem Goetheburst dem modernen Dichter bisweilen übers Maß zu gehen schien; neben ihm der kunstsinnige Dr. Härtel. Bürgermeister Stephani, Bankdirector Wachsmuth, die Fabrikanten Schunck und Cichorius, Generalconsul Crowe, der Historiker der Malerei, eine Zeitlang der noch jugendliche Treitschke und seit 1865 der von Wien eintretende Physiolog Karl Ludwig vollendeten den Ring der nicht journalistischen Vertrauten. In ihm ist Freytag so

innig wohl ums Herz geworden, wie dem Poeten selten vergönnt wird unter Mitmenschen, die ohne Rücksicht auf ihn die Erde ideell und materiell getheilt haben. Aber dieser Dichter war auch kein olympischer Fremdling in solcher Umgebung; im Gegentheil, wie er Geist und Lebenslust ausgab, so nahm er auch Entgelt in gleicher Münze. In dieser Leipziger Luft gewann er erneute Fühlung, dauernder als einst in Breslau, mit den beiden Seiten bürgerlicher Arbeit, der gütererzeugenden und der anderen, der es verliehen ward, unvergängliche Werthe zu schaffen. Und wenn so die Gegenstände seiner modernen Romane seiner Seele greifbar nahegebracht wurden, so ward auch der subjective Drang zu eigener wissenschaftlicher Forschung mächtig in ihm aufgeweckt. Auch der Historiker Freytag, der Autor der Bilder aus der deutschen Vergangenheit und damit indirect wieder der Dichter der Ahnen ist erst in der gastlichen Kursachsenstadt auf seine Höhe gekommen. Doch war es für die stille Sammlung der also erregten Geister, für das entscheidende Gespräch mit den umworbenen Musen gut, daß er sie alljährlich ungestört auf freiem Landsitz empfangen und hegen durfte.

Schon 1851 hatte Freytag Landhaus und Garten zu Siebleben dicht bei Gotha gekauft. Auch die Dörfer haben in Deutschland bisweilen literaturhistorische Erinnerungen. Auf dem Kirchhof zu Siebleben ruht Friedrich Melchior Grimm, der deutschgeborene Freund der Pariser Encyklopädisten, der seine Lebensaufgabe darin sah, als französischer Journalist über französische Literatur zu berichten; die Revolution warf ihn ins Vaterland zurück, wo er verkümmert starb, ein entfremdeter Schiffbrüchiger auf heimischer Düne; der wirklich deutsche Journalist hat ihm den verwitterten Grabstein wiederhergestellt. Das Häuschen selbst aber, in dem jetzt Freytag übersommert, gehörte in jenen Tagen dem Minister v. Frankenberg und hieß bei dessen Weimarer Freunden, die gern dort einsprachen, bei Goethe, Voigt und Karl August, „die gute Schmiede“. Da sind nun durchglüht, zurechtgezwickt und hart gehämmert die Journalisten und die Fabier, Soll und Haben, die verlorene Handschrift und die lange Kette der Ahnen, zu der das Schlußglied noch im Feuer steckt. Das Haus ist einfach, aber ländlich behaglich, gegen die Dorfstraße zu — den alten Frachtweg nach Erfurt — von geborstenen Linden flankirt; auf der Rückseite steigen Rasen und Blumen an, von stattlichen Bäumen umrahmt, die, wo sie droben zusammentreten, doch noch einen Eckblick freilassen beim Seeberg vorüber auf die dunkle Höhe des fernen Inselsberges. Dazwischen mag man den Dichter an hellen Tagen umherwandeln sehen, scheinbar mit Gärtnersorgen beschwert, in der That aber langsam über dem poetischen Plane brütend, der dann schnell zur Ausführung kommt. Was zuerst in der Erfindung fertig ist, diese oder jene Partie, nicht nach der inneren Reihenfolge, wird dictirt; ehedem der Gemahlin, hernach einem Schrift-

gelehrten des Dorfes, dem freilich Montags häufig die zitternde Hand den Dienst versagt. Freies Dictat, das jedoch natürlich stets sorgsam überarbeitet wird, sind ursprünglich selbst von den Jamben der Fabier ganze Seiten. Die Ahnen haben Freytag öfters bis in den Winter in Siebleben festgehalten; doch griff ihn dann das rauhe Klima an und er mußte mehrmals in Wiesbaden Erholung suchen, einmal selbst in Italien, wo ihn nach seiner Weise das Volksleben gemüthlicher ansprach, als die Kunst.

Auch Gotha bot übrigens neben den Naturfreuden menschlichen Gewinn. Die Journalisten gaben Anlaß zur persönlichen Bekanntschaft mit Herzog Ernst, woraus ein festes Verhältniß erwuchs, in welchem Herzog und Herzogin sich unwandelbar gütig und freundlich bezeigten. Der freisinnige Fürst fand sogar rasch Gelegenheit, dem neuen Sommergaste seines Landes heilsamen Schutz zu gewähren. 1854 war Freytag eine die würdelose Russenfreundschaft der Berliner Politik enthüllende Notiz zugesandt worden, die er dem Redacteur der liberalen autographirten Correspondenz in Leipzig überließ. Die Notiz erschien und regte dermaßen auf, daß in Berlin eine Untersuchung eingeleitet, und während diese noch lahm und mit bösem Gewissen sich fortschleppte, gegen Freytag ein geheimer Verhaftsbefehl in sonderbar ungeschickter Gestalt erlassen ward. Unser Freund davor gewarnt, sah auch in Gotha, solange er noch preußischer Unterthan war, unvermeidlicher Auslieferung entgegen. Eben da aber half der Herzog bereitwilligst aus und bewahrte den Dichter, den er in seinen Dienst nahm, vor der Hausvogtei um den Preis eines niemals drückend gewordenen Vorleseramts und des unumgänglichen Hofrathstitels. Durch Herzog Ernst ist Freytag seiner Zeit in Koburg dem preußischen Kronprinzenpaare vorgestellt worden. In Gotha selbst jedoch gewann er noch Sammer und die Familie v. Holtzendorff zu Freunden; vor allen aber Karl Mathy, dessen vielgeprüfte starke Seele ihm den wärmsten Antheil der Bewunderung und Liebe abzwang. Wir danken dieser späten, aber festen Männerverbindung eine der schönsten in deutscher Sprache verfaßten Biographien, die er 1870 „der Freund dem Freunde, ein Journalist dem anderen, der Preuße dankbar dem Badenser" übers Grab widmete. Das Buch hat, insofern es die Entwicklung eines groß angelegten Süddeutschen in der Periode unseres nationalpolitischen Werdens schildert, typischen Werth und ist, wenn uns die Wahl auferlegt würde, rein stilistisch betrachtet, unseres Dafürhaltens die am meisten ausgezeichnete der Prosaschriften unseres Dichters, ohne Frage wohl die, in der sich Natur und Kunst, Simplicität und Bedeutung am innigsten durchdringen.

Soll man die glücklichsten Jahre nennen, die Freytag beschieden worden, so waren es ohne Zweifel die von 1851—67, wo er das Doppelleben in Stadt und Land, in Außen- und Binnenwelt in vollen Zügen aufnehmend und schaffend genoß und noch kein herbes Weh sein Herz in

Haus und Freundschaft heimgesucht hatte. Da sind denn auch in stattlicher Reihe seine centralen Werke hervorgegangen, Soll und Haben und die verlorene Handschrift 1855 und 64, die Fabier und die Technik des Dramas 1859 und 63, endlich die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, nach und nach 1859—66 entstanden. Zur Romanschriftstellerei gab, wie gesagt, ein Wunsch Haupts dem Dichter den äußeren Anstoß, innerlich jedoch ist sie, wie sie nun ward, nicht denkbar ohne den mächtigen Einfluß von Charles Dickens, insbesondere seines Copperfield. Daß Soll und Haben an diesen in mancher Linie des Grundrisses erinnert, ist dabei nicht die Hauptsache; ganz generell vielmehr läßt sich sagen, daß der moderne deutsche realistisch-humoristische Roman, selbst in seinem größten, dem Engländer congenialen Vertreter Fritz Reuter, auf jenen zurückdeutet und durch ihn genealogisch mit den britischen Humoristen des 18. Jahrhunderts zusammenhängt. Daß Freytag eine starke humoristische Ader besaß, hat er zuvor in den Journalisten auch literarisch bewiesen, ein prächtiges Erzählertalent sodann gewiß schon längst vorher im täglichen Leben absichtslos geübt; nicht minder trug er von Jugend auf Hochachtung vor dem realen Leben sogar in seiner Durchschnittserscheinung, lebhaftes Verlangen, es in seiner Mannigfaltigkeit zu begreifen, in sich. Zur Combination dieser Kräfte jedoch, zur bewußten Leitung und Durchführung ihres Spiels vermochte nun nichts dringender aufzufordern, als der Anblick eines so hinreißenden praktischen Vorgangs, zumal der urverwandte echt germanische Zug in Dickens' Weltanschauung gerade den Deutschen mit geheimnißvoller Gewalt ergreifen mußte. Es gelang Freytag, in Soll und Haben mit wunderbarem Tact ein Lieblingsbuch der Zeitgenossen zu schreiben, die breite Grundlage seiner andauernden Popularität, das meistgelesene seiner Werke, das noch jetzt Jahr für Jahr in gleicher, wir wollen hier nicht prahlen, wie hoher Anzahl von Exemplaren regelmäßig nach Deutsch-Amerika wandert und wohl auch andershin über Meer, wo irgend der deutsche Kaufmann selber mit der heimischen Sprache noch heimisches Gefühl für sittliches Soll und Haben bewahrt hat. Daß es an psychologischer Macht an Boz und Reuter nicht hinanreicht, daß namentlich an tragischen Tönen unser Dichter ärmer ist als jene beiden nordischeren Gestalten, thut der mittleren Sicherheit, wenn man so statistisch reden darf, seiner Wirkung keinen Eintrag; während dieselbe umgekehrt durch die Abglättung aller Ecken und Zacken englischer Empfindung und Schilderung, durch die schöne Harmonie in Composition und Vortrag — und hierin hat gewiß der geschulte Dramatiker dem Epiker hülfreichen Beistand geleistet — bei Freytag noch um ein beträchtliches erhöht wird. In letzterer Hinsicht steht die verlorene Handschrift ihrem Vorgänger entschieden nach, sie ist überhaupt etwas ungleich ausgefallen in der Vollendung ihrer Elemente: idyllische Partien von reinster Schönheit wechseln mit anderen — wir denken an den

cäsarenwahnsinnigen Duodezfürsten, den Tiberius in der Westentasche —, deren Überzeugungskraft nur auf höchst complicirten Voraussetzungen ruht; der feinste Humor läuft zuweilen in künstliche Spitzen aus, während sich nach dem dicken Ende zu das Drollige dann und wann zum Lächerlichen vergröbert. Trotz alledem bleibt es ein herrliches Buch, interessant auch, weil es — erklärlich aus der Natur des Hauptthemas — die subjective Originalität des Dichters deutlicher bloßlegt, und wird, solange die deutsche Nation zugleich die der deutschen Professoren ist, welche sich mit der Poesie ihres Berufs über die Prosa ihrer Person trösten müssen, als vielbeliebte Lectüre sich aufrecht erhalten.

Steht das tragische Moment, wie erwähnt, in diesen älteren Romanen unseres Freundes zurück, so war er auch bei seinen theatralischen Bemühungen lange dem Trauerspiel selbst aus dem Wege gegangen. Nichtsdestoweniger trug ihm dann der erste Wurf nach diesem Ziele den warmen Beifall ernster Kenner ein. Die Fabier verdienten diesen Lohn durch classische Strenge in Anlage und Ausführung, wie durch vornehmen Geist von geschichtlicher und poetischer Würde. Vielleicht aus diesen Gründen gerade haben sie jedoch ungeachtet ihres Reichthums an Handlung und trotz entschiedener Bühnenfähigkeit sich keinen festen Halt auf den Brettern zu erringen vermocht. Der Verfall unserer stilvollen Schauspielkunst Hand in Hand mit der theils opern-, theils possenhaften Wendung im Geschmack unseres Publicums haben ja der deutschen Tragödie überhaupt seit drei Jahrzehnten das Leben schwer gemacht; die Fabier mögen deshalb mit manchen wackeren Genossen, vornehmlich des gleichen römischen Zeichens, in der Zurückgezogenheit stiller Lectüre der Wiederkehr besserer Tage für unsere tragische Bühne harren. Vorläufig erfreuen wir uns desto mehr des Nebenproductes, das die Arbeit an ihnen dem Autor wie der Lesewelt abgeworfen; wir meinen die Technik des Dramas, das kleine, dem greisen Freunde Wolf Grafen Baudissin gewidmete Lehrbuch, in welchem Freytag eine Theorie der tragischen Dichtung entwickelt, die er nicht etwa speculativ aus ästhetischen Grundsätzen herausgesponnen, sondern rein inductiv von scharfsinnigen literaturhistorischen Beobachtungen abgezogen hat. Es ist ein hochverdienstliches Werk, nicht sowohl als eine Art Baedeker für die dramatischen Gipfel des Parnasses, die dem geborenen Ersteiger wohl auch ohne Handbuch zugänglich sind, während der dilettantische Kletterer sie auch mit ihm selten erklimmen wird, wie Freytag überdies als liebenswürdiger Rathgeber in langjähriger Correspondenz mit strebsamen Dichtern beiderlei Geschlechts bedauernd erfahren hat. Nein, es bietet diese Schrift zugleich einen echt wissenschaftlichen Beitrag zu jener künftigen Geschichte der Poesie, die sich ebenso gewiß auch mit der technischen Seite dieser Kunst befassen wird, wie die Historien der Musik und der Malerei — man denke nur an Freytags Freunde Jahn und Crowe — in unseren Tagen zu größtem

Gewinn den gleichen Weg eingeschlagen haben. Im tiefsten Grunde wird freilich die Technik aller Dichtung, als der mit dem Gedanken schaffenden Kunst, lediglich eine Species der Logik sein; doch eben deren Gesetze möchten wir denkend Genießenden gar zu gern anschaulich vor uns haben.

Reicht dies Büchlein des Mannes gewissermaßen den literarhistorischen Studien des Jünglings rückwärts die Hand, so war inzwischen auch die Stunde für die Verwirklichung der frühen culturgeschichtlichen Entwürfe glücklich gekommen. Seit Ende der funfziger Jahre erschienen in den Grenzboten einzelne Artikel, in denen Freytag kritisch erwogene und geschmackvoll zugerichtete Mittheilungen aus älteren biographischen Aufzeichnungen, Proben der naiven Memoirenliteratur unseres Volkes, zum besten gab. Bald schoß ihm der Gedanke auf, sie unter jenem höheren Gesichtspunkt einer Geschichte der deutschen Volksseele, die Lücken ausfüllend, an einander zu reihen; aus mehreren gedruckten Sammlungen erwuchsen so allmählich die fünf Bände Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Der bescheidene Titel, die anspruchslose Popularität der Behandlung dürfen nicht dazu verführen, das Werk mit den zahlreichen Nachahmungen auf eine Stufe zu stellen, die uns seitdem, bald ebenfalls in größeren Bildercyklen, noch häufiger jedoch in Gestalt einzelner Journalaufsätze bis zum Überdruß begegnet sind. Zuvörderst: Freytag versäumt niemals, seine Culturbilder für sich und den Leser geistig durchzuarbeiten, das persönlich Eigenthümliche an seinen Figuren von dem Gemeingültigen des Zeitgeistes säuberlich zu trennen. Er vermag das, weil er ein wirklich begabter Historiker ist, dem Kritik, Präcision und eindringender Blick gleichermaßen zu Gebote stehen. Ferner aber: er weiß das im Detail so umsichtig behandelte Material alsbald im Dienste jener höheren Idee zum Aufbau einer zusammenhängenden Geschichte nationaler Individualentwicklung zu verwenden. Das Ergebniß, das hier zunächst rein empirisch gewonnen wird, ist zwiefach: das Steigen und Sinken der Volkskraft in erhebenden und niederdrückenden Perioden der Gesammthistorie läßt sich an den Seelen der Individuen in behutsamer Prüfung direct ermessen, und doch findet im ganzen ein unaufhaltsamer Fortgang von gemeinschaftlicher Gebundenheit allerart zur Befreiung der Besonderheit des Einzelnen im Fühlen, Denken und Wollen statt. Es liegt auf der Hand, wie über ihre geschichtliche Bedeutung hinaus an jeden dieser Sätze und noch mehr an ihre Verbindung sich ein theils philosophisches, theils poetisches Interesse knüpft; doch war Freytag in jenen Jahren noch nicht entschlossen, praktisch solche Consequenzen zu ziehen.

Die nächste Zeit brachte manche Verdüsterung über seine Tage. Das entscheidende Jahr 1866 hat er natürlich als Erfüllung seiner Wünsche für Preußen und Deutschland dankbar begrüßt. Er ließ sich von den Erfurter Liberalen bewegen, ein Mandat für den constituirenden Reichstag

anzunehmen, obwohl er sich und ihnen nicht verbarg, daß parlamentarische Volksvertretung sein Beruf nicht sei. Er ward ein treues Mitglied der neugebildeten nationalen Partei, gab jedoch bald, noch 1867, seinen Auftrag heim; hauptsächlich, weil eben damals seine Gattin erkrankte, zu achtjährigem schweren Leiden, das unserem Freund in immer stillerem Hause die gern getragene, hinterdrein fast schmerzlich entbehrte Pflicht einer täglich zunehmenden opferreichen Pflege auferlegte. Wenige Monate darauf starb auch Mathy, und Freytag zog sich ernst in Betrachtung und Erinnerung zurück, bis ihn der Krieg von 1870 in Zeit und Welt hinausrief. Der deutsche Kronprinz lud ihn ein, im Hauptquartier der dritten Armee den Feldzug zu begleiten. Er blieb beim Heere bis nach dem Einzug in Rheims, in begünstigter Stellung; erbat und erhielt jedoch dann Urlaub, weil seinem Wesen die rastlose Unthätigkeit des Schlachtenbummlers widerstrebte. Und schon trug er mit sich in die Heimath den Keim zu neuer schöpferischer Arbeit. Der Gedanke, die Bilder als Vorstudien zu einem historischen Roman zu benutzen, schon vor Jahren wiederum zuerst von Haupt hingeworfen, seit 1867 dann und wann am trüben Horizont kummervoller Tage aufgeblitzt, ward auf dem weltgeschichtlichen Zug über die Wahlstätten von Wörth und Sedan zum Entschluß. Die Ahnen sind Freytags Kriegserlebnisse; das Heldengeschlecht Ingo's trägt sein streitbares Antlitz nicht von ungefähr.

Über die Ahnen treffend zu reden, ist schwierig, weil ihr Abschluß noch aussteht. Was vorhanden, ist eine Reihe historischer Novellen von fast gleich hohem Werth, die, insgesammt beurtheilt, durch die stetige Sicherheit klarer Composition in knappem Format, den soliden Reichthum an eigenthümlicher und doch ansprechender Erfindung, den Adel der Gesinnung und die Stärke des Gefühls bewundernden Beifall erwecken. In allen Hauptpunkten also seines Gewerbes hat der Dichter auch mit diesem umfangreichen Meisterstück Ehre eingelegt. Daß der eine Leser diese, der andere jene einzelne Geschichte vorzieht, wird nicht befremden; auch wir sehen von Ingo und Ingraban durch die Zaunkönige zu den Brüdern eine Abnahme, dafür aber auch von da durch Marcus König zu den Geschwistern ein Wiederanwachsen der Kraft. Hat man sich nun mit der inneren Poetenarbeit fast allenthalben höchlich zufrieden erklärt, so sind wider die Weise der äußeren, den Stil, allerhand Bedenken laut geworden. Je jünger der Band, desto weniger; denn in den modernsten Theilen stößt man wirklich nur auf schwache Spuren etlicher Manieren der Einbildungs- oder Ausdrucksweise, die man jedem in sich fertigen Schriftsteller nachsehen sollte. Anders steht es mit den ersten Erzählungen, die in unsere germanischen, alt- und mitteldeutschen Jahrhunderte hineinführen. Da hat der Germanist dem Stilisten die Hand geführt und, wir können es nicht leugnen, deren Schriftzüge bisweilen ins Steife und Sonderbare verzerrt.

Daß auch der Dichter vielfach mit dem Historiker gerungen und zwar desto härter, je fester dieser auf den Beinen steht, hat Freytag selbst wiederholt offen eingestanden; allein uns dünkt, jener habe doch beinah allemal obgesiegt. Nirgend stolpern wir über das Gerümpel antiquarischer Schildereien; und wenn der Kreis der Empfindungen und Leidenschaften der Helden und ihrer Umgebung durch Zeitalter und Culturgrad nothwendig eingeschränkt worden, so hat doch die hier sogar oft tragisch großartige Intensität der Affecte darunter nicht gelitten, im Streben und Handeln bricht sie ungehemmt hervor. Nicht aber allerdings in der Rede; ihr hat Freytag vielmehr absichtlich den Zügel der Alterthumskunde angelegt. Er läßt seine Ahnen häufig, wie es ja auch die unseren wirklich thaten, statt der Sprache Sprüche sprechen; und der Dramatiker, der in diesen gedrungenen Dichtungen ohnehin bequemer hauft als der Erzähler, thut mit dem Federballspiel von Satz und Gegensatz das Seine dazu, um die Lectüre manchem Leser zur Anstrengung zu machen. Da sie jedoch solcher Anstrengung im höchsten Maße würdig ist, so hegen wir die Zuversicht, daß die Helden Ingo, Ingraban, Immo und Ivo mit der Zeit auch ihre heftigsten stilistischen Widersacher niederkämpfen werden. Und wollte jemand daran gemahnen, daß Scheffels Ekkehard keines solchen Kampfes bedurft habe, so müßte ihm bedeutet werden, daß Ekkehard ein Mann der Feder gewesen statt des Schwertes und weder namhafte Vorfahren hatte noch irgendwelche Nachkommen, weshalb er dringend auf eigene Liebenswürdigkeit angewiesen war.

So viel und natürlich weit mehr und besseres ließe sich über die Summe der bisher erschienenen Theile der Ahnen sagen; von der Summe ist jedoch das Ganze als solches noch durchaus verschieden, nur daß wir leider über dies erst richtig urtheilen können, wenn es vollendet vor uns liegt. Von der Art der Verbindung nämlich der Einzelgeschichten zu einem Ganzen, die der Verfasser im Anfange gern verschweigen wollte, ist doch auch im bisherigen Fortlauf der Erzählung nur wenig zum Vorschein gekommen; und es liegt uns ferne, dies wenige hier vorwitzig zu vielleicht täppischen Vermuthungen über die schließliche Lösung zu benutzen. Nur warnen möchten wir im Interesse des Dichters selbst vor zu hoch gespannten Erwartungen, die nothwendig zu Enttäuschungen führen würden. Freytag ist ein Poet, kein Philosoph, wir wiederholen es. Wie er sich dagegen verwahrt hat, in den Ahnen Culturgeschichte neben der Poesie bieten zu wollen, so lag ihm auch ein geschichtsphilosophischer Grundgedanke dieses Romanes niemals im Sinn. Jene beiden Hauptlehren seiner Bilder, von der jeweiligen nationalen Bedingtheit der Individualität einerseits und daneben ihrer stets freieren Entfaltung, haben allerdings geschichtsphilosophischen Charakter und konnten ganz wohl zur poetisch darzulegenden Idee eines nach Epochen, und warum nicht auch genealogisch, fortschreitenden nationalen Epos oder

Romans bestimmt werden. Daß aber Freytag das vermieden hat, liegt auf der Hand. Er wollte gar nicht die für einen solchen Zweck schicklichsten Hauptepochen auslesen, wollte gar nicht eine geradlinig stetige Entwicklung im Charakter seiner Helden zeichnen. Eher beinahe das Gegentheil. Zeit, Ort und Gelegenheit erkor er als vorsichtiger Poet jedesmal nur aus dem Gesichtspunkt, daß ihm die Historie bei seiner Fabel im allgemeinen möglichst viel nützen und im besonderen möglichst wenig schaden könne; von Band zu Band erst hat er sich darüber schlüssig gemacht. Die inneren Züge aber jeder einzelnen Novelle war er lediglich stets poetisch wirksam anzulegen beflissen, wozu denn natürlich Contrast mit den Nachbargeschichten, kurz und gut Abwechslung auch gehörte. Deshalb ist selbst in der Reihe der Helden der Schwerpunkt einmal — im Marcus König — vom Sohn in den Vater verschoben, ein andermal — in den Geschwistern — in zwei Punkte zerlegt worden; man möchte sagen: die thematische Melodie ward dort vom Tenor in den Baß versetzt, hier als Duett durchgeführt. Wie nun der Musiker um der nothwendigen Mannigfaltigkeit seiner Kunst willen so handeln würde, so bezeichnet das gleiche Verfahren bei Freytag unwiderleglich, daß ihm seine Kunst am Herzen liegt und nichts anderes. Er will einfach nach dem uralten Grundsatze gute Geschichten gut erzählen. Sie sitzen bisher wie Perlen aufgereiht auf einer offenen, nur spärlich sichtbaren Schnur; das Schloß, das nun daran soll, wird die Perlen sammt der Schnur zusammenbiegen und vielleicht eigene Zier tragen, mehr kann es unmöglich leisten. Mit anderen Worten: der in die Gegenwart reichende Schlußband der Ahnen mag einen leicht zu motivirenden Rückblick auf die Gesammtheit der früheren eröffnen; er mag zeigen, daß jene geschichtsphilosophischen Wahrheiten sich auch aus poetischen Bildern aus der deutschen Vergangenheit ungezwungen ergeben, so gut wie aus historischen; er kann dagegen die fertigen poetischen Bilder nicht nachträglich speculativ untermalen, jener ganzen noblen Ahnengallerie das Licht einer höheren Idee, das der Wunsch manches minder realistischen Freundes bisher umsonst darin gesucht hat, nun am Ende höchstens noch von außen zuführen.

Doch genug! Was es auch sei, was Freytag uns fürder zugedacht, wir sehen ihm hoffend entgegen; nicht der Krönung allein dieses letzten, imposantesten seiner Werke, sondern jeder Gabe, die ihm zum Weiterspenden noch irgend eine seiner emsigen Musen darreicht. Wenn er jüngst erst in sein vereinsamtes Haus mit zweiter Ehe neue Pflichten, ja ungewohnte Sorgen eingeführt hat, so wird ihm auch als Dreiundsechziger und darüber hinaus der Muth oder, wie er beschaulich sagt, der Übermuth nicht ausgehen, von den alten Büschen noch manches Frühjahr frische Kränze zu holen.

---

9. Salomon Hirzel *).

Salomon Hirzel, hervorragender Verlagsbuchhändler, Kenner und Pfleger deutscher Literatur; geboren am 13. Februar 1804 in Zürich, † in Halle am 8. Februar 1877. — Salomon Hirzel war der jüngste Sohn des Theologen Heinrich Hirzel, der zuletzt als Chorherr und Professor der Philosophie am Carolinum in Zürich wirkte und auch als Schriftsteller durch den Roman „Eugenia's Briefe an ihre Mutter", sowie als Herausgeber der Briefe Goethe's an Lavater Achtung erwarb. Im Vaterhause lebhaft angeregt, auf den heimischen Schulen philologisch gründlich vorgebildet, ging Hirzel im Herbst 1823 nach Berlin, um bei G. A. Reimer die Buchhandlung zu erlernen. In jeder Hinsicht sah er hier seine Entwicklung glücklich gefördert. Außer einem gemüthvollen Familienleben fand er in Reimers Hause den kräftigen Patriotismus noch rege, aus dem die Wiedergeburt Preußens hervorgegangen; der bürgerliche Freimuth des jungen Schweizers ward so in größerem nationalen Sinne ausgebildet. Zugleich aber kam er mit den Männern der wissenschaftlichen und poetischen Production in persönliche Berührung; er lernte Schleiermacher, Arndt, Varnhagen, Chamisso kennen und gewann die Freundschaft Imm. Bekkers, der ihm auf der Stube ein Colleg über Demosthenes las, wie denn Hirzel auch sonst, sowohl in Berlin als in Heidelberg, wo er 1827 in die Wintersche Buchhandlung eintrat, Universitätsvorlesungen eifrig besuchte. 1830 vermählte er sich mit einer Tochter G. A. Reimers und übernahm gemeinsam mit seinem älteren Schwager Karl die seit Mitte vorigen Jahrhunderts in Leipzig blühende Weidmannsche Buchhandlung. Als Leipziger Verleger ist er dann bis an sein Ende, 47 Jahre hindurch, unermüdlich thätig gewesen; seit Anfang 1853, wo die bisherigen Genossen sich trennten und Karl Reimer den Weidmannschen Verlag nach Berlin übertrug, ganz selbständig unter eigenem Namen, den er als hochangesehene Firma dem Sohne vererbt hat.

Eine so lange frisch andauernde Bemühung ward durch reichen Erfolg belohnt; doch ist es nicht sowohl der Umfang, als vielmehr die stets gleiche Höhe der Unternehmung und Leistung, was Hirzels Geschäftsbetrieb nach dem Urtheil von Berufsgenossen dem Ideal eines deutschen Verlags so ungewöhnlich nahe brachte. Zufall und Mittelmaß blieben ausgeschlossen, und durch das abgerundete Ganze ging ein vornehmer Zug zum Gediegenen in Wissenschaft und Literatur, der unmittelbar aus der persönlichen Haltung und Neigung des Mannes entsprang. Denn Hirzels ungemeine praktische Klugheit, schon an sich von der redlichen Art des soliden Zürcher Patriciers,

*) Erschien in der Allgemeinen deutschen Biographie, Leipzig bei Duncker & Humblot 1880.

stand durchaus im Dienste wesentlicher geistiger Interessen. Selbst der politischen Forderung des Tages ist er nur so weit gefolgt, als er sie mit dem wahren Bildungsbedürfniß der Nation in Einklang wußte. In solchem Sinne bewog er bei einem Gastbesuch in Dahlmanns Vorlesung in den vierziger Jahren den Bonner Historiker zur Ausführung seiner beiden, jene Zeit so eigen ansprechenden Revolutionsgeschichten. In gleicher Absicht ward von ihm ein Jahrzehnt darauf in der Periode ernster Ernüchterung die große Sammlung der Staatengeschichte der neuesten Zeit begründet, wovon er die wichtigen Arbeiten der Springer, Bernhardi, Baumgarten, Pauli noch selbst erlebt, die deutsche Geschichte von Treitschke wenigstens angeregt hat. Schon durch dessen historische und politische Aufsätze ward ihm inzwischen in den sechziger Jahren vergönnt, den neuen Aufschwung unseres vaterländischen Staatslebens mit begeisternder Rede zu beflügeln. Die Epoche der Erfüllung endlich begrüßte er durch die 1871 eröffnete Wochenschrift „Im neuen Reich", die jedoch von Haus aus keineswegs dem öffentlichen Leben allein gewidmet war. Die übrige, von jeder politischen Gelegenheit unabhängige Verlagsthätigkeit Hirzels erstreckte sich vorzüglich auf Philologie und Geschichte, Philosophie und Theologie, schöne Literatur in Poesie und Prosa, wobei sein eigenes Verständniß und Bestreben unverkennbar mit den alten Weidmannschen Traditionen zusammentraf. Nur einige der wichtigsten Erscheinungen dürfen hier hervorgehoben werden: Beckers Handbuch der römischen Alterthümer nebst dessen Ergänzung und Neuschöpfung durch Marquardt und Mommsen, Haupt und Sauppe's Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, die Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter von Haupt, das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm, dem sich zwei mittelhochdeutsche Lexika anreihen, die Chroniken der deutschen Städte, die Scriptores rerum Prussicarum, die exegetischen Handbücher zum alten und neuen Testament, Trendelenburgs Hauptarbeiten, der deutsche Musenalmanach, der in den dreißiger Jahren die beste Lyrik in sich vereinigte, Graf Baudissins Moliere-Übersetzung, endlich, was von allem die weiteste Verbreitung fand, Gustav Freytags zahlreiche poetische und prosaische Schriften. Von Autoren anderer, einzelner Bücher genügt es außer manchem schon genannten an Otto Jahn, Böcking, Lehrs, L. Friedlaender, Wattenbach, an David Strauß und Lotze, Anastasius Grün und Rückert zu erinnern; gesammelt wurden früher die Werke A. W. Schlegels, später Haupts Opuscula und Wackernagels kleinere Schriften, herausgegeben die Briefwechsel von Schelling und Caroline; der Beiträge zur Goetheliteratur haben wir noch besonders zu gedenken.

An gar vielen dieser Erzeugnisse seines Verlags hat nun aber Hirzel erheblich größeren activen Antheil, als bei unseren Buchhändlern die Regel ist; denn mit dem Talent des rührigen Geschäftsmannes verband er den theoretischen Trieb des Gelehrten, wobei jede Seite seines Wesens der

anderen trefflich zustatten kam. Tüchtige Männer und würdige Aufgaben vermochte er so mit gleichem Scharfblick zu erkennen und für einander zu bestimmen; wie er z. B. mit dem Schwager zusammen, nachdem sie den Göttinger Verein in Leipzig zum Besten der Sieben begründen helfen, alsbald den beiden Grimm den Plan zum Wörterbuch angetragen hat. Nicht minder jedoch, als aufzufordern und zu gewinnen, verstand er festzuhalten, fein zu mahnen, liebenswürdig zu ermuntern und war allezeit so bereit als fähig, seinem Autor nicht bloß mit äußerer literarischer Handreichung, sondern auch mit innerer kritischer Theilnahme beizuspringen. Denn überall auf dem weiten Felde der deutschen Literatur, wie es sich, zumal vom 16. Jahrhundert an, in seiner wohlgewählten Bibliothek deutlich abspiegelte, fühlte er sich heimisch durch umfassende Belesenheit und sicheres Urtheil, sodaß insbesondere das für die Nation werthvollste Stück seines Verlags, das ihm selber vor allem am Herzen lag, das deutsche Wörterbuch, wie Jacob Grimm dankbar anerkannte, in keine treuer sorgsame, mitthätiger hülfreiche Hand hätte gerathen können. Die reinste und wärmste Liebe indeß wandte Hirzel unserem größten Dichter zu, und hier in der Goethekunde, im Centrum also unserer künftigen nationalen Literaturwissenschaft, hat er sich als emsigster Forscher, glücklichster Sammler, genauester Kenner und zuverlässigster Wegweiser sein eigenthümlichstes Verdienst erworben. Über die unvergleichlichen Schätze an Drucken und Handschriften, die er allmählich an sich brachte, legte er in dem dreimal (1848, 1862 und 1874) wiederholten „Verzeichniß einer Goethebibliothek“ den Theilnehmenden offen Rechenschaft ab. Während er die nachlässig gefertigte Waare der privilegirten Classikerfirma (im literarischen Centralblatt 1850 bis 1852) nach Gebühr mit entrüstetem Spotte kennzeichnete, gewährte er jedem mit ernster Hingabe unternommenen Studium freundliche Unterstützung. Auf kleine Publicationen aus seinem Manuscriptenvorrath, wodurch er (1849—1871) bei festlichen Anlässen einzelne Vertraute oder „die stille Gemeinde“ zu erfreuen pflegte, ließ er 1875, nachdem das Cotta'sche Monopol beseitigt worden, das dreibändige, von M. Bernays eingeleitete Werk „Der junge Goethe“ folgen, in welchem er die Briefe und Dichtungen seines Lieblings aus den Jahren 1764—1776 in strenger Zeitordnung und ursprünglicher Lesart mit historischem Sinne versammelte. In seinem Testament endlich, das auch die neue Straßburger Bibliothek mit der willkommenen Gabe seiner merkwürdigen Reihe alter Zwinglidrucke bedachte, hat er jene ganze kostbare Goethesammlung zu allgemeinem Gebrauch der Leipziger Hochschule vermacht, die ihn 1865 zum hundertjährigen Gedächtniß der Immatriculation des jungen Dichters mit dem philosophischen Doctortitel geehrt hatte.

Ward durch solche Auszeichnung nur die Thatsache bestätigt, daß unsere Gelehrtenwelt überhaupt in Hirzel den geistig ebenbürtigen Gefährten

sah, wie auch er wiederum in ihren Kreisen mit dem freiesten Behagen sein anmuthig schlichtes, schalkhaft lebendiges Wesen entfaltete, so fühlte er sich deshalb um nichts minder entschieden als Glied des großen buchhändlerischen Standes und Gewerbes. In ununterbrochener Arbeit hat er von 1840—1876 dessen organisirter Gemeinschaft bedeutende Dienste geleistet; er gehörte mehrmals dem Börsenvorstande, fast regelmäßig einem der Ausschüsse an und fungirte jahrelang als Schriftführer der Leipziger Deputation; die scharfe und schlagende Petition um Censurfreiheit, 1843 an die zweite sächsische Ständekammer gerichtet, ist seiner Feder entflossen. Einsichtigen Rath, Anregung, Trost und Beistand verdankten ihm viele seiner Collegen. Zart und warm, fest und ehrlich, heiter und energisch in Haus und Freundschaft, Beruf und Welt, als Bürger und Patriot, bewahrte er glücklichen Idealismus und jugendliche Rüstigkeit noch als Siebziger; nur das Augenlicht schwand zuletzt; an den Folgen einer Operation, die es herstellen sollte, verstarb er in der hallischen Klinik. Sein Porträt ließen die deutschen Buchhändler für den Kranz ihrer Vorbilder in der Börse zu Leipzig malen; noch rühmlicher dauert sein Andenken dort in dem von ihm gefüllten Goethesaal der Universitätsbibliothek: an dem philologischen Postament gleichsam, das in Zukunft die geistige Riesengestalt des Dichters in reinstem Umriß tragen soll, hat in bescheidenen Schriftzügen Salomon Hirzel den eigenen Namen verewigt*).

10. Michael Bernays †**).

Am 25. Februar 1897 ist Michael Bernays zu Karlsruhe in Baden im dreiundsechzigsten Lebensjahr unerwartet rasch an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben; mit ihm scheidet eine eigenartige Gestalt aus dem Kreise der deutschen Gelehrten und Schriftsteller. Geboren am 27. November 1834 in Hamburg als Sohn israelitischer Eltern und jüngerer Bruder des scharfsinnigen classischen Philologen Jakob Bernays, hielt er nicht gleich diesem an einem betonten Judenthum fest, sondern trat zum christlichen Bekenntniß über und wandte sich zugleich, ohne das Studium des Alterthums zu verabsäumen, mit gewaltigem Eifer der Erforschung moderner Literatur, vor allem Goethe's, zu. Von früh an schwebte ihm die Idee vor, die Methode der classischen Philologie in ganzer Strenge auf das Gebiet der neueren Literaturhistorie zu übertragen

*) Biographischer Artikel von G. Freytag in der Illustr. Zeitg, Bd. I. Nr. 1281 vom 18. Jan. 1868; Nekrolog von L. Hirzel im Anz. f. dtsch. Alterth., IV. S. 281 ff.; Gedächtnißrede von W. Hertz im Börsenblatt f. d. dtsch. Buchhandel, 1880, Nr. 115.

**) Nachruf in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1897.

und dieser so disciplinirten Wissenschaft einen vollberechtigten Platz unter den übrigen akademischen Lehrfächern zu erringen. Daß beide Ziele während seiner Lebenszeit im allgemeinen erreicht worden sind, ist freilich bei weitem nicht allein durch ihn bewirkt worden — es lag vielmehr ebenso auf dem Wege der germanistischen Sprachforschung, der Bernays innerlich ferner stand, nach und nach auch die moderne Literaturkunde philologischer Zucht zu unterwerfen und sie dergestalt an unseren Universitäten einzubürgern —; immerhin jedoch hat er in seiner Weise kräftig dazu mitgeholfen und in Schrift und Lehre manch glänzendes Beispiel für die neue Richtung aufgestellt. An wahrhaft großen Leistungen haben ihn persönliche Eigenschaften gehindert, darunter selbst Vorzüge von gefährlicher Natur.

Mit einem unglaublich weiten und starken Gedächtniß begabt, sammelte er frühzeitig in seinem Kopf eine ungeheure Masse von genauem Wissen, dessen Last auf die productive Regung seines Denkens lähmend drückte. Dazu kam ein überaus feines und verwöhntes Ohr für die Form der Rede, den Klang des Worts, das ihn einerseits wiederum abhängig machte von dem einmal classisch Ausgesprochenen und ihn andererseits, wo er seine eigenen Gedanken selbständig darzulegen unternahm, zu schwelgerischem Ergehen in die Breite trieb. Am präcisesten gefaßt ist wohl seine erste Schrift: „über Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes", gediegen und schlagend auch besonders seine zweite Arbeit: „Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf". Hernach gelangen ihm am besten kurze und eilig verfaßte Artikel kritischen Inhalts (in der Wochenschrift „Im neuen Reich"), oder Ausführungen, die der Zwang des angewiesenen Raumes zusammendrängte, wie die Skizze über Gottsched in der „Allgemeinen deutschen Biographie". Als Herausgeber, sei es der ältesten Gestalt der Voßischen Odyssee, oder der revidirten Schlegel-Tieckschen Übersetzung Shakespeare's, hat er Musterhaftes geleistet. Wo er sich aber gehen ließ, wie in dem Buche „zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare", in der ausgedehnten Einleitung zu Hirzels „jungem Goethe", oder in anderen späteren Erörterungen, wie „zur Lehre von den Citaten und Noten" in dieser Beilage vom Juni 1892, in den Bemerkungen über den „französischen und den deutschen Mahomet" (die er nebst ähnlichen Stücken 1895 im ersten Bande seiner gesammelten „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte", Stuttgart bei G. J. Göschen 1895 publicirt hat), da zerstört er durch das Streben nach Vollständigkeit des Inhalts, durch Abrundung der Form nach außen, statt nach innen zu, die einleuchtende Wirkung seines wohldurchdachten Vortrags. Nicht selten erstickt er das Wesentliche durch das Nebensächliche und verschüttet die Tiefe durch die Fülle; von dem unendlich Vielen, das er gelernt, vermag er nichts zu vergessen — indem er den Gegenstand zu erschöpfen strebt, erschöpft er den Leser. Überall erscheint er als Kenner und Wisser, fast nirgends als wahrhaft

ursprünglicher Denker; selbst an seinem Stil fällt mehr das Vorbild spätgoethischer Diction ins Auge, als die Züge der eigenen schriftstellerischen Persönlichkeit.

Bedeutendes hat er als Lehrer erreicht, wiewohl auf ungewöhnlichem, mehr künstlerischem als wissenschaftlichem Wege. Michael Bernays gehörte zu unseren vornehmsten Recitatoren. Ein biegsames, kraftvolles, nur in der Aussprache der Doppelvocale allzu saftiges Organ und ein durchstudiertes Geberdenspiel gesellten sich zu jenem unvergleichlichen Gedächtniß, das ihm jedes erwünschte Citat augenblicklich zur Verfügung stellte und ihm erlaubte, Dichtungen vom Umfange Hermann und Dorothea's oder des Tasso von Anfang bis zu Ende frei, ohne Ermatten, ja in gesteigertem Ton eindringlich herzusagen. Mit solcher Ausrüstung betrat er das Katheder, um ein Jahr als Leipziger Docent, siebzehn Jahre als Münchener Professor Generationen von Studenten, ein Prediger im Dienste der Poesie, für Genuß und Verständniß unserer Meister zu erwärmen. Der lauschenden Jugend entging das Gewollte an so hoher Kunst, das Selbstgefällige an so vielem Reize keineswegs; aber der im Grunde echte Schwung der Begeisterung riß sie nichtsdestoweniger mit sich fort — in dieser Weise ward ihr ähnliches niemals geboten. Die Verleger haben es in ihrer Buchführung gespürt, wie entschieden sich die Nachfrage nach unseren Classikern im Laufe seiner Lehrthätigkeit in Bayern gehoben.

1890 verließ er den akademischen Beruf und zog sich nach Karlsruhe in ein wohlhabendes und beschauliches Privatleben zurück, nicht ohne zuweilen mit Sehnsucht der Tage seiner Rednersiege zu gedenken. Ganz Deutschland kannte als seine Schwäche eine naiv groteske Eitelkeit; aber wer ihm nahegetreten, wußte auch, daß sie durch Vorzüge seines Charakters aufgewogen ward: er war frei von Neid, zu dankbarer Anerkennung jedes anderen Verdienstes gern bereit, allem Großen in wirklicher Verehrung zugethan, unbestechlich in der Kritik dem Unschönen oder geistig Unvollkommenen gegenüber; ein Mensch von warmer Empfindung, dem es freilich nicht gegeben war, sich in reiner Natürlichkeit zu äußern. Auf seinem ganzen Leben und Wesen lag ein Abglanz der Literatur; beim Wein, beim Frühling, in der Liebe wie der Freundschaft fielen ihm die klangvollsten Verse, die sinnigsten Sprüche aller Jahrhunderte ein. Er genoß die Welt in dieser seiner Kunde, aber indem er sich darin selber zu sonnen schien, hat er doch eigentlich allezeit demüthig höheren Geistern gehuldigt und an dem Ehrgeiz, sie näher als andere zu kennen, sich innerlich genügen lassen. Wenn man will, ein Hoherpriester des Musencults mit allen erbaulichen und abstoßenden Seiten eines bewußten Priesterthums. Mit dem wahren Glauben an unsere classische Zeit sind nun auch seine Erdentage vorübergegangen.

---

11. Eine Akademie der deutschen Sprache *).

Bei Gelegenheit der bevorstehenden Wahl Emil du Bois-Reymonds zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften bemerkte Humboldt in einem Brief an Boeckh (Ende Oktober 1850), wie lebhaft er sich für den jüngeren Naturforscher interessire, weil er „ein glücklich und fein experimentirender Physiker, Physiolog, classisch und mathematisch gebildeter Mann" sei. Die classische Bildung hob der Verfasser des Kosmos nicht etwa bloß dem großen Philologen zuliebe besonders hervor; jedermann weiß, wie hoch er selber sie allezeit an sich und anderen zu schätzen pflegte. Was damals Freunden und Fachgenossen allein bekannt war, ist seitdem zur allgemeinen Kunde des deutschen Publicums gekommen: wer auch die vielgenannte Vorrede zu du Bois-Reymonds wissenschaftlichem Hauptwerke nicht gelesen, hat doch in dessen akademischen Gedächtniß- und Festreden, in der kriegerischen Ansprache des Berliner Rectors von 1870, in dem noch heute, nach zwei Jahren, wiederhallenden Bekenntniß des Naturforschers über die Grenzen seiner Wissenschaft einen Mann verehren lernen, der gleichsam als natürliche Nebenproducte seiner ernsten Forscherarbeit rhetorische Kunstwerke zumarkte bringt, wie sie nur aus der fleißigen Übung eines angeborenen Schönheitssinnes — und darin besteht doch am Ende das Wesen classischer Bildung — hervorgehen können. Und so wird man nur angemessen finden, wenn du Bois-Reymond zum Gegenstande seiner akademischen Rede bei der Feier des jüngsten Kaisertages einmal geradezu das Wohl und Weh unserer deutschen Sprache gewählt hat, eines Werkzeugs, das er auch diesmal mit gewohnter Virtuosität gebraucht: wer so spricht, spreche immerhin über seine Sprache **).

Nun liegt uns fern, den Glanz dieser Festrede hier durch den warmen Athem einer preisenden Besprechung zu trüben; man muß es selbst lesen, mit wie gewandter Kunst der Panegyriker zum Schluß, indem er die Beredsamkeit seiner Lobsprüche verleugnet, deren beredende Gewalt zu steigern weiß. „Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist" — daran fühlt man sich unwillkürlich gemahnt, wenn sich der Berliner Physiolog zu den Forschern zählt, „denen in steter strenger Gedankenarbeit die Empfindung verdorrt, die Phantasie erlahmt, die Fülle der Rede versiegt und ihre Gelenkigkeit schwindet"; fast möchte man, die Frage des Evangeliums umkehrend, ausrufen: wenn solche Rhetorik erblüht am dürren Holze, was soll am

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1874.

**) Über eine Akademie der deutschen Sprache — (Über Geschichte der Wissenschaft. — Zwei Festreden in öffentlichen Sitzungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten) von Emil du Bois-Reymond. Berlin, F. Dümmler 1874.

grünen werden? Allein wichtiger als alle Form ist uns, entfernt wie wir sind von Ort und Stunde jener Feier, der Gedankengehalt der Rede, um dessentwillen allein sie der gelehrte Verfasser auch der nicht akademischen Lesewelt zur Prüfung mitgetheilt haben wird. Die Einleitung vertheidigt überzeugend der Überschätzung politischer Thätigkeit wie anderer Ungunst des Tages gegenüber das Dasein großer wissenschaftlicher Anstalten und insbesondere das der Akademie der Wissenschaften gerade in der Hauptstadt unseres neuen Reiches. Alsdann erhebt sich du Bois-Reymond zu dem Wunsche, jenen früheren bewährten Stiftungen eben jetzt eine neue, recht eigentlich nationale an die Seite gestellt zu sehen: „ich träume", ruft er aus, „eine kaiserliche Akademie der deutschen Sprache!" Was den Redner zu diesem Traume vermocht, sind kurz folgende Momente.

Die geringe künstlerische Begabung der Deutschen — ein Nachtheil, dem freilich auch geistige Vorzüge entsprechen — offenbart sich besonders empfindlich im verwahrlosten Zustand unserer Sprache. Schon Jacob Grimm hat (1847 in dem akademischen Vortrag „über das Pedantische in der deutschen Sprache") die Deutschen wegen der sorglosen Behandlung ihrer Schrift und Rede getadelt, die romanischen Völker ihnen darin als Muster vorgehalten. Du Bois-Reymond führt, indem er den Romanen noch die Engländer beigesellt, diesen Vergleich aus; vornehmlich stellt er uns den Franzosen gegenüber, in deren Literatur er so wohlbewandert ist; er rühmt die Académie française als die Verkörperung des sprachlichen Formensinns der Franzosen, eben deshalb enthülle sie auch dessen bedenkliche Seiten, woraus indessen ihr kein Vorwurf erwachsen könne. Uns Deutschen nun würde nach der Meinung des Redners eine solche öffentliche Einrichtung zum Behufe der „Sprachpolizei" noch weit mehr noththun; denn außer unserem Mangel an Formensinn sei auch der heftige Unabhängigkeitstrieb eines jeden unter uns daran schuld, daß es uns allenthalben, in Schreibung, Aussprache, grammatischer Beugung, Wortbildung und -wahl, im Satzbau, endlich im Stil an festen Regeln gebreche. Die historischen Gründe der Entartung unserer Sprache, die man sonst in unseren politischen Schicksalen seit der Reformationszeit findet, schlägt du Bois-Reymond so hoch nicht an, als jene nationalen Eigenthümlichkeiten, wenn er auch wenigstens nach der negativen Seite hin betont, daß Schule und Literatur bisher in Erziehung der nationalen Sprache ihre Schuldigkeit nicht gethan; was die Schule angeht, so übt er eine treffende Kritik an Methode und Ergebnissen des lateinischen und griechischen Unterrichts, in der Literatur schreibt er kühnlich Goethe selber einen schädlichen Einfluß auf den deutschen Stil zu, Lessing läßt er als Vorbild gelten. Wie ganz anders hätten sich Literatur und Sprache in einem deutschen Paris des 18. Jahrhunderts entwickelt; nun aber sei die Einigung der Nation vollzogen, die Einzelnen williger, sich zu fügen, zugleich führten Zeitungen und Versammlungen

neue Mißbräuche herbei, es sei mithin an der Zeit, in einer in Berlin anzusiedelnden, jedoch über Deutschland verbreiteten Akademie eine Gesellschaft von Sprachkennern und Schriftstellern zu schaffen, welche durch Codificationsarbeiten sowie durch Belohnung literarischer Verdienste für Reinigung und Feststellung der Sprache, für Hebung der Kunst der Rede thätig wäre.

Das ungefähr ist der Gedankengang der Rede du Bois-Reymonds, der mit seinem Vorschlage sich in der Richtung der Wünsche Jacob Grimms zu bewegen glaubt; hat doch dieser einst von künftigen Tagen der Freiheit und Größe des Vaterlandes ausdrücklich auch die Heilung der Schäden seiner Sprache verhofft und dabei zugleich erwogen, inwiefern es alsdann im Vermögen der Berliner Akademie — er dachte freilich nur an die bestehende der Wissenschaften — liegen könne, auch an ihrem Theil über unserer Sprache zu wachen. Trotzdem will es uns scheinen, als würde Grimm in dem Entwurfe seines Nachredners eher fremde als verwandte Ansichten erblickt haben; wir wüßten den Gegensatz nicht bündiger zu bezeichnen, als durch die Behauptung: Grimm ging überall auf Naturschönheit der Sprache aus, du Bois-Reymond auf deren Kunstschönheit. Doch es wird sich Anlaß bieten, auf diesen Gegensatz erläuternd zurückzuschauen, während wir dem du Bois'schen Plane aufmerksamer nachgehen.

Eins zwar lehnen wir sogleich entschieden ab, den Antrag, „äußere Anerkennung literarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise“ zur Erweckung „eines nützlichen Wetteifers in richtiger und schöner Behandlung der Sprache“ dienen zu lassen. Derlei Reizmittel der Eitelkeit möchten wir in Deutschland auch fürder ebenso verschmähen, wie bisher; daß sie auf anderen geistigen Gebieten sich unter uns ersprießlich erwiesen hätten, dafür erwarten wir erst die Belege. Wirksamer dürfte noch eher die entsprechende Drohung sich erzeigen, daß über den in stilistischer Übung nachlassenden Akademiker Ausstoßung aus der wohlredenden Genossenschaft, über einen Zeitungsschreiber oder ein Reichstagsmitglied etwa, die sich besonders schwer an ihrer Muttersprache vergangen, empfindliche Geldbußen oder — wie die Berliner Polizeianschläge sagen — „verhältnißmäßige Leibesstrafen“ von der neuen Akademie verhängt würden. Doch es mag allzu wohlfeil erscheinen, eine so entschieden undeutsche Anschauungsweise für unser Gefühl in spaßhafte Beleuchtung zu setzen: was unserer Sprache einzig aufhelfen wird, ist, daß wir sie insgesammt lieben lernen um ihrer selbst willen; sie soll uns nun ein ebener Boden werden, auf dem wir frei und leicht mit einander verkehren, nicht aber ein Klettergerüst, an dem wir ehrgeizig einander einzeln klimmend überwinden.

Und jene Preiskrönung der auserwählten Häupter schriftstellerischer Zucht wäre zudem wohl das einzige, was der Sprachakademie dem vor-

nehmsten Object ihrer Thätigkeit, dem Stil gegenüber zu thun bliebe. Höchstens könnte sie noch ein ähnliches Urtheil auch über die abgeschiedenen Autoren ergehen lassen und so einzelne Werke unserer Classiker oder auch einen oder den anderen von diesen in seiner Gesammterscheinung gewissermaßen kanonisiren. Aber es leuchtet ein, wie gar mühsam zu solchen stilistischen Entscheidungen, wie wir Deutsche nun einmal sind, die kritische Körperschaft sich einmüthig zusammenfinden, ja auch nur eine ansehnliche Mehrheit dafür in sich zustande bringen würde. Niemand kann schärfer den Eigensinn des Deutschen insachen seiner Sprache zeichnen, als du Bois-Reymond: „Wie nach Boileau", sagt er, „jeder Protestant mit der Bibel in der Hand Papst ist, so dünkt sich, aber auch ohne Adelung, Heyse und Grimm, jeder Deutsche eine Akademie"; ein Epigramm, das wir gern unterschreiben, nur daß wir Adelung und Heyse im Verhältniß zu Grimm höchstens die Rolle des alten Testaments in der germanistischen Bibel zuerkennen möchten. Würde nicht aber dieser sprachliche Protestantismus der Deutschen auch in der neuen Akademie wieder auftauchen und jedes Abkommen über stilistische Fragen vereiteln? Die Entschuldigung der französischen Akademie durch den Verfasser lassen wir gelten: sie verfuhr im Auftrage des nationalen Geistes, wenn sie die Vielseitigkeit der französischen Literatur und Sprache verkümmern ließ; aber, fragen wir dawider, entflossen nicht auch ihre heilsamen Wirkungen der nämlichen Quelle? Wenn wir als Deutsche nicht die Irrthümer der Académie française zu befahren haben, woher sollten wir dann, was sie gutes vollbracht, ohne weiteres von unserer Akademie gewärtigen dürfen?

Ich setze anachronistisch den Fall, Humboldt und du Bois-Reymond hätten in einer Section der deutschen Akademie über den Stil eines vorliegenden naturwissenschaftlichen Aufsatzes zu verhandeln. Du Bois-Reymond stimmt in einer Anmerkung zu seiner jüngsten Rede einem herben Urtheil zu, das kürzlich über Humboldts Stil ausgesprochen; Humboldt klagt in einem Brief an Boeckh vom November 1858 über „einige Auswüchse der Sprachformen" in einem übrigens „geistreichen und individualisirenden" Vortrage du Bois-Reymonds. Würden beide Schriftsteller, von denen jeder die sprachliche Seite seiner Schöpfungen mit bewußtem Ernste bearbeitet, bei so abweichenden stilistischen Ansichten sich über den Werth der Leistung eines dritten haben einigen können? — Oder ferner: in einer Gesammtsitzung der kaiserlichen Akademie wird darüber berathen, ob Goethe als ein classisches Vorbild in deutscher Rede zu empfehlen sei. Du Bois-Reymond erklärt sich, wenn auch mit schwerem Herzen, entschieden dagegen, denn Goethe habe oft gefehlt, „was nur zähe Arbeit verschafft: Reinheit und Richtigkeit der Sprache, straffe Verkettung der Gedanken, knappe Gedrungenheit"; er rühmt dagegen die Schreibart Lessings als wahrhaft classisch. David Strauß bemerkt persönlich, daß ihn der eigene Stil des Vorredners nie an Lessing erinnert

habe, eher an Georg Forster. Die Debatte kehrt zu Goethe zurück; Michael Bernays citirt unter anderem aus dem Gedächtniß das begeisterte Lob, das H. W. Dove, auch ein Naturforscher, in seiner „Darstellung der Farbenlehre" dem Stile Goethe's gespendet. Dr. Johann August Lehmann legt „Goethe's Sprache und ihr Geist" auf den Tisch des Hauses nieder, ein Buch, in welchem er bei aller Bewunderung Goethe's doch dessen sämmtliche Sprachfehler genau verzeichnet hat; die Versammlung nimmt überrascht von dem Umfange dieses Sündenregisters Kenntniß. Jacob Grimm ergeht sich, wie in seiner „Rede auf Schiller", in liebevollster Schwärmerei über Goethe's Sprache, nennt dessen Prosa schlechthin einen „mustergültigen Kanon" und schilt die Gegner Pedanten und Barbaren; was ihnen als „Nachlässigkeit und Willkür" anstößig sei, gerade darin liege die freie Schönheit, wie sie aus Volksmunde dringe. Klaus Groth ist hiermit einverstanden, nur sähe er gern noch mehr echt „mundartige" Züge bei Goethe hervorscheinen. Man schreitet zur Abstimmung; da sich Herman Grimm bald nach dem Anfang der Berathung unwillig entfernt hat, wird mit einer Stimme Mehrheit — augenscheinlich unterm Eindruck der 25 Bogen starken Lehmannschen Schrift — Goethe die Classicität aberkannt. Infolge dessen tritt Bernays aus der Akademie, und S. Hirzel, der bisher deren Schriften mit gleicher Freude wie das Grimmsche Wörterbuch verlegt hat, kündigt den Contract. — Einige Wochen später schlägt Haupt vor, die „Ahnen" des abwesenden Gustav Freytag mit Rücksicht auf Stil und Diction mit einem Preise zu bedenken; Paul Lindau bekämpft ihn witzig vom Standpunkt gegenwärtiger Umgangssprache; Haupt antwortet im reinsten Deutsch sackgrob; der Präsident, Berthold Auerbach, bedeckt sich und schließt die Sitzung.

Man wird diese scherzende Phantasie leicht ungehörig finden, aber wir sind ihr widerstandslos gefolgt, weil wir uns im Ernste wirklich eine deutsche Akademie bei solchen Geschäften gar nicht vorstellen können; und meint man etwa, wenn ich hier verwegen ein paar große Todte, wie sie waren und dachten, mit in den Handel gezogen, die kleineren Lebendigen würden ihn unter sich einiger führen und friedlicher schlichten? Doch sollen diese stilistischen Bestrebungen nach der Meinung unseres Redners ja freilich nur einen Theil der Aufgabe der kaiserlichen Akademie bilden, hauptsächlich wird dieser eine andere Arbeit zugemuthet: „Codification der Sprache". Und zwar versteht du Bois-Reymond darunter „allgemeingültige Feststellung" von „Regeln" für alle sprachlichen Dinge; Rechtschreibung und Grammatik, der Wortschatz und die bestimmte Geltung und Bedeutung seiner einzelnen Stücke sollen „endgültig"(!) fixirt werden. Sein Ideal wäre, wie es scheint, daß jeder Einzelne gutes Deutsch durch emsiges Nachschlagen im Codex der Regeln sich anzueignen vermöchte, mit einem Worte die Art, wie allenfalls Fremdlinge Deutsch lernen müßten,

obwohl auch sie schwerlich damit lebendige deutsche Rede gewönnen. Wie himmelweit diese Ansicht von der Theorie unserer großen Sprachforscher wie von der Praxis unserer großen Schriftsteller absticht, liegt auf der Hand; eben diese Regelgläubigkeit, dies Einbannen der Grammatik in „die Schranke der sie befangenden Gegenwart“ ist es, was Jacob Grimm in seiner Strafpredigt wider die Sprachpedanten als deren Kennzeichen namhaft macht; ihm ist „jeder Deutsche, der seine Sprache schlecht und recht, d. h. ungelehrt spricht, selbst eine lebendige Grammatik“. Ein Beispiel wird den unversöhnlichen Zwiespalt zwischen beiden Richtungen darthun. Du Bois-Reymond tadelt, daß so viele Deutsche „die einander näher stehenden Vocale und Diphthongen“ in der Aussprache nicht unterschieden; er bemerkt in einer Note, selbst Jacob Grimm scheine „e, ä, ö einerlei gewesen zu sein“, da dieser einmal den Wörtern „wehre, nähre, schwöre überall gleichen Laut“ zuspricht. Du Bois-Reymond scheint zu übersehen, daß in unsere heutige Schreibart „schwöre“ nur, wie Schleicher einmal sagt, „die Mundart Zwickauers mißbräuchlich eingedrungen“, daß also, wer noch heut in heimischer Aussprache den Klang des mittelhochdeutschen swer bewahrt, durch seinen Naturlaut unsere falsche Kunst beschämt; er scheint zu übersehen, daß, wenn wir alle, mit Ausnahme einiger stammloser Volksgenossen, die nur aus der Schrift haben sprechen lernen, bisher dem Worte „nähren“ seinen E-laut belassen, wir eben richtig sprechen und nichts anders. Wie manche der „unvollkommenen Reime“, durch die er „viele unserer schönsten Gedichte entstellt“ sieht, müssen so dem von Natur wahrhaft sprachkundigen Ohre ganz vollkommen klingen! Verlangte man nun, daß dann dem Auge gegeben werde, was des Auges ist, daß unsere Rechtschreibung zum wirklich Rechten der alten Aussprache zurückkehre, so wird jeder, der die vielhundertjährige Ausartung unserer Schriftsprache und die unendlich verschiedenen Grade des Einflusses kennt, welchen sie hie und da in Deutschland in dieser oder jener Richtung durch Schule und Literatur bereits auf die lebendige Volksrede geübt, die Unmöglichkeit plötzlich und gründlich abhelfender Gesetzgebung ermessen. Den heutigen Durchschnittsbrauch aber der Zukunft aufzubürden, dazu wird keiner unserer Sprachforscher, die den Namen verdienen, die Hand bieten; man müßte sonst wohl gar das orthographische Edict, welches z. B. die Firma F. A. Brockhaus ihren Setzern zur Richtschnur hat drucken lassen, für eine akademische Arbeit gelten lassen.

Was du Bois-Reymond beklagt, daß „mit seltenen Ausnahmen jeder Deutsche spreche, wie ihm der Schnabel gewachsen“, ist uns ein Trost für das künftige Leben unserer Sprache; jene leider wohl nicht so seltenen Ausnahmen werden durch die gebildet, welche überhaupt keinen naturwüchsigen Schnabel mehr haben, d. h. die, welche ihr eingeborenes Sprachgefühl im rein äußerlichen Studium einer Schriftsprache eingebüßt, die sie

zu noch bequemerem Studium am liebsten todt vor sich ausgestreckt sähen. Eine kaiserliche Akademie der deutschen Sprache könnte unseres Erachtens nur den Zweck haben, diesen mehr oder weniger schriftmäßig verbildeten deutschen Zungen die verlorene Naturkraft wiederzugeben. Und wodurch geschähe das anders, als durch rüstige Fortsetzung der gelehrten Arbeit, in der unsere nationale Sprachforschung seit den Tagen der Gebrüder Grimm, gestützt auf die bereits bestehenden streng wissenschaftlichen Anstalten, so fruchtbar begriffen ist? Weiter hatte auch Jacob Grimm 1847 schwerlich etwas im Auge. Man erziehe alle die, denen einmal beschieden sein kann, literarisch aufzutreten, d. h. die Schüler aller höheren Unterrichtsanstalten, durch historische deutsche Grammatik zu dem Sprachgefühl, welches der ungebildete, aber stammhafte Deutsche von Haus aus besitzt; die so Erzogenen mögen sich ferner Erfrischung ihrer Rede schöpfen aus dem reichen Behälter echt deutscher Sprache, den das Grimmsche Wörterbuch darstellt, oder besser noch aus den klaren Quellen selbst, die man dort vor anderen hineingeleitet, aus den wahren Classikern unserer Sprache, mögen sie nun Luther, Goethe, Lessing oder sonstwie heißen. Werden ein paar Geschlechter so herangebildet, so wird auch die Heilung der Gebrechen unserer Schriftsprache allmählich, aber leicht von selber sich vollziehen; dann werden, wie Jacob Grimm sagt, der einzig diese natürliche Genesung im Geiste voraussah, „dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen". Und daß sich dann auch ganz ungezwungen in unserer Schriftsprache eine edle Regelmäßigkeit entfalten kann, wie sie du Bois-Reymonds künstlerischem Verlangen Genüge thäte, darf nur leugnen, wer nicht weiß, daß einst in der mittelhochdeutschen Dichtung eine jeder romanischen durchaus gewachsene Regelmäßigkeit der Sprache geherrscht hat, ohne kaiserliche Akademie der Staufer, getragen vielmehr vorab von dem natürlichen Sprachgefühl des Volkes und allerdings zugleich von dem Einheitsbewußtsein eines adligen Standes, statt dessen uns nun das viel mächtigere Band des nationalen Einheitsgedankens zusammenhalten wird. Unmittelbar aber soll der deutsche Staat nur dadurch an der Reform unserer Sprache mitwirken, daß alle seine Diener vom Kaiser bis zum letzten Schreiber, ein jeder, was er zu sagen hat, aufs beste und schönste zu sagen sich bemühe. Daß der Reichshauptstadt als solcher je ein bedeutender Einfluß auf unsere Sprache zustehen werde, bezweifeln wir so lange, als sie nicht einmal eine wohlgeschriebene Tagespresse von großer Wirkung hervorgebracht hat. Diese unsere Tagespresse überhaupt — darin stimmen wir du Bois-Reymond von Herzen bei — mißhandelt unser Deutsch zum Erbarmen; aber laßt nur erst die Schul- und Lesebildung, an deren Ahnung wir uns erquicken, über die Enkel dieser unberufenen Schmierer kommen, das wird anders Wandel schaffen, als irgend ein Codex academicus vermöchte! Wir erwarten das künftige Heil unserer Sprache von ihrer unaufhörlichen Be-

lebung durch den jugendlichen Anhauch ihrer ursprünglichen Naturkraft, wir erwarten es auch von treuem Gehorsam gegen ihre altbewährten Ärzte, unsere Classiker. Uns ist unverständlich, wie wahre „Pflege unserer Sprache“ ohne Pflege der Pietät gegen ihre höchsten Meister geübt werden könnte. Wir halten die Einsetzung einer deutschen Sprachakademie des Regelcultus im Jahrhundert nach der deutschen Schöpfung der Naturlehre der Sprache für einen verspäteten Ungedanken; auch wir träumen ein Ideal, aber lieber das der Freiheit als der Verwesung: wir träumen eine reine und schöne Zukunft der deutschen Sprache ohne kaiserliche Akademie.

---

12. Das Problem der musikalischen Ästhetik*).

„Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämmtlich unter den Namen der Kunst zusammenzufassen. So viel Berührungspunkte sie unter sich allerdings wohl haben, so unendlich verschieden sind sie in den Mitteln, ja in den Grundbedingungen ihrer Ausübung.“ Diese Worte eröffnen eine Reihe flüchtiger Aufzeichnungen Grillparzers über Musik, welche von den Herausgebern seiner Werke aus seinem Nachlaß zusammengestellt worden. Was ihm dabei vornehmlich am Herzen lag, war die Unterscheidung des Wesens der Tonkunst von dem der Dichtkunst: „ich möchte“, bekennt er, „ein Gegenstück zu Lessings Laokoon: über die Grenzen der Musik und Poesie schreiben.“ Man mag immerhin bedauern, daß der stilllebende Dichter Österreichs diesen Vorsatz nicht ausgeführt; ein Gegenstück zu der reformatorischen Schrift Lessings, dem Grillparzer selber mit Recht eine wahrhaft einzige Verbindung von Kunstsinn und Logik nachrühmt, wäre freilich nicht daraus geworden, wohl aber ein nützlicher Beitrag zur Lösung einer noch immer streitigen Frage der Kunsttheorie, um so nützlicher, je weniger abstract, je technischer gerade dieser Mann dabei zuwerke gegangen wäre. Denn das war ja das merkwürdige an ihm und dadurch wurden seine Leistungen über so manche Schranke seiner natürlichen Begabung hinausgehoben, daß er alle Kräfte seines Geistes auf den wohlbedachten Betrieb seines besonderen künstlerischen Geschäftes verwandte; wie man von seinem Landsmanne Haydn zu sagen pflegt, er habe eben nichts als „Musik gemacht“, so dürfte von Grillparzer gelten, daß in poetischem Machen sein Leben aufgegangen. Mit der Musik aber stand er dabei doch passiv in nächster Berührung; ein Wiener Kind, kurz vor Mozarts Tode geboren, das noch Haydns freundlichen Lebensabend gesehen, Beethovens Herrlichkeit erlebt und Schuberts Hingang betrauert — wie sollte dem nicht aus der Fülle des Genusses ein erfahrenes Urtheil über classische Tonkunst mühelos erwachsen sein! Er bewährt es

*) Erschien in der Wochenschrift Im neuen Reich, Leipzig bei S. Hirzel 1873.

auch wirklich durch ein paar in seine „Erinnerungen an Beethoven" eingestreute Bemerkungen; er gab dem tiefsinnigen Geiste in der „Melusine" einen Operntext von möglichst einfachem Gehalt ohne viel reflectirende Elemente, um ihn „den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend dalagen," nicht noch näher zu führen. „Der nach ihm kommt," sagt er mit weiser Warnung in der Grabrede auf den Meister, „wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört."

Was Grillparzer nur im stillen als Wunsch aussprach, ward doch wenigstens noch bei seinen Lebzeiten von demselben Wien aus ernstlich in Angriff genommen. Die denkwürdige Broschüre von Eduard Hanslick: „Vom Musikalisch-Schönen", die zuerst 1854 erschien, war nicht bloß, als was sie sich bescheiden bezeichnet, „ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst", sie dient, indem sie falsche Vorstellungen von der Natur des musikalisch Schönen energisch bekämpft, recht eigentlich jener Hauptaufgabe der Grenzbestimmung zwischen Tonkunst und Poesie. Ausdrücklich aber hat dies letztere Thema sodann W. A. Ambros aufgegriffen; sein Büchlein, welches gegenwärtig in zweiter Auflage vorliegend zu unserer heutigen kurzen Erörterung Anlaß bietet*), ist theils positiv, theils negativ wesentlich durch Hanslick angeregt worden. Es wird manchem willkommen sein, da es die strenge Einseitigkeit der Hanslickschen Theorie anscheinend freundlich mildert; allein, wem es um heilsame Klarheit um jeden Preis zu thun ist, der wird hier zuletzt nur bedauernswerthe Rückschritte hinter den schon gewonnenen Standpunkt kritischer Aufklärung erkennen.

Was Grillparzer im Interesse der Künste beklagte, daß man sie bei uns unter den einzigen Namen der Kunst zusammengefaßt habe und infolgedessen, wie man hinzudenken muß, sie auch gemeinsamer Betrachtung zu unterwerfen pflege, das wird man doch als natürliches Recht der Philosophie bezeichnen müssen, welches dieser im Gegensatz zur speciellen Kunstwissenschaft auch von Lessing im Eingang zum Laokoon ausdrücklich zugestanden wird. Wie die Philosophie auch in den einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen, so verschieden übrigens ihre Methoden und Ziele von einander sein mögen, doch nur die auseinanderstrahlenden Thätigkeiten desselben menschlichen Erkennens erblickt, so darf sie auch die einzelnen Künste aus der einen gleichen Quelle der idealbildenden Kraft der menschlichen Phantasie ableiten; wie es für sie Wissenschaft schlechthin giebt, hat sie auch ein Recht, von Kunst überhaupt zu reden. Allein gering genug wird, solange sie besonnen verfährt, der Umfang des Gebietes sein, das ihrer stets nur über das Allgemeine mächtigen Herrschaft unterliegt, während sie nach der

*) W. A. Ambros: Die Grenzen der Musik und Poesie; eine Studie zur Ästhetik der Tonkunst. 2. Aufl. Leipzig, H. Matthes 1872.

Tiefe zu dies eng umgrenzte Gebiet des Allgemeinen bis ins Unermeßliche erforschen mag, ohne andere Hemmung, als im Maß ihrer eigenen Kräfte liegt. Begriff und Natur der Schönheit an sich auf der einen, Natur und Begriff des schaffenden Vermögens der Phantasie auf der anderen Seite, das werden die Gegenstände wahrhaft ästhetischer Speculation sein; aus Metaphysik des Schönen und Psychologie des Künstlerischen, aus den Lehren vom Idealen und Genialen wird bestehen, was den Namen Philosophie der Kunst verdient.

Ihr gegenüber nun haben sich Kunstwissenschaften gebildet, die von vornherein eine Mehrheit von Disciplinen darstellen, denn sie gehen als Erfahrungswissenschaften von dem Besonderen der einzelnen Künste aus und suchen entweder deren reale Gesammtentwicklung historisch zu begreifen, oder aus ihren hervorragenden Einzelerscheinungen empirische Gesetze über die Art und Größe und somit von selbst auch über die Grenzen ihrer Leistungen zu gewinnen. Diese speciellen Kunstwissenschaften haben selbstverständlich auch eine geradezu technologische Seite, auf welcher sogar vornehmlich ihre Tüchtigkeit beruht; denn Kunstwerke sind durchaus Producte menschlicher Arbeit, materieller wie formeller, die an ihnen auch nach ihrer Vollendung noch wahrnehmbar ist. Zur Behandlung dieser technologischen Seite der Kunstwissenschaft aber, d. h. zur theoretischen Betrachtung der Technik einzelner Künste wird in erster Linie der Künstler selber befähigt und geneigt sein; will der „Kunstrichter" — um bei Lessings Schema stehen zu bleiben — auch darüber Rechenschaft geben, so muß er doch Kunstverständiger sein, d. h. er muß abgesehen vom Kunstwerk auch von der Kunst selbst etwas verstehen; weiß er sie nicht auszuüben, so muß er doch den Proceß ihrer Ausübung begreifen.

Mit dieser Technologie nun hebt alle specielle Ästhetik historisch an, in der musikalischen aber insbesondere hat sie überaus lange ganz allein das Feld behauptet. Generalbaß oder im weiteren Sinne was man heute Compositionslehre nennt, wesentlich darin bestand bis auf die Tage Glucks die ganze Theorie des Musikalischschönen, soweit sie Theorie heißen durfte; ein paar ganz allgemeine, ungeschickte Definitionen der Musik überhaupt oder einige vage Gemeinplätze über ihren „Zweck" können daneben nicht in Betracht kommen. Ja auch der merkwürdige Streit, der infolge der Reform des musikalischen Dramas durch Gluck entbrannte, berührte zunächst weit minder das innere Wesen der Musik selbst, als vielmehr das Maß ihrer äußeren Berechtigung gegenüber der Poesie, mit der sie sich auf der Bühne gewohnheitsmäßig und bis dahin sozusagen naiv verbunden sah; doch konnte nicht ausbleiben, daß man von da an auch den eigenen Charakter der Musik von verschiedenen Standpunkten aus genauer ins Auge faßte. Und nun erst gewann sie einerseits ihre volle Selbständigkeit durch die mächtige Entfaltung des Instrumentalwesens, und erhob sich anderer-

seits durch die wunderwürdigen Schöpfungen einer dichten Reihe von Genien zu einer Macht in Welt und Leben, zu einer der wichtigsten Angelegenheiten moderner Menschenbildung.

Als die jüngste Schwester unter den Künsten ward sie eingeführt in die Gesellschaft; wie sollte man ihr nicht mit Vorurtheilen, günstigen oder abgünstigen, entgegentreten, welche aus dem längeren und vertrauteren Umgange mit den anderen Schwestern erwachsen waren? Der Familienbegriff, den man an sie heranbrachte, that dem eingehenden Studium ihrer Individualität Eintrag; es kam hinzu, daß man sie immer noch ebenso oft Hand in Hand mit der älteren Poesie erblickte, als allein auf den Zauber ihrer eigenen Gaben angewiesen. Man meinte wohl, sie sei noch schüchtern, wisse diese ihre Gaben noch nicht mit voller Freiheit zu gebrauchen, aber man solle sie nur walten lassen: nicht lange, so werde sie reden, zwar in anderen Wendungen, aber nicht minder geistreich und dazu weit eindringlicher und mächtiger, als die Poesie, der man inzwischen anmerkte, daß sie sich wiederhole und langweilig werde. Doch genug des Gleichnisses: die Wahrheit ist: in den mittleren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erfuhr besonders bei uns in Deutschland die Musik im Urtheil der gebildeten Laienmenge eine verhängnißvolle Überschätzung. An der verfallenen Dichtkunst hatte man sich ersättigt und übersättigt, die bildenden Künste begannen kaum wieder aus langer Erstarrung zu erwachen: da trat die Musik geradezu in den Mittelpunkt des ästhetischen Gemeininteresses, sie, deren größte Meister nun erst, theils durch die Verbreitung ihrer eigenen Werke, theils durch die apostolische Thätigkeit talentvoller Epigonen, zu nachhaltiger Wirkung gelangten; und wie fast jedes gebildete Zeitalter gern auf eine Lieblingskunst oder -wissenschaft den ganzen Schatz seiner Gedanken und Wünsche überträgt, so lud eben jene Zeit den jungen Schultern der Musik von seiner geistigen Habe mehr auf, als sie tragen konnten. Von ihrer äußeren Herrschaft abgesehen, vermöge deren sie von der Bühne die selbständige Dichtung fast verdrängte, sich in der Pädagogik einen breiten Platz eroberte, durch Virtuosenthum und Dilettantismus dem öffentlichen wie dem privaten Genusse den Stempel aufdrückte, ließ sich die Tonkunst nun herbei, mit dem inneren Geiste der Zeit die engste Verbindung einzugehen: in ihr suchten und fanden die Menschen wieder, was irgend sie sonst bewegte, sie ward zum Schauplatz von Begebenheiten und Kämpfen gemacht, die ihr als einer Kunst in Wahrheit völlig fremd waren. Aber während man so von allen Seiten ihre Grenzen durchbrach, angeblich um sie zu erweitern, drang am Ende nur in ihr eigenes Gebiet die Verwüstung ein. —

Um die Frage nach dem „Inhalt" der Musik dreht sich der Streit der modernen Ästhetik. Es ist Hanslicks bedeutende That, mit einschneidender Polemik gegen alle die unklaren und überschwenglichen Behauptungen zufelde gezogen zu sein, welche der Musik an sich einen bestimmten Gefühls-

oder gar Gedankeninhalt beimaßen. Nach ihm ist der Inhalt der reinen, d. h. zunächst der Instrumentalmusik von dem, worin jedermann ihre Form erkennt, gar nicht verschieden: „tönend bewegte Formen“ stellt eben die Tonkunst dar, schlechthin musikalische Ideen bilden den Idealgehalt der Musik. Es ist nicht scharf genug hervorzuheben, daß die großartige Entwicklung der Akustik, die erst den jüngsten Jahren angehört, von der naturwissenschaftlichen Seite her dieser Anschauung mächtig zuhülfe kommt. Denn heut erkennen wir nicht allein in dem Tongeflecht der Melodie, was längst feststand, Schönheit von Bewegungen, uns ist vielmehr durch Helmholtz auch die Harmonie, die andere, scheinbar ruhende Seite der Musik, selbst wiederum auf die tonleiterzimmernde Melodie zurückgeführt worden; ja, was am meisten von Haus aus individualisirt erschien, woran sich daher vorzugsweise die nach bestimmtem Gefühlsausdruck haschende Auslegungssucht anzuklammern pflegte: die Klangfarbe selber, sei es der Lagen der Accorde, sei es der Tonsprache einzelner bestimmter Instrumente, ist durch die Klanganalyse des großen Physikers aus der nämlichen Quelle abgeleitet worden. Und zu gleicher Zeit hat derselbe Naturforscher in seiner Eigenschaft als Physiolog wenigstens wahrscheinlich gemacht, daß den von außen uns zugetragenen Tönen auch in unserem Innern von vornherein verschieden abgestimmte Nervenfasern abwechselnd Antwort geben, daß also, wenn man so sagen darf, die Natur selbst es mit uns gleichwie mit einem Instrument auf reine, durch sich selbst befriedigte Musik abgesehen habe.

Daß es nun eine solche reine Musik gebe, die weiter nichts sei noch sein wolle als eben Musik — selbst wenn sie für das Instrument der Menschenstimme und daher äußerlich auf einen bestimmten Worttext componirt wäre —, das bestreiten freilich auch die Gegner nicht ernstlich. Ambros legt seiner lebhaft und farbenreich geschriebenen Auseinandersetzung das historische Schema von Adolf Marx zugrunde, wonach auf eine rein formelle, man könnte sagen architektonische Periode der Tonkunst mit Bach anhebend eine andere der „Musik der Seele“ gefolgt sei, welche absichtslos gewisse Stimmungen darstelle und übertrage und zwar, wie Ambros einmal andeutet, mittlere oder Durchschnitts-Stimmungen, die eine Art Gleichgewichtszustand der Seele bezeichnen, bis denn endlich durch Beethoven die dritte Periode, die einer Musik des Geistes, einer wortlos und doch verständlich dichtenden Tonkunst heraufgeführt worden sei. Man sieht, die Herren wollen doch für die Gegenwart den „geistigen“ Inhalt ihrer Kunst retten, die Vergangenheit geben sie mehr oder weniger preis, wie die Spiritualen des 13. Jahrhunderts, die bescheidentlich ihr eigenes Zeitalter als das des heiligen Geistes auf die des Vaters und Sohnes folgen ließen. Oder ist es nicht vielmehr der alte Hochmuth der Hegelschen Weltanschauung, der aus dieser Theorie von dem Zusichkommen der Töne hervorblickt?

Es liegt auf der Hand, wie wenig eine Ästhetik tauge, die für ver-

schiedene Perioden derselben Kunst nicht etwa bloß quantitativ verschiedene Maßstäbe historischer Werthschätzung in Bereitschaft hat, sondern die heute nur mißt, um morgen hauptsächlich zu wägen und übermorgen in erster Linie chemisch zu analysiren. Hiernach gäb' es nicht allein von Palästrina durch Bach zu Beethoven eine organische Entwicklung musikalischer Schönheit, wie sie jeder anerkennt, theils durch Läuterung und Vertiefung der specifisch musikalischen Ideen, theils und noch bedeutsamer durch ihre freiere und reichere Entfaltung in mannigfach gesteigertem, wiederum specifisch musikalischem Ausdruck: nein, es erwüchsen nach einander vielmehr drei grundverschiedene musikalische Schönheiten, eine primitive, lediglich formelle, eine ich weiß nicht ob gemüthliche oder gemüthvolle, und eine geistvoll poetische und warum nicht gar philosophische oder unter Umständen vielleicht selbst politische? Die Ästhetik dieser Musiken, denn mehrere sind's nun einmal, möchte dann auf der ersten rein technischen Stufe bloße Formenlehre, auf der zweiten eine Theorie der Empfindungen im beliebten Sinne des vorigen Jahrhunderts, endlich aber eine wahrhaft speculative Betrachtung vorstellen.

Und warum nun diese Scheidung? Offenbar, weil man auf die Frage nach der außertonweltlichen „Bedeutung" einzelner Werke aus jener ältesten, gleichsam naiv-musikalischen Periode an aller Auskunft verzagte, den sentimentalischen Producten aber des folgenden Zeitraumes gegenüber doch nur sehr unbestimmten Bescheid wußte, während man, wo es Interpretation der „Gedankenmusik" von und seit Beethoven galt, getrost, wenn auch oft einander schnurstracks widersprechend, die Keilschrift der Noten entzifferte. Und weshalb wiederum da so getrost? Es ist nur aus dem Vorgang Beethovens selber genügend zu erklären. Dieser an Tiefe und Gewalt unermeßliche Tonschöpfergeist wollte allerdings, im Gegensatz zu seinen künstlerisch genügsameren Vorgängern wie Haydn und Mozart, mit seiner Musik nicht bloße „Musik machen". Glücklicherweise, müssen wir sagen, ist es ihm damit nie oder kaum jemals gelungen: denn wo es gelänge — wie es denn bei manchem seiner Nachstreber bedenklich gelang —, muß, was dabei herauskommt, zwar an musikalischem Gehalt empfindlich einbüßen, ohne jedoch dafür nach anderer Richtung zu gewinnen. Gerade das schaffende Vermögen der größten Genien aber müssen wir uns vorstellen nach dem Muster jener „specifischen Energien", welche die heutige Physiologie den verschiedenen Nervencomplexen unseres Organismus beilegt: so gewiß Druck oder Stoß dem Sehnerven doch keine andere als eine Lichtempfindung aufzunöthigen vermag, so gewiß setzte sich, was ihnen auch begegnete, in der Seele eines Rafael oder Rubens in malerische Anschauung, in der eines Shakespeare oder Goethe in poetische um: ebenso gewiß ward endlich in Mozart oder Beethoven der geistige Inhalt ihres Lebens und Wesens zu musikalischem Thun, einerlei, ob wie bei jenem sozusagen als normale

Function des Organs, oder wie bei diesem auch als Reaction auf fremdartige, oft gewaltsame Reizung. Und so ist Beethoven, wenn man will, der größte Musiker, nicht weil, sondern obgleich er in Tönen zu dichten trachtete.

Ambros ist freilich anderer Meinung; er erklärt, den Andeutungen folgend, die Beethoven selber gegeben, beiläufig einzelne von dessen Werken, allerdings doch nur in sehr allgemeinen Zügen und zudem mit fast verschämter Schüchternheit. „Es ist uns, als sähen wir — wer sollte nicht fühlen? — ist das nicht wie? — hier tritt gleichsam auf" — mit so überaus lahmen und unsicheren Wendungen bringt derselbe Mann seine eigenen Deutungen vor, der zugleich andere „verkehrte Deutungen" als Narrheit eitler Abderiten bezeichnet, ja das Lichtenbergische Wort darauf anwendet: „wenn ein Affe in den Spiegel guckt, so kann kein Apostel herausschauen." Von irgendwelcher principieller Klarheit ist überhaupt in dem ganzen, so hübsch lesbaren Büchlein voller Anspielungen auf mancherlei allgemeine Bildung nicht die Rede; man sieht nur, daß der Verfasser gern rechts und links das Extreme vermeiden möchte; Hanslicks Leugnung der Möglichkeit aller über sich selbst hinausgehenden Tondichtung widersagt seinem Gefühle, aber Berlioz's überall specielle Deutlichkeit anstrebende Tondichtung erscheint ihm auch als verfehlt. Daher wird die Grundfrage nach den „Grenzen der Musik und Poesie" auch nur in ebenso zweifelhaften Ausdrücken erledigt, wie in mancher „Verfassung" die nach den Grenzen zwischen Kirche und Staat. Was nach formaler Seite von der Musik verlangt wird, daß sie, abgesehen von ihrem angeblichen Inhalt, stets eine durchgeführte musikalische Form aufzeige — im Sinne jener ersten Periode des reinen Klingklangs, ehe mit Bach die des Singsangs begann, — dem wird jeder beistimmen, nur daß damit lediglich eine Grenze gewonnen ist für musikalisch und unmusikalisch im Bereiche der Tonwelt selber, nicht aber gegen die Poesie oder sonst etwas außermusikalisches. Hier nun — der Dichtkunst gegenüber — soll die „ideale" Grenze darin liegen, daß die Musik insoweit poetisch oder geradezu Poesie sein dürfe, als sie ihre Ausdrucksfähigkeit nicht überschreite, d. h. „solange der dichterische Gedanke des Tonsetzers aus den durch sein Werk hervorgerufenen Stimmungen und den dadurch angeregten Vorstellungsreihen, also aus dem Tonwerke selbst verständlich wird!"

Ambros hat nun selber gefühlt, daß dadurch ein rein subjectives Princip gegeben sei; der Schwerpunkt ist in das Verständniß des Hörers gelegt. Wer nun doch vielleicht in andere Stimmungen und daher auf andere „Vorstellungsreihen" geriethe, so daß er am Ende jenen „dichterischen Gedanken" des Componisten mißversteht oder gar nicht versteht? Ja, Bauer, das ist ganz was anders! Dann hast du „das vom Componisten geöffnete Himmelreich nicht hingenommen wie die Kinder!" Also Offen=

barung ist das ganze Geheimniß? O wir armen, die wir ihrer nicht gewürdigt sind! Unser Autor sucht nun dies monströse Kunstprincip unseren Blicken normal erscheinen zu lassen, indem er behauptet, bei anderen Künsten gehe es ganz ähnlich zu. Auch vor den Stanzen Rafaels oder vor der Sixtina könne man „die verschiedensten und mitunter sehr seltsame Dinge zu hören bekommen." Offenbar meint er seltsame Deutungen, wie ja solche z. B. von der „Schule von Athen" selbst in der Literatur immer wieder anmaßlich zum Vorschein kommen. Aber erstreckt sich dieser Streit der wissenschaftlichen Deutungen jemals auf den malerischen Inhalt? Dieser geht rein im Sichtbaren auf, wie der musikalische im Hörbaren, und wie ein Tonwerk keinen anderen Kunstinhalt hat als den musikalischen, genau so ist der künstlerische Inhalt eines Gemäldes oder einer Sculptur identisch mit ihrem malerischen oder plastischen. Um die Venus von Melos als Kunstwerk zu „verstehen", bedarf es keines Schimmers von hellenischer, für das Kunstverständniß der Sixtina keiner Spur von christlicher Mythologie. Mit der Deutung wirft jedoch unser Mann alsbald auch das Geschmacksurtheil zusammen, wenn er auf die „widersprechenden Beurtheilungen" hinweist, welche die gothische Baukunst erfahren, wenn er uns erzählt, Shakespeare, Goethe u. s. w. seien gleichfalls „bald vergöttert, bald geschmäht" worden. Handelt es sich denn bei irgend einem Kunstprincip um das — selbstverständlich subjective — Maß des Gefallens? Unterliegt etwa der architektonische Inhalt der Gothik, d. h. ihr constructives und decoratives Wesen, welches einfach den Augen demonstrirt werden kann, der Möglichkeit eines dauernden Mißverständnisses? Läßt sich nicht ebenfalls der objectiv poetische Gehalt des Werther oder des Lear im ganzen wie im einzelnen kritisch beweisen? Und so läßt sich auch der musikalische Werth des Ave verum einem jeden darlegen; wieweit es ihm aber gefalle, steht bei ihm und der Natur und Cultur, die ihn begabt und gebildet. Ambros nennt diesen kleinen Meßopferhymnus Mozarts „himmlisch", und wir stimmen von ganzem Herzen zu, wenn darunter die reinste, sanft und doch mächtig ergreifende musikalische Schönheit verstanden werden soll; käm' es dabei aber auf Stimmungen jenseits der Tonwelt, hier also auf specifisch religiöse, oder gar auf Vorstellungsreihen, d. h. hier so erzkatholische an: was sollten doch wir modernen Protestanten, denen das Meßopfer nicht nur eine Thorheit, sondern auch poetisch und ästhetisch ein Greuel ist, mit dem bezaubernd süßen und künstlerisch innigen Tonstücke Mozarts anfangen? Bei Herrn Ambros aber werden — in natürlicher Consequenz seiner Ansichten — überhaupt confessionelle und provinzielle Qualitäten zum rechten Verständniß der Musik erfordert; so schilt er einmal auf „die norddeutschen Scribenten, denen der Glaube an Gott zufällig verloren gegangen sei", und warum urtheilt er so liebevoll inquisitorisch? — Weil sie nicht mit ihm im Finale der Pastoralsymphonie „am Himmel die majestätische Greisengestalt, das

Symbol der Gottheit" erblicken, wie sie „mit ausgebreiteten Armen segnend über das weite Gefilde hinschwebt!"

Doch genug dieser Musik mit Begleitung von lebenden Bildern! Über die Grenzen, d. h. zugleich Berührung und Scheidung von Tonkunst und Poesie hat längst kein geringerer als Schiller in der Recension der Gedichte Matthissons die bedeutsamsten Winke gegeben. Er legt der Musik als Object bei: die Form der Empfindungen, welche letztere ihrem Inhalte nach keiner Darstellung fähig seien; der ganze Effect der Tonkunst bestehe darin, „die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen." Hieraus wird unmittelbar klar, warum über Wirkung und Bedeutung der für sich bestehenden Instrumentalmusik jene subjectiven Irrthümer möglich sind, die wir in Ambros und Genossen bekämpfen. Die Bewegung, in welche das musikalische Kunstwerk die Empfindung des Hörers versetzt, ist von einer bestimmten Form in Richtung und Intensität; was aber bewegt wird, ist bei jedem individuell verschieden, darüber läßt sich also so wenig etwas allgemeingültiges aussagen wie etwas gewisses über den Empfindungsinhalt, den der Künstler in sich trug, als er diese Tonformen bildete. Die letzteren allein sind es, die objectiv zur Darstellung kommen, über sie mithin allein läßt sich reden, auf sie wird der aufmerksame Sinn des feiner Genießenden zu richten sein; je „denkender" der Hörer als solcher, desto entschiedener musikalisch denkt er, desto mehr folgt seine Reflexion dem formalen Vorgange des Tonspiels.

Spinoza hat am Schlusse des dritten Buchs seiner Ethik unternommen, die verschiedenen Affecte der menschlichen Seele durch psychologische Zergliederung in ihre einfachsten Elemente zu zerlegen. Nichts lag ihm dabei ferner, als an die Musik zu denken, und doch sind die drei Grundaffecte, die er zuletzt als nicht weiter aufzulösende übrig behält, gerade das, was die Tonkunst von menschlicher Empfindung auszudrücken vermag: Freude, worunter bei Spinoza ganz allgemein „der Übergang des Menschen von geringerer zu größerer Vollkommenheit", Leid, worunter der entgegengesetzte Übergang verstanden wird, und Verlangen im weitesten Sinne, als der das Wesen der Seele selbst bildende einfache Trieb zum Dasein und Wirken. Man sieht, daß hier nirgend von einer Materie der Empfindung die Rede ist, sondern einzig von ihrer Form, welche, da sie sich successiv in der Zeit entwickelt, Bewegung ist. Jenes Verlangen bezeichnet die bewußte Eigenbewegung der empfindenden Seele selber — völlig einerlei, was sie gerade empfindet —, und in diesem Sinne hat Schopenhauer, der über das Detail der Musik übrigens viel wunderliches Zeug vorgetragen, ganz Recht, wenn er in dieser Kunst überhaupt „das Abbild des Willens selbst" und nicht, wie bei anderen Künsten, der Ideen sieht; denn hier kann „Wille ohne Ideen" nur eben jene Eigenbewegung des empfindenden Ichs bedeuten. Diese verläuft nun aber in einer dreifachen Form, bald eben dahin, bald

auf-, bald absteigend, je nachdem sie frei aus sich waltet oder von außen Förderung oder Hemmung erfährt; sie ist dann entweder schlechtweg jenes „Verlangen", jener „Wille", oder aber sie tritt in der Form der Freude oder des Leides auf, wie Spinoza dieselben definirte. Und diese dreifache Form der Seelenbewegung vermag in der That die Musik als registrirender Apparat niederzuzeichnen und mitzutheilen. Welcher Empfindung auch immer in der so oder so disponirten Seele des Individuums der ruhige Strom der Melodie oder das Spiel und Widerspiel der Consonanzen und Dissonanzen begegnen möge, immer werden sie mit zwingender Gewalt diese Empfindung und mit ihr das Gemüth selbst hier glatt dahintragen, da emporheben, dort niederdrücken. Die große und die kleine Seele, das volle und das leere Herz, das Gemüth des schaffenden Künstlers wie das des genießenden Hörers beschreiben parallele Bahnen, ähnliche im geometrischen Sinne; hierin allein besteht und hierauf allein beruht die bestimmte psychische Wirkung eines bestimmten Tonwerks. Will man nun unter Freud' und Leid nichts anderes verstehen, als jenes Auf- und Abschreiten zwischen niederen und höheren Seelenzuständen, so kann die Tonkunst allerdings beides so gut vermitteln wie — als dritte Möglichkeit — den gleichmüthigen, in sich befriedigten Verlauf des empfindenden Daseins; in diesem, aber auch nur in diesem Sinne dürfte auch die selbständige Musik von sich rühmen, „freudvoll und leidvoll" zu sein; „gedankenvoll" aber wäre sie darum durchaus nicht, man müßte denn reine Tongedanken, schlechthin musikalische Ideen, dabei im Auge haben.

Es erhellt aus dieser flüchtigen Zeichnung doch unmittelbar, wie viel oder wie wenig Dicht- und Tonkunst an sich mit einander gemein haben können. Auch an der Poesie unterscheiden wir ja eine Seite der Empfindung neben jener der Ideen, und wenn es dabei auch vornehmlich auf den Inhalt der Empfindung ankommt, welchen eben die einzelnen poetisch dargestellten Ideen in uns bestimmen, so giebt es doch auch hier — denn auch die Dichtkunst wirkt in der Zeit — eine Reihenfolge, eine Bewegungsform oder, wie Schiller geradezu sagt, eine Modulation der Empfindung. Eben diese bildet den beiden Künsten gemeinsamen Grenzweg, welchen sie freilich darum nicht zu überschreiten, auf dem sie jedoch in friedlichem und vertraulichem Verkehr — ein jedes noch auf dem Seinen — nebeneinanderher zu gehen vermögen. Mit einem Wort: es ergiebt sich daraus die Stellung der Tonkunst zur Poesie nebst der Leistungsfähigkeit der ersteren bei der musikalischen Composition gedichteter Texte. Die Musik wird in diesem Falle nicht minder reine Musik sein, als wo sie von jeder Anlehnung an ausgesprochenen oder auch bloß gedachten Text absehen darf — nur uneigentlich und dem äußeren Scheine nach haben wir bisher „reine" mit selbständiger Musik gleichgesetzt —, auch jetzt nämlich wird sie Tongewebe sein und nichts als Tongewebe. Da aber der Componist dies Tongewebe

nach einer tonlosen Vorschrift anfertigen muß, so bedarf er außer der activen Begabung für seine eigene Kunst obenein der passiven für eine andere. Um dies erforderliche Quantum von Empfänglichkeit wird die subjective Leistung des Vocalcomponisten größer sein, als die des Instrumentalmeisters, werden Don Juan oder Samson eine menschlich reichere Natur erfordern, als eine Symphonie Beethovens oder Haydns; objectiv jedoch kann, ja muß in den letzteren die gesammelte und nur durch sich selbst beherrschte musikalische Kraft, wenn sie an sich von entsprechender Größe ist, zu lebendigerer und gewaltigerer Äußerung gelangen.

Es leuchtet ferner von selbst ein, daß die specifisch poetischen Elemente einer Dichtung gerade am mindesten eine Verbindung mit der Musik einzugehen im Stande sind, daß vorab der Ideengehalt eines Dramas oder anderen Dichtwerks der Composition ewig unerreichbar bleiben muß; so sonderbar es manchem musikalischen Geisterseher klingen mag: Schikaneders Zauberflöte ist doch ein besserer Operntext als Goethe's Faust, wie er da ist. Wer freilich möchte so altanerkannte Sätze noch wiederholen, wenn wir nicht in einer Zeit lebten, wo die durchaus gleichberechtigte Vereinigung von Dicht- und Tonkunst auf der Bühne theoretisch und praktisch mit seltener, ja momentan siegreicher Energie verfochten wird? Selbst ein für seine Kunst so entschieden begeisterter Dichter wie Grillparzer spricht es rückhaltlos als Grundsatz aus, daß „keine Oper vom Gesichtspunkt der Poesie betrachtet werden dürfe — von diesem aus sei jede dramatisch-musikalische Composition Unsinn —, sondern vom Gesichtspunkt der Musik: als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenem erklärenden Texte.“ Es ist allerdings ein Verhängniß für die Zukunft der Tonkunst, daß der begabteste unter ihren eigenen lebenden Meistern von dieser Einsicht verlassen ist. Während in der Blüthezeit der Oper Poesie und Musik Hand in Hand die Bühne betraten, alsbald jedoch jene bescheiden — wie der Tänzer neben der Tänzerin — hinter der reizvolleren Gefährtin zurückstand, um sie nur in einigen Hauptmomenten zu führen, zu tragen oder emporzuschnellen, hat Richard Wagner in seinem Musikdrama beide Künste den siamesischen Zwillingen vergleichbar aneinander gefesselt, sodaß sie nun in erzwungener Eintracht ihre seltsam unbeholfenen Bewegungen ausführen; wie freilich sollt' es einer so unerhörten Merkwürdigkeit an schaulustig herzuströmender Volksmenge jemals gebrechen?

Als den „übelsten Dienst“, der den Künsten erwiesen werden konnte, hatte Grillparzer in den eingangs angeführten Worten die theoretische Vermengung derselben bezeichnet; auf die Theorie ist denn die Praxis gefolgt, deren Ergebniß für die poetisirende Musik nur dasselbe sein kann wie für die Plastik, als sie malerisch ward: sie wird sich darüber für eine Zeitlang ganz zugrunde richten. Liebhaber von Parallelen mögen das weiter ausmalen, und wenn sie in Beethoven, wie üblich und nicht unbillig, den

Michelangelo erblicken, so haben wir nichts dagegen, wenn ihnen Wagner für den Bernini gilt. Solche Entwicklungen sind freilich unaufhaltsam, die abwärts führenden so gut wie vordem die in aufsteigender Richtung. Erwägt man aber, wie der Sculptur ein nicht unrühmliches Wiederaufblühen beschieden ward, als sie sich durch den reinen Anhauch der Antike neu erfrischt hatte, so kann man nur den innigen Wunsch aussprechen, daß die musikalische Ästhetik der heutigen Tonkunst die Rückkehr auf ihr eigenstes Feld, das angeblich rein formale Muster jener alten „Musikmacher" von der Zunft anrathe. Der Ästhetik selbst aber muß man wünschen, daß sie der alten technologischen Compositionslehre wieder so ähnlich wie möglich werde; jedenfalls können wir sie als Wissenschaft erst dann anerkennen, wenn sie aller Träumerei und Traumdeuterei entsagt. Indem wir unseren Lesern die Schrift von Ambros zur Anzeige bringen, empfehlen wir ihnen die von Hanslick.

---

13. Brockhaus und Meyer*).

Der alte Goethe meinte, seine Deutschen sollten nicht ewig darüber streiten, ob er oder Schiller der größere Dichter sei; sie sollten vielmehr froh sein, daß sie zwei solcher Kerle neben einander besäßen. Ganz dasselbe darf heute der alte Brockhaus — das Conversationslexikon nämlich, das mit der jüngst vollendeten 14. Auflage zugleich sein hundertjähriges Jubiläum feiert, — von sich und dem jüngeren Meyer sagen, dessen 5. Auflage soeben im 13. Bande bis zum Worte „Politesse" gediehen ist. Brockhaus und Meyer — ich stelle im Ernst diese lebendigen Leipziger Classiker den abgeschiedenen Weimarern gegenüber. Einst dachte man groß, fühlte tief, aber wußte wenig; wir geben uns mit Ideen und Empfindungen nicht sonderlich ab, unser Wissen macht unsere Weltanschauung aus. Unser Wissen aber ist Stückwerk, um so mehr, je riesenhafter es ist; und eben als Stückwerk, in tausenden von Artikeln und Artikelchen, führen es jene Leipziger Dioskuren uns täglich, oft stündlich zu Gemüthe. Und auch darin welch schlagende Ähnlichkeit! Brockhaus war behaglich unproductiv geworden, wie seinerzeit Goethe — da trat ihm Meyer als sein Schiller schwungvoll an die Seite und riß ihn zu neuen Anstrengungen von unvergänglicher Bedeutung fort. Und nun machten es ihre beiden Musen, wie die bei Klopstock:

„Der Herold klang: sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken, auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie."

*) Erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1896.

Brockhaus hat dieser Tage ein Heftchen versandt, betitelt: „Das hundertjährige Jubiläum eines Buches“; es braust ein weltgeschichtlicher Zug durch diese paar winzigen Octavblätter. Da erfahren wir, daß unter 7239 Preßstimmen sich nur 7 ungünstig über die neueste Auflage ausgesprochen haben, an deren Herstellung 21 Redacteure und 499 Mitarbeiter betheiligt gewesen sind. Da lesen wir von der „Einwirkung des Werkes auf die Bildung der Menschheit“ — o Isis und Osiris! möchte man mit Sarastro ausrufen; „diese Einwirkung nachzuweisen und zu würdigen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe für einen Culturhistoriker des 19. Jahrhunderts“, heißt es wörtlich. So deutlich hätte sich der alte Goethe freilich in eigener Sache kaum in das weit geöffnete Ohr seines Eckermann ausgelassen. Desto mehr Eindruck macht denn aber auch die Anerkennung, die Brockhaus in solchem Zusammenhang etlichen seiner Nebenbuhler zollt: „Von Nachbildungen in deutscher Sprache“, räumt er ein, „haben einige wenige, wie das Pierersche und später das Meyersche Lexikon, die gleiche Idee in selbständiger Weise weiter entwickelt und einen Wettstreit geschaffen, der dem Publicum zugute kommt.“

Mit dem alten Pierer hatte es eine besondere Bewandtniß — beiläufig: der neueste Brockhaus widmet dem Namen Pierer über eine Spalte, der jüngste Meyer übergeht ihn mit Stillschweigen, was ich nicht hübsch von Meyer finde. Der alte Pierer also war nämlich kein „Conversations-“, sondern ein „Universallexikon“, mithin nicht für Leute gemacht, die ihre Weisheit wohlredend an den Mann zu bringen wünschen, sondern für den Menschen, aufgefaßt als ein Einzelwesen, das für sich dem stillen Trunk des echten Wissens ergeben ist. Zu diesem Ende war er im ganzen ungemein reichhaltig, aber prunklos, im einzelnen äußerst knapp, dafür genau und zuverlässig angelegt. Gustav Freytag ließ mir daher einst, als er mich in den journalistischen Beruf einweihte, obwohl Brockhaus damals schon den Markt beherrschte, während Meyer noch in der Zeiten Schoße schlummerte, vor allen Dingen einen Pierer ins Haus schaffen; wohlverstanden einen Pierer vom alten Stil. Denn später hat sich auch dieser zunächst in ein „Universalconversationslexikon“ verwandelt — Universalconversation, ein wahrhaft betäubender Gedanke! — um zuletzt, auf zwei drittel des Umfangs verkürzt, beim Charakter des einfachen „Conversationslexikons“ anzulangen. Man möchte ihm anrathen, sich wieder mehr in seine frühere Gestalt zurückzubilden, um etwas eigenthümliches in dieser Welt der Eselsbrücken darzustellen. Jetzt sieht man noch bisweilen in größeren Redactionen, wenn es sich um mehr historische Fragen handelt, weißhaarige gediegenere Mitglieder lautlos zum alten Pierer greifen, während jugendliche Collegen, hie Brockhaus, hie Meyer rufend, für den Augenblick an ihrer Kenntniß des Alphabets irre werden, weil sie statt des gesuchten Namens auf eine Lücke stoßen. Denn es gehört zum Wesen

der „Conversation“, daß für sie nur das Neueste Werth besitzt. Aus jeder folgenden Auflage eines richtigen Conversationslexikons muß deshalb das Gestrigere verschwinden, um dem Heutigsten Platz zu machen. Die Todten dieser Literaturgattung gehören zur allerschnellsten Reiterei.

Auch Brockhaus selbst — und das ist wiederum ein Goethe'scher Zug — hat in seinem langen Dasein und Wirken mancherlei Wandlungen durchgemacht. Vor dreißig, vierzig Jahren konnte man aus dem Munde gereifter Liberaler nicht selten hören, am besten seien eigentlich die alleraltesten Auflagen gewesen; nach den Karlsbader Beschlüssen sei auch Brockhaus nothgedrungen lahm und zahm geworden. Allein das war ein beschränkt politischer Gesichtspunkt, von dem aus Männer urtheilten, die auch in Sachen der Conversation altfränkisch vor allem nach der Gesinnung ihres Gegenüber fragten. In der That wuchs mindestens bis zum Jahr 1848, bis wohin noch niemand über Dinge schrieb, von denen er nicht wirklich etwas verstand, der geistige Gehalt des großen Sammelwerks nach allen Richtungen. Später aber begann das Buch in zunehmendem Maß an seinem eigenen Erfolge zu kranken. Bei den wiederholten Auflagen legte man sehr begreiflich das Hauptgewicht auf den Nachtrag noch fehlender Artikel, deren Stoffe, mochten es Menschen oder Dinge sein, während der letzten Jahre im Rollen der Begebenheit neu zum Vorschein gekommen waren. Mit den bereits vorhandenen Artikeln aber machten sich's die Herren Mitarbeiter — es waren statt der heutigen 499 vielleicht erst 398, oder gar nur 297 — ziemlich bequem. Sie ließen den alten Text, der ihnen als Grundlage zugeschickt ward, im wesentlichen stehen, flickten meist nur hie und da ein Wort ein und vor allem hinten eine kleine Fortsetzung dran. Da las man denn z. B. jene Gelehrten- oder Schriftstellerbiographien, die mit einer ursprünglich wohldurchdachten, nun jedoch veralteten Charakteristik anhuben, um sodann in ein völlig formloses Agglomerat von Notizen auszulaufen, wie etwa: „Außerdem veröffentlichte er noch“ u. s. w.; „im Jahre so und so ward er zu, ich weiß nicht was, ernannt“, oder „trat er in den Ruhestand“ u. dgl. m. Eine, wie man weiß, bei fast allen alleinherrschenden Handbüchern hergebrachte Art des „Umarbeitens“, der man mit der mündlichen Variante „Um- und dumm-arbeiten“ nicht gerade Unrecht thun würde. Das ist nun aber bei dem ehrwürdigen Brockhaus seit dem Meyerschen Wettbewerb mehr und mehr von Grund aus anders geworden.

Meyer gehört wie Schiller zu den subjectiven Genien. Er huldigt sichtlich, wie gegenwärtig wohl die Mehrzahl unserer unternehmenden Verleger, dem so echt subjectivistischen Grundsatz, daß, wenn zwei dasselbe thun, es nicht dasselbe ist. Er hat die Welt der Conversation schon einmal von der Gefahr, in Einseitigkeit und Eintönigkeit zu versinken, errettet. Früher reiste bek[illegible] der Mensch mit Baedeker, wodurch das

Gespräch unterwegs in kümmerlichster Weise herabgebracht ward. Denn da jeder angesichts der Natur oder Kunst ganz bestimmt vorher wußte, was ihm der andere im nächsten Moment mittheilen oder erwidern werde, zog es der wahrhaft Wißbegierige schließlich vor, vollständig zu verstummen. Es kam hinzu, daß Baedeker im Lakonismus seiner gedrungenen Thatsächlichkeit auf die Unterhaltung überhaupt nicht eben förderlich einwirkte. Er erinnert beim Lesen an Shakespeare; der Mangel an rhetorischer Phrase läßt ihn vielen kalt erscheinen. Seine Gemüthsbewegung verbirgt sich hinter gewissen Zeichen: verschiedenen Lettern, einfachem oder doppeltem Stern, die mit den Winken für die Darstellung in Shakespearerollen zu vergleichen sind. Man müßte Baedeker aufführen, oder wenigstens künstlerisch declamiren lassen, um ihn innerlich zu verstehen. Da erschienen nun die Meyerschen Reisebücher; sie schilderten die nämlichen Dinge, aber mit dem Flusse Schillerscher Diction, mit dem Schwunge Schillerscher Begeisterung. Und auf einmal war das Eis gebrochen —

„Denn, wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Der Baedekerbesitzer und der Meyerinhaber konnten auf dem Marcusplatz oder in Interlaken ausgiebig mit einander verkehren — die Touristen hatten sich wieder gegenseitig etwas Neues zu sagen.

Der moderne Mensch bewegt sich soviel wie möglich auf Reisen; trotzdem dürfte, alles in allem gerechnet, die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten den größeren Theil ihrer Lebenszeit doch noch immer zuhause verbringen. Hieraus erhellt, wieviel wichtiger ein Conversationslexikon ist, als eine Serie von Reisehandbüchern. Und da nun gab das Auftreten Meyers auch der heimischen Conversation, die bisher fast allein auf Brockhaus beruht hatte, mit einem Schlage den alten Reiz des Austauschs verschieden redigirter Wissensartikel zurück. Urplötzlich ward man wieder gewahr, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe, eine Brockhaussche und eine Meyersche; alles Gespräch, vordem geradezu flach, gewann durch dies lexikalische Stereoskop eine ungeahnte Tiefe. Es mag sein, daß die Leser Meyers anfangs dabei im Vortheil waren; er hatte von Grund aus neu gebaut, frische Kräfte bestellt, die noch durch Leistungen emporzukommen strebten. Nicht lange jedoch, so holte Brockhaus den Vorsprung des Mitbewerbers wieder ein; 1882 trat er mit einer „vollständig umgearbeiteten", 1892 sogar mit einer „vollständig neubearbeiteten Auflage" auf den Plan — seine Leser nahmen es nun mit den Genießern Meyers in jeder Hinsicht wieder auf. Vor allem entlehnte der ältere Classiker dem jüngeren zwei der wichtigsten neuen Erfindungen.

Beide Erfindungen hatte Meyer schon in seinen Reisebüchern Baedeker gegenüber gemacht, der indeß in seiner stolzen Männlichkeit bis heute ver-

[illegible] an, sie sämmtlich nachzuahmen. Meyer nämlich theilte die Seite in zwei Textspalten, und mehr als das: er führte den Gebrauch der Abbildungen ein. Der Vortheil des Zweispaltensystems liegt auf der Hand: auch der [illegible] kurze Artikel gewinnt dadurch für das Auge eine anständige Länge, vor allem aber, man kann das Dargebotene weit leichter besser überblicken — daher das Spaltensystem für zielbewußte Wißbegier, bei Kursbüchern, Zeitungen u. dgl. seit alters im Schwange war. Das Lesen findet also hier, wie jede Verständlichkeit, die ihr Ziel erreicht, gewissermaßen über sich selbst hinaus. Noch in höherem Grade jedoch wird dieser Zweck erfüllt durch die zahllosen Pläne, Karten, Figuren, die schwarzen und vollends die bunten Bildertafeln, wie sie mit Aufbietung aller raffinirter modernen Technik in immer zunehmender Vollendung, zuerst bei Meyer, sodann auch bei Brockhaus das unisterndere Einerlei des Textes zu unterbrechen dienen. Es ist wahr, das rasche Nachschlagen wie das ungestörte Lesen werden dadurch ungemein erschwert; aber darauf kommt es ja gar nicht an. Denn wie könnte sich das todte Wort überhaupt so weit vermessen, es der anschaulichen Vorführung der Erscheinungen, ja man kann sagen der Dinge an sich, auch nur von ferne gleichzuthun? Unsere ganze heutige Zeit ringt ja förmlich danach, von den Worten, deren wahrhafte Jahrhunderte lang genug gewechselt sind, endlich einmal loszukommen. Sehen will man, Thaten sehen, wie schon Goethe ersehnte. Unsere meisten modernen Bücher sind nichts anderes, als Bildersammlungen mit umschreibendem Text; Professor und Dichter sind mit Recht zu dienstbaren Geistern der schöpferischen Zeichner, Lithographen, Photographen u. s. w. geworden. Und so löst sich denn ganz folgerichtig selbst die wichtigste Lectüre, die des Conversationslexikons, am Ende in ein bloßes Bilderbesehen auf; für die Conversation kein Unglück, denn sie behält dadurch die ihr so nöthige naive Frische; eine vollkommene Beherrschung von je 30,000 — Brockhaus und Meyer zusammengenommen 60,000 — Spalten des gedruckten Textes müßte ihr ohne Zweifel etwas Überladenes geben.

Doch nun zur wichtigsten aller Fragen: welchen der Classiker der Conversation soll man für sich erwerben und bei sich aufstellen? Die oberen Zehntausend müssen natürlich jederzeit beide in neuester Auflage besitzen: nur so können sie, wie Lassalle in seiner großartigen Weise von sich sagte, mit der gesammten Bildung ihres Jahrhunderts bis an die Zähne gerüstet den Salon betreten. Für den minder Begüterten, der leider zwischen beiden wählen muß, giebt es mancherlei Mittel, um nichtsdestoweniger jenem Ideale nahezukommen. Junge Leute von der Meyerseite mögen in Familien heirathen, über denen Brockhaus mit seinem Füllhorn schwebt, und umgekehrt. Oder man associirt sich in diesem Sinn auf dem Wege der Freundschaft oder Nachbarschaft. Bei längerem Leben

wechsle man selber in jedem Jahrzehnt mit einer neuen Auflage des einen und des anderen ab. Wem endlich, wie manchem Parteipolitiker, der Ruf der Consequenz, der Treue gegen sich selbst auch in rein geistigen Fragen über den der Belehrbarkeit, der Entwicklungsfähigkeit geht, der halte getrost zeitlebens an einem und demselben der Leipziger Dioskuren fest; an welchem, ist einerlei, denn sie sind, wie Castor und Pollux, einander sprechend ähnlich an Gestalt, gleich an Charakter, völlig gleich an Werth.

An sie aber selbst, die Meister derer, die da wissen, wie Dante vor der Aera Brockhaus einen Aristoteles nannte, richte ich zuguterletzt noch eine dringende Bitte im Interesse der edelsten menschlichen Tugend, der ausgleichenden Gerechtigkeit. Es handelt sich um die uralte Tyrannei des Alphabets. Die Erfindung des Alphabets macht dem Scharfsinn der Semiten ebensoviel Ehre, wie sie andererseits auf einen erschreckenden Mangel an Billigkeitsgefühl bei ihnen schließen läßt. Die unerbittliche Ordnung von A bis Z erscheint vom socialen Standpunkt aus als eins der schwersten Übel. In Berlin gelangte vor Jahrzehnten ein Dr. Abarbanell zu einer beneidenswerth ausgedehnten Praxis, weil er das Adreßbuch regelmäßig eröffnete; ein hochbegabter Rechtsanwalt dagegen, Namens Zyxis, brachte sich aus Mangel an Beschäftigung gewaltsam ums Leben. Das gleiche Unwesen herrscht nun auch auf dem Gebiete des Wissens. Wer mit einer neuen Auflage des Conversationslexikons, die in Lieferungen oder Bänden im Elternhause bezogen wird, aufwächst — und wer wüchse nicht so auf? —, erhält über Abraham a Santa Clara schnell und sicher Bescheid; von Alexander Ypsilanti weiß er allenfalls aus einer Balladensammlung, daß er „saß auf Munkacs hohem Thurm" —, warum er aber eigentlich dort gesessen, das erfährst du erst, wenn der väterliche Brockhaus oder Meyer endlich beim Y angelangt ist, d. h. wenn du selbst vielleicht die Schule längst verlassen hast. In diesem Falle hat nun Brockhaus in der That ein menschliches Rühren gefühlt: während noch in der 13. Auflage die Ypsilanti's dicht vorm Schlusse des 16. Bandes stehen, heißt es in der 14. dort: „Ypsilanti, Fanariotenfamilie, s. Hypsilantis", und sie sind denn auch wirklich bereits unter H vollständig abgemacht. Allein dies Mittel des Vorwegnehmens läßt sich leider nicht überall anwenden; beim Artikel Watercloset braucht es Brockhaus ähnlich mit durchschlagendem Erfolg, aber bei Virchow, Walther von der Vogelweide, Zoroaster, Zumbusch versagt es platterdings. Und man werfe nicht ein, daß dieser eine Übelstand durch einen anderen, entgegengesetzten aufgewogen werde: ich erblicke hierin weit eher eine Verdoppelung der Schäden. In dem Augenblick nämlich, wo man vier Jahre nach dem Anfang der neuen Auflage endlich bis ans Ende des Alphabets gekommen ist, hat man nun zwar etwa über Richard Wagner und Karl Maria v. Weber wirklich das Nagelneueste vernommen; allein inzwischen sind die aus dem Lexikon geschöpften Ansichten

über Bach und Beethoven bereits als entschieden veraltet, wenn nicht geradezu als unhaltbar anzusehen: von den einen also wußte man die längste Zeit gar nichts, über die anderen ist man von Tag zu Tag unvollkommener unterrichtet. Supplementbände helfen dem letzteren Gebrechen nur in sehr beschränktem Maße ab. Springt man freilich als lebenslänglicher Käufer im ununterbrochenen Umtrieb der auf einander folgenden Auflagen sogleich wieder von Zwolle und Zytomierz nach Aachen und Aalborg zurück, so kommt wenigstens ein periodisches Gesetz in den Gang dieser Mißstände; gehoben aber werden sie dadurch in Wahrheit nicht. Das geschähe nur dann, wenn neben Meyer und Brockhaus noch 14 andere gleichwerthige Conversationslexika erschienen und zwar so, daß alle 16 gleichzeitig je einen verschiedenen Band ihrer Reihe ausgäben. Alsdann erhielte die Menschheit jedes Vierteljahr den gesammten Schatz ihrer Kenntnisse von A bis Z in neuester Prägung überliefert, und kein Buchstabe könnte sich über irgendwelche Zurücksetzung beklagen. Solange wir indeß auf Brockhaus und Meyer angewiesen bleiben, sollten diese — und hierin besteht eben meine feierliche Bitte — wenigstens ein Abkommen unter einander treffen dahin, daß jeder beim ewigen Distanzritt der Concurrenz genau um die Hälfte der alphabetisch geordneten Artikel von dem anderen entfernt bleibe. Die unvermeidlichen Stockungen im Vollgenuß der zeitgenössischen Cultur würden dann auf den erträglichsten Grad herabgemindert. Und welch wundervolle Contraste ergäben sich für den eingestandenen Hauptzweck des Ganzen, die gebildete Conversation! Wenn die Anhänger Meyers z. B. als vollendete Kenner der jüngsten Fortschritte Edisons auf dem Felde der Elektrotechnik glänzten, könnten die Kämpfer für Brockhaus ihnen lächelnd mit dem Neuesten von der farbigen Photographie oder den Röntgenstrahlen heimleuchten; das Bürgerliche Gesetzbuch und der Walfischfang im Polarmeer könnten abwechselnd von dieser oder jener Seite her mit der nämlichen Sachkunde durchgesprochen werden. Noch kräftiger würde dann aus vereinten Kehlen der Jubelruf erschallen: wie gut, daß in Deutschland nicht bloß ein unversiegbarer Strom des Wissens fließt, sondern daß ihrer zwei mit gleich majestätischem Gang, verschwistert und friedlich, dem Ocean der gebildeten Unterhaltung zurollen!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

